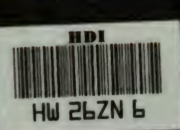
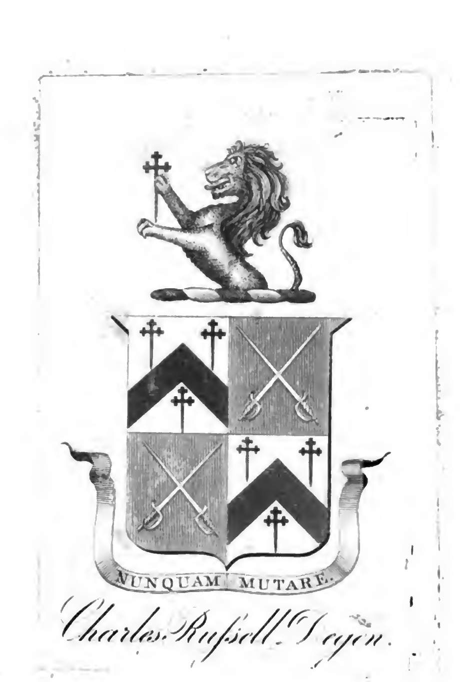
K E 412



Digitized by Google

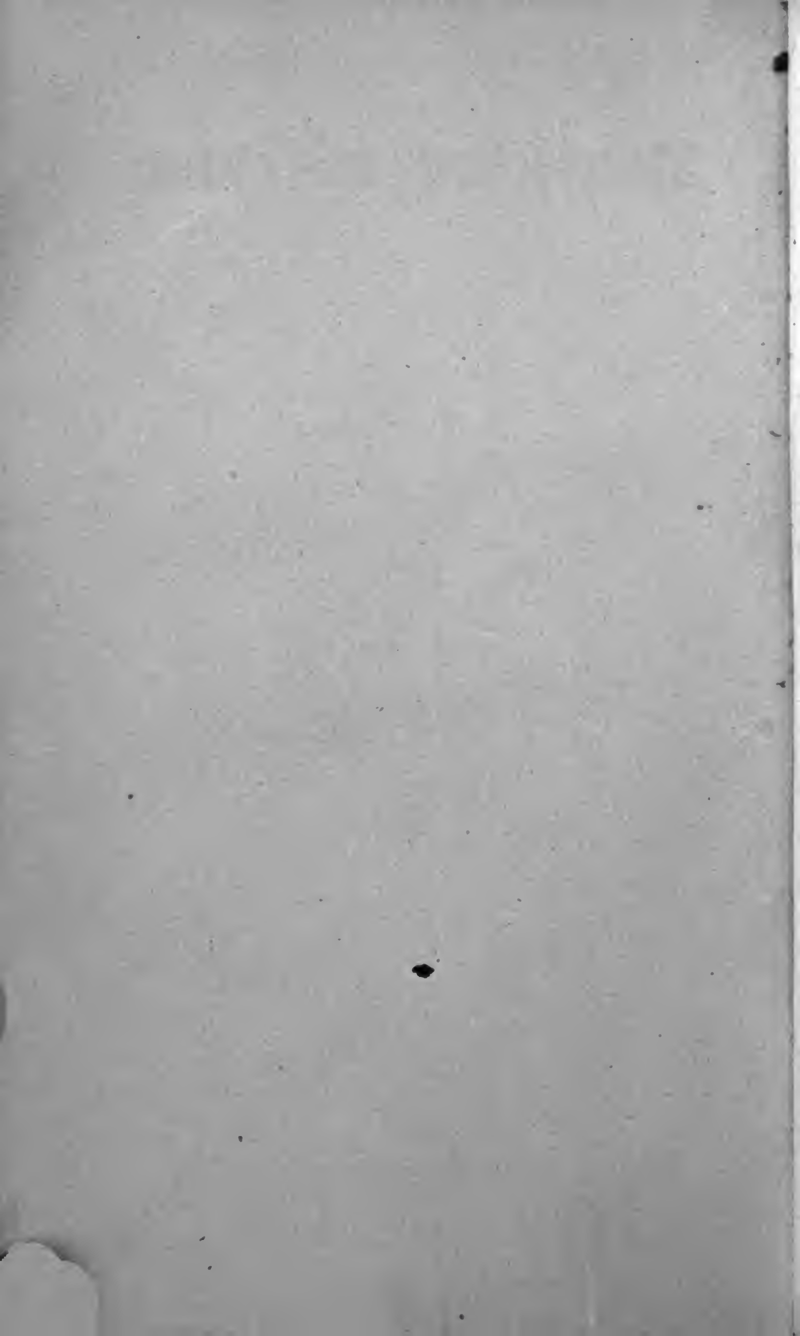
KE 412





Digitized by Google





Deutsches Lesebuch.

Erster Cursus.

Von

Carl Oltrogge,

Vorsteher der höheren und der Bürgertöchterschule in Lüneburg.

Sechste verbesserte Auflage.

Hannover.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

1845.

Digitized by Google

KEH12

Grace D. Suter
and
Martha W. Suter

HARVARD COLLEGE
April 16, 1935
LIBRARY

Radcliffe College
Library

Digitized by Google

Vorwort.

Je mehr die neuen Auflagen meiner Lesebücher mich von der günstigen Aufnahme, welche sie in vielen Schulen des In- und Auslandes gefunden haben, überzeugten, desto mehr erkannte ich die Nothwendigkeit, einmal zu bessern, so viel ich vermochte, sodann aber auch mit den Veränderungen für längere Zeit zum Abschluß zu kommen, um die Unbequemlichkeit, die aus der stets sich erneuernden Verschiedenheit der Auflagen beim Schulgebrauche entsteht, zu vermeiden. Ich habe daher, schon als die vierte Auflage des zweiten Cursus nothwendig ward, alle vier Theile des Lesebuches einer Prüfung unterworfen, einige mir minder zweckmäßig erscheinende Aufsätze mit bessern vertauscht, vorzüglich aber mehrere Lesestücke aus einem Cursus in einen andern gebracht, um ein mehr stufenmäßiges Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern zu gewinnen. Dies Letztere war besonders bei dem ersten Cursus und dem Elementarlesebuche nothwendig, weil das Elementarlesebuch nicht mit in meinem ursprünglichen Plane berücksichtigt war.

Die Zwecke meiner Lesebücher sind in den Vorreden zu den andern Theilen und den frühern Auflagen besprochen worden; sie hängen alle mit dem Grundsatze zusammen, der

Digitized by Google

in der neueren Zeit immer mehr Anerkennung findet, daß das Lesen deutscher Schriftsteller in den Schulen nicht blos den Zweck haben soll, richtig und gut lesen, sprechen und schreiben zu lehren, sondern als ein Hauptbildungsmittel des Geistes und Herzens zu benutzen sei, was freilich für den Lehrer nicht so leicht ist, als es aussehen mag.

Lehrer, welche diesen ersten Cursus bei ihrem stylistischen Unterricht benutzen, erlaube ich mir aufmerksam zu machen auf die vom Rector Schröder in Otterndorf als Anhang zu diesem Cursus herausgegebene „Vorschule deutscher Stylübungen", in welcher der Stoff des Lesebuches zu Sprech- und Stylübungen verarbeitet ist.

Lüneburg.

Oltrogge.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Prosaischer Theil.

I. Erzählungen.

Digitized by Google

II. Märchen und Sagen.

III. Darstellungen aus der Naturlehre.

IV. Darstellungen aus der Naturgeschichte.

Digitized by Google

V. Schilderungen von Naturmerkwürdigkeiten.

VI. Darstellungen aus der Völkerkunde.

Digitized by Google

VII. Erzählungen aus der Weltgeschichte.

Poetischer Theil.

I. Fabeln und Parabeln.

Digitized by Google

II. Erzählungen, Balladen, Idyllen und Legenden.

Digitized by Google

III. Lieder und elegische Gedichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Prosaischer Theil.

I. Erzählungen.

1. Die Weihnachtsfeier.

So fröhlich, wie heute, waren Auguste und Lottchen seit einem Jahre nicht erwacht, denn die ganze Nacht hatte ihnen geträumt von den strahlenden Lichtern des Christbaumes, der am gestrigen Abende so herrlich ihnen entgegenglänzte, als die Glocke sie nach kurzem, ungeduldigem Harren in den großen, geputzten Saal rief, und von den mannigfaltigen, wunderschönen Geschenken, mit welchen die lieben Eltern die Weihnachtsfreude ihnen erhöhet hatten. Ungern nur hatten sie sich gestern erst spät von all' den herrlichen Sachen getrennt, um zur Ruhe zu gehen; aber als nun die freundliche Sonne wieder auf die weißen Dächer schien, waren sie schon angekleidet, um auf's neue die Christgaben zu besehen und sich ihrer zu freuen. Der Morgen entfloh unter lauter Freude, und als nun am Mittage die Strahlen der Sonne es draußen so freundlich erscheinen ließen, und selbst die Eiszapfen hinter dem Fenster zu schmelzen anfingen: da machte Auguste ihrer Schwester den Vorschlag, ob sie nicht in Begleitung des Bruders ein wenig hinausgehen wollten zum nahe liegenden Hölzchen, um auch dort die Tannenbäume zu besehen, die der liebe Gott so festlich mit dem weißen Reif geschmückt hatte. Lottchen hatte ebenfalls große Lust dazu, und Bruder Wilhelm ließ sich leicht bewegen, dann er den Schwesterchen einen Gefallen thun konnte. Hurtig warfen sie ihre Mäntel um, setzten ihre warmen Winterhüte auf, und so, wohl gegen die Kälte verwahrt, hüpften sie, dem Winter zum Trotz, munter und fröhlich in's Freie. Freilich schnitt die Luft scharf und färbte ihre Wangen röther; aber in ihrer warmen Umhüllung achteten sie das nicht und waren bald im Tannenhölzchen. Wohl war es hier lieblich anzusehen, wie die Bäume dastanden, die grünen Zweige mit weißem Reife behangen, den die Sonne wie Diamanten blitzen ließ. „O wie schön!“ sagte Auguste; „glänzen doch die Bäume beinahe so herrlich, wie unser Christbaum gestern Abend mit seinen vielen Lichtern.“ Aber plötzlich schwieg sie still, denn sie bemerkte nicht weit von sich einen Knaben in schlechten, halb zerrissenen Kleidern, der vor Kälte zitterte, die erstarrten Hände an den Mund hielt und bitterlich weinte. Neben ihm lag ein kleines Bündel Reisholz, das er wahrscheinlich eben gesammelt hatte. „Was mag doch dem armen Jungen fehlen,“ sagte voll Mitleid Auguste, „daß er am Weihnachtsfeste selbst so traurig ist?“

Die Kinder traten näher und fragten ihn, warum er so weine, „Ach!“ sagte der Knabe, „der Vater ist krank, und die Mutter kann nicht so viel verdienen, daß wir satt werden und uns erwärmen können;

da muß ich Holz sammeln, daß nur der Vater nicht friere. Ach! ich thue es ja so gern; der arme Vater ist so gut, und die liebe Mutter weint so viel; aber heute ist es gar zu kalt!" Und dabei fing er immer heftiger an zu weinen. Indessen hatten die Kinder Zeit gehabt, den Knaben zu betrachten; sie sahen nun wohl, daß seine schlechte Kleidung ihn nicht gegen die Kälte schützte, und daß er vor Frost hatte weinen müssen. Eine Zeit lang standen sie alle drei stumm da und sahen betrübt den armen Knaben an, und eine Thräne trat in Augustens Auge. Dann griff sie in ihren Arbeitsbeutel, nahm das Geld, was sie bei sich hatte, und gab es dem armen Knaben; dasselbe thaten auch Lottchen und der Bruder; denn alle waren tief gerührt von des Knaben Erzählung. Dieser war ganz erstaunt und sah seine Wohlthäter stumm an; dann aber wischte er sich die Thränen aus den Augen und suchte seinen Dank und seine Freude auszudrücken. "O, wie wird die Mutter sich freuen!" sagte er; "nun kann sie dem Vater eine Suppe kochen und einheizen, daß wir alle recht warm werden." Dann nahm er sein Bündel Holz unter den Arm und eilte fröhlich davon. Die Kinder begleiteten ihn, und er mußte ihnen unterwegs erzählen, wie seine Eltern hießen, und wo sie wohnten. "Wenn deine Eltern so arm sind," sagte Wilhelm, so hast du auch wohl gar nicht einmal Etwas zum heiligen Christ beschert bekommen?" "Ach! "sagte der Knabe, "wenn ich nur hätte essen können! aber die Mutter hatte Nichts, und so mußte ich hungrig zu Bette gehen." Still und nachdenkend setzten die Kinder ihren Weg fort, und als sie wieder nach Hause kamen, war ihr Erstes, daß sie der Mutter von dem armen Knaben erzählten, der keine Weihnachtsgaben bekommen habe und dazu Hunger leiden und frieren müsse. "Ach! Mütterchen," sprach dann Auguste, "Bruder Wilhelm hat ja wohl noch alte Kleider, die der arme Junge bekommen könnte; Lottchen und ich wollen auch Etwas hervorsuchen, was er gebrauchen kann, und wenn du es erlaubst, wollen wir ihm das schenken." Gern willigte die Mutter ein; auch der Vater kam dazu, und da er den Vater des Knaben als einen sehr redlichen und fleißigen Mann kannte, so beschloß auch er, Etwas zur Unterstützung der unglücklichen Familie zu thun. "Wie wär' es," sagte die Mutter, "wenn wir schnell das Alles besorgten, heute Abend den armen Knaben rufen ließen und ihn dann mit den Geschenken überraschten? — dann könnte doch auch er sich diese Weihnachten freuen, wo ja Alles so froh ist." "O, das ist herrlich!" rief Auguste, und schnell eilte sie mit den Geschwistern davon, um Alles herbeizusuchen, womit sie den armen Knaben am Abend erfreuen wollten. Als sie die Kleidungsstücke herbeigeholt hatten, sagte die kleine Lotte: "ich wüßte noch Etwas, was herrlich wäre. Wenn wir nur könnten, müßten wir dem guten Jungen auch einen Christbaum aufschmücken; wie würde er sich da freuen, wenn er die vielen Lichter sähe." Den Geschwistern gefiel der Vorschlag, und Wilhelm erbot sich, das ins Werk zu richten. Er wußte schnell für ein paar Groschen einen Tannenbaum anzuschaffen; die Mädchen nahmen einige Lichter und Näschereien aus ihrem Christbaume, und so war bald Alles fertig. Fast mit noch größerer Ungeduld, als gestern, erwarteten die Kinder den Abend. Als es eben dunkel geworden war, baten sie die Mutter, daß sie doch jetzt hinschicke und den Knaben holen lasse. Nun steckten sie die Lichter

Digitized by Google

an, legten die Geschenke unter den Tannenbaum und erwarteten freudig den Augenblick, wo der Knabe kommen würde. Bald war er da; die Thür wurde ihm geöffnet, und als er nun hereingetreten, und ihm gesagt war, das solle seine Christbescherung sein, und auch seinen Eltern solle geholfen werden: so stand der Knabe ganz erschrocken da; er staunte bald die Lichter, bald die Geschenke an, und Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen. Die Kinder standen um ihn her, das Herz klopfte ihnen vor Freude, und noch oft sprachen sie nachher von diesem Abende und meinten, dies Weihnachtsfest sei doch das schönste gewesen.

2. Der Sechser.

Ein armer, alter, blinder Mann saß an der Ecke einer Straße und erhob jedesmal, wenn er die Schritte einer sich ihm nahenden Person vernahm, seine klagende Stimme. Nur durch das Brot, das er sich erbettelte, fristete er sein trauriges Dasein. Jeder mitleidige Vorübergehende theilte ihm eine Kleinigkeit mit, und war ja einer nicht im Stande, ihm Etwas zu geben, sagte er ihm wenigstens die tröstenden Worte: „Gott stehe euch bei!“

Sowohl für die, welche ihn unterstützten, als für die, die ihn auf Gottes Hülfe verwiesen, betete der gute Mann. Ein Knabe, der auch diese Straße kam, um in einem benachbarten Dorfe bei seiner Tante einem ländlichen Feste beizuwohnen, sah den armen Blinden, blieb vor ihm stehen und betrachtete ihn mit inniger Theilnahme. „Der arme Mann,“ dachte er, „kann nicht Felder und Wiesen und Gottes schöne Sonne sehen; ihm ist es dunkel vor den Augen, wie mir es ist in finsterer Nacht; er kann nicht arbeiten und müßte Hungers sterben, wenn man ihn nicht unterstützte; — wie unglücklich bin ich, Nichts zu haben, was ich ihm schenken könnte! Wenn ich erwachsen und wohlhabend genug sein werde, will ich allen Armen, die mir begegnen, ein Almosen reichen.“ — So sprach der Knabe mit sich selbst, aufmerksam den Blinden betrachtend. — „Gott segne euch, guter Mann!“ rief er endlich mit vernehmlicher Stimme, als er sich entfernen wollte. — „Herzlichen Dank, liebes Kind,“ erwiederte der Blinde, „auch dich segne Gott und lasse dich einen braven und redlichen Mann werden!“ — Dieser schöne Wunsch des Unglücklichen vollendete die Rührung des Kindes, und eine Thräne befeuchtete sein Auge. — „O, wie sehr, wie sehr unglücklich bin ich, Nichts bei mir zu haben, was ich ihm geben könnte!“ sagte es, langsam sich entfernend.

Nach und nach verwischte sich der Eindruck, den dies auf's Gemüth des Knaben gemacht hatte, und er fand Vergnügen daran, die schöne Landschaft zu bewundern, die Vögel singen zu hören, Blumen zu pflücken und die Vorübergehenden zu betrachten. Unter solchen Beschäftigungen hatte er beinahe das Dorf erreicht, und schon hörte er die Musik, nach welcher unter der Ulme die fröhliche Jugend tanzte, als er auf dem Wege eine Münze, zur Hälfte mit Staub bedeckt, bemerkte. Geschwind bückte er sich danach und sieh — es war ein blanker Sechser. Das Herz schlug ihm vor Freude über den herrlichen Fund, und der erste Gedanke war an den armen blinden Mann. „Wenn ich hineilte und ihm diesen

Digitized by Google

Sechser gäbe!« — Er kehrte um; — es war ja nur, wenn er den Schritt beschleunigte, eine Viertelstunde Weges zurückzulegen! — wie bald war dies geschehen. Und darf man wohl, wenn eine gute Handlung unternommen werden soll, die Zeit in Anschlag bringen? — Darnach zauderte er ein wenig, bedenkend, daß er für einen Sechser zum heutigen Feste sich Etwas kaufen könne, und daß es doch recht unangenehm sei, durch zwei Reihen mit schönen Sachen geschmückter Buden wandern zu müssen, ohne einen einzigen Sechser aufwenden zu können; — man spielt gewiß eine sehr traurige Rolle, wenn man Nichts im Beutel hat. — — Aber für den armen Mann, der vielleicht diesen Mittag Nichts hat, womit er seinen Hunger stillen kann, würde ein Sechser hinreichen, um sich auf einen ganzen Tag mit Brod zu versehen; — »und ich,« — fuhr der Knabe fort, bei sich selbst zu überlegen — »ich werde ein gutes Gericht bei meiner Tante finden, auch überdies noch Kuchen erhalten. — Also geschwind fort und dem armen Manne den Sechser gegeben, auf den ich ohnehin keine Rechnung machen durfte. Doch« — — noch einmal blieb er zögernd; er war so lange nicht in dem Besitze eines Sechsers gewesen. — Während der Kleine zwischen dem Vergnügen, dem Unglücklichen eine Wohlthat zu erzeigen, oder seinen eingebildeten Freuden zu fröhnen, schwankte, sah er jubelnd und hüpfend eine Menge Kinder seines Alters auf sich zukommen, welche einen Mann verfolgten, der auf den Schultern zwei Puppen, Herrn Kasperle und Jungfer Suschen trug. Geschwind gesellte er sich zu diesem fröhlichen Schwarme und verfolgte gleich den Übrigen Herrn Kasperle und Jungfer Suschen. Der Mann erreichte sein kleines Theater auf dem Marktplatze des Dorfes und begann, um die Leute anzulocken, nun seine Stücke zu zeigen. Dies war nur der Anfang von den Dingen, die da kommen sollten.

Als die Versammlung zahlreich genug geworden war, wurde ein noch viel schöneres Schauspiel angekündigt. In einer laterna magica konnte man für einen Sechser eine Menge herrlicher Sachen, Könige und andere große Herren, alle Hauptstädte der Welt, Sonne, Mond und Sterne ganz in der Nähe zu sehen bekommen. Die schönsten Dinge waren darin zu sehen. Haufenweise drängte man sich herzu; der kleine Knabe blieb unentschlossen am Eingange stehen, sein schätzbares Geldstückchen in der Tasche umwendend.

Alles rief der Mann herbei und, um desto besser die Eitelkeit der Umstehenden aufzuregen, endete er seine Einladung, aus allen Kräften schreiend, jedesmal mit den Worten: »ja wahrhaftig, meine lieben Freunde, wer sich das Vergnügen versagt, so etwas Außerordentliches anzusehen, muß keinen Sechser mehr in der Tasche haben!« —

Von ungefähr wendete er seine Blicke auch auf den Knaben, und dieser, welcher glaubte, des Mannes Worte wären nur allein an ihn gerichtet, raffte sich zusammen, zog seinen Sechser und trat ein, wie die Übrigen. Das schöne Schauspiel dauerte keine Viertelstunde, und das Kind ging nun eben so reich hinaus, als es vor seinem glücklichen Fund gewesen war.

Die Erinnerung an den Blinden, die fortdauernd den Knaben be-

Digitized by Google

schäftigte, trübte das genossene Vergnügen gar sehr. Ganz kleinlaut kam er zu seiner Tante.

Um sein Gewissen zu beschwichtigen, suchte er sich zu überreden, daß diese ihm gewiß etwas Geld geben würde, welches er nicht verwenden, sondern Abends bei der Rückkehr dem armen Manne reichen wollte. Es ging jedoch nicht so, wie er sich vorgestellt hatte. Die Tante nahm ihn zwar sehr freundlich auf, freundlicher noch, als er verdiente, und bewirthete ihn mit so viel Torte, Obst und Naschwerk, als wohl kaum der blinde Mann heute trocknes Brot zu verzehren hatte; aber Geld gab sie ihm nicht; sie glaubte Alles gethan zu haben, wenn sie ihm noch ein Kegelspiel und eine kleine Trompete kaufte. Mit diesem Spielzeuge schickte sie ihn wieder zurück und empfahl ihm, sich unterweges nicht aufzuhalten.

Anfangs war er sehr niedergeschlagen. Er warf sich seine Hartherzigkeit vor, nahm jedoch im Nachdenken darüber seine Trompete zur Hand und fing an, aus Leibes-Kräften zu blasen. Als er in die Nähe des blinden Mannes kam, blies er aber weit weniger stark und hörte endlich auf. Mit Vorsicht ging er selbst auf die andere Seite der Straße, als wenn er fürchtete, bemerkt zu werden.

Der arme Mann, der ein sehr gutes Ohr hatte, ließ ihn nicht vorübergehen ohne die kurze Bitte, welche er an Jedermann richtete: „haben sie Mitleid mit einem armen blinden Mann, der sich nur auf die Wohlthaten guter Menschen verlassen muß!“ — — Diese Worte zerrissen das Herz des Knaben, und er wagte es nicht, wie am vergangenen Morgen zu antworten: „Gott segne euch guter Mann!“ — Ganz still schlich er vorüber, so unzufrieden mit sich selbst, als wenn er den Sechser diesem armen Unglücklichen gestohlen hätte.

Diese Unzufriedenheit mit sich selbst empfand er jedesmal wieder, wenn er hier vorüberging, der Blinde mochte nun da sein, oder nicht; und er machte sich so lange Vorwürfe darüber, bis er das Glück hatte, dem Armen einen Sechser geben zu können, den er sorgfältig von Pfennig zu Pfennig erspart hatte. „Ach, Gott sei Dank!“ rief er in der Freude seines Herzens — „Gott sei Dank! Nun kann ich wieder ruhig hier vorübergehen und dem Blinden zurufen: „Gott segne euch, guter Mann!“ —

Aus Houwald's Erzählungen.

3. Die Alphirten.

In dem Schweizerlande giebt es ein hohes Gebirge, die Alpen genannt, dessen Spitze ragt weit über die Wolken hinaus und ist mit ewigem Schnee und Eise bedeckt. Aber die Mitte des Gebirges ist reich an herrlichen kräuterreichen Weiden, und rings umher wohnen Hirten. Die Kinder wachsen unter den Heerden auf und lernen früh sie klüglich weiden.

So waren auch zwei Knaben, Lienhard und Wälty, Nachbarskinder, deren Eltern wohnten am Fuße des Gebirgs, und hatten jeglicher eine Heerde. Auch war noch ein anderer Knabe, Namens Hannely, der wohnte ein wenig ferner und pflegte auch mit ihnen zu weiden auf dem

Digitized by Google

Gebirge. So zogen sie denn hinauf im Frühlinge und Sommer, Sonntags und Werkeltags, auf die hohe Alp. Denn die Eltern besorgten die häuslichen Dinge, oder sie vermochten nicht, die Höhen zu ersteigen, wo die besten Kräuter wachsen.

Eines Morgens, als der Tag dämmerte, zogen Lienhard und Wälty wieder hinaus auf die Alp. Sie harreten ein Weilchen unten auf der Matte, ob Hannely nicht käme; aber er kam nicht. Da sprachen die Knaben: „Er wird wohl kommen; er weiß ja die Stelle, wo er uns findet.“ „Aber es ist Schade, daß er nicht bei uns ist,“ sagte Lienhard, „denn es ist Sonntag, und wir müssen den zusammen feiern, wie sonst. Dazu habe ich noch etwas Besonderes vor.“

Da fragte Wälty: „Was ist denn das?“ Und Lienhard antwortete: „Siehe, wir wollen uns ein Kirchlein bauen.“ Da sprach Wälty: „Wie können wir Knaben ein Kirchlein bauen? Hätten wir auch Steine und Werkzeuge, so fehlt uns doch die Kraft und die Geschicklichkeit dazu. Auch ist es ja Sonntag, da darf man nicht arbeiten.“

„Ein frommes Werk darf man wohl thun,“ antwortete Lienhard. „Und es soll kein Kirchlein von Stein und Holz werden, sondern wir bauen eins von Zweigen. Sieh, drüben liegen noch Pfähle von einer verfallenen Sennhütte, die dienen uns zu Pfeilern.“

Darauf machten sich die Knaben an die Arbeit und sprachen: „Wie wird sich Hannely wundern, wenn er das Kirchlein sieht!“ Nun arbeiteten sie mit frischem Muthe, und bald hatten sie das Hüttchen vollendet. Es stand auf einer hohen Alp in einem lieblichen Thale, das nur gegen Morgen sich eröffnete in eine unermeßliche Aussicht; an der andern Seite strebten die Berge empor bis weit über die Wolken, und von oben glänzten die weißen Eismassen, jetzt erglühend im Strahle der Morgensonne.

Darauf pflückten die Knaben die herrlichsten Blumen des Alpengebirges, die goldfarbige und blaue Enziane, Aurikeln, Ranunkeln und andere, flochten daraus Kränze und Gewinde und schmückten damit die Seiten ihres Kirchleins. Auch bauten sie einen Altar von Rasen und bekränzten ihn mit den schönsten Blumen. Darauf warteten sie, ob Hannely käme, aber er kam nicht. Nun schauten sie von der Höhe hernieder, ob sie nicht seine Heerde von ferne sähen; aber sie sahen keine Heerde und keinen Hirten.

Endlich hörten sie von ferne aus dem Dörflein das Sonntagsglöckchen läuten. Da sagte Lienhard: „Komm, Wälty, jetzt ist's auch unsere Zeit ins Kirchlein zu gehen.“ Nun trieben sie die Heerde in das Thal nahe bei dem Hüttchen, und sagten zu den Schafen und Ziegen: „Graset nun fein und seid stille; wir müssen ins Kirchlein gehen.“

Als sie nun hineintraten, nahmen sie ihr Käppchen ab und setzten sich auf ein Bänklein und saßen ganz still und andächtig ein Weilchen. Da ward ihnen recht fromm zu Muthe, denn das Morgenlüftchen spielte in den Blättern des Kirchleins, also, daß es leise säuselte; dazu tönte das Glöckchen aus der Ferne. Die Knaben aber beteten heimlich in ihrem Herzen.

Darauf flüsterte Wälty zum Lienhard: „Könnten wir auch ein Liedlein singen!“ Und Lienhard sagte: „Wir wollen das Alpenliedlein singen, das ist gut dazu.“ Nun sangen die Knaben:

Digitized by Google

Das Alplied.

Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott;
Er färbt das Morgenroth,
Die Blümlein weiß und blau
Und labet sie mit Thau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Von kräuterreichen Höh'n
Die Lüftlein lieblich weh'n,
Gewürzig, frei und rein.
Mag's wohl sein Odem sein?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Erquickt sein milder Strahl
Das stille Weidethal;
Des hohen Gletschers Eis
Glänzt wie ein Blüthenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Des Gießbachs Silber blinkt;
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner reichen Hand;
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
In Schaaren, weiß und schön,
Die Schaf' und Zieglein geh'n
Und finden's Mahl bereit,
Daß sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Der Hirt sein Heerdlein schaut;
Sein Herze Gott vertraut,
Der Geis und Lamm ernährt,
Ihm auch wohl gern beschert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Als sie das Alplied ausgesungen hatten, nahmen sie Blumen und streuten sie auf den Altar, als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit. Darauf kehrten sie zu den Heerden zurück, die am Abhange ruhig weideten. Als sie nun in das Thal hinunter sahen, erblickten sie ganz unten eine kleine

Digitized by Google

Heerde. Da riefen sie: „Das ist Hannelys Heerde; wir wollen hinunter und ihn holen, daß er nicht allein weide, und damit er unser Kirchlein schaue.“

Als sie nun hinunter kamen, sahen sie, daß nicht Hannely, sondern dessen Vater die Heerde weidete; und sie wunderten sich und fragten: „Wo ist Hannely?“ Da sprach der Vater: „Er liegt im Bette und ist krank, darum weide ich die Schafe; aber ich darf nicht ferne gehen von der Heimath, denn die Mutter ist betrübt.“

Da sprachen die Knaben einmüthig: „Wir wollen die Schafe hüten, als ob es unsere eigenen wären, bis Hannely wieder gesund ist.“

Also übernahmen sie die Heerde, und der Vater kehrte froh zur Heimath. Die Knaben aber gedachten nun, daß Hannely so gern Erdbeeren äße, und sie gingen hin und suchten die würzigsten und reifsten, die auf der Alp wuchsen. Dann flochten sie ein Körbchen aus Halmen, das füllten sie bis oben an, und als sie nun am Abend von der Alp kamen und die Heerde heim geleiteten, gingen sie beide zu Hannely und brachten ihm das Körbchen mit Erdbeeren, und ein Blumenkranz lag darüber. Da freute sich der kranke Hannely über die Maßen, und er aß von den Erdbeeren und genas in kurzer Zeit.

Lienhard aber und Wälty sagten: „Wir haben einen schönen Sonntag gefeiert!“

Krummacher.

4. Das Vogelnestchen.

Der Geheimerath von Treuhold besaß ein schönes Landgut in einer sehr angenehmen Gegend. Von Zeit zu Zeit kam er aus der Residenz dahin, um auf einige Tage der Landluft zu genießen und sich von seinen Geschäften zu erholen. Als es wieder Frühling ward, nahm er seine zwei kleinen Söhne, zwei liebliche, blühende Knaben, das erstemal mit dahin. Beiden gefiel es auf dem Lande ganz unvergleichlich. Der große Garten am Hause, die grünenden Saatfelder und die blumigen Wiesen entzückten sie. Über Alles ging ihnen aber das nahe Wäldchen voll Eichen, Birken, Erlen und blühender Gebüsche, durch das mehrere, reinlich mit Kies bestreuete Wege führten. Die kleinen Knaben lebten wie neu auf.

Eines Tages ging der Vater mit ihnen in das Wäldchen und zeigte ihnen ein Vogelnestchen. Das nette Nestchen, die fünf zarten jungen Vögelchen, denen die alten, die gar nicht scheu waren, Futter zutrugen, machten den Knaben unbeschreibliche Freude.

Der Vater setzte sich hierauf mit den zwei Knaben auf die steinerne Bank unter einer alten Eiche am Ende des Wäldchens, wo man eine sehr schöne Aussicht in das kleine, freundliche Thal hatte. „Ich will euch einmal von einem Vogelnestchen erzählen,“ sprach er, „und ich denke, ihr werdet die Erzählung sehr merkwürdig finden. Die Geschichte hat sich hier in dieser Gegend zugetragen.“

Beide Knaben waren sehr begierig, die Geschichte zu hören, und der Vater erzählte:

„An einem schönen Frühlingsmorgen, vor etwa vierzig Jahren, saß

Digitized by Google

unter eben dieser Eiche ein armer Knabe und hütete die Schafe. Er las dabei in einem kleinen Büchlein und war so vertieft in das Lesen, daß er fast nicht aufblickte. Von Zeit zu Zeit warf er jedoch einen schnellen Blick auf seine Schafe, die auf dem beblümten Rasen, zwischen dem Wäldchen hier und dem klaren Forellenbach dort, weideten.

Als er wieder aufblickte, stand ein überaus schöner, junger Herr, der wie Milch und Blut aussah, in einem goldgestickten Kleide vor ihm. Es war der Erbprinz, der damals noch nicht zehn Jahre alt war. Der Hirtenknabe kannte ihn aber nicht; er meinte, der freundliche junge Herr gehöre dem Forstmeister, der manchmal in Geschäften auf das benachbarte fürstliche Jagdschloß kam.

„Guten Morgen, junger Herr Forstmeister,“ sagte der Hirtenknabe, und zog seinen Strohhut ab, setzte ihn aber sogleich wieder auf. „Kann ich Ihm womit dienen?“

„Sag' mir einmal,“ sprach der Prinz, „giebt es in diesem Wäldchen auch wohl Vogelnester?“

„Das ist eine seltsame Frage für einen jungen Forstmann,“ sagte der Knabe. „Hört er denn nicht die Vögelein singen? Freilich giebt es Nester genug hier. Jedes Vögelein hat sein Nestlein.“

„Nun, so wirst du wohl auch ein Vogelnestlein wissen?“ sprach der Prinz freundlich.

„O ein wunderschönes Nestlein!“ sagte der Knabe freudig. „Das schönste, das ich in meinem Leben gesehen. Es ist so nett aus gelblichen Halmen geflochten, wie gedrechselt, und außen auf das zierlichste mit Moos bekleidet. Und Eilein sind darin, fünfe an der Zahl; die sind fast so schön blau, wie der helle, klare Himmel, der hier durch die Eichenblätter scheint.“

„Das ist schön!“ sprach der Prinz. „Komm und zeige mir das niedliche Nestchen. Ich bin sehr begierig es zu sehen.“

„Das glaub' ich wohl,“ sagte der Knabe. „Ich zeige es Ihm aber nicht.“

„Du darfst es nicht umsonst thun,“ sprach der Prinz, „ich werde dich gewiß dafür belohnen.“

„Das mag wohl sein,“ sagte der Knabe. Ich zeige es Ihm aber doch nicht.“

Jetzt trat der Hofmeister des Prinzen näher, ein ehrwürdiger geistlicher Herr in einem dunkelfarbigen Kleide, den der Hirtenknabe bisher nicht bemerkt hatte. „Sei nicht unartig, Kleiner,“ sagte er; „der junge Herr hier sah in seinem Leben noch kein Vogelnestchen, so viel er auch schon davon gelesen hat. Schon lange wünschte er, eines zu sehen. Mache ihm diese Freude und führe ihn hin. Er nimmt es dir nicht. Er will es blos ansehen; er rührt es nicht einmal an.“

Der Knabe stand auf, schüttelte aber den Kopf und sprach; „Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Ich zeige das Vogelnest nicht.“

„Das ist sehr unfreundlich,“ sagte der Hofmeister. „Es sollte dir ja eine Freude sein, Andern Freude zu machen, zumal — unserm geliebten Erbprinzen.“

„Ist der junge Herr der Erbprinz?“ rief der Knabe und nahm schnell den Hut ab, ohne ihn wieder aufzusetzen. „Es freut mich, den

Digitized by Google

Herrn Prinzen kennen zu lernen. Aber das Vogelnestlein zeig' ich ihm nicht, und wäre es der Fürst selbst.«

Der Prinz sprach verdrießlich: »Einen halsstarrigern, eigensinnigern Knaben habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Allein wir werden ja wohl Mittel finden, ihn zu zwingen.«

»Lassen sie das gut sein, Prinz!« sagte der Hofmeister. Auch ihn befremdete die feste Weigerung des Knaben. Er sprach daher zu ihm: »Kleiner, nur das Einzige sag' uns: Warum willst du das Nestchen nicht zeigen? Dann wollen wir gerne weiter gehn und dich in Ruhe lassen. Wenn du, was ich mir aber kaum vorstellen kann, irgend eine vernünftige Ursache dazu hast, so sage sie.«

»Hum,« sagte der Knabe, »die kann ich wohl sagen. Der Michel, der da drüben am Berge die Ziegen hütet, hat mir das Nestlein gezeigt, und ich habe ihm versprochen, es keinem Menschen zu verrathen.«

»Das ist etwas Anderes!« sprach der Hofmeister. Indeß wollte er die Ehrlichkeit des Knaben, die ihm sehr gefiel, noch weiter auf die Probe stellen. Er zog seine Geldbörse heraus und sprach: »Sieh hier dieses Goldstück! Dies soll dein sein, wenn du uns das Nest zeigest. Du brauchst ja deinem Michel Nichts davon zu sagen, daß du es uns gezeigt hast, so weiß er Nichts davon.«

»Ei, bedanke mich gar schön,« sagte der Knabe. »Nein, nein; da wäre ich ja doch ein Schurke, und das will ich nicht sein, Michel möge es wissen oder nicht. Was hülf' es mir, wenn es die ganze Welt nicht wüßte, wenn aber ich — und Gott im Himmel es wüßte, daß ich ein schlechter Kerl wäre. Pfui!«

»Du weißt vielleicht nicht, was dieses Gold werth ist,« sagte der Hofmeister. »Wenn du Kupfermünze dafür einwechselst, so bringest du sie in deinen Strohhut da nicht alle hinein. Er würde aufgehäuft voll!«

»Das wäre!« sagte der Knabe und betrachtete das Goldstück. »Freilich, da hätte mein armer Vater eine große Freude, wenn ich auf einmal so viel Geld heimbrächte.« Er sann ein wenig nach und rief dann heftig: »Nein — weiche von mir!« Hierauf sagte er aber sehr sanft: »Der Herr muß mir verzeihen! Er macht es grade so, wie jener Unhold in der Wüste, der auch sagte: »Dies Alles will ich dir geben!« » — Kurz und gut, ich gab dem Michel die Hand darauf, das Nestlein nicht zu verrathen. Ein Mann, ein Wort. Und hiemit Ade!« Er wollte gehen.

Jetzt kam der Jäger, der den Prinzen bediente und in einiger Entfernung zugehört hatte, herbei. Er hatte den Sinn des Hofmeisters wohl gefaßt, machte ein grimmiges Gesicht, packte den Knaben am Arm und sagte mit seiner tiefen Baßstimme: »Grober Bube, so begegnest du dem Prinzen, der einmal Fürst des Landes wird? Den zerlumpten Ziegenhirten dort am Berge ziehst du ihm vor? Auf der Stelle zeige das Nest, oder ich haue dir einen Flügel vom Leibe!« Er zog den Hirschfänger.

Der Knabe erblaßte, zitterte, bebte und flehte weinend und schreiend: »O Pardon, ich bitte um Pardon!«

»So zeige das Nest, Bube,« rief der Jäger, »oder ich haue!«

Der Knabe hielt beide Hände vor, schaute mit blinzenden Augen auf

Digitized by Google

die blanke Klinge, rief aber dabei immer: „O ich kann nicht, ich darf nicht, ich thu's nicht.“

„Nun genug!“ sagte der Hofmeister und hieß den Jäger einstecken. „Sei still, Kleiner; es soll dir kein Leid geschehen. Du hast dich wohl gehalten; du bist eine ehrliche Seele. Bitte deinen kleinen Freund erst um Erlaubniß, und dann komm und zeige uns das Nestchen. Das Goldstück mögt ihr dann mit einander theilen.“

„Gut! gut!“ sagte der Knabe; „heute Abend noch sollet ihr Antwort bekommen.“

Der Hofmeister ging mit dem Prinzen zurück auf das fürstliche Jagdschloß, auf dem sie vor ein paar Tagen angekommen waren, den Frühling auf dem Lande zuzubringen. „Die Ehrlichkeit des Knaben,“ sprach der Hofmeister unterwegs, „verdient in der That Bewunderung. Sie ist ein Edelstein, dessen Werth nicht genug zu schätzen ist. Der Knabe hat die Anlage zu einem großen Mann, zu einem festen, unerschütterlichen Charakter. — So findet man unter einem Strohdache oft Tugenden, die man in Palästen manchmal vergebens suchen dürfte.“

Der Hofmeister erkundigte sich bei dem Schloßverwalter näher nach dem Knaben. „Der Knabe,“ sagte der Verwalter, „ist sehr brav. Er heißt Georg; sein Vater ist ein armer Rechenmacher, aber einer der rechtschaffensten Männer weit umher.“

Nachdem die letzte Lehrstunde des Prinzen geendet war, trat er an das Fenster. „Aha,“ sagte er, „der kleine Georg wartet schon auf uns. Er hütet seine kleine Heerde nächst dem Wäldchen und blickt immer herauf gegen das Schloß.“

„So wollen wir denn hören, welche Antwort er uns bringt!“ sprach der Hofmeister. Beide verließen das Schloß und gingen dem Wäldchen zu.

Der kleine Hirtenknabe sprang ihnen voll Freude entgegen. „Dem Michel ist Alles recht!“ rief er schon von weitem. „Er schalt mich einen dummen Jungen, daß ich den Handel nicht sogleich einging und dann das Trinkgeld mit ihm theilte. Aber es ist doch besser, daß ich meinem Michel zuvor davon gesagt habe. Ich kann nun das Nestlein mit Freuden zeigen. Komm Er also nur mit mir, Herr Prinz!“

Georg lief voran, dem Wäldchen zu, und Prinz und Hofmeister gingen ihm langsam nach. „Sieht Er dort das gelbliche Vöglein auf dem Erlenzweige, das so fröhlich singt?“ sagte Georg zu dem Prinzen. „Dem gehört das Nestlein; das ist das Männchen. Nun müssen wir aber leise gehen.“

Auf einer lichten Stelle des Wäldchens stand zwischen dunkeln Schatten ein Weißdornbusch mit den glänzend grünen, zierlich ausgeschweiften Blättern und einer Menge weißer, kräftig duftender Blüthentrauben in vollem Glanze der untergehenden Sonne.

Der kleine Georg deutete mit dem Finger in den Strauch und sagte leise zum Prinzen: „Da guck' Er einmal hinein, Herr Prinz! Das Weibchen sitzt wirklich auf den Eiern.“ Der Prinz sah es sitzen. Es flog aber sogleich fort — und der Prinz hatte an dem zierlichen Halmenneстchen mit den netten Eierchen eine herzliche Freude.

Der Hofmeister machte manche schöne Bemerkung darüber. Hierauf

Digitized by Google

sagte er zu dem Knaben: „Jetzt komm mit uns, die versprochene Belohnung in Empfang zu nehmen. Gold hilft dir aber nichts; ich will dich daher in Silber bezahlen.“ Er nahm eine Geldrolle aus der Tasche und zählte dem erstaunten Knaben hier auf der steinernen Bank unter der Eiche den Betrag des Goldes in lauter neugeprägten Sechskreuzerstücken vor. „Theile aber richtig mit Michel!“ sagte der Prinz. „Auf Ehre!“ sagte der Knabe und sprang mit dem Gelde fort, als ob er es gestohlen hätte.

Der Hofmeister forschte nach, ob Georg mit dem andern Knaben richtig getheilt habe. Er hatte ihm nicht Ein Stück zu wenig gegeben. Seinen Antheil aber hatte er seinem Vater gebracht und kein einziges Stück für sich behalten.

Der Prinz kam nun alle Tage in das Wäldchen, um nach dem Nestchen zu sehen. Die alten zwei Vögelein scheuten sich, da er ihnen nichts zu Leide that, bald gar nicht mehr vor ihm. Mit tausend Freuden bemerkte der Prinz, wie die kleinen zarten Vögelein aus den Eiern krochen, wie alle die gelben Schnäbelchen weit aufrissen und alle zusammen laut pipten, wenn die Alten ihnen Futter brachten; wie die jungen Vögelchen immer größer wurden und zarte Federchen bekamen; und wie sie endlich eines Tages unter großem Jubel der Alten den ersten Ausflug wagten und sich auf die nahen Zweige der Bäume setzten, die Alten aber sie noch immer fütterten.

Der Hofmeister und der Prinz trafen den Knaben, der seine Schafe bald da, bald dort weiden ließ, öfter an. Es gefiel dem Hofmeister sehr wohl, daß der Knabe immer sein Büchlein bei sich hatte und sehr fleißig darin las. „Du weißt dich gut zu unterhalten, lieber Georg!“ sagte er zu dem Knaben. „Doch lies mir einmal eine Stelle.“ Der Knabe las laut und mit großem Eifer; mußte aber doch hie und da ein wenig buchstabiren.

„Nun,“ sprach der Hofmeister, „es geht so ziemlich; in welcher Schule hast du das Lesen gelernt?“ „Ach,“ sagte Georg, „ich bin noch in gar keine Schule gekommen. Es ist so weit dahin, und da hätte ich zu viel Zeit versäumt. Ich mußte im Winter zu Hause beständig spinnen. Auch vermöchte mein Vater das Schulgeld nicht zu bezahlen. Da habe ich denn meinen guten Freund, den Michel, der sehr gut lesen kann, angesprochen, es mir auch zu lehren. Er lehrte mich die Buchstaben kennen und sie zusammen buchstabiren. Ich habe das kleine Büchlein da, in dem schon Michel das Lesen gelernt, bereits dreimal ausgelesen; allein es ist nunmehr so beschmutzt und zerrissen, daß man viele Buchstaben nicht mehr recht deutlich sieht. Darum ist es auch nicht leicht, darin zu lesen.“

Als der Prinz den Hirtenknaben Georg wieder einmal antraf, zeigte er ihm ein neues, ungemein schön in rothen Saffian mit Gold gebundenes Büchlein. „Dies will ich dir einstweilen leihen,“ sagte er; „sobald du aber eine Seite ohne Fehler lesen kannst, so darfst du es behalten.“ Der gute Knabe war sehr erfreut und faßte es mit spitzigen Fingern so zart an, als wäre es von Spinneweben und könnte leicht zerrissen werden. Am andern Tage kam Georg schon und sagte: „Von den ersten sechs Blättern will ich Ihnen eine Seite, welche sie wollen, ohne Fehler

Digitized by Google

lesen.“ Der Prinz schlug eine Seite auf, und Georg las ohne Anstoß. Der Prinz schenkte ihm das Büchlein, und der Knabe hüpfte vor Freude.

Eines Morgens kam der Fürst zu Pferde und nur von einem Reitknecht begleitet ganz unvermuthet auf dem Jagdschlosse an. Er wollte sehen, wie der Prinz sich befinde, und welche Fortschritte er im Lernen mache. Bei Tische erzählte der Prinz von dem niedlichen Vogelnestchen und dem ehrlichen Hirtenknaben. Der Fürst hörte mit Wohlgefallen zu und bewunderte die Ehrlichkeit des Knaben. „In der That,“ sagte der Hofmeister, „seine Ehrlichkeit ist bewährtes, reines Gold. Der Knabe gäbe einmal für unsern geliebten Kronprinzen einen treuen Diener ab, auf den er sich verlassen könnte. Und da Gott dem armen Knaben auch vortreffliche Talente verliehen hat, so wäre es zu wünschen, daß er studiren könnte. Allein sein Vater ist sehr arm; es wäre aber doch schade, wenn der Knabe, der so talentreich und so ehrlich ist, in der Welt Nichts weiter werden sollte, als ein Rechenmacher, wie sein Vater.“

Der Fürst trat nach der Tafel mit dem Hofmeister an ein Fenster und redete einige Zeit allein mit ihm. Hierauf befahl er, den Knaben zu rufen. Georg kam und war hoch erstaunt, als er in den prächtigen Saal trat und den schönen, ansehnlichen Herrn mit dem Stern an der Brust erblickte. Der Hofmeister sagte dem Knaben, wer der Herr sei, und der Knabe neigte sich fast bis zur Erde.

„Nun, Kleiner,“ sprach der Fürst sehr freundlich, „wie ich höre, hast du große Freude an den Büchern. Hättest du wohl Lust zu studiren?“

„Ach,“ sagte Georg, „wenn es an sonst nichts fehlte, als an der Lust dazu, so würde ich heute noch ein Student. Aber mein Vater hat kein Geld. Da fehlt's.“

„Nun höre einmal,“ sprach der Fürst, „ich will einmal versuchen, ob wir einen Studenten aus dir machen können. Der Herr Hofmeister hier hat einen Freund, einen trefflichen Landpfarrer, der fähige Knaben in sein Haus aufnimmt, sie in den gelehrten Sprachen unterrichtet und sie auf die höheren Studienanstalten vorbereitet. Diesem Pfarrer will er dich empfehlen. Für Bezahlung der Kosten werde ich sorgen. Wie gefällt dir der Vorschlag?

Der Fürst erwartete, der Knabe werde sich sehr freuen und diese Gnade mit beiden Händen ergreifen. Allein der Kleine hatte zwar anfangs gelächelt, machte aber sogleich darauf ein sehr wehmüthiges, betrübtes Gesichtchen und schwieg. „Was ist dir?“ fragte der Fürst. „Es scheint, du möchtest lieber weinen, als lachen? Was hast du, laß einmal hören.“

„Ach du mein Gott,“ sagte Georg, „mein Vater ist so arm! Was ich den Sommer über an Hirtenlohn und den Winter über mit Spinnen verdiene, hat er höchst nöthig. Es ist zwar nur wenig; allein er könnte es doch nicht entrathen.“

„Du bist ein guter Knabe,“ sprach der Fürst höchst freundlich; „diese deine kindliche Liebe zu deinem Vater ist mehr werth, als die kostbarste Perle, die sich in meiner Schatzkammer befindet! — Was indeß deinem Vater entgeht, wenn du deinen Schäferstab und dein Spinnrad mit der Feder und den Büchern vertauschest, das werde ich ihm ersetzen. Ist's so recht?“

Digitized by Google

Der gute Knabe war vor Freude fast außer sich. Er küßte dem Fürsten voll des innigsten Dankes die Hand, benetzte sie mit Dankesthränen und sprang fort, die Freudennachricht seinem Vater zu bringen. Bald darauf kamen Vater und Sohn mit Augen voll Thränen und konnten ihren Dank für eine so große Gnade vor Weinen nicht aussprechen. —

Herr von Treuhold hatte auch Thränen in den Augen und schwieg.

„Nun," sagten Adolph und Wilhelm, „die Geschichte ist ja noch nicht aus! Wie ist es mit dem braven Hirtenknaben Georg weiter gegangen, und was ist aus ihm geworden?"

„Liebste Kinder," sprach der Vater, „jener Hirtenknabe war — ich."

„Der edle Fürst, den ihr nicht mehr gekannt habt, nahm mich, nachdem ich meine Studien vollendet hatte, in seine Dienste. Da er mit meinen treuen Diensten zufrieden war, so nannte er mich von Treuhold. Er ist bereits vor zehn Jahren gestorben; sein Andenken aber wird nie sterben. Mein Dank und der Dank des ganzen Landes folgt ihm nach in die Ewigkeit."

„Jener kleine Prinz, den ich hier unter dieser Eiche das erstemal sah, ist unser gnädigster Fürst."

„Der Herr Pfarrer an unsrer Hauptkirche, dieser wahrhaft hochwürdige Geistliche, der eine so väterliche Liebe gegen euch zeigt, und euch in der Religion unterrichtet, war jener Hofmeister."

„Mein seliger Vater, euer Großvater, den ich zu mir genommen, und der seine alten Tage bei mir verlebte, ist uns auch in den Himmel vorausgegangen. Er hatte große Freude an euch und machte euch manche Freude, wiewohl ihr euch des blassen frommen und freundlichen Greises nur mehr dunkel erinnert. Seine Asche ruhe in Frieden."

„Gott hat mich so gesegnet, daß ich dieses Landgut! auf dem ich ehemals als ein armer Knabe die Schafe gehütet, kaufen konnte, und das nunmehr unser Eigenthum ist."

„Der brave Pachter auf diesem unserm Landgute ist jener Michel, der ehemals da drüben am Berge die Ziegen gehütet und mein erster Lehrmeister gewesen."

„Nun," sagte der kleine Wilhelm, „da hat das Vogelnestchen doch recht viel Gutes gestiftet. Leben wohl jene Vögelein auch noch? Sind sie die nämlichen, die dort in dem Wäldchen wieder ein Nestchen gebaut haben?"

„Warum nicht gar!" sprach Adolph, der ältere Knabe; „was plauderst du da von dem Nestchen? Weil der Vater ein so redlicher und fleißiger Knabe war, hat er es vom Hirtenknaben bis zum Geheimen Rathe und vom Wergspinnen bis zum Besitze dieses schönen Landgutes gebracht."

„Nicht mir gebührt die Ehre davon," sprach der Vater, „sondern Gott. Wie hätte ich, als der ärmste Knabe in der Gegend, es so weit bringen können? Gott hat es so gefügt. Er hat mich durch das Vogelnestchen mit dem Erbprinzen bekannt werden lassen und in der Folge meine Ehrlichkeit und meinen Fleiß so reichlich gesegnet. Benutzt auch ihr die Talente, die Gott euch verlieh, liebste Söhne. Lernet fleißig, seid immer ehrlich und treu, und vor Allem vertrauet auf Gott und

Digitized by Google

bittet ihn um seinen Beistand. So wird Gott auch euren Fleiß und eure Treue und Redlichkeit reichlich segnen.“

„Ja, das wolle er,“ sprach der Vater, indem er aufstand, gerührt zum Himmel blickte und seinen zwei Söhnen, denen beiden die hellen Thränen in den Augen glänzten, unter der Eiche seinen väterlichen Segen gab.

Was der Vater nicht mehr sagte, muß hier noch beigefügt werden. Der Geheime Rath von Treuhold war, weil er unbestechlich war, seinem Fürsten treu diente und ihm immer redlich die Wahrheit sagte, ein großer Segen für das ganze Land.

Seine beiden Söhne, Adolph und Wilhelm, traten in die Fußstapfen ihres Vaters ein und wurden sehr edle, rechtschaffene Männer. Adolph wurde fürstlicher Rath, Wilhelm Officier, und beide wurden wegen ihrer Kenntnisse und Dienstreue allgemein geschätzt. Sie waren die Freude ihres Vaters und die Stütze und die Krone seines Alters.

Chr. Schmid.

5. Der Savoyard.

In den Gebirgen, welche den schönen Genfer-See begränzen, liegt ein einsames Dörfchen, wo ein redlicher Landmann, Vater vieler Kinder, wohnte. Durch Fleiß und Sparsamkeit hatte er sich Etwas erworben. Er war in seinen jüngeren Jahren gewöhnlich nach Genf, oder auch nach Lyon in Frankreich, nach Turin in Piemont gereiset, und wenn er während des Winters in diesen großen Städten etwas Geld gewonnen hatte, war er jährlich gegen Anfang des Mai's in sein Dorf zurückgekehrt. Endlich hatte der gute Perrot so viel Land gekauft, daß er sich und die Seinigen redlich ernähren konnte. Er war glücklich, und im Herbste belohnte die Ernte seinen Fleiß.

Als sein ältester Sohn vierzehn Jahr alt war, glaubte der Vater, daß der Sohn nun auch im Stande sei, sich während des Winters in den benachbarten Städten Etwas zu verdienen. „Lieber Ludwig,“ sprach er zu ihm, „du bist jetzt so stark, daß du nun auch thun kannst, was ich in deinem Alter that. Du mußt nach Genf gehen. Ich habe mit einem alten Freunde schon darüber gesprochen. Ich gebe dir Etwas mit auf den Weg, und wenn du dich gut aufführst, wirst du mit Gottes Hülfe Etwas verdienen, und im Frühlinge kommst du zurück.“

Ludwig liebte seine Eltern und Geschwister und die väterliche Hütte. Anfangs war er sehr traurig, und weinend empfing er die guten Ermahnungen, welche sein Vater ihm bei dem Abschiede gab. Seine Mutter packte ihm ein Bündelchen, gab ihm ein paar Geldstücke und führte ihn auf den Weg nach Genf. Dann umarmte sie ihn weinend und trennte sich von ihm. Er verfolgte traurig den Weg und sah sich oft nach seiner Mutter um, die auch auf ihn zurückblickte; und als er sie nicht mehr sah, als auch die Hütte hinter den Bergen verschwunden war, setzte er sich auf einen großen Stein am Wege und überließ sich seinem Schmerze.

„Nun bin ich ganz allein auf Gottes Erde!“ sprach er. „Wer

Digitized by Google

wird sich meiner annehmen! Aber mein Vater hat ja eben so angefangen. Vielleicht habe ich so viel Glück, als er. Gieb mir Muth, lieber Gott! Im Frühlinge komme ich wieder zurück. Ich gehe dann wieder diesen Weg, und dann führt er mich zu meinen Eltern und Geschwistern."

Mit diesen Worten ermunterte sich Ludwig. Er stand auf und setzte seinen Weg fort, ging mit festen, schnellen Schritten, und faßte auf einige Augenblicke freudige Hoffnung, ja er sang zuweilen ein fröhliches Lied.

Am Abend war er in Genf. Der Freund seines Vaters erwartete ihn nicht weit von der Stadt, erkannte den Knaben an den Gesichtszügen, rief ihn bei Namen und faßte ihn freundlich bei der Hand. "Komm, ruhe in meiner Hütte aus," sprach er. "Du wirst hungrig und müde sein und sollst bei mir ein Abendbrod und ein Nachtlager finden. Morgen magst du dann sehen, wie du Etwas verdienen kannst."

Ludwig folgte dem guten Manne, der redlich und großmüthig zu sein schien, aber so arm war, daß er den Knaben nicht länger als einen Tag beherbergen konnte.

Am andern Morgen nahm er Ludwig's Geld und zählte es. "Das sind zwei Gulden," sprach er, Damit kommst du nicht weit, lieber Junge. Du mußt heute noch sehen, wie du Etwas verdienst. Nun, was kannst du? was willst du machen?"

"Ich kann eben nicht viel," antwortete Ludwig. "Ich verstehe kein Handwerk; aber mein Vater hat mir gesagt, ich habe eine schöne Stimme, und ich habe zu Hause viele hübsche Lieder gehört. Auch habe ich von einem alten Manne in unserm Dorfe ein wenig auf der Geige spielen gelernt. Wenn ich für diese zwei Gulden eine kaufen könnte."

"Ja, lieber Junge, ich weiß es wahrlich nicht, was eine Geige kostet," antwortete der alte Mann; "aber wenn du sie auch umsonst haben könntest, es wäre jedoch nicht viel mehr, als ein Werkzeug des Müssigganges. Eine Drehorgel spielen, oder in den Straßen singen, alles dieses ist nichts Anderes, als betteln, und betteln, wenn man arbeiten kann, das ist der erste Schritt zum Bösen, das ist schon eine Art von Betrug. Du mußt arbeiten, Junge; denn du hast Kummer, du sehnst dich nach deinen Bergen; du mußt arbeiten, dann vergeht dir die Zeit, und Muth und Hoffnung kommen in dein Herz."

"Ihr habt Recht," sprach Ludwig. "Schafft mir Arbeit."

"Das will ich," antwortete der Alte; ich will mich sogleich darum bemühen. Sieh dich unterdessen etwas in der Stadt um."

Ludwig ging hinaus. Er hatte noch nie eine ansehnliche Stadt gesehen und betrachtete mit Vergnügen die schönen Straßen, besonders die lange und breite Straße, welche in der Mitte der Stadt läuft und auf beiden Seiten mit reich gefüllten Waarengewölben eingefaßt ist. Endlich kam er an den See. Er ging längs dem anmuthigen Ufer, das mit schönen Gärten und Landhäusern bedeckt war, hier sah er die fernen Berge, und er vergaß den See und die Stadt, und alle seine Erinnerungen erwachten. Er setzte sich auf den Rasen, und seine Augen füllten sich mit Thränen.

So saß der Knabe traurig am Ufer, als einige schön gekleidete Frauen mit einigen Kindern vorüber gingen. Es war eine Familie aus

Digitized by Google

Dänemark, welche die Schweiz bereis'te. Ludwig stand auf und wollte gehen. Ein kleines Mädchen von acht Jahren bemerkte die Traurigkeit des Knaben. „Liebe Mutter," sprach sie, „ich möchte dem armen Knaben gern etwas geben."

Ihre Mutter wollte den Wunsch des Mädchens erfüllen und gab dem Knaben einen freundlichen Wink. Ludwig blieb stehen. Die Fremden kamen zu ihm. „Da, armer Junge, nimm das," sprach das Mädchen, und gab ihm Etwas in die Hand.

Ludwig erröthete. Er wagte es nicht, seine Augen aufzuschlagen, und wußte nicht, was er sagen, was er thun sollte. Da fiel ihm plötzlich Etwas ein, und er sprach zu dem guten Mädchen, das ihm Geld gegeben hatte: „Soll ich Ihnen ein Lied singen?"

„Ja, lieber Junge," antwortete die Mutter, „thue das." „Aber ein Lied, wie man's in den Bergen singt."

„Ich weiß auch keine andere," sprach Ludwig. „Ich bin zum erstenmale in der Stadt; ich habe erst gestern meinen Vater verlassen. Ich will Ihnen ein Lied singen, das ich von ihm gehört habe. Er sagte mir, er hätte es oft in seiner Kindheit gesungen, als er verlassen und arm war, wie ich."

„Beklagt der armen Knaben Loos,
Die in die Fremde ziehen!
Allein, von Trost und Hülfe bloß,
Bedrängt von Noth und Mühen.
Der Vogel kann sich mehr erfreun;
Uns flieh'n der Heimath Freuden;
Ein Nest hat doch das Vögelein —
Ich muß mein Hüttchen meiden.
Beklagt nun auch mein traurig Loos;
Muß schon durch Städte gehen!
Wir flieh'n der Berge stillen Schooß,
Wenn Winterlüfte wehen;
Das Lämmchen kann nicht glücklich sein,
Soll's von der Mutter scheiden —
Ein Nest hat doch das Vögelein; —
Ich muß mein Hüttchen meiden!"

Ludwig konnte seine Thränen kaum unterdrücken, als er den Gesang geendigt hatte. Das gute Mädchen — sie hieß Henriette — gab ihm noch Etwas, und als sie mit ihrer Mutter wegging, sah sie dem Knaben mitleidig nach.

Ludwig antwortete mit einem dankbaren Blicke. „O, wie gut ist sie!" sprach er zu sich selbst. „Und wie glücklich, daß sie bei ihren Eltern ist.

Die Fremden stiegen in einiger Entfernung vom Ufer des Sees in einen schönen Wagen. Ludwig dachte nicht: „Wie reich sind sie, und wie arm bin ich!" Es gab für ihn nur ein Glück und ein Unglück auf der Welt: bei den Seinigen zu sein, wie er es gestern Abend gewesen war, und allein zu sein, wie er es jetzt war.

Als er den Wagen nicht mehr sah, verfiel er wieder in seine Schwermuth, endlich erblickte er einige leichte Kähne, die über den See fuhren. Sie schienen auf die Stelle zu steuern, wo er saß. Es war Niemand in diesen schnellen

Digitized by Google

Kähnen, als die Schiffer, welche munter und fleißig ruderten. „Ich möchte ein Schiffer sein,“ sprach Ludwig für sich. „Von diesem schönen See sieht man unsre Berge.“

Die Kähne kamen ans Ufer. Ein junger Mann sprang aus dem nächsten Kahne, band ihn an einen Pfahl und ging zu einem Haufen Bretter, die am Ufer lagen. Er fing an, die Bretter in den Kahn zu laden.

Ludwig trat schüchtern zu ihm und sprach leise: „Soll ich euch helfen?“

Der junge Schiffer blickte auf, und der Knabe gefiel ihm. „Recht gern,“ sprach er.

Ludwig machte sogleich die Bretter los, reichte dem Schiffer eines nach dem andern und machte Alles so geschickt und so munter, daß der Schiffer seine Freude an ihm hatte. „Wer bist du denn, lieber Junge?“ fragte er. „Du scheinst fremd zu sein. Bist du schon lange hier?“

„Erst seit gestern,“ antwortete Ludwig.

„Und was willst du hier anfangen?“

„Ich suche Arbeit,“ sprach Ludwig.

„Du verdienst, Arbeit zu finden,“ antwortete der Schiffer. „Wenn du bei mir bleiben willst, so will ich dir zeigen, wie man einen Kahn führt, unterdessen sollst du das Schiff rein halten und mir bei dem Rudern helfen. Du wirst zuweilen müde werden, aber zuweilen auch Vergnügen haben; denn die Fahrt auf dem See ist leicht, und wir fahren oft Fremde, die freundlich und großmüthig sind.“

Ludwig nahm das Anerbieten des jungen Schiffers mit Freuden an. Er dankte ihm herzlich, und von diesem Augenblicke an war er sein Gehülfe.

Eben war die Sache abgemacht, als der Freund seines Vaters zurück kam. Der gute Mann war sehr traurig, weil er noch Nichts für den Knaben gefunden hatte. „Seid unbekümmert,“ sprach Ludwig; „ich bin versorgt und recht nach Wunsche; dieser gute Mann will sich meiner annehmen.“

„O sei du froh!“ antwortete der alte Mann freudig. „Ich danke euch, lieber Freund; ihr befreiet mich von einer großen Unruhe. Ich sehe es euch an, der Knabe wird sehr gut bei euch aufgehoben sein. Du aber, lieber Ludwig, kannst nun glücklich werden; wenn du deinen Herrn liebst und ihm treu dienst, so wird er dir auch gut sein. Zuneigung und Brod, das ist Alles, was du brauchst. Lebe indeß wohl, lieber Junge. Wir sehen uns wieder.“

Der gute Alte gab dem Knaben und dem Schiffer die Hand und ging fort. Er hatte Recht, er erkannte Ludwigs gutes Herz. Der Knabe war an die Zuneigung seiner Eltern und Geschwister gewöhnt, und Zuneigung war Bedürfniß für ihn. Der junge Schiffer gewann ihn lieb und hielt ihn wie einen Bruder. Er setzte ihm einen kleinen Dienstlohn aus, den er pünktlich bezahlte, und später gab er ihm einen Antheil von seinem ganzen Verdienste.

So ging der Winter vorüber. Der Frühling kam, und Ludwig erwartete diese Zeit mit einer Freude, die aber nicht ohne Kummer war. Er freute sich, daß er die Seinigen bald wieder sehen und ihnen seinen Verdienst bringen sollte. Aber er liebte seinen Wohlthäter so herzlich; er hielt es für Unrecht ihn zu verlassen, besonders zu einer Zeit, wo der Schiffer seine Dienste am nöthigsten hatte.

Digitized by Google

Ludwig wußte noch nicht, was er thun sollte, und er war in dieser Unschlüssigkeit oft traurig, als ein unglücklicher Zufall seinem Zweifel ein Ende machte. Martel — so hieß der junge Schiffer — verwundete sich gefährlich am Beine, als er eine Segelstange zuhieb. Ludwig war untröstlich und dachte weder an die Rückkehr zu seinem Vater, noch an seine lieben Berge. Er beschäftigte sich allein mit der Pflege des verwundeten Schiffers und diente ihm mit allem möglichen Eifer. Das Beil war zum Unglück sehr tief in das Bein eingedrungen, so daß der arme Martel zwei Monate lang zu Bette liegen mußte und sich kaum bewegen konnte. Keine Arbeit, kein Verdienst in dieser langen Zeit, und doch mußte man unterdessen leben und überdies noch Arznei bezahlen. Martel mußte das wenige Geld verzehren, das er zurückgelegt hatte, und Ludwigs Sparbüchse, die noch weit weniger enthielt, wurde endlich ebenfalls angegriffen.

Martels gänzliche Herstellung war wenigstens noch vierzehn Tage entfernt, und er und Ludwig hatten schon Alles aufgezehrt. Ludwig sah, daß sein kranker Freund nicht mehr, wie früher, eine unausgesetzte Pflege verlangte. „Laßt mich gehen," sprach er, ich will andern Schiffern dienen. Abends komme ich zurück und bringe euch, was ich am Tage verdient habe.

„Thue das," sprach Martel, gerührt von Ludwigs Edelmuth.

Ludwig ging sogleich an das Ufer des Sees, wo er bald Arbeit fand, weil alle Schiffer ihn liebten. Er hatte schon acht Tage für Martel gearbeitet, als eines Tages eine Gesellschaft in das Schiff stieg, wo er als Ruderer arbeitete. Ludwig betrachtete sie aufmerksam und erkannte die Fremden, welche er am Tage nach seiner Ankunft in Genf am Ufer des Sees gesehen hatte; er sah neben der Mutter die gutmüthige Henriette, welche ihm mit so herzlichem Mitleid ein Geldstück geschenkt hatte.

„O wenn das gute Mädchen eben so mitleidig gegen den armen Martel wäre, ich würde ihr noch einmal so dankbar sein," sprach Ludwig zu sich selbst.

Beschäftigt mit diesen Gedanken ruderte er eifrig. Henriette und die Übrigen achteten nicht auf ihn. Die schöne Aussicht auf die Ufer des Sees fesselte ihre ganze Aufmerksamkeit, und Alle waren eben in einem angenehmen Gespräche begriffen. Die Bewunderung der reizenden Gegend machte endlich auch der Unterhaltung ein Ende. Alle schwiegen in stiller Freude, hörten nur das Geräusch der Ruder und das Plätschern des Wassers, welches von dem schnellen Kahne durchschnitten wurde.

Ludwig hätte dieses Stillschweigen gern benutzt, um Martels Namen auszusprechen; aber er wagte es nicht; sein Herz pochte so heftig. „Wenn sie mich nur wieder erkennen!" sprach er zu sich selbst; „vielleicht würden sie sprechen und ich könnte mein Herz leichter machen."

Da kam ihm der glückliche Gedanke, noch einmal das Lied zu singen, das die Reisenden einst so gern gehört hatten. Er sang anfangs ganz leise, mit einem traurigen, bebenden Tone; aber als er dem Schiffe einen so starken Ruck gegeben hatte, daß es einige Augenblicke von selbst über die Wellen glitt, hörte er auf mit Rudern und sang mit lebhafter Stimme die Worte seines Liedes:

„Ein Nest hat doch das Vögelein, —
Ich muß mein Hüttchen meiden!"

„Mutter!" rief Henriette mit Erstaunen, „das ist der Knabe, den wir am Ufer des Sees fanden, am Tage vor unserer Abreise nach Italien."

Digitized by Google

„Du hast Recht, mein Kind, er ist es in der That,“ antwortete die Mutter und sah den Knaben freundlich an.

„Der arme Junge!“ fuhr Henriette fort. „Seine Traurigkeit ging mir so sehr zu Herzen; und er scheint jetzt noch viel trauriger zu sein. Hat er denn in den drei Monaten nicht fröhlicher werden können?“

„Ach!“ sprach Ludwig mit einer Thräne im Auge, „meine eigenen Leiden waren vergessen, aber jetzt weine ich über denjenigen, der mein Schicksal so sehr erleichtert hat.

Ludwig erzählte nun seine Geschichte und schilderte einfach und rührend die Zuneigung, welche ihn mit dem armen Martel verband. Henriette hörte mit großer Theilnahme zu, und Alle waren sehr gerührt, besonders eine junge Frau, die mit Henriettens älterem Bruder verheirathet war. Die Mutter bemerkte es. „Liebe Sophie,“ sprach sie zu der jungen Frau, „wie wäre es, wenn dein Mann den Knaben zu sich nähme? Er sucht ja einen jungen Menschen von redlichem Gemüthe, den er sich bilden könnte, und ich glaube, er wird nie eine bessere Gelegenheit finden.“

„O ich glaube es selbst,“ antwortete Sophie. „Wenn ich doch meinen Mann für den guten Knaben gewinnen könnte! Er scheint ein so dankbares Herz zu haben.“

Alle beschenkten den Knaben. Am andern Tage ließ sich Sophiens Mann, Herr Buchwald, ein reicher Gutsbesitzer aus Holstein, von Henriette an das Ufer des Sees führen, um den kleinen Ludwig, von welchem er so viel Gutes gehört hatte, zu sehen und auszufragen.

Ludwig war eben beschäftigt, einen Kahn zu reinigen. „Da ist er!“ rief Henriette.

Herr Buchwald kam mit dem Mädchen näher. Als Ludwig das freundliche Mädchen sah, unterbrach er seine Arbeit, und sein Auge leuchtete vor Freude und Dankbarkeit.

Henriette fragte nach Martel.

„Er ist besser,“ antwortete Ludwig; „wir verdanken es Ihrem Beistande.“ Er sprach darauf mit einer so lebhaften Zuneigung von seinem lieben Kranken, daß Buchwald ganz für den Knaben eingenommen wurde. Er entdeckte ihm seine Absichten und schlug ihm vor, in seine Dienste zu treten.

„Lieber Herr,“ antwortete Ludwig, „Sie sind großmüthig und reich, Sie erweisen mir so viel Gutes, und mein Herz segnet Ihre Güte; aber mein Herz gehört meinem Freunde Martel. Ich habe ihm mehr als Reichthum aufgeopfert. In den Bergen die Sie dort sehen, ist meine Heimath, da wohnt mein Vater. Der Frühling ist wieder gekommen, und ich bin bei Martel geblieben. Ich will noch für ihn arbeiten, als wenn ich sein Bruder wäre; er ist ja mein Bruder gewesen.

Buchwald war gerührt Er wollte den Schiffer sehen, den der Knabe so zärtlich liebte. Ludwig mußte ihn hinführen. Er fand einen wackern jungen Mann, der eben so gutmüthig, als Ludwig dankbar war, und er bewunderte diese beiden Menschen, welche die herzlichste Neigung vereinte. Martel sprach von Ludwigs Großmuth mit Wärme, aber als von einer sehr natürlichen Sache, und man sah, daß er in ähnlichem Falle eben so gehandelt haben würde.

Der Fremde wiederholte seinen Antrag. Ludwig weigerte sich von neuem. „Bedenke es wohl, Ludwig,“ sprach Martel, „du stößt ein großes Glück von dir. Das Glück deines ganzen Lebens kann davon abhängen.“

Digitized by Google

„Ich will euch nicht verlassen," antwortete Ludwig. Ich will nicht noch einmal das Herzeleid empfinden, das ich fühlte, als ich von meinem Vater ging. Es mußte damals sein, um mir Etwas zu verdienen. Ihr habt mir nun Etwas zu leben gegeben, ich brauche Nichts mehr, und ich will für uns beide arbeiten, so lange ihr krank seid, und wenn eure Gesundheit hergestellt ist, arbeiten wir mit einander."

„Lieber Ludwig," sprach Buchwald bewegt, komm mit mir, ich werde dir gewiß gut sein, und ich will dem armen Martel für das Opfer entschädigen."

Es wurde dem Knaben schwer, seine Weigerung zu wiederholen. „Ich kann Martel und mein Vaterland nicht verlassen," sprach er mit leiser Stimme. „So lange Sie in Genf bleiben, lieber Herr, will ich Ihnen gern redlich und treu dienen.

„Nun es mag sein," antwortete der Fremde; ich nehme deine Dienste an, so lange ich in Genf bleibe. Ich halte mich noch drei Monate hier auf."

Bald war Niemand glücklicher als Ludwig. Sein neuer Herr behandelte ihn freundlich und edel; Ludwig aber diente ihm mit lebhafter Neigung und hatte die Erlaubniß, seinen Freund Martel täglich zu besuchen und ihm das Geld zu bringen, das er erhielt. Martel war in kurzer Zeit hergestellt und erlangte bald wieder alle seine Kräfte. Er konnte nun dem Herrn Buchwald als Führer in den Bergen am Genfersee dienen, die er schon oft besucht hatte. Ludwig, der seinen Herrn begleitete, lernte jene herrlichen Gegenden nun auch kennen. Zuweilen machten auch Buchwalds Mutter und Frau und die jungen Mädchen kleine Bergreisen.

Eines Tages wanderte die Gesellschaft in die Gegend an der Gränze von Savoyen, wo Ludwig's Heimath lag. Der Knabe zeigte das Dörfchen in der Ferne. Buchwald machte Halt. „Ruhet hier aus," sprach er zu den Frauen, „oder durchwandert dieses freundliche Thal. Ihr könnt mir nicht bis zu jenem Dorfe in dem hohen Bergthale folgen. Ich gehe dahin, ich muß Ludwigs Eltern und seine Heimath kennen lernen.

Man trennte sich auf einige Stunden. Ludwig mußte seinen Herrn führen; beide gingen sehr schnell. Ludwig war so froh, und Buchwald fühlte sich glücklich, dem frommen Knaben eine so süße Freude machen zu können.

Endlich kamen sie in dem Dörfchen an. Ludwig wurde von seinen Eltern und Geschwistern mit herzlicher Freude empfangen. Er erzählte seine ganze Geschichte und verrieth in seiner Erzählung so rührende Empfindungen, als er von Martel, als er von seinem neuen Wohlthäter sprach.

Nach zwei Stunden verließ Buchwald die guten Leute, welche ihr Kind mit frohen Glückwünschen entließen. Während Buchwald sich in der ländlichen Hütte aufhielt, war seine Mutter in großer Gefahr gewesen. Auf der Wanderung am Rande des Thales näherte sie sich zu rasch einer Felsenspalte, wo sich eine schöne Aussicht darbot. Ihr Fuß glitt auf dem trockenen Moose aus, und sie wäre in den Abgrund hinabgestürzt, wenn nicht der gewandte Martel mit kräftigem Arme sie ergriffen und fest gehalten hätte.

Die gerettete Mutter wurde von ihren Kindern, die sich kaum von ihrem Schrecken erholen konnten, innig umfaßt, und alle waren um sie beschäftigt mit zärtlicher Theilnahme. Dann wandte sie sich zu Martel, und mit ihr dankten ihre Kinder dem wackern jungen Manne. In diesem

Digitized by Google

Augenblicke kam Buchwald mit Ludwig zurück. Seine Mutter und ihre Töchter erzählten ihm, wie viel sie dem Jünglinge verdankten.

Buchwald schauderte bei der Erzählung, und als er seine Mutter umarmt hatte, sprach er zu ihrem Retter: „Lieber Martel, ich habe nur ein Mittel, um zu belohnen, was ihr für uns gethan habt. Ich muß, so viel ich kann, alle eure Wünsche befriedigen. Ihr liebt euer Vaterland, euer Schiffergewerbe und euren Ludwig. Ich habe gesehen, daß dies alle Neigungen eures Herzens sind. Heute noch kaufe ich euch ein Häuschen am Ufer des Sees, ich gebe euch ein Stück Feld dazu, das ihr in freien Stunden bearbeiten könnt. Da habt ihr euer Schiff vor Augen, und Ludwig ist an eurer Seite. Nicht wahr, so wird's euch gefallen?"

Martel und Ludwig konnten nur mit Thränen antworten.

Sobald Buchwald nach Genf zurückgekehrt war, machte er Anstalt zur Erfüllung seines Versprechens. Er fand ein niedliches Häuschen, wie er es wünschte, und kaufte es auf der Stelle. Martel und Ludwig wurden die gemeinschaftlichen Eigenthümer des kleinen Besitzthums und hörten nie auf, sich zu lieben, mit einander zu arbeiten und ihren Wohlthäter zu segnen. Ernst Hold (Erzählungen aus der Fremde).

6. Das verlorne Kind.

Ein Französischer Landmann, Lefevre, war um des Glaubens willen aus seinem Vaterlande geflohen und wohnte im nördlichen Amerika, ohnweit der blauen Berge, auf einem Grundstücke, das er selbst mit den Seinigen urbar gemacht hatte. Er hatte mehrere Kinder; der Liebling der Eltern aber war das jüngste, ein vierjähriger Knabe, Derik genannt. Eines Tages wird Derik vermißt. Man glaubt ihn bei den Nachbarn; man schickt überall herum; umsonst. Die ganze Gegend wird durchsucht; die Nacht bricht ein, und dem ängstlichen Rufen der Eltern antwortet Nichts, als der dumpfe Wiederhall oder die Stimmen der Thiere im Wald, die ihnen noch nie so furchtbar geklungen hatten. Während nun Lefevre mit allen den Seinigen nach dem Liebling sucht und seine Hoffnung immer tiefer sinkt, kommt ein Wilder, Tewessina, mit Biberfellen beladen, in Lefevres Haus, wo er bekannt war, und seine Felle oft abgesetzt hatte, und hört von einer alten Negerin, die man allein zu Hause gelassen hatte, den ängstlichen Vorfall und die Verzweiflung der Eltern. Auf diese Nachricht besiehlt Tewessina der Negerin, unverzüglich in's Horn zu stoßen, und dadurch ihrem Herrn das Zeichen zur Rückkehr zu geben. Er mache sich anheischig, ihm sein Kind wieder zu schaffen.

Als nun Lefevre das gegebene Zeichen vernimmt, eilt er athemlos zurück; denn er glaubte schon, das Kind habe sich wiedergefunden. „Noch ist es nicht da," erwiederte der Wilde auf sein hastiges Fragen; „aber gieb mir augenblicklich die Schuh und Strümpfe, die dein Kind zuletzt getragen hat, und ich gebe dir mein Wort, daß ich es wieder finde." — Lefevre zögerte; der Wilde aber ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Als nun die Schuh und Strümpfe des Knaben herbeigeschafft waren, ließ Tewessina sie von seinem Hunde beriechen und führte diesen dann in einem weiten Kreise um das Haus, wie ein Jäger, der seinen Hund die Spur eines

Digitized by Google

Wildes suchen läßt. Noch hatte er diesen Kreis nicht ganz vollendet, als der Hund einen Ton von sich gab, aus dem sein Herr abnahm, daß er auf der Spur des Kindes sei. Mit unaufhaltsamer Hast verfolgte er seinen Weg, drang in das Dickicht des Waldes ein und kehrte nach Verlauf von einer halben Stunde mit einem solchen Ausdruck von Freude zu seinem Herrn zurück, daß man an der Entdeckung des Kindes nicht zweifeln durfte. Ob es aber noch lebe, war ungewiß, und man kann leicht denken, daß die Zeit, die bis zur Aufklärung dieser Ungewißheit verfloß, für die armen Eltern noch peinlicher war, als die vorhergehende Angst. Tewessina folgte jetzt dem Hunde auf das schnellste nach; die Andern, so gut sie konnten; und er fand den Knaben mitten im Gebüsch, am Fuße eines großen Baumes, von Laufen und Erhitzung erschöpft und mehr einem Todten als einem Lebenden gleich. Denn da sich das Kind einmal in den Wald gewagt hatte, hatte es den Rückweg vergebens gesucht und war in seiner Angst immer tiefer in die Wildniß gekommen.

Tewessina nahm jetzt das Kind auf den Arm und flog den bekümmerten Eltern damit entgegen, während der treue Hund mit ausgelassener Freude nebenher sprang. Das Glück der Eltern denkt sich wohl Jeder, als sie von fern sahen, daß der ermattete Knabe die Arme nach ihnen ausstreckte. Ihr Dank hatte kein Ende. Auch der Hund empfing seinen Antheil; aber dieser verkroch sich zwischen die Beine seines Herrn und schien wie beschämt über alle die Dankbarkeit, die man ihm bewies.

Sobald die Nachricht von dem wiedergefundenen Kinde in der Nachbarschaft erscholl, strömte Alles herbei — denn Lefevre und seine Familie war bei Jedermann beliebt — und das Haus, so geräumig es auch war, konnte doch kaum die Menge der Ankommenden fassen. Das dauerte die ganze Nacht, und es war wie ein großes Fest; denn Niemand ging unbewirthet weg; und während dieser ganzen Zeit ließ die Mutter das Kind nicht von dem Schooße. Der gute Wilde aber hatte sich in eine Scheune versteckt — denn das Geräusch so vieler Menschen und die Aufmerksamkeit, die man ihm bewies, war ihm zur Last, und es kostete Mühe, ihn wieder hervorzubringen, nachdem sich der größte Theil der Gäste verloren hatte. Hierauf versammelte Lefevre alle die Seinigen, und wer sonst noch zugegen war, umarmte seinen Wohlthäter vor ihren Augen und erklärte ihn nach den Gebräuchen der Wilden für seinen Bruder.

„Wenn du einst alt bist,“ setzte er hinzu, „und deine Füße das flüchtige Wild nicht mehr einholen, dein Arm den Bogen nicht mehr spannen kann, so komm hierher, ich will dir eine Hütte bauen, in der du nach deiner Weise leben kannst, während ich für dich sorge. Hast du je Ursache zu Thränen, so will ich sie dir trocknen, wie du die meinigen getrocknet hast. Auch dein getreuer Hund soll meine Pflege genießen, wenn er alt wird; ich will ihm Futter und Ruhe geben, wenn er dir nicht mehr folgen kann.“ — Dann setzte er hinzu, indem er den Wilden bei der Hand nahm: „Seht hier, Nachbarn und Freunde, meinen Bruder! Der Name, den mein Kind bisher führte, soll von nun an vergessen sein. Es soll künftig, wie sein Oheim und Retter, Tewessina heißen.“

Alle Anwesenden gaben diesem neuen Bunde ihren Beifall. Während aber Jeder seinen Gefühlen freien Lauf ließ, saß Tewessina still und sah mit der rauchenden Pfeife im Munde stumm vor sich hin, wie die Wilden

Digitized by Google

zu thun pflegen, wenn sie in ihren Versammlungen sprechen wollen. Nachdem er sich nun gehörig gesammelt hatte, bekräftigte er nach der Sitte seines Landes den angebotenen Bund und sagte: „Mein Bruder, ich habe Nichts für dich gethan, was du nicht auch für mich gethan hättest. Es war der Wille des guten Geistes, der über uns wacht, daß ich zur rechten Zeit in dein Haus kam, um dir zu helfen. Bist du glücklich, so bin ich es auch; freust du dich, so freue ich mich nicht weniger. — Wenn du zu unsern Hütten kommst, so sollst du in keiner andern wohnen, als in der meinigen; mein Feuer soll das deinige sein, du sollst auf meiner Bärenhaut ruhen und an keines andern Seite schlafen, als an der Seite deines Bruders Tewessina.“

Von dieser Zeit an führte der kleine Derik den Namen seines Retters; und als dieser gestorben war, begab er sich nach seiner Wohnung und nahm eines der Kinder des Verstorbenen, das auch den Namen Tewessina führte, zum Bruder an. So dauerte dieses Bündniß der Dankbarkeit noch lange fort, und oft kam der junge Wilde über die blauen Berge, seinen Bruder zu besuchen, der ihn nie unbeschenkt entließ und auch von ihm kleine Gaben empfing, so wie ein Wilder sie reichen kann. — Fr. Jacobs.

7. Der arme Bergmannsknabe.

In den Jahren 1771 und 1772 war, besonders im sächsischen Erzgebirge, eine sehr große Theurung, und daher reichte das, was die ohnehin schon armen Leute verdienten, nicht hin, um sich und ihre Kinder zu sättigen. In vielen Hütten der armen Bergleute legten sich an den meisten Abenden Eltern und Kinder hungernd und nach Brode weinend, und doch auch immer gestärkt und aufrecht erhalten durchs gemeinschaftliche Gebet und Vertrauen zu Gott, auf ihr armes Lager. Die Noth gab damals den armen Menschen gar viele vorher nie versuchte Mittel, sich zu sättigen, an die Hand, wovon manche wohl sehr traurig waren. Einige bereiteten sich eine Speise aus Kartoffelschalen und andern als unbrauchbar für die Küche weggeworfenen Abgängen, die sie vor den Häusern der etwas wohlhabenderen Bauern und Bürger aus dem Staube auflasen; andere suchten wohl, so lange sie nur noch Kräfte zum Gehen oder auch nur Fortkriechen hatten, ihre Speise an noch viel traurigern Orten. Jemehr die Theurung zunahm, desto seltener wurde auch die Gelegenheit, Etwas zu verdienen; denn in einigen Gegenden wollten die meisten Bauern und Bürger keine Tagelöhner und Handarbeiter mehr dingen, weil sie nicht im Stande waren, ihnen Brod zu geben.

Der Winter von 1770 auf 1771 war wohl recht jammervoll. Die Noth nahm immer zu; überall, wohin man sah, traurige, bleiche Gesichter, die einander gegenseitig den Muth nur noch mehr benahmen, statt zu stärken; auf der Gasse sah man abgezehrte oder auch krankhaft geschwollene, hungernde Kinder, die nicht, wie sonst, muthig kindlich umherliefen, sondern schlichen und ganz stille waren; dazu war auch in dem traurigen Winter der Himmel fast immer trübe und neblicht, eine fast beständige feuchte Kälte. Am Abend brannte wohl in den Öfen der

Digitized by Google

armen Hütten das Feuer wie sonst, aber es war Nichts, gar Nichts da, was die Mutter an's Feuer setzen konnte; die kleinern Kinder zogen den Tischkasten heraus, wo sonst in besseren Zeiten das übrig bleibende Brod gelegen hatte, und suchten hinter dem alten Gebetbuch nach alten Bröckchen, die sich vielleicht da noch verhalten hatten; aber sie fanden Nichts, denn es war schon lange kein Brod hineingekommen, weil Nichts übrig blieb, und die Mutter hatte schon öfters den Tischkasten ganz umgestürzt und die gefundenen Brosamen den kleinsten Kindern zusammengekehrt und gegeben. Wenn sie dann gar Nichts fanden, weinten die Kleinen, während das größere Töchterchen begierig an dem Tuche leckte, worinnen die Mutter gestern Mehl geholt hatte, und der größere Knabe den hölzernen Teller abschabte, worauf der Mehlbrei gewesen war, bis der Vater, der auch vor Hunger matt war, traurig sagte: „nun, ihr Kinder, laßt uns das Abendgebet mit einander beten und zu Bette gehen!“

Wenn dann am Morgen die Kleinen wieder aufwachten, und die Mutter konnte ihnen keine Milch geben, weil die Ziege schon lange aus Noth verkauft oder geschlachtet war, da schaute sie wohl manchmal tief-sehnend aus dem Fenster hinaus, wenn wieder ein Sarg vorbeigetragen wurde, und dachte: selig, glücklich sind die, die in dem Herrn sterben, denn sie werden ruhen von ihrer Arbeit, ruhen von ihrem Elend in der tiefen stillen Kammer, wo sie nicht hören mehr und versagen müssen die Bitte der unschuldigen hungernden Kinder.

Und dennoch sprachen später manche von diesen hart geprüften Seelen mit Freudenthränen davon, wie der Herr ihr wunderbarer Helfer war in der Noth, wie sie damals öfters das Gebet aus tiefer Angst, wie sie den Gesang des Liedes: „Befiehl du deine Wege,“ oder: „Warum sollt' ich mich denn grämen, hab' ich doch Christum noch! wer kann mir den nehmen?“ auf eine Weise, wie nie sonst, stärkte, tröstete und beseligte. —

Indem nun das Elend in jenem traurigen Winter fast allgemein in dem armen Erzgebirge so groß war, wie wir es hier beschrieben, hatte auch die Familie des armen Bergmanns Anger ihren reichlichen Antheil an der Noth zu tragen. Da gab das Mitleid und die zärtliche Liebe der Mutter ein Mittel ein, wie sie ihren jüngsten, liebsten Sohn, den zweijährigen Johann Gottlob, von dem Hungertode, dem ein so zartes Kind leicht wäre ausgesetzt gewesen, retten konnte. Sie trug nämlich den Knaben täglich hin zu einem Bäcker und ließ ihn in der Nähe des Backofens, während sie auf's Tagelohn ging, Stunden lang sitzen, damit er den nahrhaften Dampf des frischen Brodes einathme. Die mitleidige, aber selber arme und an Kindern reiche Bäckersfrau gab dann dem Kleinen wohl zuweilen auch einige Bissen. So wurde der Knabe jenen Winter hindurch, wo so unzählig viele arme Kinder von seinem zarten Alter starben, beim Leben erhalten.

Da nun der Frühling 1771 wieder kam, und die Wiesen wurden wieder munter, faßten die Armen auch wieder Muth und Hoffnung. Die Eltern der Bergmanns-Familie gingen nach Tagelohn, die größeren Kinder mit ihnen, die kleineren wurden angewiesen, außen auf den Wiesen Primeln, aufknospende Scabiosen und andere Kräuter zusammen-zulesen, die sie dann in der Apotheke verkaufen sollten. Da war einmal

Digitized by Google

der kleinste Sohn des Bergmanns, der noch nicht dreijährige Johann Gottlob ganz allein auf der Wiese und suchte Scabiosen. Die Sonne verbarg sich schon hinter dem Berge; ihn hungerte sehr, er wollte so gern nach Hause zur Mutter, und doch kam keines seiner Geschwister, ihn abzuholen. Da sieht er einen Postboten vorbeigehen. Er glaubt, es sei der nämliche Mann mit gelbem Rock und zinnernem Brustschild, der beinahe täglich von S. aus nach Ober-S. und dann bei seiner Eltern Hause vorbeiging, und hinter dem er wohl öfters schon, aus kindischer Freude an dem gelben Rocke und zinnernen Brustschild, ein Stückchen Weges drein gelaufen war. Der Kleine läuft auch jetzt hinter dem Manne im gelben Rocke kindlich arglos drein und glaubt, der soll ihn an das Haus seiner Eltern führen. Er bemerkt es nicht, daß der Postbote einen ganz andern Weg geht, statt im Thal hinunter, den Berg hinauf, statt gegen Osten, nach Westen.

Der zarte Knabe läuft, so gut er kann, mit dem Postboten, der nach Art dieser guten, wortlosen Menschen kein Wort zu ihm spricht, bis zur Abenddämmerung. Da geht der Postbote in ein Wirthshaus hinein und ißt Etwas. Der Kleine setzt sich, jenem sehnsüchtig zusehend, ihm gegenüber. Da reicht ihm der Postbote ein gutes Stück von seinem Brode und Käse und fragt ihn, wo er hin wolle? Der Kleine sagt: „nach Ober-S.“ „Da bist du,“ sagte jener, „weit davon, von da nach S. ist's zwei Stunden; du bist ja hinter mir drein immer von Ober-S. weggelaufen, statt hin.“ Darüber fängt der kleine Junge bitterlich an zu weinen; der Postbote nimmt sein Felleisen und sagt zu ihm: „Jetzt bleib' nur da, bis ich morgen wiederkomme, dann will ich dich wieder mit nach S. nehmen.“

Der arme Junge, der sich in der Wirthsstube unter lauter fremden Gesichtern sieht, weint den ganzen Abend nach der Mutter, und schläft endlich auf der Ofenbank ein. Am andern Morgen, da Niemand auf das Kind achtet, läuft es, seine welken, für die Mutter gepflückten Scabiosen noch immer fest in der Hand haltend, fort. Am Mittage speis't und erquickt ihn eine mitleidige Bauernfamilie reichlich, am Abend wieder, und da er immer noch nach seinem S. fragt und immer hört, es sei ein paar Stunden dahin, läßt er sich's endlich in kindlicher Unüberlegtheit gefallen, so den Tag über zwischen grünen Feldern und blühenden Bäumen umherzulaufen und am Mittag und Abend doch immer seine Mahlzeit bei mitleidigen Menschen zu finden; er wirft die welken Scabiosen aus der Hand und weint nur noch am Abend, wenn er zuweilen in Häusern ist, wo ihn die Leute nicht so freundlich ansehen, nach der Mutter.

So wandert der Kleine, der durch sein hübsches Gesicht und sein gar gutes, treuherzig blickendes Auge, so wie, wenn man ihn darum fragt, durch seine treuherzige Erzählung überall Mitleiden erweckt, eine ziemlich lange Zeit von Ort zu Ort. Bald pflegen seiner mitleidige Bauern, oder eine gute Predigersfrau reinigt und erquickt ihn, wohlmeinende Edelfrauen geben ihm Geld und Kleider. Geld zwar achtete er anfangs nicht, sondern gab es andern armen Kindern; da er aber einmal von diesen bemerkt, daß man auch gutes, weißes Brod an Bäckerläden haben kann, wenn man dem Bäcker Geld giebt, lernte er nach und nach auch den Werth dieses Almosens kennen.

Digitized by Google

Endlich kömmt er in eine ihm damals sehr groß und prächtig scheinende Stadt. Die große Theurung im Gebirge hatte damals viele Arme nach den Städten hingezogen, die am Tage ihren Bissen Brod vor den Thüren der mitleidigeren Bürger suchten und bei Nacht vor der Stadt schliefen. Der Kleine hatte bisher noch nie eigentlich gebettelt; sondern wenn ihn hungerte, sich immer nur vor die Thüren still hingestellt und gewartet, bis man ihn anredete und ihn zum Essen einlud; unter den Haufen der Almosen flehenden Armen gemischt, lernte er aber auch nun von diesen, um Almosen bitten. Dem kleinen, zarten, treuherzigen Knaben gab Jeder reichlich, und er brachte gewöhnlich, wenn er nicht über dem Spielen mit andern Kindern das Almosenbitten vergaß, am Tage über so viel zusammen, daß er nur den geringsten Theil des empfangenen Brodes zu essen vermochte. Da nahm er denn am Abend seinen ganzen Vorrath von Brod und Geld und ging in der Vorstadt in eine Hütte, die ihm die ärmste schien, und wo viele hungrige Kinder waren, denen gab er sein ganzes Geld und Brod und hatte dafür in der Hütte sein Obdach. So wurde er wirklich (denn das mitgebrachte Almosen ward immer reichlicher, weil der Kleine und seine stückweise ihm abgefragte Geschichte in der Stadt immer bekannter wurde) gerade in der Zeit des größten Mangels der wirkliche Erhalter und rettende Engel einiger ganz armen und kinderreichen Familien, die entweder zu schüchtern waren, um selbst Almosen zu erflehen, oder nicht das Glück hatten, so viel zu bekommen, wie der kleine Bergmannsknabe.

Auf jene Weise erhielt sich und Andere der verirrte Knabe während der ganzen Zeit der großen Theurung, die indessen im höheren Erzgebirge von Monat zu Monat so heftig zugenommen, daß an der aus dieser Noth entstehenden Seuche ungemein viele arme Familien ganz ausstarben, und viele arme Hütten alle ihre Bewohner verloren. Nachdem er lange in der Stadt und dann auch, da er aus Liebe zur Veränderung sie verließ, außer ihr seinen täglichen Unterhalt gefunden, reichlicher als jemals in der armen Hütte seiner Eltern, kommt er einmal an einem Herbstabend, da eben die Sonne über den Thürmen einer auf der nahen Anhöhe liegenden Stadt untergehen wollte, auf eine Berghöhe, von der er unten im Thale ein Dorf mit einer kleinen Kirche liegen sieht. Das Dorf und die Kirche kommen ihm so bekannt vor, und, nun schon dreister geworden, fragt er einen Landmann, der auf der Anhöhe ackert, wie der Ort hieße. Der antwortet: „Ober-S.“ Da läuft der Kleine, vor Freude außer sich, den Berg hinunter und kommt noch in der Dämmerung ins Dorf. Er findet gar bald die wohlbekannte liebe Hütte seiner Eltern, klopft an der Thüre an, aber die ist und bleibt verschlossen. Aber an der hintern Seite des Häuschens, nach oben, befand sich ein Laden, der gewöhnlich (denn Diebe fürchtet ein armer guter Bergmann nicht) immer offen stand. Auch jetzt war er geöffnet, und der Kleine kletterte hinauf, wie er sonst seine älteren Brüder hatte hinaufklettern sehen. Aber innen im Hause war Alles still, und der Knabe, der glaubt, es schlafe schon Alles, legt sich auch ganz still in einen oben auf dem Boden stehenden offenen Kasten, worinnen alte Kleider und Lumpen lagen. Zum ersten Male wieder in dem Hause seiner lieben Mutter, erwacht er am andern Morgen überaus froh und heiter, springt herunter, öffnet Hausthüre und

Digitized by Google

Fensterladen und sieht sich nun im ganzen Hause um. Aber das ist still und leer; das Bette, worin sonst seine Eltern schliefen, war nicht mehr da; auf sein Rufen antwortet Niemand. Endlich kommt ein Nachbar, verwundert, wer in dem einsamen Hause sei. Da der den Kleinen erkennt, sagt er: „du böses Kind, wo bist du gewesen? Deine Eltern und deine Geschwister (bis auf eine Schwester) sind alle an der Noth und an der Seuche gestorben, und die Sorge um dich hat deine Mutter noch in ihren letzten Stunden bekümmert."

Da fängt der arme Junge bitterlich an zu weinen, daß er seine Mutter, von der er ja gar nicht gern weggelaufen war, nicht mehr sehen soll, und daß er sie so betrübt hat. Aber der ihn bisher so wunderbar aus der sehr wahrscheinlichen Todesgefahr gerettet, wunderbar bei der Hand geführt und genährt hatte, der sorgte nun auch ferner für ihn, erweckte ihm ein mitleidiges Herz, daß sich seiner im Leiblichen sowohl als im Geistigen annahm, und durch noch gar viele merkwürdige, aber nicht hieher gehörige Lebensführungen wurde der Knabe das, was er jetzt ist, ein lieber, frommer, mit allen Gottes-Fügungen zufriedener Bergmann.

Welche Lebensführung konnte wohl dem Anscheine nach härter und doch zugleich herrlicher und wohlthätiger sein, als die, welche wir hier erzählten! Eine arme Mutter hängt mit ganzer Seele an ihrem liebsten, jüngsten Knaben, der in der größten Noth unter Allem, was sie äußerlich besitzt, ihr liebster Trost ist. Sie bittet Gott oft, er möge doch nur diesen kleinen Unschuldigen, der den Hunger noch gar nicht ertragen kann, und für den sie doch so oft Nichts hat, ihn zu sättigen, mit seiner wunderbaren Hand speisen und erhalten. Und ihr Liebling wird ihr weggenommen, sie weiß nicht, wohin? Ihr liebster Anblick, den sie noch in ihrer armen Hütte hatte, ist ihr geraubt! — Aber zugleich ist auch ihr inniges Gebet erhört; der kleine Unschuldige wird während der Hungersnoth täglich reichlich gespeist, wird während der Seuche, die wohl auch ihn, den Zartesten unter seinen Geschwistern ergriffen und hingerissen hätte, wunderbar erhalten, und wird so zum Zeugniß einer allerbarmenden, rettenden Liebe hingestellt. — Freilich wird der Kummer die Arme noch auf ihrem Sterbebette um den verlorenen Sohn tief gebeugt haben, aber es blieb auch hier wahr: „Was ich thue, das weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernachmals, wirst es bald erfahren."

Auch der Kleine, da er auf einmal, statt zur Mutter zu kommen, unter lauter fremde Leute kam, ahnete es in seinem Kindersinne noch nicht, daß dieser Irrweg, der ihn so herzlich betrübte, der Weg zu seiner Rettung und Erhaltung war; aber jetzt als Mann dankt er dem innig, der ihn so führte aus der Eltern lieben, aber armen Hause, in die Fremde, die ihm Bergungsort wurde. G. H. Schubert.

8. Vertrauen auf Gott, oder: wenn die Noth am größten ist, ist Gottes Hülfe am nächsten.

Mehrere Jahre hatte Meister Hermann, ein Schneider in einem thüringschen Dorfe, sich und seine Kinder redlich ernährt. Nie hatte es

Digitized by Google

ihnen an Kleidung gefehlt, und alle Mittage stand eine große Schüssel voll Gemüse auf ihrem Tische, zuweilen auch Fleisch und auf die Hauptfeste ein Braten. Aber im Jahre 1770, da schon das Feld grün war, die Veilchen blühten, die Lerche sang, und Jedermann glaubte, der Frühling wäre da, da fiel in einer Nacht ein so tiefer Schnee, daß man kein Gräschen mehr sehen konnte und bis an die Knie im Schnee waten mußte. Es sah traurig aus. Nach etlichen Tagen zerschmolz der Schnee. — Da sah's noch trauriger aus. Die Landleute besuchten ihre Felder; aber ach! der Schnee hatte sie alle verwüstet. Ganze Aecker, die vor etlichen Wochen mit Weizen und Roggen bedeckt waren, standen ganz entblößt, und auf andern stand die Saat äußerst dünn. Da war allenthalben ein großes Wehklagen. Die Ernte kam, und das Wehklagen wurde noch stärker. Viele Bauern ernteten kaum so viel ein, daß sie davon ihre Aecker wieder besäen konnten; wenige so viel, als sie für sich und ihre Kinder zum Brod nöthig hatten, und noch weit wenigere konnten von ihrem Vorrathe Etwas an die Bürger verkaufen.

Daraus entstand große Noth. Sonst waren in den Städten die Märkte mit Wagen und Karren voll Getreide bedeckt; aber jetzt — da kam nur selten ein Fuhrwerk mit Frucht in die Stadt; und wenn dieses kam, so drängten sich allemal 50 und mehrere Personen, die alle Brod für sich und ihre Kinder brauchten, um den Wagen herum und riefen: „Wie theuer die Frucht? Ich, ich, ich will sie haben!“ Und da forderten die Bauern für ihr Getreide immer mehr. Meister Hermann drückte die Theurung besonders. Wo er sonst einen Groschen für Brod gebraucht hatte, da mußte er jetzt erst zwei, dann drei, dann vier, endlich fünf Groschen zahlen. Und gleichwohl konnte er mit seiner Nadel nicht mehr als sonst verdienen. Auf diese Art gerieth der gute Mann in große Noth. Weil er fast Alles, was er verdiente, für Brod hingeben mußte, so konnte er anfangs kein Fleisch und hernach auch kein Gemüse mehr kaufen. Eine Wassersuppe, Kartoffeln und trockenes Brod waren schon seit einigen Wochen die ganze Mahlzeit, mit der sich seine ganze Familie behelfen mußte. Doch waren sie dabei vergnügt und dankten Gott, daß er sie nur nicht Hunger leiden ließe.

Aber auch dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Die meisten Bauern, die in seinem Dorfe wohnten, waren so arm, als er. Sie mußten so viel Geld für ihre Speisen ausgeben, daß sie sehr wenig an Kleider wenden konnten. Wenn denn ihre Kinder kamen und klagten: „lieber Vater, ich brauche einen Rock, und ich ein Mieder,“ so wurden sie immer mit der Antwort zurückgewiesen: „liebe Kinder, es sind schwere Zeiten. Es ist jetzt an kein Kleiderkaufen zu denken.“ Auf diese Art mußte der gute Hermann manche drei bis vier Wochen sitzen, ohne daß er Etwas verdienen konnte, und gleichwohl wollte er mit seinen Kindern doch alle Tage essen. Da ward ihm ängstlich um's Herz. Er nahm sein weniges Zinn und verkaufte es. Da das daraus gelösete Geld aufgezehrt war, so verkaufte er erst seinen guten Rock, dann sein weniges Tischzeug und seiner Kinder entbehrlichste Kleider. Aber am Ende hatte er Nichts mehr zu verkaufen übrig. Es kam mit ihm so weit, daß er eines Morgens aufstand, ohne zu wissen, woher er auch nur einen Bissen Brod nehmen sollte. Seine Kinder traten um ihn, drückten ihm die

Digitized by Google

Hände und riefen: „Brod! Brod! lieber Vater, Brod!" Da hätte ihm das Herz vor Jammer springen mögen. „Diesen Morgen," sagte er, „liebe Kinder, werdet ihr wohl fasten müssen; aber zu Mittage sollt ihr alle euch sättigen." — „Und woher wirst du denn Brod bekommen, Herzensvater?" fragten wehmüthig die armen Kinder. — Er wies gen Himmel, wandte geschwind sein Gesicht weg, denn die Thränen quollen ihm stromweis aus den Augen, und lief in die nächste Kammer. Da fiel er auf die Knie und seufzte: „Ach Gott! ach Vater! meine Kinder — sie sind ja auch deine Kinder! Willst du mich armen Mann den Jammer sehen lassen, daß meine Kinder vor mir verschmachten? Du ernährst ja den Sperling auf dem Dache und giebst den Raben ihr Futter; unmöglich kannst du meine Kinder verhungern lassen! Gewiß, das kannst du nicht! Du wirst mir heute noch Nahrung für sie bescheeren."

So seufzte er und hoffte gewiß, daß der gute Gott ein Mittel ihm zeigen werde, seinen Kindern eine Mahlzeit zu bereiten. Schon eine Viertelstunde hatte er hin und her gesonnen, ob er nicht Etwas finden könne, Brod zu verschaffen; aber noch wollt' es ihm nicht glücken.

Da trat sein Töchterchen in die Kammer, mit der Nachricht, daß eine Frau ihn sprechen wolle. Er ging hinaus und traf eine Bäuerin, die ihn fragte, ob er sich getraue, in zwei bis drei Tagen einen Anzug für sie und ihre Tochter zu verfertigen. Sie müßten denselben nothwendig haben, weil sie und ihre Tochter auf den nächsten Donnerstag zu einer Hochzeit eingeladen wären.

„Gern, gern!" antwortete Meister Hermann. — „Damit ihr aber," sagte die Frau, „mit desto mehr Vergnügen arbeiten möget, so habe ich euch hier Etwas an Lebensmitteln mitgebracht." Sie holte einen ziemlich großen Handkorb unter ihrem Mantel hervor, und alle Kinder drängten sich herbei, um zu sehen, was in demselben sein möchte. Da nahm sie ein Brod heraus, dann ein Säckchen voll Erbsen, dann Butter und geräuchertes Fleisch. Da klatschten die Kinder in die Hände, sahen einander an, und eins nach dem andern wandte sich um und fing an zu schluchzen. — Meister Hermann konnte mit Nichts antworten, als mit Thränen. — „Was ist denn das? was fehlt euch denn?" fragte die Bäuerin. Da erzählte ihr der frohe Vater die betrübten Umstände, in denen er sich mit seinen Kindern befunden habe. Die Bäuerin wurde wehmüthig, weinte auch mit und freuete sich, daß Gott durch sie so vielen ehrlichen Leuten das Leben gerettet hatte. Diese Freude war ihr so süß, daß sie sich auf der Stelle vornahm, sie noch länger zu genießen. „Von nun an, Meister Hermann, sollt ihr keine Noth mehr leiden. Ich habe von den vorigen Jahren noch so viel Frucht auf meinem Boden, daß ich euch alle davon ernähren und doch noch verkaufen kann. Kommt zu mir, so oft ihr Brod braucht, ihr sollt es allemal haben. Und wenn ihr andere Lebensmittel verlangt, so will ich sie euch nie abschlagen. Ich will euch Alles zu einem billigen Preise anrechnen, und ihr könnt es ja nach und nach mit eurer Arbeit abverdienen. Ich habe ja auch Kinder; wer weiß, wo es ihnen Gott wieder segnet. Lebt wohl und verlaßt euch auf mein Wort!"

Die ganze Familie war vor Freude außer sich. Sobald die gute Frau weg war, bereiteten sie eine gute Mahlzeit und genossen sie. Die

Digitized by Google

schmeckte! So gut schmeckte es in ganz Deutschland keinem Fürsten, als diesen guten Leuten, denen der Hunger ihre Erbsen gewürzt hatte. Sie dankten aber auch dem guten Gott recht herzlich, der dann mit seiner Hülfe am nächsten ist, wenn die Noth auf's höchste steigt.

Aus Schlez'ens Sittenlehre in Beispielen.

9. Treue Freundschaft.

Einst trafen auf ihrer Wanderschaft zwei Handwerksburschen zusammen, der eine ein Schmid, der andere ein Schneider. Sie reiseten mehrere Wochen mit einander, bis sie endlich nach Polen kamen. Während dieser Zeit hatten sie sich genauer kennen gelernt, einander ihr Herkommen und ihre Lebensgeschichte erzählt und endlich Brüderschaft mit einander gemacht. Sie theilten gewöhnlich, was sie von Lebensmitteln hatten, unter sich und halfen sich gegenseitig in Allem brüderlich aus. Es fügte sich, daß der Schmid in Polen krank wurde und in einem fremden Dorfe unter fremden Leuten, die nicht einmal deutsch verstanden, liegen bleiben mußte. Hier wäre er übel daran gewesen, wenn er seinen Kameraden nicht bei sich gehabt hätte; denn er hatte kein Geld, und sein Felleisen war mit Allem, was sich darin befand, kaum einige Thaler werth. Dies wurde nun freilich verkauft; aber das daraus gelösete Geld war bald verzehrt, und noch sah man keine Besserung. Nun bewies sich der Schneidergeselle recht brüderlich gegen ihn, und verließ ihn nicht in seiner Noth. „Hier in diesem fremden Lande bin ich ihm ja der Nächste!" dachte er bei sich selbst, und das war er auch. Er verkaufte daher von seinen Sachen ein Stück nach dem Andern, bis ihm Nichts mehr übrig blieb; aber er hatte dafür die Freude, seinen Kameraden durch seine Pflege wieder hergestellt zu sehen. Dieser konnte ihm die Treue, die er an ihm bewiesen hatte, nicht genug danken, und weinte manchmal an seinem Halse aus Bekümmerniß, daß er ihm seine verkauften Kleidungsstücke nicht wieder ersetzen könnte; aber der Schneider tröstete ihn darüber und sagte, Gott werde es ihn wohl nicht vermissen lassen; ein Mensch sei dem andern einen solchen Liebesdienst wohl schuldig, und besonders in der Fremde müsse Keiner den Andern verlassen. Sie reiseten darauf noch mit einander bis nach Warschau, der Hauptstadt in Polen, wo der Schmid Arbeit bekam, der Schneider aber nicht. Beide Freunde mußten sich also hier trennen. Als der Schneider wieder auswanderte gab ihm der Schmid eine Stunde weit das Geleite, und unter Vergießung häufiger Thränen schieden sie, als wenn sie leibliche Brüder gewesen wären, ohne eben hoffen zu können, daß sie sich in dieser Welt jemals wieder sehen würden. Der Schneider wanderte darauf durch Böhmen, Sachsen, Hessen, Lothringen bis nach Frankreich, wo er beinahe zehn Jahre blieb und bald in dieser, bald in jener Stadt arbeitete, ohne irgendwo sein Glück zu finden. Endlich kehrte er nach Deutschland zurück und gerieth in Frankfurt am Main unter die Werber, welche ihn überredeten, kaiserliche Dienste zu nehmen, und ihn als Rekruten nach Wien transportirten. Da er aber schwächlich und fast beständig krank war, so ließ man ihn nach einigen Jahren wieder laufen, wohin er wollte. Fast nackt und bloß kam er nach Sachsen, um da-

Digitized by Google

selbst wieder Arbeit zu suchen; allein, da ihn in seinem elenden Anzuge Niemand zur Arbeit annehmen wollte, so mußte er endlich betteln. Eines Abends spät sprach er in einem Dorfe (es war gerade an einem Sonnabende) bei einer Schmiede auch um einen Zehrpfennig an. Da dünkte den Meister, welcher mit vier Gesellen vor der Esse arbeitete, daß die Stimme des Ansprechenden ihm sehr bekannt sei. Er nahm die Hängelampe in die Hand, schaute dem Bettler ins Gesicht, und — „je Bruder! bist du's, oder bist du's nicht?" riefen Beide fast zu gleicher Zeit; und in der That waren es die beiden Kameraden, die seit der Trennung in Warschau Nichts weiter von einander gehört hatten. Der Schmid, welcher unterdessen in dieser Schmiede in Arbeit gestanden und durch die Heirath der Wittwe, der sie gehörte, ganz reich geworden war, war ganz außer sich vor Freuden. Er herzte und küßte den Schneider und schämte sich seiner nicht, ob er gleich ein zerlumpter Bettler war. Er führte ihn mit lautem Jubel in seine Stube, drückte ihn in den Großvaterstuhl am Ofen nieder, sprang auf einem Beine, wie ein Knabe, und alle seine Hausgenossen sperrten vor Verwunderung die Augen weit auf. „Lene!" — sprach er zu seiner Frau — „geschwind spring hinauf und hole ein feines Hemd und meinen Sonntagsstaat herunter, daß der gute Freund da sich anders ankleiden kann!" Der Schneider wollte Allerlei dagegen einwenden, aber der Meister hielt ihm den Mund zu und sagte: „schweig und sprich mir kein Wort dagegen! Du hast's wohl um mich verdient, daß ich mein Bischen Hab' und Gut mit dir theile." Es half nichts, der Schneider mußte sich putzen und aus einer langen Pfeife rauchen. Der Meister gebot ihm, sich gerade so zu pflegen, als ob er in seinem eigenen Hause wäre, und nachdem er in möglichster Eile sein Tagewerk vollends geendet hatte, setzte er sich mit ihm zu Tische und ließ alle seine Leute hereinkommen, daß sie den Fremden nun recht besehen mußten. Dabei erzählte er ihnen dann, wer der Fremde eigentlich sei, und was es mit ihrer beiderseitigen Freundschaft für eine Bewandniß habe. Da hatten alle eine recht herzliche Freude über den Ankömmling und besonders die Frau vom Hause, die ihren Mann sehr liebte und oft dem guten Schneiderburschen, der in Polen eine so treue Stütze für ihren Mann gewesen war, ehe sie ihn persönlich kannte, Gottes Segen gewünscht hatte. Der Meister ließ noch am nämlichen Abend zwei fette Gänse schlachten und auf den folgenden Tag alle Freunde und Gevattern des Dorfs zu sich zu Gaste laden. „Juchhei! das soll mir ein Freudentag werden!" rief er laut — laut auf und schwang dabei seine Mütze vor Freuden. Der Sonntag kam, und in der Schmiede ging's so fröhlich her, als wenn es Kindtaufe gewesen wäre. Nachdem die Mahlzeit geendigt war, erzählte der Schmid alle seine Begebenheiten, und besonders, was er seinem Kameraden noch für einen Liebesdienst zu verdanken habe. Der Schneider mußte dann seine Begebenheiten auch erzählen, und die Gäste gewannen ihn so lieb, daß sie durchaus darauf bestanden, er solle sich in diesem Dorfe häuslich niederlassen und ihr Schneider werden. Der Schmid jauchzte darüber laut und versprach, ihn mit Gelde zu unterstützen, so viel er könne. Er hielt auch Wort; der Schneider fand sein reichliches Brod im Dorfe, verheirathete sich mit einer guten Wirthin und lebte froh und glücklich. Beispiele des Guten.

Digitized by Google

10. Der dankbare Jude.

In dem vorletzten russisch-türkischen Kriege ritt der russische Lieutenant Pfuhl, von Geburt ein Deutscher, den Tag nach der Schlacht bei Choczim mit einem Haufen Dragoner auf Fourage aus und hörte aus einem nahen Waldgraben eine klagende Stimme. Er ließ zwei seiner Reiter absitzen, um zu untersuchen, ob diese Stimme von Freund oder Feind herkomme. Ein lautschallendes Gelächter, das die Dragoner bei ihrer Ankunft erhoben, bewog ihn, mit noch einigen Leuten nachzufolgen. Hier sah er nun einen alten türkischen Juden, der ein ehrwürdiges, redliches Aussehen hatte und, von einigen russischen Reitern verwundet, in diesen Graben aus Furcht geflüchtet war, wo ihn aber der Schmerz und Blutverlust gehindert hatte, wieder herauszukommen. Pfuhl, nachdem er das Gelächter seinen Leuten ernstlich verwiesen hatte, ließ den Juden in sein eigenes Zelt tragen, wohin er bald selbst nachfolgte und dann von demselben, der einstweilen gehörig verbunden und verpflegt wurde, unter Thränen dankbarer Freude mit den Worten: „Herr, du hast Vieles an mir gethan, wer mag dir solches vergelten?“ angeredet wurde. Der edle Krieger lehnte jeden Dank ab, versah den Juden mit Pässen, sammelte bei seinem Regiments-Chef und anderen russischen Officieren Geld für ihn und schickte ihn nach Kaminiek in Podolien, um dort seine vollkommene Besserung abwarten zu können. Die russische Armee rückte indessen tiefer in das türkische Gebiet ein, und Pfuhl, der sich immer als tapferer Krieger und als Beschützer wehrloser Unschuld auszeichnete, wurde sehr hervorgezogen, einst aber bei einem Angriffe des Feindes von einem anderen Officier, wahrscheinlich aus Neid, im Stiche gelassen, so daß er, seines tapfern Widerstandes ungeachtet, in türkische Gefangenschaft gerieth. Er wurde nach Adrianopel abgeführt und dort an Abdul-Melek, einen aus Sicilien gebürtigen, zur muhamedanischen Religion übergetretenen Christen, der eben nach Servien reis'te, als Sclave verkauft. Abdul-Melek, ein reicher, aber höchst schlechter und grausamer Mensch, ertheilte Pfuhl, da er sich durch seine Kenntnisse der italienischen Sprache und geschickte Behandlung der Pferde ihm nützlich zu machen wußte, anfänglich die Aufsicht über seinen Stall und seine Gärten. Als aber eins seiner liebsten Pferde, jedoch ohne Pfuhls Schuld gefallen war, so ließ er diesen achtundvierzig Stunden lang in einen schauerlichen Kerker werfen und verurtheilte ihn zu den beschwerlichsten Feldarbeiten. So fühlte dann der unglückliche Pfuhl, dessen Sclaven-Name jetzt Ibrahim war, das Drückende seiner Lage in vollem Maße und mußte bei dem geringsten Versehen die grausamste Behandlung erfahren, als ein unerwarteter Vorfall seiner Lage eine andere Wendung gab. Ein junges Frauenzimmer, die Tochter des Obersten B., war ebenfalls in türkische Gefangenschaft und Abdul-Meleks Gewalt gerathen und mußte die empörendste Behandlung erdulden. Sie hatte die Gegenwart ihres Landsmanns entdeckt und ihn durch eine vertraute Sclavin dringend bitten lassen, sie der Gewalt ihres Herrn zu entreißen. Das Freundschaftsbündniß ward bald geschlossen, die Anstalten zur Flucht waren getroffen, beide Liebenden schon im Begriff, ihre Flucht anzutreten, als ihr ganzer Plan von einem Sclaven, Namens Hassan, dem sie sich selbst anvertraut hatten, ihrem Herrn ent-

Digitized by Google

deckt ward. Die Folge davon war, daß Beide mit Ketten belegt und in zwei dicht an einander stoßende Behältnisse gebracht wurden. Acht Tage lang wurde Ibrahim auf das Grausamste gemißhandelt, und das Geschrei Nataliens — dies war des Mädchens Name — ließ ihn vermuthen, daß sie nicht gelinder behandelt werde. Er hörte endlich ihren Kerker von keinem Klaggeschrei mehr ertönen, und dies erfüllte seine Seele mit schrecklichen Ahnungen wegen ihres Schicksals, die um so mehr beunruhigen mußten, da alle Fragen, die er an die Sclaven, die ihm sein Essen brachten, that, mit einem finstern, mürrischen Stillschweigen beantwortet wurden. Einst, als er, in tiefe Melancholie versunken, in seinem Kerker saß, und keinen einzigen tröstenden Gedanken fest zu halten vermochte, trat sein Herr in Begleitung zweier Sclaven zu ihm herein und kündigte ihm an, daß er ihn, obwohl er den schmählichsten Tod verdient hätte, an einen anderen Herrn verkauft habe. Hiemit befahl er, ihn demselben zuzuführen. Man brachte ihn in einen Wagen, der mit größter Schnelligkeit davon fuhr. Drei Tage dauerte die Reise, ohne daß Pfuhl wußte, wohin sie ging, ohne daß er auf alle deßhalb gemachte Fragen von seinen Begleitern, die ihn übrigens nicht als einen Sclaven, sondern als ihren Gebieter behandelten, eine andere Antwort erhielt, als, er solle nur ruhig sein und nicht das geringste Übel erwarten. Am Abende des dritten Tages kamen sie endlich in einem großen Orte an. Der Wagen hielt in einem Hofe still, Pfuhl stieg aus, und die erste Person, die ihm der Fackelschein erkenntlich machte, war — der Jude, dem er bei Choczim das Leben gerettet hatte. „Dank sei Gott!“ — rief derselbe aus — „daß ich dir vergelten kann, Herr, was du an mir gethan hast! tritt in das Haus deines Knechtes, an dem du Barmherzigkeit übtest!“ Pfuhl wußte sich nicht zu besinnen; eine Frage drängte jetzt die andere, die ihm der brave Jude am kommenden Morgen zu beantworten versprach. Aber wer schildert Pfuhls Entzücken, als des andern Morgens der Jude in Begleitung eines Frauenzimmers zu ihm trat, die er sogleich für Natalie erkannte! Nach dem ersten Taumel der Freude erzählte der Jude, er sei zufälliger Weise zu Abdul-Melek gekommen, welcher ihm ein Frauenzimmer zum Verkaufe angeboten habe, welches Natalie gewesen war. Die Thränen seiner neuen Sclavin hätten ihn bewogen, nach der Ursache derselben zu fragen, und er hätte von ihr erfahren, daß ein russischer Officier, mit Namen Pfuhl, noch im Kerker schmachte. Der Name seines Retters bei Choczim sei ihm noch in frischem Andenken gewesen, und so habe er auf der Stelle den Entschluß gefaßt, ihn wiederum zu retten. — „Ich reis'te“ — fuhr der Jude fort — „augenblicklich zu deinem Tyrannen, der dich eines elenden Todes wollte sterben lassen; aber eben so geizig als grausam, überließ er dich mir auf mein Versprechen, daß ich dich an einen recht harten Herrn verkaufen wollte. Auf diese Weise gelang es mir, dich in meine Hände zu bekommen. Gott sei gepriesen, daß ich dir habe vergelten können, was du an mir thatest! In einigen Tagen reise ich in's Lager, und da nehme ich dich und Natalie mit, mache einen Seitenweg und bringe euch mit Gottes Hülfe glücklich zu euern Landsleuten zurück.“ — Weinend und tiefgerührt hingen Natalie und Pfuhl an des Juden Halse. Er brachte sie glücklich nach Bukarest in der Wallachei,

Digitized by Google

wo damals russische Besatzung lag, und es wurde ihnen schwer, sich von ihrem großmüthigen Erretter zu trennen. Als er weg war, fand Pfuhl, zur Vermehrung seines Erstaunens und seiner dankbaren Bewunderung des Juden, einen Beutel mit — tausend Ducaten und einen kostbaren Ring für Natalie, Geschenke, die der dankbare Israelit ganz unvermerkt in Pfuhls Kleid zu stecken gewußt hatte. Natalie fand ihren Vater noch am Leben, der sie und Pfuhl auf immer mit einander vereinigte. Die Erinnerung an den großmüthig dankbaren Juden verschaffte ihnen sehr oft die seligsten Stunden ihres Lebens.

Beispiele des Guten.

11. Edelsinn im Unglück und im Glück.

In London lebte einst die Wittwe eines rechtschaffenen Mannes, der sie nebst zwei Töchtern und einem Knaben durch seinen Tod in das größte Elend versetzt hatte; denn bei seinem Leben bekleidete er ein Amt, das ihn mit seiner Familie gemächlich nährte, bei dem er aber nicht nur Nichts zurücklegen konnte, sondern wobei er auch das kleine Vermögen, das ihm seine Frau zugebracht hatte, bei manchen Unglücksfällen, die ihm zugestoßen waren, hatte aufzehren müssen. Ein reicher, aber sehr hartherziger Bruder, der es noch mehr durch eine stolze und empfindungslose Frau, die ihm große Reichthümer zubrachte, geworden war, hätte sie durch eine Kleinigkeit dem Unglücke entreißen können; er verschloß aber seine Thür und sein Herz vor ihr, und sie durfte sich weder durch Briefe, noch weniger selbst ihm nähern, wenn sie sich nicht den unbilligsten Vorwürfen und härtesten Begegnungen aussetzen wollte, ohne doch die mindeste Unterstützung zu erhalten. Zum guten Glücke hatte sie ihre Kinder zur Frömmigkeit und zum Fleiße erzogen. Sie und ihre beiden Töchter arbeiteten also Tag und Nacht mit der Nadel für Galanteriehändler und erhielten sich ehrlich, obgleich unter Hunger und Kummer.

Eines Morgens kam ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, schlecht, doch reinlich gekleidet, an ihre Thür, der sie zu sprechen verlangte, sie nöthigte ihn in ihr kleines, finsteres Stübchen und fragte nach seinem Anbringen. Er sagte, sie werde ihn zwar nicht kennen, ob sie sich aber nicht eines Verwandten, Namens Werner, zu erinnern wüßte, der vor fünf und zwanzig Jahren nach Westindien gegangen sei. Sie bejahete dies. „Nun,“ fuhr er fort, „Sie sehen diesen Unglücklichen vor sich. Ihr Vater war meiner Mutter einziger Bruder. Auf meiner Rückreise hierher verlor ich das Wenige, was ich fünf und zwanzig Jahre lang mühsam erworben hatte, das aber hinreichend gewesen wäre, mich lebenslänglich anständig zu erhalten. Das Schiff, auf dem ich war, fiel einem französischen Kaper in die Hände, der mir Alles bis auf die Kleider nahm, mich an der Spanischen Küste aussetzte, und von da aus habe ich mich bis hierher durchgebettelt und hoffe nun von meinen übrigen Verwandten einigen Beistand.“

Die Wittwe, die sich erinnerte, in ihrer Kindheit seine Geschichte und seinen Namen oft gehört zu haben, und überdies viel Ähnlichkeit

mit ihrem verstorbenen Vater in seinem Gesichte fand, zweifelte nicht einen Augenblick an der Wahrheit seiner Geschichte. „Aber,“ setzte sie hinzu, „so sehr ich mich freue, sie wieder zu sehen, so schmerzt es mich doch in der Seele, Sie in so traurigen Umständen zu wissen, ohne das Vermögen zu haben, Ihnen so kräftig beizustehen, als ich wohl wünschte. Indessen lassen Sie uns mit einander frühstücken.“ — Sie ließ sogleich einen Kaffee machen und einige Zwiebäcke holen. Während desselben fragte sie ihn, wie er sie habe in diesem elenden Winkel ausfragen können, wo sie aller Welt unbekannt lebe.

Er erzählte ihr, daß er ihren Bruder, dessen Name genug durch seinen Reichthum und Staat bekannt sei, ausgeforscht habe. — Sie fragte ihn, ob er ihn gesehen. „O ja,“ versetzte er, „ich bin nur zwei Tage hier, aber ich habe ihn gesehen und gehört. Erst nach vieler Mühe ward ich vor ihn gelassen, und es wäre vielleicht nicht geschehen, wenn ich mich als einen Hülfsbedürftigen angekündigt hätte. Er lag in einem Lehnstuhle, hatte eine Tasse Chocolade in der Hand, die er ausschlürfte, und seine Frau saß neben ihm. Diese fütterte einen Affen, der ihr auf der Schulter saß. Man bot mir aber keinen Stuhl. Er mußte sich meines Namens und meiner Person unfehlbar erinnern, denn er hat mich noch gekannt. Indessen unter dem Scheine der Unwissenheit sagte er, daß er mir das Recht, sein Vetter zu sein, nicht streitig mache, wünsche aber meine Befehle zu vernehmen. Befehle hat der Arme nicht, erwiederte ich, er muß nur bitten. Ich erzählte ihm mein Unglück so, wie ich es Ihnen erzählt habe. Nachdem er mich voll Ungeduld angehört hatte, sprang er auf, riß mir den Stuhl mit Ungestüm unter dem Arme weg, auf den ich mich wegen Müdigkeit gelehnt hatte, und rief seiner Gemahlin zu: „„Ein feiner Betrüger! So ein Bettelkerl hat die Verwegenheit, sich für meinen Verwandten auszugeben? Geschwind aus meinem Hause, wenn ich euch nicht durch meine Bedienten soll hinaus werfen lassen!““ — Ich sagte: „„Ich verlange von Ihnen Nichts weiter, als eine kleine Empfehlung. Ich bin von Jugend auf zu Geschäften gewöhnt, schreibe eine gute Hand, verstehe alle neuere Sprachen und das Buchhalten. Ihr Ansehen ist so groß, daß sie mich leicht bei einem Kaufmanne unterbringen können; indessen aber sterbe ich Hungers. Ich bin hier ganz fremd, obgleich in meinem Vaterlande.““ Er machte eine Bewegung, als ob er in seine Tasche greifen wollte; nun aber fing seine Frau an, auf mich loszuziehen und mich als einen Taugenichts hinauszuweisen, und er stimmte mit ein, ohne die Hand ihre wohlthätige Bewegung ausführen zu lassen. Ich sagte ihm endlich, ich verlange nicht einen Heller von ihm, und wenn er mir auch denselben geben wolle; doch bäte ich mir nur so viel als Gewogenheit aus, mich die Wohnung seiner Schwester wissen zu lassen; denn ich hätte gehört, daß diese noch am Leben sei. Verdrießlich gab er mir zur Antwort, da würde ich mir einen schönen Trost holen; er wisse viel, in welchem Winkel sie stäke; sie habe wider seinen Willen einen liederlichen Mann geheirathet, der ihr weiter Nichts, als Kinder und Elend hinterlassen, und sich dadurch seiner Wohlthaten unwürdig gemacht; also könnten wir mit einander betteln gehen. — Seine Dame war endlich so gnädig, mir Ihren Namen zu sagen und wo Sie vormals gewohnt hätten, und

Digitized by Google

so habe ich mich endlich nach vieler Mühe hierher gefragt. Ich fürchte indessen, meine gute Muhme, daß die letzte Nachricht in Ansehung Ihrer Armuth nicht ganz ungegründet sei.“ Indem er dieses sagte, betrachtete er ihr elendes Geräthe und schlürfte die kalt gewordene Tasse Kaffee vollends herunter.

Die arme Wittwe gestand, daß er die Wahrheit gesagt, daß sie aber ohne ihre und ihres verstorbenen Mannes Verschuldung arm sei. „Ich bin indessen,“ fuhr sie fort, „Gottlob! nicht so arm, daß ich nicht noch ein Weniges durch meine Sparsamkeit sollte erübrigen können. Wollen Sie ein kleines Stübchen in der Nachbarschaft miethen und mit mir und meinen Kindern so lange fürlieb nehmen, bis Sie Etwas für Sich ausgerichtet haben, so sollen Sie mir willkommen sein, und ich will es schon möglich zu machen suchen, daß ich das erste bezahlen kann. Vielleicht sind Sie etwas Weniges an dem Orte schuldig, wo Sie die beiden Nächte, die Sie hier sind, geschlafen haben.“ Hier langte sie ihr ganzes Silbergeld heraus, welches ungefähr zwanzig Groschen unsers Geldes betragen mochte, und setzte hinzu: „Wenn dieses nicht zureichen sollte, so sagen sie es frei; ich habe noch ein gehenkeltes kleines Goldstücke, das meiner Tochter gehört.“ — — „Halt!“ schrie er, nachdem sie ihm das kleine Geld in die Hand gedrückt hatte — heftete seine Augen starr auf ihr Gesicht und fuhr fort: „Gott! gütiger Gott!“ — knöpfte dann zwei bis drei Knöpfe seiner Weste auf und holte einen tiefen Seufzer, als ob er seinem Herzen Luft schaffen wollte. — Die Wittwe ward durch seine Dankbarkeit so gerührt, daß ihr die Thränen stromweis über die Wangen rollten, so sehr sie sich auch bemühte, sie zurück zu halten. „O daß ich doch auch weinen könnte! aber es ist mir unmöglich; doch — dies müssen auch die letzten Thränen sein, die Sie jemals zu vergießen haben mögen, meine unvergleichliche, großmüthige, fromme Muhme! Gott vergebe es mir, daß ich ein solches Herz, wie das Ihrige, auf die Probe gestellt habe! aber reichlich, reichlich soll es Ihnen belohnt werden!“

Er zog hierauf aus einer Brieftasche einen Wechsel auf 2000 Pfd. Sterling an die Bank in England und gab ihr ihn. — Ihr könnt euch leicht, meine geliebten Leser, das Erstaunen der armen Frau vorstellen! „Vergeben Sie,“ sagte er, „daß ich Sie hintergangen habe! Es ist aus guter Absicht geschehen; ich wollte den würdigen Verwandten von dem unwürdigen, das gute, wohlthätige, mitleidige Herz von dem schlechten unterscheiden lernen. Ich bin nicht der arme Verlassene, für den ich mich ausgab, sondern vielleicht einer der reichsten Privatleute im Königreiche.“

Er erzählte ihr hierauf seine Geschichte, wie er als Buchhalter zu einem reichen Kaufmanne nach Jamaica gekommen, bei dem er sich durch sein Wohlverhalten so beliebt gemacht, daß er ihm seine einzige Tochter mit allen seinen Schätzen gegeben; wie ihn diese durch ihren Tod in den völligen Besitz derselben gesetzt, wie er sie durch seinen Fleiß und besondere Glücksfälle vermehrt habe und auf diese Art zu einem erstaunlichen Vermögen gelangt sei. „Ich war endlich,“ fuhr er fort, „der Last des Einsammelns überdrüssig, fing an zu kränkeln; die Liebe zum Vaterlande kam dazu, und dies trieb mich in dasselbe zurück. Unterweges gerieth ich auf den Einfall; mich insgeheim nach meiner Familie zu er-

Digitized by Google

kundigen, diejenigen Herzen, die mir davon noch übrig geblieben, so zu prüfen, wie ich gethan habe, und mein Vermögen nach ihrem Verhalten zu vertheilen. Ihren Bruder, den gefühllosen Mann, verbanne ich aus meiner Seele. Ein Bruder, der im Überflusse lebt und seine Schwester, — eine solche Schwester im äußersten Mangel darben lassen, ja wenn Sie auch durch kleine Vernachlässigung daran Schuld wären, — Sie und Ihre Kinder dem Elende Preis geben kann — was muß der für ein Herz haben! Darf ich mich wundern, daß er mir so begegnet ist? — Was ich Ihnen jetzt gegeben habe, ist blos ein kleines Handgeld gewesen." —

Er erkundigte sich hierauf näher nach ihren Umständen, die noch weit armseliger waren, als er sich vorgestellt hatte, und ihn desto mehr wider den Bruder erbitterten, über den er nun durch sie recht zu triumphiren hoffte. Sie mußte ihm ihre Kinder zeigen, er küßte sie zärtlich und sagte zu ihnen: "ihr habt einen schlechten Oheim, aber eine vortreffliche Mutter! Ich will euch alle versorgen."

Tages darauf kam er und holte sie in einem mehr als fürstlichen Wagen ab, den er ihr sogleich schenkte, und führte sie in eines der prächtigsten möblirten Häuser, in dessen Besitz er sie mit allem Zubehör setzte. Er gab ihr zugleich so viel, daß sie ihn einmal über das andere bat, seine Großmuth einzuschränken, weil sie allezeit eine glückliche Mittelmäßigkeit und Stille allem Reichthume vorgezogen hätte und vorziehen würde. Aber er nannte es nur Kleinigkeiten gegen das, was er noch für sie zu thun Willens sei, und bestand darauf, um nur ihren Bruder zu demüthigen und ihm zu zeigen, was für ein Glück er durch seine Hartnäckigkeit verscherzt habe, daß sie wenigstens einige Zeit nach seinem Eigensinne sich bequemen und mit aller möglichen Pracht sich öffentlich zeigen mußte. Da überdies das ihr geschenkte Haus gerade ihrem Bruder gegenüber lag, so könnt ihr euch vorstellen, was für eine Kränkung dies seiner neidischen und geizigen Seele und seiner noch unmenschlicheren Frau müsse gewesen sein. Indessen vermied sie Alles, so viel es nur, ohne ihren Onkel zu beleidigen, geschehen konnte, dieselbe zu vermehren, und entschuldigte ihres Bruders Grausamkeit damit, daß er nicht die elenden Umstände ganz möchte gekannt haben, in denen sie sich befunden. Dieser erdachte hunderterlei Mittel, sich beim Herrn Werner Vergebung auszuwirken; aber umsonst. Werner starb und vermachte der Wittwe sein ganzes ungeheures Vermögen. Als sie sich in Besitz desselben sah, bat sie Gott täglich, daß er ihr Muth und Verstand geben möchte, ihr Glück mit Dankbarkeit und Demuth zu ertragen, dasselbe zu seiner Ehre und nicht zu ihrer Eitelkeit anzuwenden, die Armen und Nothleidenden zu unterstützen und eine gute Haushälterin der ihr verliehenen Gaben zu sein; ja sie bat ihn, sie wieder in den vorigen Stand zu erniedrigen, wofern sie sich wegen ihres Reichthums erheben könnte, indem sie erst durch ihre Armuth sich selbst und den wahren Werth der menschlichen Güter kennen gelernt habe. Sie sprach aber nicht allein so, sondern sie handelte auch so; ihrem Bruder vergab sie mit Freuden, seine Absichten mochten bei der Aussöhnung sein, welche sie wollten; und als er theils durch seine vorige Pracht und seiner Frau Verschwendung, theils auch durch Unglücksfälle sehr herunter kam, ver-

Digitized by Google

galt sie nicht Böses mit Bösem, sondern unterstützte ihn auf das kräftigste und brachte ihn dadurch zu einer wahrhaftigen Beschämung seines vorigen Betragens. Ihre Kinder erzog sie zur Tugend und Menschenliebe; über alle Arme und Bedürftige breitete sie ihre wohlthätigen Hände aus und erntete noch die seligsten Früchte der Wohlthätigkeit und des guten Herzens ein, wodurch sie so Viele glücklich gemacht hatte.

Aus Weiße's Kinderfreund.

12. Die Freiheit.

Eines der fröhlichsten Feste auf dem Lande ist die Heuernte. Sie fiel in diesem Jahre in die heitersten und schönsten Tage des Frühlings, und die ganze Familie nahm den lebhaftesten Antheil daran.

Die Wiesen, die zu dem Gute gehören, dehnen sich am Fuße eines kleinen Buchenwaldes aus, der einen schwellenden, anmuthigen Hügel krönt. Reizende Gruppen hoher, schattiger Bäume ziehen sich in die Wiese hinein, und unter einer der schönsten sprudelt ein heller Quell aus dem Boden herauf, der den silbernen Faden seines Wassers durch die Wiese flicht, sich oft unter dem dicken, buschigen Grase verbirgt, bald in kleine Becken sammelt, und endlich mit einem breitern Bache zusammenfließt. An diesem Quell, unter dem Schatten jener Bäume, wollte Herr O... mit seiner Schwester und den gemeinschaftlichen Kindern einen Tag der Heuernte feiern. Mit Anbruch des Morgens erschienen die Mäher auf dem Hofe mit Sensen und Rechen, und zogen singend und jubelnd nach den Wiesen hin. Die Kinder schlossen sich an sie an, jedes mit dem Rechen auf der Schulter, in leichten Kleidern und zur Arbeit geschürzt. Aurorens Gesicht war von einem weißen Strohhut beschattet. Ein großer Strauß von Feldblumen schmückte ihre Brust, und ihr Rechen war von den Knaben mit Schnuren von Ephen und Maaslieb zierlich umflochten.

Die Arbeit ging leicht und froh von Statten. Hier wurde das Gras gehauen; an einer andern Stelle wurde es gewendet, und wo es trocken genug schien, zu Schobern aufgehäuft. Alles war in Bewegung, kein Arm ruhete, und von allen Seiten tönten Gesang, Lachen und frohes Geschwätz. In den Ruhepunkten der Arbeit sprangen die Knaben wetteifernd über die Heuhaufen, oder stürzten sich kopfwärts über sie herab, und baueten dann emsig von neuem auf, was sie muthwillig zerstört hatten.

Der Tag war überaus heiter und anmuthig. Von Zeit zu Zeit erfrischte ein kühler Abendwind die Luft, und führte leichte, dünne Wolken herbei, die wie ein zarter Schleier, das Antlitz der Sonne umhüllten. Die Vögel sangen aus dem Walde; die Schmetterlinge gaukelten auf Büschen und Blumen, und blaue Libellen schwärmten und wiegten sich auf den Binsen und Halmen, die an dem Rande des Baches standen.

Frei und froh streiften nach vollendeter Arbeit die Knaben umher, bald den Schmetterlingen nach, bald nach den Blumen, die in dem Schatten des Waldes überall aus dem Moose hervorblüheten. Während sie hier suchen und pflücken, schallt von einem Baume herab das Girren einer

Digitized by Google

Lachtaube. Aurora blickt hinauf und erspäht durch die dichten Äste zwei gelbe Köpfchen, die über den Rand eines Nestes herüber munter umherschauen. „Ach, was für niedliche Vögel,“ rief sie aus. Allwin sah in die Höhe, und bemerkte noch mehrere Köpfchen. „Es ist ein Taubennest,“ rief er; und in dem Augenblick sprang er auf, warf ein Tuch über den nächsten Zweig, schwang sich hinauf, und stieg leise und behutsam dem Neste zu.

Aurora verfolgte ihn mit ihren Augen, und mit einem Herzen, das vor Angst und Erwartung pochte. Schon war er dem Neste ziemlich nah, als die Alten die Gefahr inne wurden, und mit großem Geräusch durch die Zweige emporschwirrten. Jetzt stieg Allwin schneller und erreichte das Nest. Zwei junge Tauben saßen darin, fast schon flügge, die sich ängstlich niederduckten. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er die größte und schönste heraus, faßte sie in die hohle Hand, und stieg nun langsam und mit größerer Gefahr von Zweig zu Zweig herab. Der Vogel pipte in seiner Hand; Aurora jubelte und streckte die Arme aus, so hoch sie konnte. Endlich war der letzte Zweig erreicht, und Allwin sprang, mit seiner Beute in der Hand, glücklich zur Erde herab.

Aurora war vor Freuden außer sich. Sie faßte Allwins beide geschlossene Hände, bückte sich und guckte neugierig hinein. Das kleine Thierchen saß ängstlich in seiner Höhle und bewegte kaum sein glattes Köpfchen und seine schwarzen Augen. Aurora wollte es gern selbst in ihren Händen haben, und nachdem es hineingeglitten war, lief sie, es immer an ihr Kinn drückend, nach den Bäumen, wo sie ihre Mutter verlassen hatte.

„O Mütterchen,“ rief sie, da sie noch eine ganze Strecke entfernt war, „sieh nur den allerliebsten Vogel, den mir Allwin gefangen hat;“ dann öffnete sie leise die Hände, zeigte der Mutter das reinliche Thier, sein gelbes Gefieder, den schlanken Hals, und den zierlichen schwarzen Ring darum. — „Das Thierchen ist recht hübsch,“ sagte die Mutter; „aber was denkst du damit zu machen?“

„Ich will es mit nach Hause nehmen, wenn du es erlaubst, und ihm ein weiches Nest in meiner Kammer machen und es füttern.“

„Aber das Nest, das du ihm machen kannst,“ versetzte die Mutter, „wird nicht weicher sein, als das, woraus es geraubt worden ist. Es wird sich immer nach dem Walde, seiner Heimath, sehnen, und vielleicht vor Sehnsucht sterben.“

„Das wäre sehr traurig,“ sagte Aurora etwas niedergeschlagen, „aber ich will es gewiß sehr pflegen und warten, daß es sein Nest und den Wald bald vergessen soll.“ Dabei drückte sie es mit beiden Händen an ihre Brust und ihre küssenden Lippen.

Indem Aurora so mit ihrer Taube beschäftigt war, ging auf der Landstraße ein Wanderer vorüber, und da er Leute unter den nahen Bäumen sitzen sah, kam er auf sie zu. Sein Ansehen war fremd. Um seinen glatt geschornen Kopf war ein weiß und roth gestreiftes Tuch gewunden, einem Turban gleich; sein Gesicht war wohlgebildet, aber sehr von der Sonne verbrannt; in seinem Auge strahlte ein mildes Feuer; er trug eine lange Jacke von fremdartigem Schnitt und lange weite Beinkleider von gestreiftem Trillich. Als er noch einige Schritte

Digitized by Google

von der Gesellschaft entfernt war, legte er die Hände auf die Brust, und bat mit gesenktem Kopfe um ein Allmosen für einen befreiten Sclaven, der in seine Heimath zurückkehre.

Herr O... that einige Fragen an ihn, die er mit Verstand und Bescheidenheit beantwortete, und da ihm das Betragen des Mannes gefiel, ließ er ihm einige Erfrischungen reichen, die in der Nähe standen, bat ihn niederzusitzen, und veranlaßte ihn zu einer Mittheilung seiner Schicksale. Der Wanderer, dankbar für die freundliche Aufnahme, versprach eine kurze Erzählung. Die Kinder setzten sich erwartungsvoll in die Nähe. Aurora hielt ihre Taube in dem Schooße; Allwin und sein Bruder banden Kränze von den gesammelten Blumen. Auch einzelne Mäher näherten sich neugierig und standen auf ihre Rechen gestützt. Vor dieser Versammlung hob der Wanderer seine Geschichte mit folgenden Worten an:

„Ich bin, wie ich Ihnen gesagt habe, aus den Gebirgen von Schlesien gebürtig. Mein Vater war ein Leinweber und ein wohlhabender Mann. Ich war für dieselbe Profession bestimmt, aber von Kindheit an war mir das sitzende Leben verhaßt. Wenn ich aus der Schule kam, lief ich hinaus in den Wald, kletterte auf die höchsten Bäume oder erstieg die Gipfel der höchsten Berge, und wenn ich mich dann nach allen Seiten weit und breit umgesehen hatte, und in die dumpfe Werkstätte zurückkehrte, träumte ich von nichts als von weiten Reisen über die Berge hinweg, die mir die Aussicht versperrten, und auf das Meer in entfernte Länder. Nun wohnte in unserm Orte ein Mann, der in jüngern Jahren zur See gewesen war, und durch Leinwandhandel in Amerika etwas erworben hatte. Dieser kam bisweilen am Feierabend zu meinem Vater, und erzählte Wunderdinge von seinen Reisen, von den Sitten fremder Völker, von merkwürdigen Gewächsen, seltsamen Thieren und was dergleichen mehr war. Nie habe ich einen Menschen mehr bewundert, oder etwas mit größerer Aufmerksamkeit angehört, als die Erzählungen dieses alten Handelsmanns. Aber nach jedem seiner Besuche war mir, auf mehrere Wochen hinaus, die ganze Welt zu enge, und ich meinte, nicht glücklich sein zu können, wenn ich nicht auch reis'te.“

„Nun geschah es, daß nicht lange, nachdem ich meine Lehrjahre angetreten hatte, mein Vater starb, und ich zu meinem Schwager in die Lehre gethan werden mußte. Meinem Vater zu Liebe hätte ich Alles gethan; aber mein neuer Meister war ein strenger und mürrischer Mann, dem ich Nichts recht machte. Er war dem herrenhutischen Glauben zugethan. Wenn wir den ganzen Tag gearbeitet hatten, mußten wir am Feierabend die langen Gebete anhören, die er uns in einem singenden, weinerlichen und schläfrigen Tone vorlas. Ich kam selten aus dem Hause, noch seltner in's Freie, und nicht einmal des Sonntags war mir erlaubt, spazieren zu gehen. Meine Schwester hätte gern mein Loos gemildert, aber sie hatte keine Stimme gegen ihren strengen Mann, und wenn ich bei meiner Mutter klagte, ermahnte sie mich zur Geduld, und tröstete mich mit den Worten: „„Lehrjahre, schwere Jahre.““ Mit diesem Trostspruche, und es war der einzige, den sie mir geben konnte, brachte sie mich fast zur Verzweiflung. Meine einzige Freude war jetzt noch eine alte Reisebeschreibung mit Bildern, die mir der alte Handels-

Digitized by Google

mann auf mein inständiges Bitten geliehen hatte, und die ich in meinem Bette versteckt hielt. Denn öffentlich in einem solchen weltlichen Buche zu lesen, würde ich vor meinem Meister nie haben verantworten können. Ich hatte einen Winter in dieser traurigen Gefangenschaft zugebracht, aber daran gewöhnt hatte ich mich nicht. Der Frühling brach an, und mit ihm erwachte zugleich meine Sehnsucht nach Berg und Thal. Eines Sonntags, als ich in die Nachmittagskirche gehen sollte, begegneten mir auf dem Wege zwei meiner ehemaligen Schulfreunde. Ich fragte sie, wo sie hingingen. Sie nannten mir einen benachbarten Berg, von dessen Höhe man eine weite Aussicht in das Land hat, und der in bessern Tagen oft das Ziel unserer Spaziergänge gewesen war. Die Sonne schien schön herein. Ich ging traurig einige Schritte vorwärts nach der Kirche zu; dann kehrte ich plötzlich um, steckte mein Gesangbuch in die Tasche und sagte: ich begleite euch."

"Solch einen glücklichen Tag hatte ich lange nicht gehabt. Der Himmel war unbeschreiblich heiter; alle Bäume standen in voller Blüthe; zu meinen Füßen lag ein grünendes, blühendes Land, mit Dörfern besäet. Ich lief hin und wieder, um meine Freiheit zu genießen; und stieg auf und ab, und es war fast dunkel, als wir bemerkten, daß es Zeit zur Rückkehr sein möchte. Ich hatte in meiner Freude an Nichts gedacht; erst beim Eintritte in den Ort fiel mir ein, was mich zu Hause erwarten möchte. Ich schlich mich leise zur Thür hinein und hoffte unbemerkt mein Kämmerchen zu erreichen, um das mich erwartende Gericht wenigstens bis zum andern Morgen hinauszurücken; aber mein Schwager hatte mich an der Treppe erwartet, hielt mich fest, und erfuhr nach einigen Fragen, daß ich, statt in die Kirche zu gehen, herumgelaufen war. Da ich nun auch die Betstunde versäumt hatte, die er nach der Kirche zu halten pflegte, so hatte ich mich dadurch in seinen Augen so großer und schwerer Verbrechen schuldig gemacht, daß ihm keine Strafe zu hart schien. Ich wurde also ohne Mitleiden gezüchtigt, und in meine dunkle Kammer geschickt, um die Sünden, die ich begangen hätte, ernstlich zu bereuen."

"Mit wundem Rücken lag ich auf meinem Bette und weinte bitterlich. Das Verfahren meines Meisters schien mir nicht eben ungerecht, aber grausam, und der Gedanke einer noch strengern Gefangenschaft, vielleicht noch vier oder fünf Sommer hindurch, brachte mich fast zur Verzweiflung. Ich drückte mein Gesicht weinend und schluchzend in das Kissen, und indem ich so lag, berührte ich zufällig mit der Hand das alte Buch, bei dem ich so oft meine Leiden vergessen hatte. Diese Berührung wirkte wunderbar auf mich. Es war mir, als ob mich ein fremder Geist ergriffe; meine Thränen waren getrocknet; ich fühlte keine Schmerzen mehr. Ich schwamm auf dem Meere; ich irrte in fremden Ländern umher. Mein Entschluß war gefaßt, ich wollte fort, und mein Glück versuchen auf eigne Hand. Schnell stand ich auf, und es fehlte wenig, so hätt' ich auf der Stelle mein Vorhaben ausgeführt. Aber indem ich in der Kammer auf- und ablief, besann ich mich eines bessern, und beschloß, den Tag zu erwarten und dann mit größerer Ruhe einige Anstalten zur Flucht zu machen."

"Vor großer Freude über meinen Entschluß, die nicht einmal durch das Gefühl meiner Schmerzen gestört wurde, that ich die ganze Nacht kein Auge zu, und der Tag war kaum angebrochen, so war ich auf. Ich

Digitized by Google

ging wie gewöhnlich an die Arbeit, und da mein Weberstuhl in der Stube des Meisters stand, so hörte dieser nicht auf, mir die Sünden des vorigen Tages zu Gemüthe zu führen, und mir noch weit härtere Strafen anzudrohen, wenn ich mich je wieder auf solchen Wegen betreten lassen würde. Ich hörte nur wenig von dem, was er sagte; aber mein Herz schlug so heftig, daß ich kaum das Weberschiff halten konnte. Am Abend nahm ich einen Vorwand, um zu meiner Mutter zu gehen, wo ich mich in den Besitz eines kleinen Beutels setzte, der meine ersparte Baarschaft enthielt; ein kleines Capital von wenigen Thalern, das mir aber damals hinreichend schien, um durch die ganze Welt zu wandern. Dann sagt' ich ihr gute Nacht, fiel ihr um den Hals und weinte bitterlich. Sie wunderte sich, fragte, was mir fehlte, und da ich nicht antwortete, sondern immer lauter weinte und schluchzte, meinte sie, es wäre mein gewöhnliches Klagelied, verwies mich wie gewöhnlich zur Geduld, und entließ mich mit wohlgemeinten Ermahnungen.«

»Als ich nach Hause zurückkam, ging ich in meine Kammer, schnürte meine wenigen Habseligkeiten in ein Bündel zusammen, schrieb ein Briefchen an meine Mutter, ein anderes an meine Schwester, in deren Hause ich lebte, und ein drittes an eine andre Schwester, die ich mehr liebte, und die auswärts verheirathet war; erwartete dann Mitternacht, um mich unbemerkt aus dem Hause zu schleichen, und nachdem dieses gelungen war, schlüpfte ich zum Thore hinaus.«

»Als ich mich im Freien sah, war mir das Herz leichter, aber froh war ich noch nicht. Ich konnte den Gedanken an die Kühnheit meines Unternehmens nicht ganz besiegen; meine Augen kehrten sich rückwärts nach meiner Mutter, meinen Schwestern und den Bergen, die ich hinter mir ließ. Ich schritt langsam vorwärts. Nicht weit vom Thore lag eine Capelle am Wege. Hier sprach ich ein; Alles war dunkel darin; aber ein Strahl des Mondes fiel durch eine Öffnung im Dach auf das Crucifix, das sich über dem Altar erhob. Ich fiel auf meine Knie und betete herzlich um einen glücklichen Fortgang meines Unternehmens, und gelobte Gott, wo ich auch sein und was mir begegnen möchte, ein frommes und rechtschaffenes Leben an. Ein Strom von Thränen erleichterte mein Herz; ich sah nach dem Christusbilde hinauf; es schien sich zu mir zu neigen, und ich glaubte ein Zeichen der Erhörung zu sehen. Jetzt stand ich getröstet auf, nahm mein Bündel, das ich neben mich gelegt hatte, wieder in die Höhe, verließ die Capelle und schritt munter zu.«

»Mein Weg führte mich nach Sachsen, und meine Reise ging so glücklich von statten, daß ich überall Gottes Segen spürte. Ich kam bald in die Gesellschaft von Fuhrleuten, die mich mit sich nahmen, und dafür mancherlei kleine Dienste von mir erhielten, die ich ihnen mit Vergnügen leistete. Nach Hause dachte ich nicht oft mehr, und immer nur, um mich zu freuen, daß ich der dumpfen Werkstätte und dem Schelten meines Meisters entgangen war. Ich zog durch manche schöne Stadt, hielt mich aber nirgends lange auf. Über Dresden schiffte ich mich auf der Elbe ein, und machte meine erste Wasserreise mit der freudigen Erwartung einer größern, die ich in Hamburg anzutreten hoffte. Immer half ich den Schiffern, und war wohl bei ihnen gelitten, und lernte mancherlei, was mir nachher zu statten kam.«

Digitized by Google

„Endlich sah ich die hohen Thürme von Hamburg und mein Herz hüpfte vor Freuden, da ich das erste Ziel meiner heißen Sehnsucht erblickte.“

„Mein erster Gang war nach dem Kay, und ich erstaunte nicht wenig über die unzählige Menge der Schiffe, die sich hier zusammendrängten. Das Gewühl der Menschen war außerordentlich, und Alles, was ich bisher von Geschäftigkeit gesehen hatte, verschwand zu Nichts. Das Herz klopfte mir vor Begierde, auch daran Theil zu nehmen; doch hatte ich anfänglich nicht den Muth, Jemanden anzureden. Nachdem ich aber etwa eine Stunde lang Alles mit angesehen hatte, machte ich mich getrost an einige Schiffer, und fragte, wo sie hinreis'ten, und ob sie mich mitnehmen wollten. Mehrere gingen ihres Weges, ohne mir zu antworten; endlich aber gelang es mir, einen braunen, freundlichen Holländer zu finden, der nach Spanien segelte, und mich in Dienste nahm. Von diesem Augenblicke an, glaubte ich mein Glück gemacht. Ich nahm sogleich Besitz von meinem neuen Posten, trug mein Bündelchen in das Schiff, durchstöberte alle Ecken und Winkel, und war am Abend schon so eingewohnt, als wär' ich darauf geboren und erzogen gewesen. Zwei Tage nachher reis'ten wir ab.“

„Von den Reisen, die ich seitdem gemacht habe, könnte ich ein Jahr lang erzählen. Ich habe einen großen Theil der Erde gesehen. Sechsmal habe ich die Fahrt nach Ostindien gemacht; mehrere Mal nach Amerika; kleinere Zwischenreisen will ich nicht erwähnen. Ich habe viele Mühseligkeiten und große Gefahren ausgestanden, aber nie hat mich mein Entschluß gereut. Der Himmel hat meine Unternehmungen gesegnet; und ob ich gleich Alles, was ich besaß, verloren habe, so bin ich doch dadurch nicht abgeschreckt worden. Ich bin auf dem Meere einheimischer, als auf dem Lande; und ich will nur noch einmal meine Heimath sehen, meine Angelegenheiten in Ordnung bringen, und dann auf das Meer zurückkehren.“

Der Fremde machte hier eine kurze Pause; dann fuhr er fort:

„Der freundliche Holländer, in dessen Diensten ich meine Laufbahn angetreten hatte, war ein verständiger, gutmüthiger und redlicher Mann. Fünf Jahre war ich bei ihm, und während dieser ganzen Zeit hat er immer an mir wie ein liebevoller Vater gehandelt; ja, wenn ich einst als ein ehrlicher Mann mit gutem und frohem Gewissen vor Gott treten darf, so verdank' ich es vorzüglich seiner Aufsicht, seinen Lehren und dem Beispiele von Frömmigkeit, das er mir und allen den Seinigen gab. Da ich meinen Dienst mit Lust und Eifer besorgte, immer bei der Hand war und einige Fertigkeiten im Schreiben und Rechnen besaß, so hatte er mich gern um sich, und benutzte jede Gelegenheit, mir etwas Nützliches beizubringen. Seine Geduld war unerschöpflich, wie seine Güte. Ich hätte auch mein Leben für ihn gelassen, und nicht leicht ist mir etwas schwerer geworden, als der Abschied von diesem wackern und liebevollen Herrn. Aber nachdem er sein sechzigstes Jahr erreicht hatte, verließ er das Seewesen und den Handel, um auf einem angenehmen Landgute, in der schönsten Gegend von Holland, den Rest seines Lebens mit einer guten Frau und einer schönen, früh verwittweten Tochter zuzubringen.“

Digitized by Google

„Dieser gute Herr hatte mir Anweisung in Handelsgeschäften gegeben, und ich legte auf seinen Rath eine kleine Summe, die ich größtentheils seiner Güte verdankte, an Waaren an, die ich unter der Hand verkaufte und umtauschte. Der Himmel segnete mein Gewerbe, und ich hatte, nach Verlauf von zehn bis elf Jahren ein artiges Capital in den Händen, womit ich etwas Bedeutendes ausführen konnte. Meine Hoffnungen gingen weit. Wenn mein Unternehmen gelang, so hoffte ich mich bald in dem Besitze eines eignen Schiffes zu sehen, und dann meinen Handel weiter auszudehnen. Diese Hoffnung bewog mich, meine ganze Baarschaft an Tücher zu legen, die damals in der Levante sehr gesucht wurden. Meine Rechnung täuschte mich nicht. Ich setzte meine Waare zu Smyrna mit dem größten Vortheil ab, und kehrte mit einer großen Summe, theils in baarem Gelde, theils in Papieren nach Europa zurück.“

„Unsere Reise ging nach Triest und versprach den glücklichsten Erfolg. Mit dem günstigsten Wetter und Wind hatten wir den größten Theil des Weges zurückgelegt, und Cap Matapan lag hinter uns, als das Wetter sich änderte. Lange Zeit kämpften wir gegen den widrigen Wind, und wir hatten uns mühsam bis zu der Höhe von Corfu hinaufgearbeitet, als uns ein heftiger Sturm im Angesichte des Hafens überfiel und wieder zurückwarf. Drei Tage und drei Nächte wurden wir auf dem Meere umhergeworfen, in beständiger Gefahr, an einer Klippe oder an den Ufern einer der kleinen Inseln jener Gegenden zu scheitern. Die Schiffe, in deren Begleitung wir bisher gesegelt waren, hatten sich zerstreut, und wir irrten in banger Erwartung, als wir am Morgen des vierten Tages die östlichen Küsten von Sicilien erblickten. Jetzt strengten wir alle Kräfte an, um das Land zu erreichen; aber der Sturm erhob sich von neuem mit größerer Wuth und jagte uns mit unsäglicher Gefahr durch die Meerenge von Messina und Rheggio. Erst am Abend des fünften Tages legten sich die Wellen, und wir warfen, erschöpft an Kräften, an der westlichen Küste Siciliens uns're Anker aus. Hier rasteten wir einige Tage, um unser beschädigtes Schiff, so gut es gehen wollte, auszubessern und uns selbst zu erholen; und nachdem wir Wasser und die nothwendigsten Lebensmittel eingenommen hatten, lichteten wir die Anker, um mit einem frischen Winde nach Livorno zu segeln.“

„Der Himmel hatte es anders mit uns beschlossen. Denn kaum hatten wir uns eine Kanonenschußweite vom Ufer entfernt, als wir uns von zwei algierischen Corsaren angefallen sahen, die, hinter einem kleinen Vorgebirge versteckt, auf uns're Abreise gelauert hatten. Wir waren schlecht bewaffnet. Eine Fregatte, unter deren Schutze uns're Kauffahrteiflotte von Smyrna abgesegelt war, hatte sich, so wie alle uns're Begleiter, im Sturme verloren; und wir konnten auf keinen Beistand hoffen; denn das Ufer, in dessen Angesichte das Gefecht vorfiel, zeigte Nichts als einige elende Dörfer, die größtentheils von armen Fischern bewohnt wurden. Unsere Bestürzung war unbeschreiblich. Wir griffen indeß zu den Waffen, um uns're Freiheit so theuer zu verkaufen, als möglich. Aber aller Muth, alle Standhaftigkeit, mit der wir fochten, konnte nicht hindern, daß die Feinde auf der rechten Seite enterten, während

Digitized by Google

wir sie auf der linken abwehrten. Wir waren übermannt. Die Türken sprangen mit fürchterlichem Geschrei über Bord, tödteten Mehrere der Uns'rigen, entwaffneten die Andern, und warfen uns beraubt und gebunden in den untersten Raum des Schiffes."

"Unser Zustand war schrecklich. Die Unreinlichkeit des Ortes und seine verpestete Luft war noch das geringste uns'rer Leiden: aber der Schmerz über den Verlust uns'rer Freiheit und unsers Vermögens, die Aussicht auf eine schmähliche Sclaverei, und der immer erneute Zorn über das Jauchzen und Frohlocken der Türken über uns brachte uns fast zur Verzweiflung."

"So kamen wir nach Algier. Ein wilderes Jauchzen und einige Kanonenschüsse, die vom Ufer aus erwiedert wurden, verkündigten uns, daß wir dem Orte uns'rer Bestimmung, oder vielmehr unsers Elendes nahe waren. Jetzt stellte sich Alles, was wir jemals von dem unseligen Zustande der Christensclaven gehört hatten, uns'rer Einbildungskraft noch furchtbarer dar, und wir hätten fast den längern Aufenthalt in dem Raume des Schiffs, so abscheulich er war, dem Aussteigen an das gefürchtete Land vorgezogen. Indeß, wir wurden an das Ufer getrieben wo uns eine Menge schmutzigen Gesindels von allen Farben empfing dessen Freude über unsern Anblick mir wie das Heulen hungeriger Wölfe vorkam, die ihre Beute mit gierigem Zahne erwarten."

"Nachdem wir uns eine kurze Zeit am Ufer verweilt hatten, um uns durch einige Lebensmittel zu stärken, wobei wir die schöne Lage der Stadt, obgleich mit weinenden Augen, betrachteten, wurden wir nach dem Palaste des Deys gebracht. Wir durchzogen schmutzige und dunkle Straßen, immer von einem Theile des braunen, gelben und schwarzen Pöbels umringt, der uns an den Ufern des Meeres empfangen hatte, und Alles, was wir unterwegs bemerkten, flößte uns Grauen und Schrecken ein. Wir wähnten bei jedem Schritte unsern Tod vor Augen zu sehen, und doch wäre uns, in dieser traurigen Lage, ein plötzlicher Tod noch erwünschter gewesen, als das Leben in einer schmählichen Knechtschaft, deren Schrecknisse uns jetzt in unglaublicher Bangigkeit verstummen machten."

"Wir mußten einige Zeit auf dem Hofe des Palastes warten, wo wir den türkischen Wachen zum Schauspiele dienten. Endlich erschien der Dey, ein finsterer Mann von wenigem Ansehen, musterte uns mit flüchtigen Blicken und wählte einige von uns für den Dienst des Staates aus. Ich befand mich unter dieser Anzahl. Wir wurden von den Übrigen abgesondert, und einem Aufseher übergeben, um in ein Bagnino geführt zu werden, die Andern, um auf dem Sclavenmarkte feil zu stehen. Diese Trennung von unsern Unglücksgenossen war der schrecklichste und schmerzhafteste Augenblick, den wir seit uns'rer Gefangennehmung erfahren hatten."

"Es war jetzt Abend geworden, und uns're Aufseher schlossen uns in unsern Kerker ein, wo wir noch eine Anzahl anderer Christensclaven fanden. Diese Unglücklichen, Menschen von den verschiedensten Nationen, bewillkommten uns, aber zum Theil auf eine so rohe Weise, daß mir davor schauderte. Die wenigsten schienen ein Gefühl von ihrem Zustande zu haben, oder vielmehr, ihre Gefühle waren durch die Länge der Zeit

Digitized by Google

und die Härte des Joches, das auf ihnen lastete, abgestumpft worden. Überhaupt ist mir, während meines Dienstes unter den Sclaven des Deys, Nichts schrecklicher und widerlicher gewesen, als die Abende und Nächte, die ich in diesem schmutzigen Winkel zubringen mußte, der durch die frechen Reden und rohen Lieder meiner Mitgefangenen noch schmutziger zu werden schien."

"Die Arbeiten, zu denen wir von dem folgenden Morgen an und nachher immer fort vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange geführt wurden, waren nicht sehr beschwerlich, wenigstens nicht für diejenigen, die von Jugend auf an Arbeit gewöhnt waren. Die Schiffsrhede war uns're gewöhnliche Bestimmung, wo wir Schiffe luden und ausluden, und andere Geschäfte dieser Art besorgten. Wenn wir thaten, was uns aufgegeben war, und dieses war nie übermäßig, so wurden wir mit Schonung und Gelindigkeit behandelt, und was man von den grausamen Mißhandlungen der Christensclaven erzählt, ist mir wenigstens durch kein auffallendes Beispiel bestätigt worden. Nach Sonnenuntergang war uns verstattet, für eig'ne Rechnung zu arbeiten, und ich benutzte diese Erlaubniß mit der größten Begierde, um meinem heißen Wunsche nach Freiheit so bald als möglich Genüge zu leisten."

"Ich mochte etwa ein Jahr in dem Dienste des Deys gewesen sein, als mich dieser, ich weiß nicht auf welche Veranlassung, an einen türkischen Kaufmann verschenkte. Mein Loos war hierdurch in manchen Stücken verbessert; meine Arbeit war geringer, und die Gelegenheit zu eig'nem Erwerbe häufiger. Aber doch fühlte ich den Verlust meiner Freiheit hier schmerzhafter, als in meinem vorigen Dienste. Ich war von allen meinen Mitsclaven, den Genossen und Theilnehmern meines Unglücks, getrennt; nur selten konnte ich das Haus meines Herrn verlassen, und in diesem waren nur einige Negersclaven, deren Umgang für mich weder anziehend, noch tröstend war. Ich war genöthigt, meinen Kummer in mich selbst zu verschließen, und oft, wenn ich nach vollbrachter Arbeit auf der hohen Terrasse des Hauses lag, und in das Meer hinaussah, glaubte ich, mein Herz würde springen vor Schmerz und Sehnsucht bei dem Anblicke der Schiffe, die aus- und einfuhren, und der off'nen weiten Welt, die für mich so eng umschlossen war. Dann dachte ich an die Jahre meiner Kindheit, an meines Schwagers dumpfe Werkstatt, an den entscheidenden Sonntag, an meine Flucht, an meinen gütigen holländischen Herrn, und an alle frohen und freien Tage, die mir Gott bescheert hatte. Diese Erinnerungen erleichterten mein Herz. Ich vergoß Ströme von Thränen, und griff noch mit nassen Augen rüstiger zur Arbeit, um den Tag meiner Befreiung schneller herbeizuführen."

"Dieser lang erwünschte und erseufzte Tag rückte immer näher heran. Ich hatte mir in einem Zeitraum von länger als vier Jahren, indem ich Asper bei Asper sparte, größtentheils so viel erworben, als zu meiner Loskaufung nöthig war, und sah jetzt mit Verlangen der guten Jahrszeit entgegen, wo ich mit dem ersten europäischen Schiffe, das in Algier einlaufen würde, nach meinem geliebten Vaterlande zurückkehren wollte. Indessen arbeitete ich immer emsig fort, um nicht mit leeren Händen anzukommen, und mit Freuden sah ich, daß mein kleines Vermögen von Tage zu Tage wuchs. Ach, diese Freude ward bald gestört; alle meine Hoff-

Digitized by Google

nungen wurden vernichtet, und die Freiheit wurde mir fast in dem Augenblicke entrissen, wo ich mich ihrer zu bemächtigen glaubte."

"Der Nichtswürdige, welcher mich in dieses Unglück stürzte, war ein Christensclave, ein Italiener von Geburt, der aus Oran entflohen und in die Hände der Algierer gefallen war. Dieser Mensch wurde von meinem Herrn gekauft und zur Gartenarbeit gebraucht, auf die er sich gut verstand. Aber wenn er das Nothwendigste in seinem Dienste verrichtet hatte, und dieses war nicht viel, pflegte er müssig zu feiern, und lag dann halbe Tage lang im Schatten auf dem Rücken, die Augen zum Himmel gekehrt, mit über einander geschlagenen Armen, zwischen Wachen und Schlafen brütend. Es würde ihm leicht geworden sein, etwas zu erwerben, denn er hatte zu vielen Dingen Geschick, und was er angriff, gelang ihm. Aber es lag ihm Nichts daran, wie er sagte, und er konnte nicht begreifen, wie man sich so viele Mühe geben könnte, um einer Grille von Freiheit willen, für die er keine Hand voll Oliven gäbe. ""Denn, wenn ich es beim Lichte betrachte,"" setzte er hinzu, ""bin ich nicht hier tausendmal glücklicher, als ich zu Hause war? Da ist kein geiziger Vater, keine böse Stiefmutter, die mich vor Tages Anbruch aus dem Hause jagen zur Arbeit, und wenn man spät am Abend nach Hause kommt, doch noch zanken, daß man nicht genug gethan habe. Achtzehn Jahre lang hatte ich das Leben ausgehalten, da bekam ich es satt und lief davon und ließ mich anwerben. Besser war es nun freilich im Soldatenstand, als zu Hause, aber gut auch nicht immer. Doch wenn es mir allzu schlecht ging, lief ich davon aus dem Dienste und zu einem andern Herrn, bis ich endlich unter ein spanisches Regiment kam. Auch hier fiel es mir eines Tages ein, davon zu laufen; aber der Corporal lief noch schneller als ich; ich wurde zurückgebracht, bestraft und nach Oran geschickt. Ein vermaledeiteres Leben, als ich hier geführt habe, ist nicht zu denken. Arbeit, nichts als Arbeit, Plackerei ohne Ende, und noch Schläge oben drein. Endlich wurde es mir zu arg; ich ersah meine Zeit und entkam. Ich wußte zwar, was mich erwartete, aber dem Zustande in Oran zog ich jede Art von Dienstbarkeit vor. Und noch reut mich der Tausch nicht. Gott ehre mir die Sclaverei! Ich will lieber hier Hassan Ali's Sclav sein, als Commandant von Oran.""

"So pflegte er zu sprechen, aber seine wahren Gesinnungen waren dies keineswegs. Er verhehlte den Wunsch nach der Freiheit, um mich zu betrügen, und dieses gelang ihm so weit, daß, ohnerachtet ich ihn herzlich verachtete, ich doch kein Mißtrauen in ihn setzte. Er wußte, daß ich mich loskaufen wollte, und ich verbarg ihm nicht, daß ich mich dem Ziele meiner Wünsche nahe glaube. Und wenn ich es ihm auch hätte verbergen wollen, so würde er es aus meinen Handlungen haben abnehmen können. Hierauf baute er seinen Plan. Ich weiß nicht, wie er entdeckt haben mochte, wo ich mein Ersparniß aufzubewahren pflegte; aber eines Abends, als ich neuen Erwerb hinzulegen wollte, war Alles verschwunden, und zu gleicher Zeit hatte sich auch der italienische Sclav unsichtbar gemacht."

"Die Größe meines Schreckens bei dieser Entdeckung können Sie sich leicht denken, da ich mit meinem Gelde ein weit größeres Gut verlor,

Digitized by Google

und die nahe Aussicht auf Freiheit sich in eine Aussicht auf die Fortdauer meiner Knechtschaft verwandelte. Ich zeigte sogleich meinem Herrn an was geschehen war. Dieser hatte schon Anstalten getroffen, den Flüchtling zu verfolgen, und tröstete mich mit der Hoffnung, das Meinig wieder zu erhalten, da das Entkommen nur selten gelänge. Seine Voraussagung ging in Erfüllung, aber nicht meine Hoffnung.«

»Der Nichtswürdige, welcher mir aus bloßer Habsucht mein mühsam erworbenes Gut entrissen hatte, war mit zweien seiner Landsleute, die ohngefähr gleiche Gesinnungen hegten und sich in die Beute theilen wollten, entflohen. In der Hoffnung, auf dem Meere zu entkommen, hatten sie sich an dem Ufer eines Kahns bemächtigt und ihn mit Lebensmitteln und mancherlei Raub beschwert. Aber ihr Unternehmen schlug fehl. Mit der Küste unbekannt, wurden sie schon in der ersten Nacht an eine Klippe geschleudert, an welcher der Nachen zerschellte. Zwei der Mitschuldigen kamen in den Wellen um; der Anstifter aber des ganzen Unternehmens, mein Räuber, wurde an das Ufer geworfen, von den Bewohnern desselben aufgefangen, erkannt und nach Algier zurückgebracht. Sein Raub war eine Beute der Wellen geworden.«

»Dieses unerwartete und grausame Mißgeschick schlug mich fast ganz zu Boden. Meine Begierde nach der Freiheit war zwar größer als je, aber ich hatte allen Muth verloren, den langen mühsamen Weg noch einmal zu machen. Meine Arme sanken mir, wenn ich etwas zu unternehmen begann, und ich überließ mich einer tiefen Melancholie, die zuletzt ein heftiges Fieber zur Folge hatte.«

»Mehrere Tage, ich weiß nicht wie viele, hatte ich in einem bewußtlosen Zustande zugebracht, als ich mich eines Morgens in meinen Phantasien auf den Gebirgen meiner Heimath wähnte. Aber ich stand nicht und ging auch nicht, sondern ich flog und schwebte über den Gipfeln einher, und floß mit der blauen Luft von einem Berge zum andern, wie eine Wolke, bald höher, bald niedriger, mit unbeschreiblich angenehmen und süßen Gefühlen. Gleich darauf veränderte sich die Scene. Es war mir, als ob mich die Stimme meines guten holländischen Herrn zu sich riefe, und mit einemmal saß ich auf dem Verdecke einer Jacht, die einen breiten spiegelhellen Canal, zwischen grünen Ufern, lachenden Gärten und freundlichen Landhäusern hinabschwamm. Viele meiner Freunde saßen um mich her, aber ich konnte nicht erkennen, wer sie waren; denn wenn ich meine Augen mit Anstrengung auf sie richtete, flossen ihre Mienen von einander und in einander. Dieses kümmerte mich aber in diesem Augenblicke nicht, sondern ich erfreute mich an dem Anblicke der Jacht, die ein Wunder von Schönheit und Reichthum war. Ihre Seiten waren überall mit Golde bedeckt; prächtige Teppiche von bunten, glänzenden Farben hingen herab; lange seidene Wimpel flatterten in der blauen Luft, und an den Rudern saßen Neger in reichen Gewändern und mit blitzenden Turbanen. Das ganze Wasser umher strahlte von dem Glanze dieses Fahrzeugs wieder, und eine himmlische Musik, die mit dem Hauche der Luft mich umwehte, mischte sich mit dem Taktschlag der Ruder und dem Rauschen des Wassers. Froh und stolz sah ich umher, als ob ich der Herr aller dieser Wunder wäre, und da sich meine Arme ausbreiteten, um auch die weiche, milde, musikalische

Digitized by Google

Luft zu umarmen, schritt eine bekannte Gestalt vom Ufer herüber, trat mit dem Fuße auf den Bord des Schiffes, daß es hinabgedrückt wurde, und faßte mich bei der Hand, indem sie mir zugleich in's Gesicht sah, und mich beim Namen nannte.«

»Schon lange waren meine Augen geöffnet gewesen, aber ohne zu sehen, was um mich her vorging. Jetzt sah ich mit einemmal ein bekanntes Gesicht über mich gebeugt, und fühlte meine Hand von einer andern warmen Hand freundlich umschlossen, und hörte vernehmliche Worte, mit meinem Namen gemischt. Es bedurfte einiger Zeit, ehe ich die Wahrheit von dem Traume unterscheiden konnte; aber da ich nun vollkommen zur Besinnung kam, da erkannte ich einen meiner theuersten holländischen Freunde, mit dem ich mehrere Reisen und viele Geschäfte gemacht hatte, und den ich in allen Fällen als einen höchst redlichen, dienstfertigen und zuverlässigen Mann gefunden hatte. So erschien er mir auch jetzt als ein hülfreicher Engel in meiner großen Noth. Von seinen Geschäften in diese Gegenden geführt, hatte er meine Gefangenschaft, das Unglück, das sie verlängerte, und meine Krankheit erfahren. Sogleich hatte er mich aufgesucht, und er saß schon seit einer Stunde an meinem Lager, und harrte auf mein Erwachen, um mich, wo möglich, zu heilen, zu trösten und zu retten.«

»Alles erfolgte, wie es sein wohlwollendes Herz gewünscht hatte. Die heftige Wuth meiner Krankheit war gebrochen, und die Gegenwart meines hülfreichen Engels wirkte mehr als Alles, meine Genesung zu befördern. Nach Verlauf einer kurzen Zeit war ich wieder hergestellt, und durch die Großmuth meines Freundes ein freier Mann. Nie werde ich den Tag vergessen, wo ich zum erstenmal, an dem Arme meines Freundes, mit dem vollen Gefühle der wieder erlangten Gesundheit und — was mir kostbarer war, als Alles, — der Freiheit, aus den Thoren von Algier trat, um das Schiff zu besteigen, das mich nach Europa zurück bringen sollte. Die Leiden der verflossenen Jahre, der Verlust der Früchte meiner vormaligen Thätigkeit, aller Kummer war in diesen Augenblicken vergessen. Ich fühlte mich wieder an das Leben geknüpft, das mir schon gleichgültig geworden war. Neue Wünsche und Hoffnungen regten sich. Meine Pulse schlugen stärker; aber in allen dem Gewühl mannichfaltiger Empfindungen dachte ich keinen Gedanken deutlicher als den, daß ich frei war.«

»Wenige Tage darauf gingen wir unter Segel. Algier mit seinen blendenden Häusern und schmutzigen Gassen blieb hinter uns, und nach einer kurzen und glücklichen Schifffahrt kamen wir in Venedig an. Hier verließ ich meinen großmüthigen Freund, um meine Heimath zu besuchen, und dort, wie ich Ihnen gesagt habe, meine Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen.«

»So glücklich aber meine Seereise gewesen war, so widrig war mir das Geschick auf dem festen Lande. Der Krieg, welcher so ganz unerwarteter Weise ausgebrochen war, stand mir überall in dem Wege und vereitelte die meisten meiner Hoffnungen. Ueberall fand ich leere Kassen, und mit genauer Noth erhielt ich auf die Anweisungen meines Freundes so viel baares Geld, um den Ort meiner Geburt erreichen zu können. Aber auch dieses sollte mir entrissen werden. Vor wenigen Tagen wurde ich

auf offener Straße von herumstreifenden Soldaten überfallen, meines Pferdes und aller meiner Habseligkeiten beraubt, und mit diesen wenigen Kleidungsstücken, — einem Andenken meiner Gefangenschaft — entlassen. Ein kleiner Rest von Gelde war ihrer gierigen Aufmerksamkeit entgangen, aber auch dieser ist aufgezehrt, und ich sehe mich in der traurigen Nothwendigkeit, die Hülfe wohlwollender Menschen anzusprechen, bis es mir gelingt, irgendwo einen zu finden, der mir auf mein ehrliches Gesicht die kleine Summe vorstrecken will, deren ich noch zur Vollendung meiner Reise bedarf."

Mit diesen Worten schloß der Wanderer seine Erzählung, indem er sich mit bescheidner Höflichkeit gegen seine Zuhörer verbeugte, und sie um Verzeihung bat, wenn er ihre Geduld durch seine lange Geschichte ermüdet hätte. Zugleich stand er auf, um Abschied zu nehmen und seinen Weg weiter fortzusetzen. Die horchenden Mähder entfernten sich. Aurora drückte ihre Taube stärker an ihre Brust, und sagte leise zu ihrer Mutter: "ich nehme das arme Thier nicht mit nach Hause. Es mag in sein Nest zurückkehren und frei in seinem Walde leben, für den es geboren ist."

Herr O..., welcher in der Erzählung des Wanderers ein offnes und wahrheitsliebendes Gemüth erkannt hatte, beschloß sogleich, den Wunsch zu erfüllen, mit welchem jener seine Geschichte geendigt hatte; und als er sich ihm näherte, um ihm die Hand zum Abschied zu reichen, sagte er: "Ich lasse Sie jetzt nicht weiter ziehen. Bleiben Sie diese Nacht, und wenn Sie wollen, auch noch die folgende in meinem Hause; erholen Sie sich; und dann will ich Ihnen mit Vergnügen zur weiteren Fortsetzung ihrer Reise beförderlich sein."

Der Fremde war überrascht. Er sah Herrn O... mit einiger Verwunderung an; da er aber in seinem Gesichte die Bestätigung seiner Worte las, nahm er das Anerbieten mit rührender Dankbarkeit an.

Indem nun die beiden Männer nach dem Hause gingen, kehrte Aurora mit Allwin und Theodor in den Wald zurück, um das Nest wieder aufzusuchen, aus dem sie die Taube entwendet hatten. Sie fanden es bald. Allwin stieg den Baum hinauf, indem er die junge Taube in einem Tuche eingebunden mit sich nahm. Die Alten waren noch nicht wieder zurückgekehrt. Nachdem aber Allwin die geraubte in das Nest gesetzt hatte und zur Erde herabgestiegen war, schwirrten auch die Alten herbei und nahmen Platz auf dem Neste und wurden von ihren Jungen mit sichtbarer Freude empfangen.

Fr. Jacobs

13. Der Hirtenknabe.

Abbas, mit dem Zunamen der Große, König von Persien, hatte sich einst auf der Jagd verirrt. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Heerde Schafe weidete. Der Knabe saß unter einem Baume und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und Neugierde lockten den König näher hinzu; das offene Gesicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerlei Dinge, und die schnellen treffenden Antworten dieses

Digitized by Google

Kindes der Natur, das ohne Unterricht bei seiner Heerde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine Gedanken darüber, als sein Vezier dazu kam. „Komm Vezier," rief er ihm entgegen, „und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt." Der Vezier kam herbei, der König setzte seine Fragen fort, und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrockenheit, sein gesundes Urtheil und seine offene Freimüthigkeit nahmen den König und den Vezier so sehr ein, daß jener beschloß, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sähe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst würde.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt und in ein besseres Erdreich pflanzet, in kurzem ihren Kelch erweitert und glänzendere Farben annimmt: so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. — Der König gewann ihn täglich lieber; er gab ihm den Namen Ali Beg und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden, die sich nur zusammen vereinigen lassen: Unsträflichkeit in seinen Sitten, Treue und Klugheit in seinem Amt, Freigebigkeit und Großmuth gegen die Fremden, Gefälligkeit gegen Alle, die um Etwas baten, und ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demuth. Was ihn aber am meisten unter den persischen Hofleuten bezeichnete, war seine Uneigennützigkeit; denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen; seine guten Thaten hatten die reinste Quelle, das Verlangen, den Menschen nützlich zu werden. Bei allen diesen Tugenden entging er jedoch den Verleumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neide ansahen. Diese legten ihm allerlei Fallen und suchten ihn bei dem Könige verdächtig zu machen. Aber Schach Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehen und Ruhe, so lange sein großmüthiger Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser große König, und Schach Sefi, der ihm folgte, schien die Wehklagen der Völker zu rechtfertigen, daß nämlich gute Fürsten wie andere Menschen sterben müssen. Er war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz; Blutvergießen schien ihn zu erquicken, wie den Durstigen ein Trunk Wasser. Einen solchen Oberherrn hatten Ali's Feinde erwartet, und ihr verborgner Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verleumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König anfangs nicht achtete, bis eine jenen erwünschte Begebenheit diese Anklagen zu rechtfertigen schien.

Der König nämlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schach Abbas vom türkischen Kaiser zum Geschenk bekommen hatte, und dessen einige Hofleute gedachten. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich in dem nachgelassenem Verzeichnisse des großen Abbas verzeichnet war, und so fiel Schach Sefi's Verdacht auf den Schatzmeister, daß dieser ihn veruntreuet habe. Dies war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen und schilderten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viele Häuser zur Bewirthung der Fremden gebaut," sagten sie, „und andere öffentliche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen.

Digitized by Google

Er kam als ein nackter Knabe an den Hof, und doch besitzt er jetzt unermeßliche Reichthümer. Woher könnte er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, haben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestöhle?« Ali Beg trat eben zum Könige hinein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blicken sprach der König: »Ali Beg, deine Untreue ist kund worden; du hast dein Amt verloren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen.« — Ali Beg erschrak nicht, denn sein Gewissen war rein; aber er bedachte, wie gefährlich es sein würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. »Herr,« sprach er, »mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit, die Schlüssel des königlichen Schatzes und den Schmuck der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Throne niederzulegen, wenn du deinen Sclaven mit deiner Gegenwart begnadigen willst.«

Diese Bitte war dem Könige höchst willkommen, er genehmigte sie und besichtigte gleich des andern Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Ordnung, und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne es jedoch in seinem Verzeichnisse zu bemerken. Der König konnte Nichts dagegen einwenden; allein Mißtrauen ist ungerecht und findet sich beleidigt, wenn es sich in seinen selbst falschen Muthmaßungen betrogen siehet. Er ersann daher einen Vorwand und begleitete den Schatzmeister in sein Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten. Zu seiner größten Verwunderung aber war auch hier Alles anders. Gemeine Tapeten deckten die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr als nothdürftigem Hausrath versehen, und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher, als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende der Gallerie zeigte, die mit zwei starken eisernen Riegeln verschlossen war. Der König ging näher und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre? Ali Beg schien erschrocken; er erröthete heftig, erholte sich aber wieder und sprach: »Herr! in diesem Gemache bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört, dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimniß: ich bitte dich, verlange es nicht zu sehen.«

Dies ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Ausdruck der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit, die Thür zu öffnen. Das Gemach that sich auf, und siehe da, vier weiße Wände, mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt; das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten.

Alle Anwesende erstaunten, und Schach Sefi schämte sich zum drittenmal, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: »Mächtiger König! als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Heerde hütete, waren diese Armseligkeiten mein ganzer

Digitized by Google

Reichthum. Ich verwahrte seitdem denselben als mein einziges Eigenthum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit, und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er mir es hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher, als im Ueberfluß deines Hofes war."

Ali schwieg, und alle Umstehende waren bis zu Thränen gerührt. Der König zog sein Kleid aus und legte es ihm an, (ein Zeichen der höchsten Gnade); der Neid und die Verleumdungen waren mit Scham geschlagen, und sie durften sich gegen diesen Edlen nie wieder erheben. Ali lebte lange, und genoß die Belohnung seiner Tugend, Liebe und Verehrung bei seinem Leben, und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobreden auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle, uneigennützige Ali.

Palmblätter.

14. Die geprüfte Treue.

Der Kalif Mutewekul hatte einen fremden Arzt, mit Namen Honain, welchen er wegen seiner großen Wissenschaft sehr ehrte. Einige Hofleute machten ihm diesen Mann verdächtig und sagten, da derselbe ein Ausländer sei, so könne man sich auf seine Treue nicht wohl verlassen. Der Kalif ward unruhig und wollte ihn prüfen, ob und in wie fern dieser Argwohn gegründet wäre. Er ließ ihn zu sich kommen und sagte: "Honain, ich habe unter meinen Emiren einen gefährlichen Feind, gegen den ich seines starken Anhangs wegen keine Gewalt brauchen kann. Daher befehle ich dir, daß du ein feines Gift zubereitest, das an dem Todten keine Spur von sich zurück läßt. Ich will ihn morgen zu Gaste laden und mich seiner auf diese Weise entledigen."

"Herr," antwortete Honain mit getrostér Zuversicht, "meine Wissenschaft erstreckt sich nur auf Arzneien, die das Leben erhalten, andere kann und mag ich nicht zubereiten. Ich habe mich auch nie bemühet, es zu lernen, weil ich glaubte, daß der Beherrscher der wahren Gläubigen keine solche Kenntnisse von mir fordern würde. Habe ich hierin Unrecht gethan, so erlaube mir, deinen Hof zu verlassen, um diese mir mangelnde Wissenschaft in einem andern Lande zu erlernen." Mutewekul antwortete, dies sei eine leere Entschuldigung; wer die heilsamen Mittel kenne, der wisse auch die schädlichen. Er bat, er drohete, er versprach Geschenke. Umsonst; Honain blieb bei seiner Antwort. Endlich stellte sich der Kalif erzürnt, rief die Wache und befahl, diesen widerspenstigen Mann ins Gefängniß zu führen. Das geschah; auch ward ein Kundschafter unter dem Scheine eines Gefangenen zu ihm gesetzt, der ihn ausforschen und dem Kalifen von Allem, was Honain sagen würde, Nachricht geben sollte. So empfindlich Honain über eine solche Behandlung war, so ließ er sich doch mit keinem Worte gegen den Mitgefangenen merken, warum der Kalif auf ihn zürne. Seine einzige Rede bestand darin, daß ihm Unrecht geschehe.

Digitized by Google

Nach einiger Zeit ließ ihn der Kalif wieder vor sich bringen. Auf einem Tische lag ein Haufen Gold, Demanten und köstliche Stoffe; daneben aber stand der Henker mit einer Geißel in der Hand und einem Schwerte unter dem Arme. „Du hast Zeit genug gehabt," fing Mutewekul an, „dich zu bedenken und das Unrecht deiner Widerspenstigkeit einzusehen. Nun wähle; entweder nimm diese Reichthümer und thue meinen Willen, oder bereite dich zu einem schimpflichen Tode." „Herr," antwortete Honain, „die Schande besteht nicht in der Strafe, sondern in dem Verbrechen. Ich kann sterben, ohne die Ehre meiner Wissenschaft und meines Standes zu beflecken, du bist Herr meines Lebens; thue, was dir gefällt."

„Geht hinaus!" sagte der Kalif zu den Umstehenden; und als er allein war, reichte er dem gewissenhaften Honain die Hand und sprach: „Honain, ich bin mit dir zufrieden. Du bist mein Freund und ich der deinige. Man hatte mir deine Treue verdächtig gemacht; ich mußte deine Ehrlichkeit prüfen, um gewiß zu werden, ob ich mich vollkommen auf dich verlassen könnte. Nicht zur Belohnung, sondern als ein Zeichen meiner Freundschaft werde ich dir diese Geschenke senden, die deine Tugend nicht verführen konnten."

So sprach der Kalif und befahl, das Gold, die Edelsteine und die Stoffe in Honains Haus zu tragen.

Palmblätter.

15. Der geheilte Kranke.

Reiche Leute haben, trotz ihrer gelben Vögel, doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen, Gottlob! der arme Mann Nichts weiß; denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Taback, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber doch zu Mittag wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?" — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger zu haben, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nicht recht sagen konnte, wo das Mittagsessen aufhörte, und wo das Nachtessen anfing Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte.

Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollten ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man ihn aber selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen, so groß

Digitized by Google

wie Enten=Eier, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts; denn er folgte nicht dem, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: „Tausend, wofür bin ich denn ein reicher Mann, wenn ich leben soll wie ein Hund, und der Doctor will mich nicht gesund machen für mein Geld?

Endlich hörte er von einem Arzte, der hundert Stunden weit von ihm entfernt wohnte; der wäre so geschickt, daß die Kranken gesund würden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod ginge ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu diesem Manne faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Zustand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart', dich will ich bald geheilt haben!“ — Deßwegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts; „Guter Freund! ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird euch zu helfen sein, wenn ihr wollt. Ihr habt ein böses Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen; sonst schüttelt ihr den Lindwurm, und er beißt euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's zweite dürft ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, Mittags ein Bratwürstlein dazu und Abends ein Ei, und am Morgen eine Fleischsüpplein mit Schnittlauch darauf. Was ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also, daß er euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rath, und wenn ihr mir nicht folgt, so hört ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Thut, was ihr wollt!“

Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel wichsen und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den ersten Tag ging er so langsam daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein aus der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nicht so lieblich gesungen hätten, wie heute, und der Thau schien ihm so frisch, und die Kornrosen im Felde so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und jeden Morgen, wenn er aus der Herberge ging, war's schöner, und er ging leichter und munter dahin; und als er am nächsten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden, als jetzt, wo ich zum Doctor soll. Wenn mir's doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief!“

Als er zum Doctor kam, nahm dieser ihn bei der Hand und sagte: „Jetzt erzählt mir denn doch einmal von Grund aus, was euch fehlt!“ Da sagt er: „Herr Doctor, mir fehlt Gottlob! Nichts, und wenn ihr so gesund seid, wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doctor sagte: „Das hat euch ein guter Geist gerathen, daß ihr meinen Rath befolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber ihr habt noch Eier

Digitized by Google

im Leibe; deswegen müßt ihr wieder zu Fuße heimgehen und daheim fleißig Holz sägen und nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen: so könntet ihr ein alter Mann werden;" und er lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: "Herr Doctor, ihr seid mir ein feiner Kauz und ich versteh' euch wohl," und hat nachher den Rath befolgt und 87 Jahr 4 Monate 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzte 20 Doublonen zum Gruße geschickt.

Hebel.

16. Der Staar von Segringen.

Selbst einem Staar kann es nützlich sein, wenn er Etwas gelernt hat; wie vielmehr einem Menschen! — In einem respectabeln Dorfe, ich will sagen Segringen; es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Lande, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblicke, nicht der Staar, aber der Mensch. In Segringen hatte der Barbier einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: "Ich bin der Barbier von Segringen." Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: "So, so, lala;" oder: "par Compagnie" (das heißt so viel, als: in Gesellschaft mit Andern); oder: "wie Gott will;" oder: "du Dolpatsch." So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viele Leute im Hause waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar auch eins von seinen Wörtern drein warf, daß sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte; und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge zurief: "Hänsel was machst du?" antwortete er: "du Dolpatsch!" und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hänsel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster offen war, und das Wetter schön, da dachte der Staar: "Ich habe jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt fortkommen kann," und husch! zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug in's Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: "sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser, als ich." Aber sie flogen unglücklicherweise alle mit einander in ein Garn. Der Staar sagte: "Wie Gott will." Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem

Digitized by Google

Gefangenen ausstreckte und an Nichts dachte, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen;“ als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge; nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen, und als er sagte: „Ei Hänsel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge?“ Da antwortete der Hänsel: „par Compagnie.“ Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch; denn Jeder wollte den merkwürdigen Hänsel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen. Hebel.

II. Märchen und Sagen.

1. Die Bremer Stadtmusikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollt' ihn der Herr aus dem Futter schaffen; aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen; „dort,“ dachte er, „kannst du ja Stadtmusikant werden.“ Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte, wie Einer, der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst du so?“ sprach der Esel. „Ach,“ sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todtschlagen; da habe ich Reißaus genommen. Aber womit soll ich nun mein Brod verdienen?“ „Weißt du was,“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden; geh' mit und laß dich auch annehmen.“ Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze auf dem Wege und machte ein Gesicht, wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir denn in die Quere gekommen?“ fragte der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's Einem an den Kragen geht,“ antwortete die Katze; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herum jage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich hab' mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rath theuer: wo soll ich hin?“ „Geh' mit nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Katze war's zufrieden und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hofe vorbei; da saß auf dem Thore der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist Einem durch Mark und Bein,“ sprach der Esel; „was hast du

vor?" "Da hab' ich gut Wetter prophezeit," sprach der Hahn, aber weil morgen zum Sonntage Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heute Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Halse, so lange ich noch kann." "Ei was, du Rothkopf", sprach der Esel, "zieh lieber mit uns nach Bremen; etwas Besseres, als den Tod, findest du überall. Du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musiciren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum; die Katze und der Hahn machten sich hinauf; der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo's am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um; da däuchte ihm, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: "so müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Und der Hund sagte: "ja ein paar Knochen und etwas Fleisch daran thäte mir auch gut." Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der Größte, machte sich an's Fenster und schaute hinein. "Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. "Was ich sehe," antwortete der Esel, einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein." "Das wäre was für uns," sprach der Hahn. "Ja, ja, ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen; endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Als das geschehen war, fingen sie insgesammt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen. Der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze maute, und der Hahn krähte; indem stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem fürlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie eine Woche hungern sollten.

Als die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thür, die Katze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem Wege, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause war, auch Alles

Digitized by Google

ruhig schien, sprach der Hauptmann: „wir hätten uns doch nicht sollen in's Bockshorn jagen lassen,“ und hieß Einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand Alles still, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen; und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm in's Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthür hinaus; aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuße, der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlafe geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „kikeriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der Thür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich in's Bein gestochen; und auf dem Hofe liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: „bringt mir den Schelm her!“ da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht wieder in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

J. und W. Grimm (Kinder- und Hausmärchen.)

2. Aschenputtel.

Einem reichen Manne wurde seine Frau krank, und als sie fühlte daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich an's Bette und sprach: „liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und will um dich sein.“ Darauf that sie ihre Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte und blieb fromm und gut. Der Schnee aber deckte ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne es wieder hatte herabgezogen, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit in's Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Was soll das Geschöpf in der Stube?“ sprachen sie; „wer Brod essen will, muß es verdienen; hinaus mit der Küchenmagd!“ Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an, lachten es dann aus und führten es in die Küche. Da mußte es so schwere Arbeit thun, früh vor Tage aufstehen, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein thaten ihm die Schwestern alles ersinnliche Herzeleid an; verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es sich müde gearbeitet hatte, kam es in kein Bett, son-

Digitized by Google

dern mußte sich neben den Herd in die Asche legen. Und weil sie darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Messe ziehen wollte; da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte. „Schöne Kleider,“ sagte die Eine, „Perlen und Edelsteine“ die Zweite. „Nun, Aschenputtel,“ sprach er, „was willst du haben?“ „Vater, das erste Reis, das euch auf eurem Heimweg an den Hut stößt,“ antwortete Aschenputtel. Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern die Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückwege, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als er nach Hause kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel dankte ihm, ging zu seiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf und weinte so sehr, das es von seinen Thränen begossen ward. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein Vögelein auf den Baum, und das Vögelein gab ihm, was es sich wünschte

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen möchte. Die zwei Stiefschwestern waren auch dazu eingeladen, riefen Aschenputtel und sprachen: „kämm' uns die Haare, bürste uns die Schuhe und schnalle uns die Schnallen; wir tanzen auf des Königs Fest.“ Das that Aschenputtel und weinte, weil es auch gern zum Tanze mitgegangen wär', und bat die Stiefmutter gar sehr, sie möchte es ihm erlauben. „Du Aschenputtel,“ sprach sie, „hast Nichts am Leib und hast keine Kleider und kannst nicht tanzen und willst zur Hochzeit?“ Als es noch weiter bat, sprach sie endlich: „da habe ich dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet, und wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen.“ Das Mädchen ging vor die Hinterthür nach dem Garten zu und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all' ihr Vögelein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

die guten in's Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen.“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und darnach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten and schwärmten alle Vögelein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an pick, pick, pick, pick, und da fingen die übrigen auch an pick, pick, pick, pick und lasen alle gute Körnlein in die Schüssel. Als eine Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen die Schüssel der Stiefmutter und freute sich und glaubte, es dürfe nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „nein, du Aschenputtel, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; du sollst nicht mitgehen.“ Als es nun weinte, sprach sie: „wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen,“ und dachte dabei, „das kann es nimmermehr.“ Nun schüttete sie zwei Schüsseln Linsen in die Asche; aber das Mädchen

Digitized by Google

ging vor die Hinterthür nach dem Garten zu und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all' ihr Vögelein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

die guten in's Töpfchen,
die schlechten in's Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und darnach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vögelein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfen und fingen an pick, pick, pick, pick, und da fingen die übrigen auch an pick, pick, pick, pick und lasen alle gute Körner in die Schüssel. Und eh' eine halbe Stunde um war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen der Stiefmutter die Schüsseln und freute sich und glaubte, nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „es hilft dir Alles nichts; du kommst nicht mit, denn du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen und wir müßten uns schämen." Darauf ging sie mit ihren zwei Töchtern fort.

Als nun Niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich."

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. Das zog es an und ging zur Hochzeit. Ihre Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten, es müßt' eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in den reichen Kleidern aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und glaubten, es läge daheim im Schmutz. Der Königssohn kam ihm entgegen und nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch mit sonst Niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht los ließ, und wenn ein Anderer kam, es aufzufordern, sprach er: „das ist meine Tänzerin."

Es tanzte, bis es Abend war; da wollte es nach Hause gehen. Der Königssohn aber sprach: „ich gehe mit und begleite dich;" denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wär' in das Taubenhaus gesprungen. Da dachte er: „sollte es Aschenputtel sein?" und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen könnte; aber es war Niemand darin. Und als sie in's Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Oellämpchen brannte im Schornstein. Denn es war geschwind durch's Taubenhaus gesprungen und zu den Haselbäumchen gegangen; da hatte es die schönen Kleider ausgethan und auf's Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tage, als das Fest von neuem anhub, und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

Digitized by Google

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich.“

Da warf der Vogel noch ein viel stolzeres Kleid herab, als am vorigen Tage. Und als es mit diesem Kleide auf der Hochzeit erschien, erstaunte Jedermann über seine Schönheit. Der Königssohn aber hatte gewartet, bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die Andern kamen und es aufforderten, sprach er: „das ist meine Tänzerin.“ Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging mit und wollte sehen, in welches Haus es ginge; aber es sprang ihm fort und in den Garten, hinter dem Hause. Darin stand ein schöner, großer Birnbaum, voll von herrlichem Obst; auf den stieg es gar behend, und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und sprach zu ihm: „das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, es ist auf den Birnbaum gesprungen.“ Der Vater dachte: »sollte es Aschenputtel sein?“ und ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um; aber es war Niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie gewöhnlich; denn es war auf der andern Seite vom Baume herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wieder gebracht und sein graues Kittelchen angezogen.

Am dritten Tage, als die Eltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich.“

Nun warf der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es zu der Hochzeit kam, wußten sie alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten; der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es Einer aufforderte, sprach er: „das ist meine Tänzerin.“

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten; aber es entsprang ihm. Doch verlor es seinen linken, ganz goldenen Pantoffel, denn der Königssohn hatte Pech auf die Treppe streichen lassen, und daran blieb er hängen. Nun nahm er den Schuh und ging am andern Tage damit zu dem Manne und sagte, die, an deren Fuß dieser goldne Schuh passe, die solle seine Gemahlin werden. Da freueten sich die beiden Schwestern, weil sie schöne Füße hatten. Die Aelteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobiren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „hau' die Zehe ab; wenn du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh hinein und ging zum Königssohn. Der nahm sie als seine Braut mit auf's Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei; da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen:

„rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck (Schuh),

Digitized by Google

der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim."

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Er wandte sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester sollte den Schuh anziehen. Da ging diese in die Kammer und kam mit den Zehen in den Schuh, aber hinten die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: "hau' ein Stück von der Ferse ab; wenn du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh und ging hinaus zum Königssohn. Der nahm sie als seine Braut auf's Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbei kamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

"rucke di guck, rucke die guck,
Blut ist im Schuck,
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim."

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz roth heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder zurück. "Das ist auch nicht die rechte," sprach er, "habt ihr keine andere Tochter?" "Nein," sagte der Mann, "nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines, garstiges Aschenputtel da; das kann aber nicht die Braut sein." Der Königssohn sprach, er sollt' es heraufschicken; die Mutter aber antwortete: "ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen." Er aber wollte es durchaus haben, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Nun streifte es den schweren Schuh vom linken Fuße ab, setzte diesen auf den goldenen Pantoffel und drückte ein wenig, so stand er darin, als wär' er ihm angegossen. Und als es sich aufbückte, erkannte er es im Angesichte und sprach: "das ist die rechte Braut!" Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschraken und wurden bleich vor Aerger; aber er nahm Aschenputtel auf's Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbei kamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

"rucke die guck, rucke di guck,
kein Blut im Schuck,
der Schuck ist nicht zu klein,
die rechte Braut, die führt er heim."

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herabgeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und Theil an seinem Glücke nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die älteste zur rechten und die jüngste zur linken Seite; da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus; hernach, als sie heraus ging, war die älteste zur Linken und die jüngste zur Rechten; da pickten die

Digitized by Google

Tauben einer jeden das andere Auge aus; und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.

Grimm.

3. Sneewittchen.

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab; da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen vom schwarzen Ebenholze hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Blut im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich selbst: „hätt' ich ein Kind, so weiß wie Schnee, so roth wie Blut, und so schwarz wie der Rahmen.“ Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so roth wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz, und wurde darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Ueber ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin; sie war eine schöne Frau, aber stolz auf ihre Schönheit und konnte nicht leiden, daß sie von Jemand darin sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel, wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

so antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste im Land.“

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner; und als es sieben Jahre alt war, war es so schön, wie der klare Tag, und schöner, als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

so antwortete er:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als ihr.“

Da erschrak die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund' an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie das Mädchen. Und der Neid und Hochmuth wuchsen und wurden so groß in ihr, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief sie einen Jäger und sprach: „Bring' das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Dort sollst du's tödten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen.“ Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirschfänger gezogen hatte und Sneewittchens unschuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben; ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heim kommen.“ Und weil es so schön war, hatte der

Digitized by Google

Jäger Mitleiden und sprach: „So lauf hin, du armes Kind.“ „Die wilden Thiere werden dich bald gefressen haben,“ dachte er, und doch war's ihm, als wär' ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu tödten brauchte. Und weil gerade ein junger Frischling daher gesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Der Koch mußte sie in Salz kochen, und das boshafte Weib aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen.

Nun war das arme Kind in dem großen Walde mutterselig allein, und ward ihm so angst, daß es alle Blätter an den Baum ansah und nicht wußte, wie es sich helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Thiere sprangen an ihm vorbei; aber sie thaten ihm nichts. Es lief, so lang nur die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden wollte; da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, sich zu ruhen. In dem Häuschen war Alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weiß gedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinen Löffelein, ferner sieben Messerlein und Gäblein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein neben einander aufgestellt, und schneeweiße Laken darüber gedeckt. Sneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein Alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen; aber keines paßte: das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war, und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es nun ganz dunkel war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß Jemand darin gewesen war, denn es stand nicht Alles so in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?“ Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?“ Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?“ Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bette eine kleine Dülle war; da sprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?“ Die andern kamen gelaufen und riefen: „In meinem hat auch Jemand gelegen?“ Der siebente aber, als der in sein Bett sah, erblickte Sneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrien vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten Sneewittchen. „Ei, du mein Gott! ei, du mein Gott!“ riefen sie, „was ist das Kind schön!“ und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Digitized by Google

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt du?“ „Ich heiße Sneewittchen,“ antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?“ sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, daß seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger ihm aber das Leben geschenkt, und da wäre es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden. Die Zwerge sprachen: „Willst du unsern Haushalt versehen, kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du Alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an Nichts fehlen.“ Das versprach Sneewittchen und blieb bei ihnen. Es hielt ordentlich Haus: Morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, Abends kamen sie wieder, und da mußte ihr Essen bereitet sein. Den Tag über war das Mädchen allein; da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist; laß ja Niemand herein.“

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nichts anders, als wieder die Erste und Allerschönste zu sein, und trat vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen,
bei den sieben Zwergen,
ist noch tausendmal schöner als ihr.“

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte, und Sneewittchen noch am Leben war. Und da sann und sann sie auf's neue, wie sie es umbringen wollte; denn so lange sie nicht die Schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie sich endlich Etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich, wie eine alte Krämerin, und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Thür und rief: „Schöne Waare feil! feil!“ Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt ihr zu verkaufen?“ „Gute Waare, schöne Waare,“ antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben,“ dabei holte sie einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. „Die ehrliche Frau kann ich hereinlassen,“ dachte Sneewittchen, riegelte die Thür auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. „Kind,“ sprach die Alte, „wie du aussiehst! komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren.“ Sneewittchen hatte kein Arg, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren; aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Athem verging, und es für todt hinfiel. „Nun bist du die Schönste gewesen,“ sprach sie und eilte hinaus.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus; aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen fanden, und regte und bewegte sich nicht, als wär' es todt.

Digitized by Google

Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, daß es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei; da fing es an, ein wenig zu athmen und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war niemand, als die Königin; hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind.“

Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er wie sonst:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen,
bei den sieben Zwergen,
ist noch tausendmal schöner als ihr.“

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah wohl, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber,“ sprach sie, „will ich Etwas aussinnen, das dich zu Grunde richten soll,“ und mit Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich, und nahm die Gestalt eines andern alten Weibes an. So ging sie hin, über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Thüre und rief: „Gute Waare feil! feil!“ Sneewittchen schaute heraus und sprach: „Geht nur weiter, ich darf Niemand hereinlassen.“ „Das Ansehen wird dir doch erlaubt sein,“ sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, daß es sich bethören ließ und die Thür öffnete. Als es den Kamm erhandelt hatte, sprach die Alte: „Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen.“ Das arme Sneewittchen dachte an Nichts und gewährte es; aber die Alte hatte kaum den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte, und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit, jetzt ist's um dich geschehen,“ sprach das boshafte Weib und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen. Als sie Sneewittchen wie todt auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die böse Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm; und wie sie ihn herausgezogen, kam Sneewittchen wieder zu sich und erzählte ihnen, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und Niemandem die Thüre zu öffnen.

Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er wie vorher:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen,
bei den sieben Zwergen,
ist noch tausendmal schöner als ihr.“

Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn. „Sneewittchen soll sterben,“ rief sie, „und wenn es mein eignes

Digitized by Google

Leben kostet.“ Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer wo Niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftigen Apfel. Aeußerlich sah er schön aus, weiß mit rothen Backen, daß Jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam; aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen und klopfte an. Sneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mir's verboten.“ „Mir auch recht,“ antwortete die Bäuerin, „meine Aepfel will ich schon los werden. Da, einen will ich dir schenken.“ „Nein,“ sprach Sneewittchen, „ich darf Nichts annehmen.“ „Fürchtest du dich vor Gift?“ sprach die Alte. „Siehst du, ich schneide den Apfel in zwei Theile; den rothen Backen iß du, den weißen will ich essen.“ Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rothe Backen allein vergiftet war. Sneewittchen lüsterte den schönen Apfel an, und als es sah, daß die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Munde, so fiel es todt zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grausigen Blicken und lachte überlaut und sprach: „Weiß wie Schnee, roth wie Blut, schwarz wie Ebenholz! Diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken.“ Und als sie daheim den Spiegel befragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

so antwortete er endlich:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste im Land.“

Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein neidisches Herz Ruhe haben kann.

Die Zwerglein, wie sie Abends nach Haus kamen, fanden Sneewittchen auf der Erde liegen, und regte sich kein Athem mehr, und es war todt. Sie hoben es auf, suchten, ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein; aber es half Alles nichts; das liebe Kind war todt und blieb todt. Sie legten es auf eine Bahre und setzten sich alle sieben daran und beweinten es und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben; aber es sah noch so frisch aus, wie ein lebender Mensch, und hatte noch seine schönen rothen Backen. Sie sprachen: „Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken,“ und ließen einen durchsichtigen Sarg von Glas machen, daß man es von allen Seiten sehen konnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn; und die Thiere kamen auch und beweinten Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verwesete nicht, sondern sah aus, als wenn es schlief; denn es war noch so weiß wie Schnee, so roth wie Blut, und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald gerieth und

Digitized by Google

zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Der sah auf dem Berge den Sarg und das schöne Sneewittchen darin und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Da sprach er zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt.“ Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.“ Da sprach er: „So schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen; ich will es ehren und hochachten wie mein Liebstes.“ Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals, und es ward wieder lebendig. Da richtete es sich auf und sprach: „Ach Gott, wo bin ich?“ Der Königssohn sagte voll Freude: „Du bist bei mir,“ und erzählte, was sich zugetragen hatte und sprach: „Ich habe dich lieber, als Alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden.“ Da war ihm Sneewittchen gut und ging mit ihm; und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Fest war aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angethan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
aber die junge Königin ist tausendmal schöner als ihr.“

Da stieß das böse Weib einen Fluch aus, und ward ihr so angst, so angst, daß sie sich nicht zu lassen wußte. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen; doch ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte fort und die junge Königin sehen. Und wie sie hineintrat, erkannte sie Sneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da, und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt und wurden glühend hereingebracht; da mußte sie die feuerrothen Schuhe anziehen und darin tanzen, daß ihr die Füße jämmerlich verbrannten, und sie durfte nicht aufhören, bis sie sich todt getanzt hatte.

Grimm.

4. Hans und Lise.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder Brust daheim ist: wenn man's gut hat, hätt' man's gern besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele thörichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Lise nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirths Geld, bald des Meiers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen baiersche Thaler kurz weg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften, und schon

Digitized by Google

ein tiefes Loch in den Stein geklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenroth, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Fräulein aus und überzog alle Wände. Ueber so Etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser junges Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Weiblein mit wundersüßer, silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfee, Anna Fritze, die im krystallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streuet und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr thun, drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: „das lautet nicht übel.“ Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und Etwas von ein paar Dutzend goldgestickten Hauben, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfee mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „acht Tage lang,“ sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl und übereilt euch nicht.“ „Das ist kein Fehler,“ dachte der Mann und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder, wie eine Wolke, der Oeldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon im voraus waren und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Baßgeigen, so waren sie doch jetzt recht übel daran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passiren, ehe sie es genug überlegt hätten. „Nun,“ sagte die Frau, „wir haben ja noch Zeit bis zum Freitag.“

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen Beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihr künftiges Glück. Als aber die Frau die gerösteten Kartoffeln auf das Plättchen anrichtete und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten,“ sagte sie in aller Unschuld und ohne an etwas Anderes zu denken, und — o weh! da war der erste Wunsch gethan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie ein Morgenroth und Rosenduft unter einander durch den Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre?“ sprach er in der ersten Ueberraschung, auch in aller Unschuld und ohne an etwas Anderes zu denken; — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase

Digitized by Google

des guten Weibes fest, wie angewachsen, und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart.

Nun war die Noth der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichthum und alles Glück zu einem solchen Nasenzierrath der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfrau bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten und Frau Lise von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Bergfee kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfee also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche Numero Eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du Numero Zwei wünschen sollest, um glücklich zu leben; und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann Etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue. Oder so: Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzem. Hebel.

5. 6. Sagen aus dem Riesengebirge.

Das Riesengebirge, welches Schlesien von Böhmen und Mähren scheidet, war ehemals der Aufenthalt eines mächtigen Berggeistes, Rübezahl genannt. Auf der Oberfläche des Gebirgs hatte sein Gebiet nur wenige Meilen im Umfange; aber im Innern erstreckte es sich unermeßlich tief und weit. Hier in den unterirdischen Reichen hausete er gewöhnlich, und nur zuweilen, nach Jahrhunderten einmal, erhob er sich aus den Tiefen der Erde, um auf der Oberwelt sein Wesen zu treiben.

Ehe diese Gegend von Menschen bewohnt war, machte er sich bei seinen Lustreisen auf der Oberwelt allerlei Spaß mit wilden Thieren. Er hetzte sie zusammen und ließ sie mit einander kämpfen, oder schreckte sie auch selbst aus ihren Lagern plötzlich auf und trieb sie gleich einem Sturmwinde vor sich hin, wie große Herren parforce zu jagen pflegen.

Als er aber nach langer, langer Zeit einmal wieder aus seinem Unterreiche an das Tageslicht hervorkam, sah er mit Erstaunen Alles so sehr verändert, daß er sein Gebiet fast nicht mehr kannte. Die finstern Wälder waren ausgehauen und in Ackerfeld verwandelt; auf den Wiesen weideten Schafe und Rinder unter dem Schutze ihrer Hirten und ihres wachsamen Hundes; hier und da lagen einzelne Hütten zerstreut, deren Bewohner zur Besorgung ihrer Geschäfte aus- und eingingen; vor den Thüren spielten muntere Kinder und erfüllten die Luft mit fröhlichem Geschrei. Rübezahl wunderte sich bei dem Anblick dieser neuen Dinge nicht wenig; am meisten aber erregten die Menschengestalten, die er sonst noch nie gesehen hatte, seine Aufmerksamkeit. Er be-

Digitized by Google

schloß, diese Art von Geschöpfen näher kennen zu lernen, in dieser Absicht ihre Gestalt anzunehmen und sich einige Zeit unter ihnen aufzuhalten.

Zuerst trat er als Knecht in die Dienste eines Landwirths und verrichtete seine Arbeit auf's beste. Alles, was er unternahm, gelang ihm, und er schaffte seinem Herrn großen Nutzen, so daß dieser durch ihn hätte reich werden können. Allein sein Herr war ein liederlicher Verschwender, der das Alles wieder durchbrachte, was sein treuer Knecht erwarb, und der ihm für seine Dienste nicht einmal dankte. Hierüber war Rübezahl ärgerlich und ging zu einem Andern, bei dem er sich als Schafhirt vermiethete. Die Heerde gedieh gleichfalls unter seiner Aufsicht und mehrte sich. Kein Schaf erkrankte, keins wurde vom Wolf zerrissen, so lange Rübezahl sie hütete. Aber sein Herr war ein Geizhals, der ihm nicht satt zu essen gab und ihm seinen Lohn verkürzte, so oft er nur konnte. Darum schied Rübezahl auch von diesem und begab sich zu einem Amtmann, bei dem er die Stelle eines Gerichtsdieners übernahm. Er versah diesen Dienst mit allem Eifer und reinigte in kurzer Zeit seinen Amtsbezirk von Dieben und Straßenräubern. Als er aber fand, daß der Amtmann ein ungerechter Richter war und sich mit Geschenken bestechen ließ, wollte er nicht länger das Werkzeug der Ungerechtigkeit sein und lief davon.

Nun hatte er keine Lust mehr, noch weitere Proben zu machen; denn da er von ungefähr an lauter schlechte Menschen gerathen war, so glaubte er, daß sie alle nicht anders wären, und nahm sich vor, sie, so weit sein Gebiet ging, zu necken und zu plagen.

So oft er daher die Oberwelt besuchte, trieb er Kurzweil mit den Reisenden und mischte sich auf mancherlei Weise in die Geschäfte derer, die sein Gebiet betraten. Bald zog er die Wolken zum Regen zusammen, erregte plötzlich Sturm und Gewitter und leitete die Wandernden irre im unwegsamen Gebirge. Bald zauberte er wieder in der wüstesten, wildesten Gegend einen wunderschönen Pallast oder ein willkommenes Wirthshaus, dessen Wirth er selbst war, der nun seine Gäste auf die mannigfaltigste Weise neckte und foppte. Den betrügerischen jüdischen Roßtäuschern zeigte er sich oft auf einem prächtigen Rosse als ein vornehmer Herr, und wenn sie sich verleiten ließen, ihm das schöne Pferd abzuhandeln, verwandelte es sich nach kurzer Zeit in einen Strohwisch. Traf er dagegen verarmte Edelleute, die auf magern Pferden kummervoll durch das Gebirge ritten, so kam er ihnen entgegen als ein stattlicher Ritter, ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein und suchte durch irgend eine aufgestellte ungereimte Behauptung eine Wette zu veranlassen; er selbst verlor dann, und der Glückliche zog im prächtigen Anzuge auf dem schönen Pferde dahin und fand außerdem noch, wenn er das Gebirge hinter sich hatte, seine Taschen mit großen Rollen voll Gold angefüllt. Wenn aber lockere Abenteurer, die so Etwas erfahren hatten, seine Wohlthätigkeit auf ähnliche Weise in Anspruch nehmen wollten, so wurden sie empfindlich getäuscht. Das Kleid verwandelte sich dann in Laub, das Pferd in einen Stock, was aber der Reiter verblendet nicht merkte und so in dem lächerlichsten Aufzuge durch die Dörfer ritt. — Arme Frauen, die Kräuter suchten, überredete er, als Wanderer erscheinend, die Kräuter aus dem Korbe zu werfen, worauf er diesen mit trocke-

Digitized by Google

nem Laube anfüllte. Nachdem er sich entfernt hat, wird der Korb schwer und immer schwerer, bis die Frauen der übermäßigen Last erliegend, den unnützen Haufen, in der Meinung betrogen zu sein, von sich werfen. Aber, wenn sie nach Hause kommen, entdecken sie mit Erstaunen, daß die wenigen Blätter, die am Korbe hangen blieben, in Gold verwandelt sind. — Auf die Hochzeitsfeste armer Leute in den Gebirgsörtern begab er sich oft als fröhlicher Gast, tanzte mit der Braut und überreichte ihr ein unscheinbares seidenes Band, dem Bräutigam aber eine Silbermünze. Nach seiner Entfernung war aus dem Bande ein kostbarer Schmuck, aus der Silbermünze ein schweres Goldstück geworden.

So und auf ähnliche Art trieb er sein Wesen oberhalb des Gebirgs, bald als neckender Spuk, bald als wohlthätiger Freund, je nachdem ihn die Laune anwandelte.

Zur nähern Bekanntschaft mit diesem wunderbaren räthselhaften Berggeiste sollen hier einige Sagen von ihm mitgetheilt werden.

* * *

Ein Wanderer kroch einst mit vielen Beschwerden unter den wild zusammengehäuften Steinmassen des einsamsten Gebirges umher. Er konnte nicht ohne Gefahr von einem großen Steine auf den andern springen, schwankend und unsicher die steilsten Höhen hinunter laufen, über reißende Bäche setzen.

„Wie glücklich bin ich," sagte er zu sich selbst, „daß ich noch immer meinen guten alten Stab habe, der mir nun schon so viele Jahre lang treue Dienste leistete!" Indem setzte er ihn an, um über einen herunterstürzenden Bach zu springen. Der Stab gerieth zwischen große Steine, und als der Wanderer, sich auf ihn verlassend, hinüber sprang, brach der Stab, und er fiel unsanft in den Bach hinein. Klagend raffte er sich wieder auf und schien die Stöße beim Fallen weniger zu achten, als den Verlust des Stabes. „Wie soll ich nun von der steilen Höhe hinunter kommen," rief er klagend, „da ich von meinem treuen Stabe, von meiner alten, gewohnten Stütze verlassen bin!"

„Was fehlt dir?" sprach plötzlich Jemand dicht hinter ihm mit hohler, rauher Stimme.

Der Wanderer wandte sich um und sah eine große Gestalt mit einem finstern Gesicht, in einen Mantel gehüllt. Er erschrak, erholte sich aber und erzählte nun seinen großen, wie ihm dünkte, unersetzlichen Verlust. „Was wimmerst du?" antwortete die Gestalt, „als wenn in dem Gebirge keine Bäume wären, die dir die schönsten Stäbe geben könnten. Da, nimm meinen!" sprach er weiter und entfernte sich.

Der Wanderer hatte eben die Gränze des Kienholzes erreicht, da schritt die Gestalt mit gewaltigen Schritten zwischen dem niedern Gestrüppe und schien immer größer, je weiter sie sich entfernte; zuweilen schien sie wie in den Nebel zu zerfließen, dann trat sie wieder in großer Entfernung deutlich hervor und verschwand zuletzt ganz.

Der einsame Wanderer ging indessen, getröstet durch das Geschenk muthig weiter. Aber kaum hatte er einige Schritte zurückgelegt, als ihm der neue Stab höchst beschwerlich ward. Wo er ihn hinsetzte, glitschte er aus; es gelang ihm nie, ihn auf einen Stein zu stellen, immer sank

Digitized by Google

er zwischen die Haufen, so daß er ihn nur mit großer Anstrengung wieder herausziehen konnte. Dabei ward er immer schwerer. Der ermüdete Wanderer schien zu vergessen, daß der Stab ihm als Stütze dienen sollte. Mühsam sprang er von einem Steinhaufen zum andern, rauschte die steilen Höhen hinunter, indem er den Stab in der Hand trug, der immer schwerer ward; er trug ihn nun rechts: dann links, dünn mit beiden Händen und schlich so keuchend weiter. Aber auch das ward ihm zu beschwerlich. Er legte den Stab auf die Schulter, wechselnd mit der rechten und linken, endlich auf den Nacken, indem er ihn mit beiden Händen fest hielt. So ging er in der beschwerlichsten Stellung an den steilsten Abgründen. Zuletzt ward ihm die Last fast unerträglich. Nun schleppte er den Stab, alle Kräfte aufbietend, hinter sich her; aber jetzt schien er in die Erde zu wurzeln, und er mußte ihn immer von neuem mit krampfhafter Anstrengung losreißen. Um dieses desto besser thun zu können, setzte er sich reitend auf den Stab. Jetzt ließ er auf einmal los und flog mit ihm in gewaltigen Sprüngen dicht an den schwindelnden Abgründen, längs dem Aupengrunde, am Rande der sieben Gründe, dann über das große Rad, die Sturmhaube, den Teichen vorbei, immer wilder, immer schneller; der Angstschweiß lief dem Wanderer stromweise vom Gesichte herunter; mit krampfhafter Aengstlichkeit hielt er sich an dem Stabe fest.

Endlich war die Gegend milder; er befand sich in einem gebirgigen Tannenwalde; der Stab ruhte, und er warf ihn, indem er wie aus einem tiefen Traume, sich seiner noch nicht ganz bewußt, erwachte, fluchend weit von sich weg.

Kaum hatte er sich von dem beschwerlichen Werkzeuge befreit, als er ein anderes dicht neben sich stehen sah und seinen alten Stab unverletzt wieder erkannte. Mit Vergnügen ergriff er diesen und wanderte fort, indem er sich nach und nach erholte. Der Wald ward lichter, die Gegend freundlicher, eine grüne Gebirgswiese lag vor ihm, und in der Ferne ein Dorf. Hier besann er sich völlig; jetzt erst war es ihm wunderbar, den eigenen Stab unverletzt in den Händen zu haben, da er ihn doch in einer weitentfernten Gegend zerbrochen hatte. Daß die finstere Gestalt der Herr des Gebirges sein mußte, war ihm gewiß; er erinnerte sich vieler ähnlichen Erzählungen und zweifelte nicht, daß der Stab sich in Gold verwandelt hätte. Nachdem er sich in einer ärmlichen Wohnung ausgeruhet hatte, suchte er, von einem Bauern begleitet, die Stelle, die er genau zu kennen meinte. Aber der Stab war nirgends zu finden.

* * *

Rübezahl hatte in dem Gebirge einen eigenen Krautgarten. Man zeigt ihn seitwärts auf dem Kuppelplane, nicht weit von der Wiesenbaude, an einem Abhange nach dem Aupengrunde zu. Das Gebirge ist reich an den saftigsten, herrlichsten Kräutern, die von allen Seiten her zu den kräftigsten Essenzen gebraucht wurden und auch jetzt noch von den Einwohnern des Dorfes Krummhübel zur Bereitung solcher Essenzen benutzt werden.

Aber unter allen diesen Kräutern ist ganz vorzüglich ein Zauber-

Digitized by Google

kraut in der Märchenwelt berühmt geworden. Es heißt die Springwurzel und wächst nur in Rübezahls Garten. Diese Wurzel ist von der köstlichsten Art und vermag die hartnäckigsten und langwierigsten Krankheiten zu vertreiben. Sie dient aber den Geistern selber zur Nahrung, und Rübezahl erlaubt nur seinen auserlesenen Günstlingen, sie auszugraben.

Einst war eine vornehme Dame in Liegnitz gefährlich krank und versprach einem Bauern aus dem hohen Gebirge eine große Belohnung, wenn er ihr die Springwurzel aus Rübezahls Garten verschaffen wollte. Gereizt durch das lockende Versprechen, wagte er den Gang. Als er die einsame wüste Gegend erreicht hatte, ergriff er den Spaten und fing an, die Springwurzel, die ihm nicht unbekannt war, auszugraben.

Während er so gebückt dastand und grub, pfiff ein Wind brausend aus einer bestimmten Gegend, und er hörte donnernde Worte, die er aber nicht verstand. Er richtete sich erschrocken in die Höhe, um nach der Gegend hinzusehen; aber kaum vermochte er gegen den noch immer fortdauernden Wind sich aufrecht zu erhalten.

Da erblickte er auf dem äußeren Rande eines hervorspringenden Felsens eine große, riesenhafte Gestalt; ein langer Bart hing über den Bauch, eine große krumme Nase entstellte das Gesicht; die Gestalt blickte ihn aus furchtbaren, glühenden Augen drohend an, die struppigen, langen Haare und ein großer Mantel flogen durch den Sturm vorwärts. In der Hand trug er eine übergroße, knotige Keule. „Was thust du da?“ schrie ihn die Gestalt an, und ihn dünkte, als wäre die donnernde Stimme von dem Sturme nicht zu unterscheiden.

Der Bauer, ein tollkühner Mensch, überwältigte den Schauder, der ihn ergriff, und antwortete: „Ich suche die Springwurzel, eine kranke Frau will sie mir theuer bezahlen.“

„Die du hast, darfst du behalten!“ schrie die Gestalt, „aber wage es nicht, noch einmal zu kommen!“ schwang mit furchtbarer Geberde die Keule und verschwand.

Nachdenkend ging der Bauer den Berg hinunter, und die Frau in Liegnitz dünkte sich überaus glücklich, als sie zur Linderung ihrer Schmerzen sich im Besitz der heilsamen Wurzel sah. Ihre Krankheit nahm sichtbar ab, und da sie nur von dieser Wurzel völlige Heilung erwartete, so ließ sie den Bauern noch einmal kommen.

„Wagst du noch einmal die Springwurzel zu holen?“ fragte die Frau.

„Liebe gnädige Frau,“ antwortete der Bauer, „das erstemal ist mir der Herr des Gebirges in entsetzlicher Gestalt erschienen, mir also schwer drohend, daß ich es nicht wagen mag zum zweitenmal.“ — Aber die Frau überwand seine Furcht durch die größten Versprechungen; sie wollte ihm eine weit größere Summe bezahlen, als das erstemal. Da vermochte der Bauer nicht zu widerstehen, zum zweitenmale wagte er es, den einsamen Gang in das innere Heiligthum des Gebirges anzutreten.

Als er nun die Wurzel zu graben anfing, erhob sich ein furchtbarer Sturm aus derselben Stelle, wie das erstemal; und als er hinblickte, erschien die Gestalt noch viel drohender; die wilden Haare, der große Mantel flogen und schienen auf ihn zuzufliegen; aus den Augen sprühete Feuer; die furchtbare Stimme, die abermals zu ihm hinschrie: „was

Digitized by Google

thust du da?" widerhallte von den kahlen Felsen und schien aus der schwindelnden Tiefe mit doppelter Gewalt emporzusteigen; und als er nun antwortete: "ich suche die Springwurzel, eine kranke Frau will sie mir theuer bezahlen!" da brüllte die erzürnte Gestalt: "habe ich dich nicht gewarnt, du Unsinniger? und du wagst es, noch einmal zu kommen? Doch du hast sie schon, rette dich, wenn du kannst!" Und die Flammen aus den blitzenden Augen schienen den Hinsinkenden zu treffen und ihm das Gesicht zu verbrennen; die mächtige Keule flog durch die Luft und schlug ganz dicht neben ihm in den harten Felsen hinein; der Boden bebte; ein schauderhafter Donnerschlag betäubte ihn, und er sank bewußtlos hin. Nach langer Zeit kam er wieder zu sich. Er war wie zermalmt, die Keule verschwunden; in der Ferne hörte er donnern und glaubte, die drohende Stimme in dem Donner zu vernehmen; aber in der Hand hielt er die Springwurzel fest und kroch, von Regen durchnäßt, von Nebel umhüllt, von fremden Geistern bald hierhin, bald dorthin gelockt, die ganze Nacht und den folgenden Tag umher, ohne zu wissen, wo er war, bis ihn ein Köhler halb verschmachtet fand und nach seiner Hütte brachte. Hier erholte er sich und eilte nach Liegnitz. Die Frau war entzückt, als sie ihn mit der Springwurzel kommen sah und gab ihm eine große Summe, daß er alle Angst vergaß und fröhlich nach Hause eilte.

Es verging einige Zeit; die Frau schien fast gesund, aber ganz war sie noch nicht hergestellt. "Wenn ich noch zum drittenmale die Springwurzel erhalten könnte, dann wäre ich völlig gesund, das fühle ich wohl." So sprach sie und sandte wieder nach dem Bauern, der erst gar nicht kommen wollte; aber es war, als triebe ihn ein böser Geist wider seinen Willen.

"Hier bin ich wieder, gnädige Frau," sagte der Bauer, "was wollt ihr von mir? doch nicht, daß ich zum drittenmale die Springwurzel holen soll? Davor bewahre mich Gott! Kaum bin ich das letztemal mit dem Leben davon gekommen; mich schaudert, wenn ich nur daran denke."

Da fing die Frau an, ihn zu beschwören, und versprach ihm ein ganzes reiches Bauerngut und große Reichthümer dazu, und sie verblendete den Tollkühnen, daß er alle Gefahr vergaß und sich vermaß, die Springwurzel noch zum drittenmale aus dem Zaubergarten zu rauben, und wenn es sein Leben kosten sollte. "Bis jetzt," sagte der Bauer, "hat der Geist mir nur gedroht, es soll nun das letztemal sein. Dann bin ich ein reicher Mann und kann in Herrlichkeit und Freude leben."

"So kam er nach Hause; aber er wagte nicht, allein zu gehen." Lieber Sohn," sagte er zu seinem Aeltesten, der schon erwachsen war, "wir wollen nach der Kapelle auf die Kuppe wallfahrten; du sollst mich begleiten." So gingen sie neben einander, und die Schluchten wurden immer enger, das Gebirge immer kahler, und als sie so neben den finstern See'n, die ewig von starren Felsen beschattet werden, hergingen, da ward der Vater ganz nachdenkend, und ein inneres Grauen durchfuhr ihn, und er blickte so seltsam aus den Augen, daß auch ein stiller Schauder den Sohn ergriff. "Was ist dir, Vater," fragte der Sohn; aber der Vater antwortete nicht und blickte stumm vor sich hin. So stiegen sie immer höher, und als sie dem Garten nahe waren, da sprach der Vater: "Böse Geister haben mich gelockt von früher Kindheit an, daß ich immer nur nach Reichthum trachtete, und Gottesfurcht und Frömmigkeit blieben mir fremd;

Digitized by Google

daher lebte ich wild und wüste und habe euch niemals ein gutes Beispiel gegeben, wie es der Vater seinen Kindern schuldig ist. Jetzt ruft mich die Hölle, und ich muß dem Herrn des Gebirges die Springwurzel rauben, wofür er mich zerfleischen wird.« — Da weinte der Sohn und sprach: »Vater, laß das sein, kehre mit um, Gott wird barmherzig sein!« Aber mit dem Wahne der Verzweiflung hatte der Vater den Spaten schon ergriffen und angesetzt. Da erhob sich ein furchtbarer Orkan, ein Wolkenbruch stürzte herab, daß alle Bäche zu wilden Strömen heranwuchsen; ein Wehklagen schien tief aus den Wurzeln des Gartens herzzerreißend zu ertönen; alle Elemente bewegten sich wild unter einander; gähnende Klüfte eröffneten sich, und von oben fuhr eine große Gestalt, selbst wie ein Gebirge, mit einer riesenhaften Keule, ergriff den Bauern und flog mit ihm in die Höhe. Ein großer Fels stürzte zerschmettert herunter; der Sohn hörte das Winseln des Vaters immer ferner.

Betäubt lag der Verlassene lange; da hörte der Orkan auf zu brausen, der Himmel erheiterte sich, und der Sohn des unglücklichen Bauern suchte voll Schrecken die Kapelle, um sich Gott zu empfehlen. In derselben Stunde aber starb plötzlich die Frau in Liegnitz, als sie schon völlig genesen schien.

* * *

Ein Bauer war mit seinem Weibe und sechs kleinen Kindern durch mancherlei Unglücksfälle so herunter gekommen und verarmt, daß er oft nicht wußte, woher er das Brot für die Seinigen nehmen sollte. Eines Tages sagte er zu seiner Frau: »du hast hinter dem Gebirge so reiche Vettern; ich will hin; vielleicht, daß der liebe Gott einem unter ihnen das Herz lenkt, und er mir hundert Thaler auf Zinsen leiht; mit diesem Gelde könnten wir uns aus unserer großen Noth wieder emporhelfen.«

»Das gebe Gott!« sagte mit schwacher Hoffnung die Frau, denn sie kannte ihre Vettern, die nach ihr und den Ihrigen niemals gefragt hatten.

Am andern Morgen sehr früh machte er sich auf den Weg und schritt rüstig den ganzen Tag zu, bis er des Abends müde und matt zu den Vettern kam und ihnen mit Thränen seine Noth klagte und um Hülfe flehte. Aber überall wurde er mit harten, bittern Worten abgewiesen.

Traurig und niedergeschlagenen Herzens machte er sich auf den Rückweg, und als er wieder in's Gebirge kam, überfiel ihn Gram und Angst mit großer Gewalt. Er hatte den Arbeitslohn von zwei Tagen verloren und fühlte sich so entkräftet, daß er auch den dritten Tag nicht würde arbeiten können; und wenn ihm nun das abgehärmte Weib und die ausgehungerten Kinder entgegen wimmerten, und er brächte ihnen leere Hände und kein Geld und kein Brot — o, wie sollte sein Vaterherz das ertragen!

Der arme Mann sann hin und her, wie er wohl Hülfe schaffen könnte. Da fielen ihm die Geschichten vom Berggeiste bei. »Ich will mich an ihn wenden,« sagte er; »vielleicht, daß meine Bitten Gehör

Digitized by Google

finden!" Darauf rief er: "Rübezahl! Rübezahl!" und alsbald stand er vor ihm, wie ein rußiger Köhler, mit struppigem Barte und glühenden Augen, in der Hand einen mächtigen Schürbaum.

"Hört mich, Herr vom Berge!" sagte der Bauer mit seinem Gesichte voll Kummer; "ich habe euch nicht aus Muthwillen gerufen, sondern aus Angst und Noth." Und nun erzählte er ihm von seinem Weibe und von seinen Kindern und von den unbarmherzigen Vettern und schloß mit der Bitte, ihm hundert Thaler zu leihen, die er mit Zinsen in drei Jahren wieder bezahlen wolle; mit hundert Thalern sei ihm geholfen.

"Wie? treibe ich Wucher," sagte Rübezahl zornig; "geh' zu deinen Brüdern, den Menschen, und borge so viel du bekommen kannst; mich aber laß in Ruhe, wenn dir dein Leben lieb ist!"

Der Bauer ließ aber nicht nach mit Bitten und schilderte nochmals den Jammer seiner Frau und Kinder. "Wollt ihr nicht helfen," setzte er dann hinzu, "so schlagt mich nur mit der Schürstange todt, damit ich die Qual der Meinen nicht sehen darf!"

Rübezahl gebot nun dem Bauer, daß er ihm folge. Sie gingen waldein, durch immer dichteres Gesträuch und kamen in ein Felsenthal, das sie zu einer finstern Höhle führte, die immer graulicher wurde. Bald aber hüpften kleine blaue Flammen vor ihnen her, und der dunkle Felsengang bildete sich zu einem großen Gewölbe in welchem helle Lichter flackerten.

Da stand eine große kupferne Braupfanne voll lauter Thaler bis an den Rand. "Da nimm!" sagte Rübezahl, "so viel du bedarfst, und wenn du schreiben kannst, so stelle mir einen Schuldschein." Schreiben konnte aber der Bauer. Er zählte sich höchst gewissenhaft hundert Thaler ab; Rübezahl schien sich gar nicht darum zu bekümmern, drehte ihm den Rücken zu und suchte die Schreibesachen aus einem Schranke hervor; aber der Bauer nahm deshalb keinen einzigen Thaler mehr. Er schrieb den Schuldschein, so gut er vermochte, und Rübezahl schloß denselben in einen eisernen Kasten. "Geh' nun," sagte er dann zu dem Bauern; nütze dein Geld, merke dir den Eingang ins Felsenthal und vergiß den Zahlungstag nicht, denn ich bin ein strenger Schuldherr. — Da!" fuhr er fort, indem er einen großen Griff in die Braupfanne that, "das ist für deine Kinder und steht nicht auf dem Schuldschein."

Dankbar zog nun der Bauer ab; er fand sich bald aus dem Felsengange heraus, merkte sich die Stätte genau und ging, durch Freude an allen Gliedern gestärkt, rüstig nach Hause, wo ihn die Kinder um Brot anschrien, die Mutter aber trostlos weinend im Winkel saß, weil sie schon wußte, wie viel auf die Vettern zu rechnen sei.

Wie erfreut waren aber Alle, als der Vater den Quersack öffnete und Bretzeln und Weißbrot für die Kinder und Grütze zum Brei und Fleisch und Wurst heraus nahm, welches er Alles in der Stadt gekauft hatte. Daß er das Geld von Rübezahl empfangen, sagte er aber nicht, sondern lobte vielmehr die Vettern, die ihn so freundlich aufgenommen, so gut bewirthet und ihm mit so großer Bereitwilligkeit das Geld geliehen hätten.

Jetzt ging ein neues Leben und Arbeiten in des Bauern Hause

Digitized by Google

an, und mit hundert wohl angelegten Thalern ließ sich damals viel machen. Alles, was unternommen wurde, ging zum Glück, und es lag ein sichtliches Gedeihen auf dem Gelde des Bergherrn. Ein Acker nach dem andern, ein Heuschlag nach dem andern wurde gekauft; das Vieh war weit und breit umher das schönste, und im dritten Jahre schon hatte der Bauer ein paar Hufen Feld und ein paar tüchtige Pferde zur Bewirthschaftung und wohl viermal so viel baar, als seine Schuld ausmachte.

Unterdessen war auch der Zahlungstag gekommen. Weib und Kinder legten nun die besten Sonntagskleider an und freueten sich, die reichen Vettern besuchen und zeigen zu können, daß sie ehrliche und wohlhabende Leute wären. Hans mußte anspannen, und sie kamen bald auf das Riesengebirge, wo der Wagen an einer Stelle halten mußte, der Bauer aber mit den Seinen ausstieg. Hans sollte fortfahren und auf der Höhe unter den drei Eichen warten und die Pferde indeß grasen lassen; er aber wolle mit Frau und Kindern einen anmuthigen Fußpfad gehen, obwohl derselbe ein wenig um sei.

Darauf ging er durch das Gebüsch waldein, immer tiefer hinein, schaute dahin und dorthin, als ob er suchte, und die Frau glaubte schon, ihr Mann habe sich verirrt. Nun erst sagte er ihr und den Kindern, wie es ihm bei den reichen Vettern gegangen sei, und wer ihm das Geld geliehen habe, und lobte den Berggeist, vor dem sie sich fürchteten, mit Thränen im Auge, indem er ihnen vorstellte, wie glücklich sie jetzt wären, gegen das Elend vor drei Jahren.

Darauf ging er allein weiter, die Felsenhöhle zu suchen, konnte aber nirgends den Eingang finden, obgleich er gewiß wußte, daß er auf der rechten Seite sei, wo er vor drei Jahren hineingegangen war. Er klopfte mit einem Steine an den Felsen, er klingelte mit dem Geldsacke, er rief dem Berggeiste zu kommen und das Seine zu nehmen; aber Niemand erschien. Da ging er mißmuthig zu seiner Frau und den Kindern zurück und setzte sich mit ihnen auf den Rasen und wartete. Endlich, da sich Niemand sehen ließ, beschloß er, noch einmal nach dem Felsen zu gehen, dort noch stärker anzupochen und zu rufen, und wenn auch dann Niemand käme, das Geld am Felsen hinzulegen; da möchte es der Bergherr sich holen. Aber indem er seinen Vorsatz der Frau kund that, brausete es in den Wipfeln der Bäume; der Wind trieb dürre Grashalme und Laubblätter vor sich her und jagte die kräuselnden Staubwolken in dem Wege auf, worüber die Kinder sich freuten.

Unter dem Laube wurde nun auch ein zusammengerolltes Papierblatt über den Weg getrieben, nach welchem die Kinder vergebens haschten. Endlich warf der eine Knabe seinen Hut darauf, nahm es auf, und weil es ein so weißes Papier war, brachte er's dem Vater. Da war es der Schuldschein, unter welchem geschrieben stand: „Zu Dank bezahlt!“

Nun ward der Bauer froh und rief aus: „O wie glücklich fühle ich mich jetzt! Mein Wohlthäter kennt meine Ehrlichkeit und mein dankbares Herz!“

Jetzt wollte er nach Hause umkehren; aber die Frau ruhete nicht eher, bis der Mann zu den reichen, geizigen und hochmüthigen Vettern

Digitized by Google

fahren ließ, welche sie durch ihren Wohlstand recht zu beschämen gedachte; aber als sie hinkamen, waren diese nicht mehr zu finden, sondern entweder gestorben oder von ihren Gehöften vertrieben.

Hochmuth und Unbarmherzigkeit kamen bei ihnen vor dem Fall; unser Bauer aber wurde täglich wohlhabender und von allen geliebt, die ihn kannten; denn er war arbeitsam und fleißig, half seinem Nächsten gern und führte ein stilles, gottesfürchtiges Leben.

Lehnert (Wanderungen im Gebiete deutscher Vorzeit).

7. Der Mäusethurm.

Es war, wie die Sage berichtet, im Jahre nach Christi Geburt 968, als Hatto II., der Ostfranken Herzog, mit dem Beinamen Bonosus, Abt zu Fulda, ein Mann von großer Klugheit und überhaupt glänzenden Geistesgaben, zum Erzbischofe von Mainz erwählt ward. Er war aber ein hartherziger Mann und dem Geize sehr ergeben, häufte daher Schätze auf Schätze und verwahrte sie sorgfältig.

Während seiner Regierung trat zu Mainz und in der umliegenden Gegend eine so große Hungersnoth ein, daß die Armen, aus Mangel an Lebensmitteln ihr Leben nicht zu fristen vermögend, dahin starben. Ein großer Haufe drang vor Hatto's Schloß und bestürmte ihn mit flehenden Bitten um Linderung ihrer Noth.

Der hartherzige Mann verweigerte es ihnen und schalt sie, daß sie müssiges, schlechtes Volk wären und nicht arbeiten wollten. Die Armen wurden ungestümer und forderten mit furchtbarer Stimme Brot.

Da ließ Hatto eine große Anzahl Hungriger, unter dem Scheine, als sollten Früchte und Lebensmittel unter sie ausgetheilt werden, in einige Kornhäuser sich sammeln, ließ diese dann zuschließen und in Brand stecken, so daß Alle den elenden Tod in den Flammen starben; und während der Unglücklichen Klaggeschrei aus dem Feuer himmelan stieg, rief er mit ruchloser Fühllosigkeit den Mithelfern des Verbrechens zu: „Hört ihr, wie die Mäuse pfeifen?“

Aber es schwieg nicht bei dieser Gräuelthat die Rache des Himmels, die einen wunderbaren und noch nie erhörten Tod über Hatto verhängte. Es entstand nämlich und stürzte aus der Asche der erbärmlich Verbrannten auf ihn zu ein solches Heer Mäuse, daß, wohin er sich auch wenden mochte, diese Thiere mit Bissen ihn verfolgten. Flüchtete er sich auf die steilsten und höchsten Oerter, — an den Wänden hinauf kletterten sie ihm nach. Schloß er sich noch so eng ein, so drangen sie durch die kleinsten Ritzen, stürmten in unzähliger Menge auf ihn los und bissen, zerfleischten und zernagten ihn. Und so groß war ihr Ungestüm, daß, je heftiger man sie abzutreiben suchte, mit desto stärkerer und erneuerter Wuth sie auf ihn los gingen, ja wo sie an Wänden und Tapeten seinen Namen fanden, den nagten sie weg.

Als sich nun der Bischof in dieser jämmerlichen Lage zu Lande nirgends sicher sah, da suchte er im Wasser Hülfe. Er ließ sich deßhalb in einem Nachen nach einem unterhalb des Städtchens Bingen mitten im Rheine erbaueten Thurme übersetzen, der von Alters her

als Warte diente, um die Schiffenden vor der Gefahr des Bingerlochs zu warnen. Hier, durch doppeltes Bollwerk sich sicher wähnend; hoffte er, der reißende Strom werde den Mäusen den Zugang zu ihm verwehren, und er so vor ihrer Wuth gerettet sein. Allein auch da entging er der göttlichen Strafe nicht. Die Mäuse schwammen in so ungeheurer Anzahl über den Strom, daß sie, obgleich eine Menge ersoff, dennoch zu Tausenden am Thurme anlangten. Nun kletterten sie an den Mauern hinauf, drangen überall ein, dem Bischofe nach und zerfleischten ihn so, daß er endlich des jämmerlichsten Todes sterben mußte.

Lehnert.

8. Die drei Schwäne.

Bei Wimpfen am Neckar giebt es einen kleinen See auf einem Berge, wovon folgende Sage erzählt wird.

Ein Knabe saß einmal am Ufer dieses See's und spielte mit Blumen. Er war ganz allein. Oft hatte er schon auf das Wasser hingeschaut und sich einen Kahn gewünscht, mit dem er auf der glatten Oberfläche umherschiffen könne; aber nur ein Brett lag neben ihm, was er allenfalls zum Schwimmen gebrauchen konnte, sonst Nichts.

Jetzt blickte er wieder hin, und siehe! da waren mit einmal drei schneeweiße Schwäne auf dem See. Mit stolzer Miene segelten sie hin und her und endlich auf den Knaben zu. Der Knabe war ganz entzückt über ihren Anblick. Er suchte alle Brotkrumen aus der Tasche hervor und fütterte sie. Sie schienen ihm so zahm, sie sahen ihn so freundlich an und kamen so dicht an's Ufer, daß er meinte, sie haschen zu können. Aber immer wichen sie aus, wenn er sich auch noch so tief zu ihnen hinbeugte und die junge Pappel, die er umfaßte, noch so tief hinabbog, um recht weit zu reichen.

Je zahmer sie ihm schienen, und je weniger er ihrer habhaft werden konnte, desto höher stieg sein Wunsch, einen wenigstens zu besitzen. Er ergriff daher das Brett neben sich, ließ es vom Ufer hinab, wagte sich darauf, und es trug ihn. Freudig ein Juchhei! rufend, stieß er vom Ufer ab, gebrauchte die Hände als Ruder und trieb sich so vorwärts. Die Schwäne waren immer vor ihm, aber er erreichte sie nimmer. Jetzt war er mitten auf dem See. Da überfiel ihn eine Angst und Mattigkeit, und er mußte die Arme sinken lassen und ruhen. Wo er hinsah, war eine große Wasserfläche um ihn her, und er zitterte vor Furcht, wie er an das Ufer kommen solle.

Indessen hatten sich die Schwäne um ihn versammelt, als wollten sie ihn beruhigen. Da vergaß der Knabe die Gefahr, fuhr hastig mit der Hand nach dem schönsten, aber ach! das unsichere Fahrzeug schlug um, und er sank hinab in die blaue Fluth.

Als er aus der ersten Betäubung erwachte, sah er sich auf einem Ruhebette in einem prächtigen Schlosse, und vor ihm standen drei wunderschöne Jungfrauen.

„Wie kommst du hierher?“ fragte die eine mit holder Miene und ergriff seine Hand.

Digitized by Google

„Ich weiß es selbst nicht," sprach er, „wie mir geschehen ist; aber ich wollte drei weiße Schwäne auf einem Teiche haschen und fiel dabei in's Wasser."

„Willst du bei uns bleiben?" sprach eine der Jungfrauen weiter, „so sollst du uns willkommen sein. Wisse aber, daß, wenn du erst drei Tage hier verweilest, du dann nie wieder in deine Heimath zurückkehren kannst; denn du würdest dich nicht wieder an die obere Luft gewöhnen können und sterben müssen."

Die Freundlichkeit der Schwestern flößte dem Knaben Zutrauen ein. Sein kindliches Gemüth hatte kein Arg, und bald sprang er von seinem Lager auf und rief fröhlich: „Ja, ich bleibe bei euch!"

Nun führten ihn die Holden in ihrem großen Feenpallaste umher. Sie zeigten ihm die Pracht und die Schönheiten, mit denen ein Gemach immer reicher als das andere geschmückt war, und der Knabe, der in der Dürftigkeit emporgewachsen, konnte sich nicht satt genug sehen an all' den Herrlichkeiten. Das flimmerte, das glänzte! Da gab's Perlen, so groß wie welsche Nüsse, Diamanten, wie Hühnereier! Das Gold lag in langen Stangen umher, und mit Silberplatten waren alle Wände, alle Fußböden getäfelt. In den Gärten wuchsen Früchte, so köstlich, als er sie noch nie gesehen: Aepfel, wie ein Kinderkopf, Pflaumen, wie ein Straußenei, Kirschen, wie eine Billardskugel, Trauben, wie sie einst Josua trug, und dergleichen mehr, Alles mit den schönsten Farben geschmückt.

Der Knabe hatte oft vom Paradiese gelesen. „Das," sagte er, „ist's gewiß, hier gefällt mir's!"

Wochen und Monate verschwanden ihm, und er gewahrte es nicht, denn immer neue Gegenstände reizten seine Aufmerksamkeit und beschäftigten seine Sinne. Besonders oft hielt er sich unter den mit Früchten prangenden Bäumen auf und naschte. Der Heimath gedachte er gar nicht.

Endlich aber, es mochte wohl ein Jahr verflossen sein, da ergriff ihn mit einmal eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seinem Dörfchen. Nichts gefiel ihm, Nichts schmeckte ihm mehr. Aber eingedenk der Worte, daß er von hier nie wieder zurückkehren könne, verbarg er den geheimen Kummer in seinem Innern, und nur, wenn das dicke Gebüsch der Gärten ihn umgab, dann weinte er bitterlich. Sahen ihn die drei Schwestern, so zwang er sich, freundlich zu sein; aber die Spuren des Kummers auf seinem Gesichte, die bleichen Wangen, die rothgeweinten Augen, die konnte er nicht verbergen, und sie verriethen endlich den Streit in seinem Innern. Zutraulich fragten sie ihn oft, was ihm fehle; aber er verschwieg immer den wahren Grund und suchte durch allerlei Entschuldigungen und Vorgeben von Kränklichkeit sie zu täuschen.

Einst lag er beim Untergange der Sonne auf weichem Rasen an einem Bache hingestreckt. Die ganze Natur um ihn her war so reizend, so üppig, so schwelgerisch. Alles lud zur Freude und zum Genuß ein. Wohlgerüche erfüllten die Luft. Ihr Abendlied sangen die Vögel, und auf der Wiese vor ihm schäkerte im bunten Gemisch ein Häuflein fröhlicher Arbeiter. Da trat das Bild seiner Heimath, seines lieben Dörfchens, der Kreis seiner Gespielen, seine Mutter, wie sie um ihn

Digitized by Google

weinte, lebhaft vor seine Seele; laut schluchzte er auf und bitterlich weinte der gute Knabe. Das Gefühl seiner unglücklichen Lage bei all' der Fülle von Reichthum und Ueberfluß, von Genüssen jeder Gattung, war nie so lebhaft in ihm rege geworden. Mit beiden Händen verhüllte er sein Angesicht und barg es im hohen Grase. Reichliche Thränen befeuchteten die Erde unter ihm, und laut jammerte und weinte er.

In diesem Zustande der höchsten Abspannung und Reizbarkeit hörte er seinen Namen nennen. Er fuhr auf, und siehe! da stand vor ihm ein altes, buckliges Weib, häßlich und widrig. Braun und in tiefe Falten gelegt war ihr Gesicht, triefend ihre Augen, und an einem dicken Stabe hielt sie ihren morschen und vertrockneten Körper aufrecht. Nie hatte der Knabe eine so scheußliche Menschengestalt gesehen. Kalt überlief es ihn. Er wollte um Hülfe schreien, er wollte fortlaufen, aber er konnte nicht.

„Was willst du?“ fragte er endlich mit zitternder Stimme.

„Hi, hi, hi!“ grinste das Scheusal; „wenn du, lieber Junge, mit mir gehen willst, so will ich dich auch in deine Heimath zurück bringen.“

„Fort, du Ungeheuer!“ erwiederte der Knabe voll Ingrimm, „fort! Nimmer verlasse ich meine Wohlthäterinnen ohne ihren Willen, und lieber will ich sterben und meine Heimath nie wieder sehen, als dir häßlichem Geschöpfe folgen.“

Kaum hatte er die letzten Worte ausgesprochen, so zerfloß die häßliche Figur in Nebel, und vor ihm standen die drei Schwestern.

Vor Erstaunen konnte er kein Wort hervorbringen. Da sprach die Eine der Schwestern: „Weil du so redlich gegen uns denkst, so soll dir dein geheimer Wunsch gewährt sein: du sollst zu den Deinigen zurückkehren.

Da wußte der Knabe nicht, was er vor Freude und Dankbarkeit erwiedern sollte. Er weinte, daß er gehen durfte; er weinte, daß er seine Wohlthäterinnen verlassen sollte. Er wollte gern fort und wollte doch nun auch gern bleiben. Er konnte nichts, als weinen. Unruhig wälzte er sich auf seinem Lager umher, und erst spät in der Nacht schlief er ein.

Als er am Morgen erwachte, lag er am Ufer des wohlbekannten See's. Er blickte auf, sah die drei Schwäne, streckte seine Arme nach ihnen aus, und sie nickten ihm freundlich zu, tauchten unter und nie sah er sie wieder.

Im Dörfchen war Freude und Erstaunen über sein Wiedererscheinen. Alles versammelte sich um ihn her, hörte mit weit geöffnetem Munde zu, was der Knabe erzählte; aber Niemand glaubte ihm ein Wort.

Nach der ersten Freude, seine Heimath wieder gesehen zu haben, fand sich wieder eine leise Sehnsucht nach dem unbekannten Lande ein. Sie wuchs mit jedem Tage. Umsonst lief er oft zum See; die Schwäne erschienen nicht wieder. Er weinte von neuem, er härmte sich ab, nirgends fand er Ruhe. Immer seufzte er nach jenen paradiesischen Gefilden und immer vergebens. Da bleichten seine Wangen ab, langsam schlich er noch um den See, setzte sich ermattet an das Ufer, entschlummerte, und nie erwachte er wieder. Lehnert.

Digitized by Google

9. Sagen vom Kyffhäuser.

In Thüringen giebt es ein schönes, weites und langes Thal, das wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens die goldene Aue heißt und von der Helme und Unstrut durchflossen wird. Bei der Stadt Nordhausen fängt die Aue an und zieht sich hinab bis nach Sangerhausen, Artern und Sachsenburg. Mit kleinen Städten und Dörfern reichlich bebaut, mit den üppigsten, unabsehbaren Wiesen geschmückt, ist sie auf der einen Seite von der hohen Bergwand des Harzgebirges gegen die kühlen Nordwinde geschützt, und auf der andern lagern sich minder hohe, mit Wald oder Fruchtäckern bedeckte Bergzüge um sie her. Auf einem derselben, an der schönsten Stelle dieses gesegneten Landstrichs, welches das Kyffhäuser-Gebirge gewöhnlich genannt wird, erblickt man die Ruinen der Burg Kyffhausen. Oben auf dem höchsten Punkte des Berges steht die Ruine eines viereckigen Thurmes. Man fürchtet sich, ihm nahe zu kommen, man meint, er müsse sogleich einstürzen, denn die vier Seitenwände haben sich getrennt und stehen da, ohne daß man begreift, was sie noch aufrecht erhält. Aber seit hundert Jahren schon sollen sie so fallen zu wollen scheinen und doch nicht fallen. Seine Höhe beträgt ungefähr 60 bis 70 Fuß, und unten sind seine Mauern 13 Fuß dick. Bei diesem Thurme übersieht man die Menge von Ruinen, die auf dem ganzen Berge umher zerstreut liegen, und welche ein Zeugniß von dem Umfange und der Ausdehnung geben, welche Kyffhausen einst hatte.

Die alten deutschen Könige und Kaiser hatten bis in das vierzehnte Jahrhundert keine eigentlichen Residenzen. Sie zogen in ihrem ganzen Reiche umher und wohnten bald hier und bald da, wo es ihnen entweder gefiel, oder wo es ihre Geschäfte erheischten. Ein solcher Ort des Aufenthalts deutscher Kaiser war auch, besonders unter denen aus dem sächsischen Hause, das jetzt unbedeutende Dörfchen Tilleda, am Fuße des Kyffhäuser Berges. Hier stand ein kaiserlicher Palast, in welchem Heinrich I. besonders gern Hof hielt.

Tilleda war eben so wenig, wie die kaiserliche Wohnung, befestigt, folglich allen Anfällen bloß gestellt. Eine feste Burg auf dem Gipfel des gleich darüber hervorragenden hohen Berges schien natürlich das diensamste Mittel zur Beschützung des Palastes zu sein, und so entstand Kyffhausen.

Kyffhausen hatte nun während eines Zeitraumes von vierhundert Jahren mancherlei einander entgegengesetzte Veränderungen erlitten. Es war als die Schutzwehr des Kaiserpalastes in Tilleda berühmt und als ein furchtbares Raubnest berüchtigt geworden; aber die sonderbarste Veränderung erlitt die alte Feste im funfzehnten Jahrhundert, wo sich ein göttlicher Heiligenschein um sie verbreitete. Heinrich der Dreiundzwanzigste, Graf von Schwarzburg, bauete, um von seiner religiösen Denkungsart ein öffentliches Bekenntniß abzulegen, unterhalb des Schlosses eine Kapelle, die nach damaliger Art köstlich ausgeschmückt wurde. In derselben befand sich ein Kreuz, wohin man in der Folge häufig wallfahrtete, weil es große Wunder bewirkte.

Als die Kapelle im Jahre 1433 fertig war und nebst dem dabei befindlichen Kirchhofe mit einer Mauer umgeben worden, ersuchte Graf

Digitized by Google

Heinrich den Erzbischof von Mainz, sie einzuweihen. Dieser beauftragte seinen Vicar, den Bischof Niklas von Wiltberg in Erfurt, mit diesem Geschäfte und erhob den Einweihungstag zu einem allgemeinen Festtage für ganz Thüringen. Die Einweihung geschah in Gegenwart einer Menge Volks. Die Kirche wurde „zum heiligen Kreuze“ genannt, und die zwei darin befindlichen Altäre der Maria und den Aposteln Peter und Paul gewidmet. Zugleich ertheilte der Erzbischof allen denen, welche die Kapelle besuchen, dahin wallfahrten und dabei die geistlichen Herren nicht vergessen würden, einen vierzigtägigen Ablaß. Diese geistliche Spende lockte eine Menge Menschen in das Gotteshaus, und bald blühete hier der lebhafteste Ablaßhandel auf. Die Begüterten kauften sich für schweres Geld eine Grabstätte bei der Kirche; denn wer hier ruhete, erhielt besondern Ablaß, und so konnte es nicht fehlen, daß die geistlichen Herren sich dabei vortrefflich standen.

Doch auch dieser einst so fruchtbare Zweig eines blinden Glaubens verdorrte schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, als die wohlthätige Sonne der Aufklärung sich in Wittenberg durch den großen Reformator (Luther) erhob und ihre Strahlen weit hin verbreitete. Von der Zeit an wallfahrtete man nicht mehr nach der Kapelle auf Kyffhausen, und so verödete nach und nach auch sie.

Still und schauerlich einsam ist es nun auf dieser Höhe, wo einst die Oberhäupter unsers Vaterlandes in kaiserlicher Pracht wohnten. Schatzgräber durchwühlen beim Scheine der Abenddämmerung die Reste ihrer Burg, die Gräber frommer Pilger, und in der Einbildung der Bewohner der umliegenden Dörfer wanken und wirken hier noch Gestalten und Geister aus entflohenen Jahrhunderten.

Nicht leicht möchte es wohl eine zweite verwüstete Burg geben, von der so Mancherlei gefabelt worden ist, als von Kyffhausen. Tief im Hintergrunde der Vorzeit liegt die Entstehung dieser Sagen; aber fortgepflanzt haben sie sich bis auf unsere Tage. Mit heimlichem Grauen und mit Ernst erzählt noch jetzt sie das alte Mütterchen dem aufmerksamen Kinde und läßt es sich nicht nehmen, daß Schätze ohne Zahl auf dem Kyffhäuser verborgen liegen, daß bezauberte Kaiser und Prinzessinnen hier ihr Wesen treiben, daß sie reichlich beschenken, wer sich ihnen freundlich und vertrauensvoll naht, und züchtigen, wer ihrer spottet.

Die Hauptrolle bei diesen Zauberspielen hat — man weiß nicht, aus welchen Gründen — Kaiser Friedrich der Zweite übernehmen müssen. Ihm hat man die Residenz im Innern des Berges angewiesen. Dahin ist er verbannt mit seiner Prinzessin Tochter und seinem ganzen verwünschten Hofstaat. Da sitzt er noch heut zu Tage auf einer Bank an einem steinernen Tische, umgeben von unsäglichen Schätzen; der Bart ist ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen; den Kopf in der Hand haltend und schlummernd, nickt er zuweilen mit dem Kopfe und blinzelt mit den Augen, wie Einer, der eben erwachen will. Vor Eintritt des jüngsten Tages wird er aber wieder erwachen, erlöst werden und hervorkommen, um sein voriges Kaiserthum wieder einzunehmen.

Einige der mitunter recht wunderbaren Volkssagen von der Burg Kyffhausen sollen jetzt erzählt werden.

Nur arme, und zwar gute Menschen beschenken die kaiserlichen

Digitized by Google

Herrschaften in dem Kyffhäusergebirge. Wer schon reich war, hat nie Etwas gesehen oder erhalten.

So weidete einmal ein Schäfer aus dem nahen Dörfchen Sittendorf seine Heerde am Fuße des Berges. Er war ein braver, hübscher Mensch und mit einem guten, aber armen Mädchen verlobt; doch weder er, noch sie hatte ein Hüttchen oder Geld, eine Wirthschaft einrichten zu können.

In Gedanken über seine Lage vertieft, stieg der junge Schäfer eines Tages den Berg hinan; aber je höher er stieg, desto mehr verlor sich seine Traurigkeit. Als er die Höhe des Berges erreicht hatte, schimmerte ihm eine wunderschöne Blume, wie er sie noch nie auf allen seinen Wanderungen durch die Thäler und über die Gebirge gesehen hatte, entgegen. Er pflückte sie und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut zu schenken.

Er stieg nun noch bis auf die höchste Spitze des Kyffhäuser, in der Hoffnung, dort noch mehrere solcher Blumen zu finden. Er fand aber keine; dagegen bemerkte er auf der Burg ein Gewölbe, dessen Eingang nur wenig verschüttet und offen war. Unwillkührlich trieb es ihn an, hineinzugehen. Hier sah er eine Menge kleiner, hellglänzender Steine auf der Erde liegen. Er nahm so viele, als seine Taschen fassen konnten und steckte sie ein. Nun wollte er wieder das Gewölbe verlassen und in's Freie treten, als ihm eine dumpfe Stimme zurief: „Vergiß das Beste nicht!“ Ein kalter Schauer überlief ihn bei diesen Worten; er flüchtete sich mit solcher Hast aus dem Gewölbe, daß er selbst nicht wußte, wie er wieder an das Tageslicht gekommen war. Kaum aber befand er sich im Freien, so schlug eine Thür, die er zuvor nicht gesehen hatte, mit großem Geprassel hinter ihm zu. Er griff nach seinem Hute und die wunderschöne Blume war fort; wahrscheinlich war sie bei der raschen Flucht aus dem Gewölbe, wo er, sich bückend, oft gestolpert war, herabgefallen.

Wehmüthig blickte der Schäfer nach dem Flecke des Huts, wo er die Blume befestigt hatte; da stand plötzlich ein Zwerg vor ihm.

„Wo hast du die Wunderblume?“ fragte ihn dieser.

„Verloren!“ antwortete traurig der Schäfer.

„Dir war sie bestimmt!“ fuhr der Zwerg fort; „und sie ist mehr werth, als der ganze Kyffhäuser und die ganze Rothenburg.“ Mit diesen Worten verschwand er.

Sehr traurig und niedergeschlagen ging der Schäfer am Abend zu seiner Braut und erzählte ihr die Geschichte von der verlornen Wunderblume. Beide weinten, denn Hüttchen und Hochzeit waren wieder verschwunden.

Nach einem Weilchen fielen dem Schäfer die Steine ein, die er in der Tasche hatte. Der Anblick seiner Braut hatte ihn wieder etwas heiter gestimmt, und scherzend warf er die Steinchen dem Mädchen in den Schooß. Wie wunderbar! als diese die Steinchen genauer betrachtete, waren es lauter — Goldstücke. Da war große Freude. Sie kauften sich nun ein Hüttchen und ein Stück Acker dazu, und nach einem Monat waren sie Mann und Frau.

Und die Wunderblume? Die ist verschwunden. Bergleute suchen

Digitized by Google

sie noch bis auf den heutigen Tag überall. Bis jetzt soll aber der Glückliche noch kommen, dem sie bestimmt ist Einige glauben, die Wunderblume blühe alle hundert Jahre einmal, und wer sie dann fände, sei der Glückliche.

* * *

Einst stieg ein großer Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kyffhäuser, um Nüsse zu pflücken. Sie gingen in die alte Burg, kamen an eine Wendeltreppe, stiegen hinauf und fanden ein kleines Gemach mit schönen achteckigen rothen und blauen Fenstern. In der einen Ecke lag ein Spindel mit Flachs, und in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von den letztern nahm Jeder der Knaben aus Schäkerei einen Hutkopf voll, sich damit zu werfen, und so liefen sie lustig hinunter, warfen sich einander und streueten dabei die Flachsknoten auf dem Wege aus.

Als die Knaben nach Kelbra zurückkamen, war es schon Abend. Der Aermste unter ihnen fand gerade seine Eltern beim Tischgebet. Er nahm seine Mütze ab und da fiel klingend etwas Glänzendes auf die Erde, und bald noch ein Stück und noch sieben andere. Die Mutter lief hinzu, und siehe: es waren goldene Flachsknoten, womit die Prinzessin Tochter dem armen Manne ein Geschenk machte, der seinen Sohn nun dafür ein Handwerk lernen ließ.

Dies wunderbare Ereigniß wurde noch denselben Abend in ganz Kelbra kund. Die Nachbarinnen liefen herzu, die seltsamen Flachsknoten zu sehen, und den folgenden Tag zog Jung und Alt auf den Kyffhäuser. Alle suchten, aber Keiner fand die rothen und blauen Fensterscheiben, Keiner die Spinnstube der Prinzessin, noch die angehäuften Flachsknoten, und Alle schlichen verdrießlich wieder heim.

* * *

In ihrem bezauberten Zustande liebt die Kyffhäuser Majestät gar sehr die Musik. Mancher Hirt, der hier auf seiner Schalmei blies, wurde schon zu ihr eingeladen, um ihr etwas vorzublasen, und dann reichlich beschenkt.

Das war bekannt in der Gegend. Eine Gesellschaft von Musikanten beschloß daher, ihr eine vollständige Nachtmusik zu bringen. In einer finstern Mitternachtsstunde machten sie sich auf, und als unten in Tilleda die Glocke zwölf schlug, bliesen sie los.

Es währte nicht lange, da kam auch die Prinzessin mit Lichtern in der Hand auf sie zugetanzt, und gab ihnen durch Mienen zu verstehen, daß sie ihr folgen sollten. Der Berg öffnete sich und die ganze Gesellschaft zog spielend ein. Sogleich wurde reichlich zu essen und zu trinken aufgetischt, und die Musikanten ließen es sich gut schmecken. Aber sie wollten gern auch Etwas von den Brillanten haben, die nur so herum lagen; allein Niemand bot ihnen davon an.

Als der Morgen grauete, machten sie sich wieder auf den Rückweg und hofften nun gewiß, beim Abschiede ein gutes Geschenk zu erhalten. Sie täuschten sich aber, denn der Kaiser nickte ihnen blos freundlich zu, und seine erlauchte Tochter gab einem Jeden der Spielleute Nichts, als einen grünen Busch. Das war ihnen nun gar nicht rech;

Digitized by Google

indessen ließen sie sich Nichts davon merken und nahmen Ehren halber den dargereichten Busch an. Als sie aber wieder im Freien waren, warfen sie die Büsche weg und machten sich lustig über das kaiserliche Geschenk.

Einer jedoch von ihnen hatte den Busch behalten, um ihn zum Andenken aufzubewahren. Er nahm ihn mit nach Hause und überreichte ihn scherzend seiner Frau. Und in demselben Augenblicke hatten sich alle Blätter in goldene Zehnthalerstücke verwandelt. Das machte Aufsehen, und nun liefen auch die andern Musikanten auf den Berg zurück und wollten ihre Büsche wieder holen, aber keiner war mehr zu finden.

Mißtrauen, Unzufriedenheit und Habsucht bestraften die hohen Herrschaften immer so; Zutrauen und Genügsamkeit aber lohnten sie reichlich, wie euch folgende Geschichten zeigen.

* * *

Ein armer, aber guter und immer lustiger Mann in Tilleda richtete einst eine Kindtaufe an; es war schon die achte. Den Gevattern mußte er nach Sitte und Gebrauch einen Schmaus geben. Der Landwein, den er seinen Gästen vorsetzte, war bald ausgetrunken, und sie forderten mehr. „Geh'!“ sagte der lustige Kindtaufsvater zu seiner ältesten Tochter, einem hübschen sechzehnjährigen Mädchen, „geh' und hole noch bessern Wein aus dem Keller!“

„Aus welchem Keller denn?“ fragte das Mädchen.

„Nun,“ antwortete der Vater im Scherze, „aus dem großen Weinkeller auf dem Kyffhäuser.“

Die Tochter geht unbefangen in ihrer Einfalt, mit einem kleinen Eimer in der Hand den Berg hinan. In der Mitte des Berges findet sie am verfallenen Eingange eines großen Kellers eine bejahrte Schaffnerin sitzen, in ganz ungewöhnlicher Tracht, mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite. Das Mädchen verstummte vor Erstaunen. Doch freundlich fragte die Alte: „Gewiß willst du Wein holen aus dem Ritterkeller?“ — „Ja!“ sagte schüchtern das Mädchen, „aber Geld habe ich nicht.“ „Komm mit mir!“ erwiederte die Schaffnerin, „du sollst umsonst Wein haben und bessern Wein, als dein Vater je gekostet hat.“

Sie gingen nun beide durch einen halb verschütteten Gang, und das Mädchen mußte erzählen, wie es jetzt in Tilleda aussähe. „Einst,“ sagte die Alte hierauf, „einst war ich auch so jung und schmuck, wie du, als mich die Ritter des Nachts durch einen Gang unter der Erde aus dem Hause meiner Eltern in Tilleda wegholten, das jetzt deinem Vater gehört. Als ich alt wurde, machten sie mich zur Aufseherin des Weinkellers, und das bin ich noch.“

Jetzt standen sie vor der Kellerthür, und die Schaffnerin schloß auf. Es war ein großer geräumiger Keller, und auf beiden Seiten lagen Stückfässer. Die Schaffnerin klopfte an die Fässer; die meisten waren ganz oder halb voll. Sie nahm nun den kleinen Eimer, zapfte ihn voll trefflichen Weines und sagte dann: „Da! bringe das deinem Vater, und so oft ein Fest in eurem Hause ist, kannst du wieder kommen; sage aber Niemanden als deinem Vater, woher du den Wein hast. Auch dürft ihr keinen Wein verkaufen; umsonst bekommt ihr ihn, um-

Digitized by Google

sonst sollt ihr ihn geben. Kommt Einer einmal her, der Wein holen will, um damit zu wuchern, dessen letztes Brot ist gebacken!"

Das Mädchen brachte ihrem Vater den Wein, der den Gästen trefflich schmeckte, ohne daß sie errathen konnten, woher er kam. — So oft nachmals in dem Hause ein kleines Fest war, holte Ilsabe Wein vom Kyffhäuser in dem kleinen Eimer.

Aber lange dauerte die Freude nicht. Die Nachbarn wunderten sich, woher der arme Mann den herrlichen Wein bekam, der im ganzen Lande so gut nicht war. Der Vater sagte es Niemanden, Ilsabe auch nicht.

Nun wohnte gegenüber der Schenkwirth, der mit verfälschtem Weine handelte. Dieser hatte den Ritterwein auch einmal gekostet und dachte: "den Wein könntest du mit zehnfachem Wasser verdünnen und doch theuer verkaufen." Er schlich dem Mädchen nach, als es zum viertenmale mit dem kleinen Eimer nach dem Kyffhäuser ging, versteckte sich unter dem Gebüsch, als Ilsabe stehen blieb, und sah sie nach einiger Zeit aus dem Gange, der zu dem Keller führet, mit dem gefüllten Eimer herauskommen.

Den nächsten Abend ging er selbst den Berg hinauf und schob auf einer Karre die größte leere Tonne, die er hatte auffinden können, vor sich her. Diese dachte er mit trefflichem Ritterweine zu füllen, sie des Nachts hinunter zu rollen und dann alle Tage wieder zu kommen, so lange noch Wein im Keller sein würde.

Als er an den Ort kam, wo er Tages zuvor den Eingang zum Keller gesehen hatte, wurde mit einmal Alles dunkel um ihn her. Der Wind fing an, fürchterlich zu heulen und warf ihn und seine Karre und seine leere Tonne von einer Felsenmauer zur andern. Er fiel immer tiefer und tiefer und kam endlich in eine Todtengruft.

Da sieht er vor sich hertragen einen schwarz behangenen Sarg, und seine Frau und vier Nachbarinnen, die er an ihrer Kleidung und ihrem Wuchse deutlich erkannte, folgten der Bahre nach. Vor Schrecken fiel er ohnmächtig zur Erde.

Nach einigen Stunden erwachte er wieder, sieht sich zu seinem Entsetzen noch in der schwach beleuchteten Todtengruft und hört gerade über seinem Kopfe die ihm wohlbekannte Thurmglocke in Tilleda zwölf schlagen. Nun wußte er, daß es Mitternacht war, und daß er sich unter dem Kirchhofe seines Dorfes befand. Er war mehr todt als lebend und wagte kaum zu athmen.

Siehe, da kommt ein Mönch und trägt ihn eine lange, lange Treppe hinan, schließt eine Thür auf, drückt ihm schweigend etwas Geld in die Hand und legt ihn dann am Fuße des Berges nieder. Es war eine kalte eisige Nacht.

Allmälig erholt sich der Schenkwirth und kriecht ohne Tonne und Wein seinem Hause zu. Es schlug eins, als er es erreichte. Er mußte sich sogleich in's Bett legen, und nach dreien Tagen war er — todt. Das Geld, welches ihm der bezauberte Mönch gegeben hatte, reichte gerade zu seiner Beerdigung hin.

* * *

Digitized by Google

In Tilleda wohnte ein armer, aber frommer und rechtschaffener Tagelöhner. Seine Tochter war Braut von einem eben so dürftigen als redlichen Handwerker. Schon waren die Gäste zur Hochzeit eingeladen; aber kein Mensch hatte daran gedacht, daß im ganzen Hause nur ein Topf, eine Schüssel und zwei Teller waren.

„Was machen wir?“ sprachen die Eltern zum Brautpaare, und Keiner wußte Rath.

Nach einigem Besinnen sagte der Vater halb im Scherze, halb im Ernste: „Ei, geht auf den Kyffhäuser, vielleicht leih't euch die Prinzessin das Benöthigte!“

Das Brautpaar nimmt diesen Vorschlag wirklich an, wandert sogleich auf den Kyffhäuser und trifft die Prinzessin an der Oeffnung des Berges stehend. Ehrerbietig nahen sie sich ihr und bringen ihr Anliegen schüchtern vor. Die kaiserliche Hoheit lächelt und giebt durch Mienen zu verstehen, daß sie ihr folgen sollen. Dann holt sie zu essen und zu trinken und reicht Beides ihren Gästen dar. Darauf nimmt sie einen großen Tischkorb, legt hinein Teller, Schüsseln, Löffel, Messer und Gabeln und giebt ihn, so angefüllt, dem Brautpaare. Der Bräutigam nebst seiner Braut konnten nicht genug für diese Güte danken, und beide versprachen, morgen Alles wieder unversehrt zurückzuliefern. Nun eilten sie nach Tilleda zu kommen, so schwer auch der zugedeckte Tischkorb war.

Aber wie wurde ihnen, als sie ein ganz neues Tilleda vor sich sahen! An der Stelle, wo ihres Vaters Hütte stehen mußte, fanden sie einen großen Ackerhof. Kein Nachbarhaus war ihnen mehr kenntlich; kein Baum, kein Garten war mehr da, wo sie sonst dergleichen gesehen hatten. Lauter fremde Menschen, die sich um das Brautpaar versammelten und es mit eben der Verwunderung und Neugierde ansahen, als dieses die Staunenden betrachtete.

Als sie sich ein wenig erholt hatten, setzten sie ihren Korb auf die Erde und überlegten ihr Schicksal. Da trat der Prediger aus Tilleda zu ihnen und erkundigte sich, wer sie wären, und woher sie kämen? „Ach!“ sagte die Braut, „wir sind unter diesen Leuten wie verrathen und verkauft!“ und nun erzählte sie ihm, wie sie gestern auf den Kyffhäuser gegangen seien, und was sich dort zugetragen habe.

Der Prediger, der den Zusammenhang der Sache bald merkte, nahm das Brautpaar mit in sein Haus, schlug das Kirchenbuch auf und fand, daß beide Brautleute nicht länger als zweihundert Jahre in dem Kyffhäuserberge gewesen waren.

* * *

Ein Bauer aus dem Dorfe Reblingen wollte einmal eine Fuhre Getreide auf den Markt nach Kelbra bringen. Er fuhr dorthin; da er aber keinen Käufer finden konnte, so entschloß er sich, mit seiner Ladung nach Nordhausen zu fahren, in der Hoffnung, daselbst einen vortheilhaften Handel zu machen. Er war aber noch keine halbe Stunde von Kelbra weg, so erhob sich auf einmal ein so gewaltiger Sturm, daß es nicht anders war, als wenn er alle Bäume aus der Erde reißen wollte. Dabei fing es auch an, dergestalt zu regnen, zu blitzen und zu

Digitized by Google

donnern, daß der Bauer sich genöthigt sah, im ersten besten Dorfe einzukehren, bis das Gewitter vorüber sein würde. Das hielt nun zwar nicht lange an, und der Bauer Töffel hätte bei guter Zeit weiter fahren können; aber er fand in der Schenke muntere Gesellschaft und ließ sich von ihr aufhalten bis gegen den Abend. Man suchte ihn zu bereden, noch länger zu bleiben. Dazu war er aber nicht zu bewegen, sondern schirrte schnell an und fuhr immer auf Nordhausen zu.

Allein der Regen hatte den Weg so verderbt und dergestalt eingeweicht, daß die Wagenräder immer einmal über das andere bis an die Achse einsanken, und die Pferde sich auf's äußerste anstrengen mußten, den Wagen wieder herauszuziehen.

Töffel ließ sich durch die Grundlosigkeit des Weges und die immer mehr hereinbrechende Nacht nicht abhalten, seinen Weg weiter fortzusetzen. Er verließ sich auf seine Pferde, die ihre Ladung noch nie hatten stecken lassen, und glaubte, noch bei rechter Zeit in Nordhausen anzukommen; aber er fand sich in seiner Rechnung gewaltig betrogen. Der Weg wurde immer schlechter und am Ende so grundlos, daß der Wagen sammt den Pferden stecken blieb. Alle Mühe und Anstrengung, ihn auch nur einige Schritte weiter zu bringen, war vergebens, und schon holte der geängstete Bauer sein Messer aus der Tasche hervor, um die Stränge los zu schneiden und dann wenigstens die Pferde zu retten, als er in der Ferne eine Laterne erblickte, die sich immer mehr und mehr zu nahen schien.

„Gottlob! da kommt Jemand, der dir in deiner Noth beistehen kann," dachte er bei sich selbst und steckte das Messer geschwind in die Tasche; allein, als die Laterne näher kam, und Töffel sah, daß sie von einem ganz kleinen Manne, der ungefähr zwei Fuß hoch und hinten und vorn ausgewachsen war, getragen wurde, da fiel ihm mit einmal der Muth. „Der," dachte er, „wird dir wenig helfen können!" und er war anfangs gar nicht willens, den kleinen buckligen Laternenträger um seinen Beistand anzusprechen. Allein da in der Noth jede Hülfe willkommen sein muß, so entschloß er sich endlich, ihn anzureden.

„He da! guter Freund!" rief er, als das kleine Männchen, das seinen Weg seitwärts nahm, ihm so nahe war, das es ihn hören konnte, „wollt ihr denn nicht so gut sein und mir ein wenig mit eurer Laterne leuchten, damit ich sehen kann, ob es nicht noch möglich ist, den Wagen da aus dem Sumpfe herauszubringen?"

„Recht gern!" erwiederte der Zwerg, indem er auf Töffel zugezappelt kam; „ich versage keinem Menschen meinen Beistand und will euch gern mit Rath und That beistehen, so viel ich vermag."

„Nun so gebt mir einen guten Rath," fuhr der Bauer fort, „wie ich mit meinem Wagen und den Pferden wieder aus dem Sumpfe herauskommen kann."

„Hülfe ist besser als guter Rath," versetzte das Männchen, gab Töffeln die Laterne zu halten, setzte sich quer über's Sattelpferd, hieb mit der Peitsche auf die Vorderpferde und fuhr glücklich aus dem Moraste heraus.

Wer war froher als Töffel. Er dankte dem kleinen Manne für seine Hülfe und wollte ihm ein Trinkgeld geben. Der Kleine aber

Digitized by Google

sagte: „Behaltet nur euer Geld, ich habe selbst so viel als ich brauche, und mache mir ein Vergnügen daraus, meinem Nächsten zu dienen in allen Leibesnöthen. Allein, wenn ihr mir einen Gefallen thun wollt, so laßt mir euer Getreide für Geld und gute Worte zukommen; ich will euch gern geben, was ihr dafür verlangt.“

„Ist das euer Ernst?“ fragte der Bauer, dem dieser Antrag sehr willkommen war.

„Mein völliger Ernst!“ versetzte der Zwerg. „Wenn ihr also gesonnen seid, meinen Vorschlag einzugehen, so fahrt mit.“

Töffel ließ sich das nicht zweimal heißen. Er schwang sich, ohne lange zu fragen, wer sein Käufer sei, auf sein Pferd und gelangte unter der Geleitschaft seines Wegweisers, der immer drei Schritte vor den Pferden hertrippelte, endlich an den Fuß eines hohen steilen Berges, wo ihm das kleine Männchen zu halten und abzuladen befahl.

Der kleine bucklige Zwerg war in seinem Leben Kellermeister bei Kaiser Friedrich gewesen und spukte jetzt in der Gegend des Kyffhäuserberges umher, wo er die Leute neckt und hänselt, ob er ihnen gleich Nichts zu Leide thut. Aber Töffel wußte das nicht. Er glaubte vielmehr, er hätte es mit einem wirklichen Menschen zu thun, und fühlte daher nicht die geringste Anwandelung von Furcht. Allein, nachdem er seine Ladung hinauf auf's Schloß geschafft hatte, und der Zwerg ihn nun in ein großes Gewölbe führte, worin Nichts als eiserne Kasten standen, die alle bis oben an mit Gold- und Silbermünzen angefüllt waren, da gingen ihm endlich doch die Augen auf. Er merkte deutlich, mit wem er eigentlich zu thun habe, war aber, als verwegener Kerl, mehr erfreut als betrübt darüber; denn er glaubte Nichts gewisser, als daß der kleine Zwerg ihm wenigstens eine solche Truhe voll Goldstücke als Kaufschilling für sein Getreide geben würde; allein hierin irrte er sehr. Der bucklige Bewohner dieses Schatzes zeigte sich nicht so freigebig. Er führte ihn zwar zu einer Kiste, in der sich lauter Goldstücke eines Schlages befanden, verbot ihm aber auf's strengste, mehr davon zu nehmen, als seine Ladung werth sei.

Dies Verbot kam dem geizigen Töffel gar ungelegen. Er hatte zum wenigsten auf eine Tonne Goldes gerechnet und ließ sich's daher ziemlich deutlich merken, daß er sich von der Freigebigkeit des Zwerges weit mehr versprochen habe. Allein was half's? Der Zwerg gestand ihm nicht einen Kreuzer mehr zu und drohte sogar, ihn das Getreide wieder aufladen zu lassen, wenn er mit dem wahren Werthe der Früchte nicht fürlieb nehmen wollte.

Da die letzte Drohung gar nicht nach Töffels Sinne war, so glaubte er mit einem mäßigen Gewinn fürlieb nehmen zu müssen. Er zählte sich daher so viel ab, als er für seine Frucht gefordert hatte, konnte aber doch nicht umhin, vorher noch, ehe er die Kiste verließ, einen tüchtigen Griff hinein zu thun. Er freuete sich dabei herzlich, daß er den geizigen Zwerg doch noch um ein paar hundert Thälerchen — denn so viel mochte er wohl ergriffen haben — geprellt hatte, und war schon im Begriff, das Schloß zu verlassen, als der Zwerg ihn zurückrief, um ihn zu fragen, ob er den Kaiser Friedrich nicht sehen wollte.

Digitized by Google

Töffel wußte anfangs nicht, ob er ja oder nein sagen sollte. Endlich entschloß er sich aus angeborenem Vorwitz doch zu ersterem.

„Je nun,“ sagte er, „wenn ihr ihn mir zeigen wollt und mir versprecht, daß mir nichts Unheimliches begegnen soll, so möcht' ich den alten Herrn wohl kennen lernen. Ich habe viel von ihm erzählen hören und mir daher oft gewünscht, zu erfahren, was an der Sache wäre. Aber, wie gesagt, keine Gefahr muß dabei für mich zu fürchten sein, sonst geh' ich lieber meiner Wege.“

Der Zwerg versicherte ihm, daß er Nichts zu besorgen habe, und führte ihn darauf durch einen langen unterirdischen Gang, in welchen weder Sonne noch Mond hineinschien, und wo jeder Fußtritt widerhallte, zu einer eisernen Thür, die mit zehn mächtigen Riegeln, woran eben so viel ungeheure Schlösser lagen, verwahrt war.

Nachdem der Zwerg letztere insgesammt mit Hülfe eines Bundes Schlüssel, das er bei sich führte, geöffnet und darauf die Riegel selbst nach und nach zurückgeschoben hatte, dröhnte endlich die Thür mit so fürchterlichem Geräusch auf, daß Töffel darob ein gewaltiges Grausen ankam. Allein die Neugierde siegte dennoch über die Furcht. Er thät also seine ganze Herzhaftigkeit auf und trat in ein Gewölbe, das so groß war, daß ein Wagen mit vier Pferden darin hätte umwenden können, und das nur von einer einzigen Lampe erleuchtet wurde, die gerade in der Mitte des Gewölbes über einem runden, steinernen Tische hing, um welchen Kaiser Friedrich mit seiner ganzen Familie saß. Alle waren traurig und niedergeschlagen, besonders aber der Kaiser, der in der Mitte seiner Familie saß, und dessen Bart durch den Tisch gewachsen war.

Töffel betrachtete ihn lange mit Verwunderung und war eben im Begriff, zu gehen, als der Kaiser ihn erst gewahr wurde.

Er schien gleichsam aus einem tiefen Schlafe zu erwachen und fragte Töffel mit hohler zitternder Stimme, ob die Raben noch um das Schloß herumflögen. Und Töffel antwortete: „Ja, Ihro Majestät!“ Da blickte der Kaiser empor, hob langsam seine dürren, braunen Hände auf und sagte mit weinerlicher Stimme: „So muß ich noch hundert Jahre hier nach Erlösung schmachten!“

Töffel mußte nun umkehren, und ohne irgend ein Geschenk erhalten zu haben, machte er sich auf den Weg nach Neblingen.

Als er zu Hause ankam, erzählte er seiner Frau haarklein, wie's ihm die Nacht über gegangen war, und zeigte ihr zum Beweis seiner Aussage noch die Goldstücke, die er von dem Zwerge erhalten hatte, und auf deren einen Seite Kaiser Tiberius Bildniß, auf der andern aber die Worte standen: halber Seckel. Auch hatte er es gar kein Hehl, daß er wider das ausdrückliche Verbot des Zwerges mehr genommen hatte, als seine Früchte werth gewesen und ihm zugestanden worden war. Er wußte sich vielmehr recht viel damit, daß er den Schatzmeister des Kaisers Friedrich hintergangen hatte, und dachte an Nichts weniger, als daß die Strafe für seine Betrügerei nachkommen könnte. Allein der gute Mann lernte zeitig genug einsehen, daß unrecht Gut nie gedeiht.

Denn von der Stunde an, wo Töffel zu tief in Kaiser Friedrichs Geldkasten gegriffen, hatte er weder Glück noch Segen; seine Felder

Digitized by Google

verhagelten, sein Vieh starb, seine Gärten wurden durch Raupen und Ungeziefer verwüstet; und Töffel war in kurzer Zeit aus einem wohlhabenden Manne ein Bettler geworden. Er konnte nicht zweifeln, daß dies eine gerechte Strafe des Himmels für seine Habsucht sei, und da ihm sein Gewissen immer deßwegen Vorwürfe machte, so verfiel er in eine dumpfe Schwermuth und starb bald darauf, noch ehe ein Jahr verflossen war. Lehnert.

10. Der eiserne Armleuchter.

Ein alter und ehrwürdiger Derwisch, mit Namen Abunadar, ward krank im Hause einer armen Witwe, die in einer der Vorstädte von Balsora wohnte. Die Witwe behielt ihn bei sich und pflegte sein auf's beste, bis er völlig wieder hergestellt war. Dankbar gerührt von der Güte und Sorgfalt, womit sie sich seiner angenommen hatte, redete er sie beim Abschiede so an: „Ich sehe, du hast zwar genug zu deinem Unterhalte; nicht aber genug, um auch deinen einzigen Sohn Abdalla ernähren zu können. Wenn du ihn meiner Fürsorge anvertrauen willst, so werde ich mich bemühen, ihm das zu vergelten, was ich dir schuldig bin."

Die gute Frau nahm dies Anerbieten mit großem Vergnügen an. Abunadar reiste daher mit dem jungen Menschen ab, nachdem er der Mutter eröffnet hatte, daß sie eine Reise machen wollten, die an zwei Jahre dauern würde.

Bei ihrer Wanderung durch verschiedene Länder sorgte er dafür, daß jener hinlänglich zu leben hatte. Auch gab er ihm vortreffliche Lehren und suchte sein Herz eben sowohl als seinen Verstand zu bilden; kurz, er trug eben die Fürsorge für ihn, als wenn es sein eigener Sohn gewesen wäre. Abdalla äußerte wohl tausendmal, wie sehr er ihm für alle seine Mühe Dank schuldig sei; aber der alte Mann antwortete immer: „Mein Sohn; nur durch die That, nicht durch Worte, beweiset man seine Dankbarkeit."

Eines Tages kamen sie in eine abgelegene Gegend, wo sie sich rings umher von hohen Bergen und überhangenden Felsen eingeschlossen sahen. Der Derwisch stand still und sagte zu Abdalla: „Mein Sohn, hier ist das Ende unserer Reise. Jetzt zeige mir deine Treue und deinen Gehorsam." Abunadar zündete hierauf ein kleines Feuer an, warf einige Weihrauchkörner hinein und murmelte eine Art von Gebet dazu her. Auf einmal öffnete sich die Erde, und sie erblickten eine geräumige Höhle, zu deren Tiefe marmorne Stufen hinunter führten. „Wohlan!" sagte der Derwisch zu ihm, „steige hinab in diese Höhle, mein lieber Abdalla! Bedenke, daß es von dir allein abhängt, mir einen wichtigen Dienst zu erweisen; dies ist vielleicht die einzige Gelegenheit, die du jemals haben wirst, mich von deiner Dankbarkeit zu überzeugen. Sei standhaft und laß dich nicht durch die Schätze blenden, die du da unten sehen wirst, sondern denke bloß daran, einen eisernen Leuchter mit zwölf Armen, der nahe an der Thür eines offenen Kabinets hängt, wegzunehmen und mir zu bringen. Dieser ist zu meinem Glücke nöthig; hol' ihn mir unverzüglich herauf, mein Sohn!"

Digitized by Google

Abdalla stieg hurtig und beherzt in die Höhle hinunter. Aber sobald er die großen Haufen von Gold und Edelsteinen erblickte, die unten in den hell erleuchteten Gemächern lagen, fing er an, seine Taschen zu füllen. Er vergaß, was der Derwisch ihm so ernstlich eingeschärft hatte, und bedauerte nur, daß er nicht Alles mitnehmen konnte. Während er damit beschäftigt war, die Taschen voll zu stopfen, schloß sich mit einem donnernden Getöse die Oeffnung der Höhle zu, und die Lampen erloschen allmählich, eine nach der andern. Schrecken und Entsetzen ergriff ihn bei diesem fürchterlichen Zufall; indeß besaß er doch noch die Gegenwart des Geistes, daß er den eisernen Leuchter nahm, der an der Thür hing. Mit demselben in der Hand, suchte er beim schwachen Schimmer einer einzigen noch brennenden Lampe einen Ausgang. Unter großer Angst und den bittersten Vorwürfen, die er sich selbst über seinen Ungehorsam gegen den Derwisch machte, entdeckte er endlich noch, eben als die letzte Lampe erlosch, einen schmalen Gang, durch dessen Krümmungen er sich mit unsäglicher Mühe emporarbeitete. Die Oeffnung war mit Dornen und Brombeersträuchen überwachsen, und er mußte einen Theil seiner Kleidung und seiner Haut zurücklassen, um durchzukommen. Als er wieder im Freien war, dankte er dem Himmel für seine Errettung. Dann sah er sich nach dem Derwisch um; aber es war Niemand zu sehen noch zu hören. Er wollte ihm so gern den eisernen Leuchter geben und war Willens, ihn alsdann zu verlassen; denn er dachte, die Schätze, die er aus der Höhle genommen hätte, würden ihn schon in Stand setzen, auch ohne dessen Unterstützung zu leben.

Nachdem er lange hin und hergelaufen war, bemerkte er erst, daß er sich in einer ganz fremden Gegend befand, nicht mehr in der, wo sich die Höhle aufgethan hatte. Ohne zu begreifen, wie dies zuging, wanderte er auf dem ersten dem besten Wege fort und erstaunte nicht wenig, als er sich in kurzem nahe bei seiner Mutter Hause sah, von dem er über hundert Meilen entfernt zu sein glaubte. Er trat hinein, und nach der ersten Begrüßung erkundigte die Mutter sich gleich nach dem heiligen Derwisch. Abdalla erzählte ihr offenherzig, was vorgefallen war, und zeigte ihr dann alle seine Reichthümer. Sie schloß daraus, der Derwisch habe blos ihres Sohnes Muth auf die Probe stellen wollen, und es sei seine wohlmeinende Absicht gewesen, daß sie beide des erhaltenen Glücks in Ruhe genießen sollten. Indem sie so ihre Augen an dem Glanze des erhaltenen Schatzes weideten und tausend Pläne darauf baueten, verschwand plötzlich Alles. Mit einem lauten Schrei griffen Beide in die Luft, als ob sie den verschwindenden Schatz zurückhalten wollten; sie rieben sich die Augen, tappten hundertmal auf dem leeren Tische umher, durchsuchten alle Winkel ihrer kleinen Stube; aber Alles vergebens. Der Schatz war weg und kam nicht wieder. Nun warf Abdalla sich abermals seine Undankbarkeit und seinen Ungehorsam vor, zumal da er sah, daß ihm der eiserne Leuchter geblieben war. „Es geschieht mir recht,“ rief er; „ich habe das verloren, was ich mir heimlicher Weise zueignen wollte, und habe den Leuchter behalten, den ich dem Derwische hätte zustellen sollen. Aber warum blieb er nicht vor der Höhle und nahm den Leuchter aus meiner Hand, den ich ihm nicht verweigert haben würde? Wie ist er nun auf einmal so gleichgültig

Digitized by Google

gegen eine Sache geworden, woran ihm heute früh so viel gelegen war?" — "Er wird vermuthlich wieder kommen," sagte die Mutter; "und wer weiß, ob er nicht so gütig ist, uns für den Leuchter wenigstens so viel zu geben, daß wir uns über den Verlust des Schatzes trösten können."

Als es Abend war, steckte Abdalla, weil ihm der Leuchter gerade zur Hand war, das einzige Licht darauf, das sie anzuzünden pflegten. Sogleich erschien ein Derwisch, tanzte eine Stunde lang um den Leuchter und verschwand wieder, nachdem er ihnen einen Asper (ungefähr einen Dreier) hingeworfen hatte. Diese seltsame Erscheinung setzte Mutter und Sohn in ein solches Erstaunen, daß sie die ganze Zeit über stumm da saßen. Nach dem Verschwinden des Derwisches, als sie zu Bette gegangen waren, konnten sie vor Unruhe kein Auge zuthun. Sie plauderten beständig über die wunderbare Begebenheit, und Abdalla kam endlich auf den Gedanken, was wohl daraus werden möchte, wenn er auf jeden der zwölf Arme ein Licht steckte. Dies geschah am nächsten Abend. Sogleich sprangen zwölf Derwische hervor, die auf eben die Art sich eine Stunde lang um den Leuchter dreheten und dann verschwanden; nachdem jeder seinen Asper hingeworfen hatte. Sie zündeten in derselben Nacht noch einmal zwölf neue Lichter an, aber die Derwische erschienen nicht wieder, und öftere Versuche belehrten sie, daß der wunderbare Armleuchter seine Kraft in vierundzwanzig Stunden nur einmal äußere. Die mäßige Summe, die ihnen die Derwische gaben, gewährte ein nothdürftiges Auskommen, und sie würden mit einer solchen Einnahme, die sie ohne Mühe haben konnten, sehr zufrieden gewesen sein, wenn nicht der Gedanke an den verschwundenen Schatz sie mißvergnügt gemacht hätte. "Mit zwölf Aspern des Tages ist man doch nur ein armer Teufel, sagte Abdalla seufzend; "was ist das gegen die königlichen Schätze, die ich aus der Gruft mitbrachte?" — Er sann hin und her, wie er wohl seinen Zustand verbessern und, wo möglich, das Verlorene wieder erhalten könnte. In dieser Absicht entschloß er sich endlich, den alten Derwisch aufzusuchen, ihm den Leuchter zuzustellen und zu erwarten, ob dieser ihn vielleicht in den Besitz des verschwundenen Schatzes setzen würde.

Am nächsten Tage verließ er seine Mutter und begab sich auf den Weg nach Magrebi, dem Wohnorte des Derwisches. Jeden Abend wiederholte er dieselbe Ceremonie mit dem Leuchter, um unterwegs leben zu können, ohne das Mitleiden barmherziger Seelen anflehen zu dürfen. Bei seiner Ankunft in Magrebi war seine erste Sorge, Erkundigung einzuziehen, in was für einem Kloster oder Hause Abunadar wohnte. Dieser war so bekannt, daß jedes Kind ihm seine Wohnung zeigen konnte. Er ging sogleich dahin und fand funfzig Thürsteher, welche den Eingang zum Hause bewahrten. Der Pallast wimmelte von Sclaven und Bedienten; kurz, der Hof eines Prinzen konnte nicht prächtiger sein. Abdalla stutzte gewaltig und konnte sich nicht entschließen, weiter zu gehen. "Ganz gewiß," dachte er, "haben mich die Leute, die ich fragte, nicht verstanden, oder sie wollten mich zum besten haben, als sie mich hieher wiesen. Dies ist kein Haus eines Derwisches; es ist der Pallast eines Königs." — Als er so verlegen da stand, kam ein

Mann zu ihm und sagte: „Willkommen, Abdalla! Abunadar, mein Herr, hat deine Ankunft schon seit einiger Zeit erwartet.“ Darauf führte er ihn in ein prächtiges Zimmer, worin der Derwisch auf einem mit Gold gestickten Sopha saß. Abdalla, den der Glanz rund um ihn her blendete, wollte sich ihm zu Füßen werfen; allein Abunadar verhinderte es. Nun fing jener an, von seiner Treue und Dankbarkeit zu sprechen und sich ein Verdienst daraus zu machen, daß er eine so weite Reise unternommen habe, um ihm den Leuchter zu bringen. Der Derwisch unterbrach ihn aber. „Du bist ein undankbarer Mensch!“ sagte er. „Denkst du vielleicht, mich zu betrügen? Ich weiß alle deine Gedanken und bin überzeugt, wenn du die Vorzüge dieses Leuchters gekannt hättest, du würdest ihn nie gebracht haben.“ „Ich kenne sie sehr wohl,“ rief Abdalla, „und eben deßwegen —“ „Du weißt Nichts,“ unterbrach der Derwisch abermals, „du sollst sie aber sogleich kennen lernen.“

Hierauf befahl Abunadar einem Sclaven, zwölf Wachslichter zu holen, und sobald sie wieder allein waren, steckte er sie in die zwölf Arme des Leuchters und zündete sie an. Gleich erschienen die zwölf Derwische und begannen ihren gewöhnlichen Tanz. Nachdem sie sich eine Weile herumgedreht hatten, gab Abunadar jedem einen Schlag mit einem Stocke, und augenblicklich verwandelten sie sich in zwölf Haufen von Gold und Diamanten. „So,“ sagte Abunadar, „macht man Gebrauch von dem wunderbaren Leuchter. Bei dem Allen aber wünschte ich bloß deßhalb so sehr, ihn zu besitzen, weil ich ihn als das Werk eines Weisen, den ich verehre, in mein Kabinet von Seltenheiten legen wollte. Um dich davon zu überzeugen, will ich dir die Schlüssel zu meinen Schatzkammern geben. Schließe sie auf, sieh' dich darin um und urtheile dann, ob ich nicht reich genug bin, den Leuchter entbehren zu können.“

Abdalla gehorchte. Er ging zwölf geräumige Gewölbe durch, wo unermeßliche Reichthümer aufgehäuft lagen, die er mit gierigen Blicken ansah. Zugleich aber empfand er den bittersten Verdruß, daß er den Leuchter weggegeben und dessen Gebrauch nicht gekannt hatte. Abunadar that, als ob er hievon Nichts merkte; vielmehr behandelte er den jungen Menschen mit Liebe und Freundlichkeit und bewirthete ihn auf's beste. Als der Tag, den Abdalla zu seiner Abreise bestimmt hatte, erschien, redete ihn der Derwisch so an: „Mein Sohn, ich denke, daß du nun von dem schändlichsten Laster der Undankbarkeit geheilt sein wirst. Ich bin dir Verbindlichkeit schuldig, daß du eine so weite Reise unternommen hast, um mir das zu überbringen, was ich zu erhalten so sehr wünschte. Daher schenke ich dir eins von meinen Pferden, um dich zurückzubringen, und gebe dir einen Sclaven mit, um zwei Kamele bis in dein Haus zu führen, beide mit Gold und Edelsteinen beladen, die du dir selbst in meinen Gewölben aussuchen sollst.“

Abdalla dankte in den feurigsten Ausdrücken und schwur, daß er sich nie wieder des Undanks oder Ungehorsams gegen seinen großen Wohlthäter schuldig machen werde. Aber sein zum Geiz geneigtes Herz ließ ihn den Leuchter nicht vergessen. „Ich habe ihn,“ dachte er, „so lange in meiner Gewalt gehabt. Nie wäre er in Abunadars Besitz ge-

Digitized by Google

kommen, wenn es nicht durch mich geschehen wäre. Welcher Gefahr setzte ich mich in der Höhle nicht aus! Warum hat er jetzt diesen Schatz aller Schätze! Darum, weil ich so treu, oder vielmehr so thöricht gewesen bin, ihm denselben zu geben. Er allein zieht nun den Vortheil von aller der Gefahr, die ich auf einer so langen Reise ausstand. Und was giebt er mir dagegen? — Zwei armselige Kamele mit Gold und Edelsteinen beladen, da der Leuchter mir in einem Augenblicke zehnmal mehr verschaffen könnte. Abunadar ist der Undankbare, der ich nach seiner Meinung sein soll. Was thu' ich ihm daher für Unrecht, wenn ich ihm den Leuchter nehme? Sicher keins; denn er ist ohnehin schon reich genug.« — Diese Ueberzeugungen bestimmten ihn, sich des Leuchters, wo möglich, wieder zu bemächtigen, welches auch nicht schwer war. Abunadar hatte ihm ja die Schlüssel zu seinen Gewölben anvertrauet, und er wußte, wo der Leuchter stand. Abdalla nahm ihn also weg und verbarg ihn unten im Boden eines von den Säcken, die er mit Gold und köstlichen Steinen füllte. Dann belud er seine Kamele, gab dem großmüthigen Abunadar die Schlüssel zurück und reiste gleich darauf ab.

Als er in seinem Hause angekommen war, brachte er zuerst seine Schätze in Sicherheit, und dann nahm er die Ceremonie mit dem Leuchter vor. Die zwölf Derwische erschienen. Er gab Jedem, wie er in Abunadars Zimmer gesehen hatte, einen Schlag. Allein, da er nicht auf den Umstand gemerkt hatte, daß Abunadar, als er sie schlug, den Stock in der linken Hand hielt, so nahm er dazu aus natürlicher Gewohnheit die rechte Hand. Nun zogen die Derwische, anstatt zu Haufen von Schätzen zu werden, jeder sogleich einen fürchterlichen Prügel hervor, womit sie ihn dermaßen schlugen, daß sie ihn halb todt liegen ließen. Dann verschwanden sie mit den Kamelen, den Schätzen, dem Pferde, dem Sclaven und dem Leuchter. Abdalla erwachte endlich wieder und hatte nun Zeit genug, seine Habsucht und Undankbarkeit zu bereuen.

Funke.

11. Die Geschichte von Kalif Storch.

1.

Der Kalif Chasid zu Bagdad saß an einem schönen Nachmittage behaglich auf seinem Sopha; er hatte ein wenig geschlafen, denn es war ein heißer Tag, und sah nun nach seinem Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Rosenholz, trank hie und da ein wenig Kaffee, den ihm ein Sclave einschenkte, und strich sich jedesmal vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte. Kurz, man sah dem Kalifen an, daß ihm recht wohl war. Um diese Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und leutselig war; deßwegen besuchte ihn auch sein Großvezier Mansor alle Tage um diese Zeit. An diesem Nachmittage nun kam er auch, sah aber sehr nachdenkend aus, ganz gegen seine Gewohnheit. Der Kalif that die Pfeife ein wenig aus dem Munde und sprach: »Warum machst du ein so bedenkliches Gesicht, Großvezier?«

Digitized by Google

Der Großvezier schlug seine Arme kreuzweise über die Brust, verneigte sich vor seinem Herrn und antwortete: »Herr! ob ich ein nachdenkliches Gesicht mache, weiß ich nicht; aber da drunten am Schlosse steht ein Krämer, der hat so schöne Sachen, daß es mich ärgert, nicht viel überflüssiges Geld zu haben.«

Der Kalif, der seinem Großvezier schon lange eine Freude gemacht hätte, schickte seinen schwarzen Sclaven hinunter, um den Krämer heraufzuholen. Bald kam der Sclave mit dem Krämer zurück. Dieser war ein kleiner, dicker Mann, schwarzbraun im Gesicht und in zerlumptem Anzuge. Er trug einen Kasten, in welchem er allerhand Waaren hatte: Perlen und Ringe, reichbeschlagene Pistolen, Becher und Kämme. Der Kalif und sein Vezier musterten Alles durch, und der Kalif kaufte endlich für sich und Mansor schöne Pistolen, für die Frau des Veziers aber einen Kamm. Als der Krämer seinen Kasten schon wieder zumachen wollte, sah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob da auch noch Waaren seien. Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte darin eine Dose mit schwärzlichem Pulver und ein Papier mit sonderbarer Schrift, die weder der Kalif noch Mansor lesen konnte. »Ich bekam einmal diese zwei Stücke von einem Kaufmanne, der sie in Mekka auf der Straße fand,« sagte der Krämer; »ich weiß nicht, was sie enthalten; euch stehen sie um geringen Preis zu Dienst; ich kann doch Nichts damit anfangen.« Der Kalif, der in seiner Bibliothek gern alte Manuscripte hatte, wenn er sie auch nicht lesen konnte, kaufte Schrift und Dose und entließ den Krämer. Der Kalif aber dachte, er möchte gern wissen, was die Schrift enthalte, und fragte den Vezier, ob er Keinen kenne, der es entziffern könnte. »Gnädigster Herr und Gebieter,« antwortete dieser, »an der großen Moschee wohnt ein Mann, der heißt Selim, der Gelehrte, der versteht alle Sprachen; laß ihn kommen, vielleicht kennt er diese geheimnißvollen Züge.«

Der gelehrte Selim ward bald herbeigeholt. »Selim,« sprach zu ihm der Kalif, »Selim, man sagt, du seiest sehr gelehrt; guck einmal ein wenig in diese Schrift, ob du sie lesen kannst; kannst du sie lesen, so bekommst du ein neues Festkleid von mir; kannst du es nicht, so bekommst du zwölf Backenstreiche und fünf und zwanzig auf die Fußsohlen, weil man dich dann umsonst Selim, den Gelehrten, nennt.« Selim verneigte sich und sprach: »Dein Wille geschehe, o Herr!« Lange betrachtete er die Schrift; plötzlich aber rief er aus: »Das ist Lateinisch, o Herr, oder ich lasse mich hängen.« »Sag', was drin steht,« befahl der Kalif, »wenn es Lateinisch ist.«

Selim fing an zu übersetzen: »Mensch, der du dieses findest, »preise Allah für seine Gnade. Wer von dem Pulver in dieser Dose »schnupft und dazu spricht: **mutabor**, der kann sich in jedes Thier »verwandeln und versteht auch die Sprache der Thiere. Will er wieder »in seine menschliche Gestalt zurückkehren, so neige er sich dreimal gegen »Osten und spreche jenes Wort; aber hüte dich, wenn du verwandelt »bist, daß du nicht lachest, sonst verschwindet das Zauberwort gänzlich »aus deinem Gedächtniß, und du bleibest ein Thier.«

Als Selim, der Gelehrte, also gelesen hatte, war der Kalif über die Maßen vergnügt. Er ließ den Gelehrten schwören, Niemanden Etwas

Digitized by Google

zu sagen, schenkte ihm ein schönes Kleid und entließ ihn. Zu seinem Großvezier aber sagte er: „Das heiß' ich gut einkaufen, Mansor! Wie freue ich mich, bis ich ein Thier bin. Morgen früh kommst du zu mir; wir gehen dann mit einander auf's Feld, schnupfen etwas Weniges aus meiner Dose und belauschen dann, was in der Luft und im Wasser und im Felde gesprochen wird!“

II.

Kaum hatte am andern Morgen der Kalif Chasid gefrühstückt und sich angekleidet, als schon der Großvezier erschien, um ihn, wie er befohlen, auf dem Spaziergange zu begleiten. Der Kalif steckte die Dose mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er seinem Gefolge befohlen, zurückzubleiben, machte er sich mit dem Großvezier ganz allein auf den Weg. Sie gingen zuerst durch die weiten Gärten des Kalifen, späheten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunststück zu probiren. Der Vezier schlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er schon oft viele Thiere, namentlich Störche gesehen, die durch ihr gravitätisches Wesen und ihr Geklapper immer seine Aufmerksamkeit erregt hatten.

Der Kalif billigte den Vorschlag seines Veziers und ging mit ihm dem Teiche zu. Als sie dort angekommen waren, sahen sie einen Storch ernsthaft auf- und abgehen, Frösche suchend und hie und da etwas vor sich hinklappernd. Zugleich sahen sie auch weit oben in der Luft einen andern Storch dieser Gegend zuschweben.

„Ich wette meinen Bart, gnädigster Herr,“ sagte der Großvezier, „wenn nicht diese zwei Langfüßler ein schönes Gespräch mit einander führen werden. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?“

„Wohl gesprochen!“ antwortete der Kalif. „Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Mensch wird. — Richtig! dreimal gegen Osten geneigt und mutabor gesagt, so bin ich wieder Kalif und du Vezier. Aber nur um's Himmelswillen nicht gelacht, sonst sind wir verloren!“

Während der Kalif also sprach, sah er den andern Storch über ihrem Haupte schweben und langsam sich zur Erde lassen. Schnell zog er die Dose aus dem Gürtel, nahm eine gute Priese, bot sie dem Großvezier dar, der gleichfalls schnupfte, und Beide riefen: mutabor.

Da schrumpften ihre Beine ein und wurden dünn und roth; die schönen gelben Pantoffeln des Kalifen und seines Begleiters wurden unförmliche Storchfüße; die Arme wurden zu Flügeln; der Hals fuhr aus den Achseln und ward eine Elle lang; der Bart war verschwunden, und den Körper bedeckten weiche Federn.

„Ihr habt einen hübschen Schnabel, Herr Großvezier,“ sprach nach langem Erstaunen der Kalif. „Beim Barte des Propheten, so Etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen.“

„Danke unterthänigst,“ erwiederte der Großvezier, indem er sich bückte; „aber, wenn ich es wagen darf, zu behaupten, eure Hoheit sehen als Storch beinahe noch hübscher aus, denn als Kalif. Aber

Digitized by Google

kommt, wenn es euch gefällig ist, daß wir unsere Kameraden dort belauschen und erfahren, ob wir wirklich Storchisch können.“

Indem war der andere Storch auf der Erde angekommen; er putzte sich mit dem Schnabel seine Füße, legte seine Federn zurecht und ging auf den ersten Storch zu. Die beiden neuen Störche aber beeilten sich, in ihre Nähe zu kommen und vernahmen zu ihrem Erstaunen folgendes Gespräch:

„Guten Morgen, Frau Langbein! so früh schon auf der Wiese?“

„Schönen Dank, liebe Klapperschnabel! ich habe mir nur ein kleines Frühstück geholt. Ist euch vielleicht ein Viertelchen Eidechs gefällig, oder ein Frosch-Schenkelein?“

„Danke gehorsamst, habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz Anderes auf die Wiese. Ich soll heute vor den Gästen meines Vaters tanzen, und da will ich mich im Stillen ein wenig üben.“

Zugleich schritt die junge Störchin in wunderlichen Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und Mansor sahen ihr verwundert nach; als sie aber in malerischer Stellung auf einem Fuße stand und mit den Flügeln anmuthig dazu wedelte, da konnten sich die Beiden nicht mehr halten; ein unaufhaltsames Gelächter brach aus ihren Schnäbeln hervor, von dem sie sich erst nach langer Zeit erholten. Der Kalif faßte sich zuerst wieder: „Das war einmal ein Spaß,“ rief er, „der nicht mit Gold zu bezahlen ist. Schade! daß die dummen Thiere durch unser Gelächter sich haben verscheuchen lassen, sonst hätten sie gewiß auch noch gesungen.“

Aber jetzt fiel es dem Großvezier ein, daß das Lachen während der Verwandlung verboten war. Er theilte seine Angst deßwegen dem Kalifen mit. „Potz Mekka und Medina! Das wäre ein schlechter Spaß, wenn ich ein Storch bleiben müßte! Besinne dich doch auf das dumme Wort, ich bringe es nicht heraus.“

„Dreimal gegen Osten müssen wir uns bücken und dazu sprechen: Mu — Mu — Mu —“

Sie stellten sich gegen Osten und bückten sich in einem fort, daß ihre Schnäbel beinahe die Erde berührten; aber, o Jammer! das Zauberwort war ihnen entfallen, und so oft sich auch der Kalif bückte, so sehnlich auch sein Vezier Mu — Mu dazu rief, jede Erinnerung daran war verschwunden, und der arme Chasid und sein Vezier waren und blieben Störche.

III.

Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder; sie wußten gar nicht, was sie in ihrem Elende anfangen sollten. Aus ihrer Storchhaut konnten sie nicht heraus; in die Stadt zurück konnten sie auch nicht, um sich zu erkennen zu geben; denn wer hätte einem Storch geglaubt, daß er der Kalif sei? Und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storch zum Kalifen gewollt haben?

So schlichen sie mehrere Tage umher und ernährten sich kümmer-

Digitized by Google

lich von Feldfrüchten, die sie aber wegen ihrer langen Schnäbel nicht gut verspeisen konnten. Zu Eidechsen und Fröschen hatten sie übrigens keinen Appetit; denn sie befürchteten, mit solchen Leckerbissen sich den Magen zu verderben. Ihr einziges Vergnügen in dieser traurigen Lage war, daß sie fliegen konnten, und so flogen sie denn oft auf die Dächer von Bagdad, um zu sehen, was darin vorging.

In den ersten Tagen bemerkten sie große Unruhe und Trauer in den Straßen; aber ungefähr am vierten Tage nach ihrer Verzauberung saßen sie auf dem Pallast des Kalifen; da sahen sie unten auf der Straße einen prächtigen Aufzug; Trommeln und Pfeifen ertönten; ein Mann in einem goldgestickten Scharlachmantel saß auf einem geschmückten Pferde, umgeben von glänzenden Dienern; halb Bagdad sprang ihm nach, und Alle schrien: „Heil Mirza, dem Herrscher von Bagdad!“ Da sahen die beiden Störche auf dem Dache des Pallastes einander an und der Kalif Chasid sprach: „Ahnst du jetzt, warum ich verzaubert bin, Großvezier? Dieser Mirza ist der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaschnur, der mir in einer bösen Stunde Rache schwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, du treuer Gefährte meines Elends; wir wollen zum Grabe des Propheten wandern, vielleicht, daß an heiliger Stätte der Zauber gelös't wird.“

Sie erhoben sich vom Dache des Pallastes und flogen der Gegend von Medina zu.

Mit dem Fliegen wollte es aber nicht gar gut gehen, denn die beiden Störche hatten noch wenig Uebung. „O Herr,“ ächzte nach ein paar Stunden der Großvezier, „ich halte es, mit eurer Erlaubniß, nicht mehr lange aus; ihr fliegt gar zu schnell. Auch ist es schon Abend, und wir thäten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen.“

Chasid gab der Bitte seines Dieners Gehör; und da er unten im Thale eine Ruine erblickte, die ein Obdach zu gewähren schien, so flogen sie dahin. Der Ort, wo sie sich für diese Nacht niedergelassen hatten, schien ehemals ein Schloß gewesen zu sein. Schöne Säulen ragten unter den Trümmern hervor; mehrere Gemächer, die noch ziemlich erhalten waren, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauses. Chasid und sein Begleiter gingen durch die Gänge umher, um sich ein trockenes Plätzchen zu suchen; plötzlich blieb der Storch Mansor stehen. „Herr und Gebieter,“ flüsterte er leise, „wenn es nur nicht thöricht für einen Großvezier, noch mehr aber für einen Storch wäre, sich vor Gespenstern zu fürchten! Mir ist ganz unheimlich zu Muthe, denn hier neben hat es ganz vernehmlich geseufzt und gestöhnt.“ Der Kalif blieb nun auch stehen und hörte ganz deutlich ein leises Weinen, das eher einem Menschen, als einem Thiere anzugehören schien. Voll Erwartung wollte er der Gegend zugehen, woher die Klagetöne kamen; der Vezier aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel und bat ihn flehentlich, sich nicht in neue unbekannte Gefahren zu stürzen. Doch vergebens! Der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz schlug, riß sich mit Verlust einiger Federn los und eilte in einen finstern Gang. Bald war er an einer Thür angelangt, die nur angelehnt schien, und woraus er deutliche Seufzer mit ein wenig Geheul

Digitized by Google

vernahm. Er stieß mit dem Schnabel die Thür auf, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen. In dem verfallenen Gemache, das nur durch ein kleines Gitterfenster spärlich erleuchtet war, sah er eine große Nachteule am Boden sitzen. Dicke Thränen rollten ihr aus den großen runden Augen, und mit heiserer Stimme stieß sie ihre Klagen zu dem krummen Schnabel heraus. Als sie aber den Kalifen und seinen Vezier, der indeß auch herbeigeschlichen war, erblickte, erhob sie ein lautes Freudengeschrei. Zierlich wischte sie mit dem braungefleckten Flügel die Thränen aus dem Auge, und zu dem großen Erstaunen der Beiden rief sie in gutem menschlichen Arabisch: „Willkommen, ihr Störche! Ihr seid mir ein gutes Zeichen meiner Errettung; denn durch Störche werde mir ein großes Glück kommen, ist mir einst prophezeit worden!“

Als sich der Kalif von seinem Erstaunen erholt hatte, bückte er sich mit seinem langen Hals, brachte seine dünnen Füße in eine zierliche Stellung und sprach: „Nachteule! deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in dir zu sehen. Aber ach! deine Hoffnung, daß durch uns deine Rettung kommen würde, ist vergeblich. Du wirst unsere Hülflosigkeit selbst erkennen, wenn du unsere Geschichte hörst.“ Die Nachteule bat ihn zu erzählen; der Kalif aber hub an und erzählte, was wir bereits wissen.

IV.

Als der Kalif der Eule seine Geschichte vorgetragen hatte, dankte sie ihm und sagte: „Vernimm auch meine Geschichte und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin, als du. Mein Vater ist der König von Indien; ich, seine einzige, unglückliche Tochter, heiße Lusa. Jener Zauberer Kaschnur, der euch verzauberte, hat auch mich in's Unglück gestürzt. Er kam eines Tages zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für seinen Sohn Mirza. Mein Vater aber, der ein hitziger Mann ist, ließ ihn die Treppe hinunter werfen. Der Elende wußte sich unter einer andern Gestalt wieder in meine Nähe zu schleichen, und als ich einst in meinem Garten Erfrischungen zu mir nehmen wollte, brachte er mir, als Sclave verkleidet, einen Trank bei, der mich in diese abscheuliche Gestalt verwandelte. Während ich vor Schrecken ohnmächtig war, brachte er mich hierher und rief mir mit schrecklicher Stimme in die Ohren:

„„Da sollst du bleiben, häßlich, selbst von den Thieren verachtet, bis an dein Ende, oder bis Einer aus freiem Willen dich, selbst in dieser schrecklichen Gestalt, zur Gattin begehrt. So räche ich mich an dir und deinem stolzen Vater.““ Seitdem sind viele Monate verflossen. Einsam und traurig lebe ich als Einsiedlerin in diesem Gemäuer, verabscheuet von der Welt, selbst den Thieren ein Gräuel; die schöne Natur ist vor mir verschlossen; denn ich bin blind am Tage, und nur, wenn der Mond sein bleiches Licht über dies Gemäuer ausgießt, fällt der verhüllende Schleier von meinem Auge.“

Die Eule hatte geendet und wischte sich mit dem Flügel wieder die Augen aus, denn die Erzählung ihrer Leiden hatte ihr Thränen entlockt.

Digitized by Google

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzessin in tiefes Nachdenken versunken. „Wenn mich nicht Alles täuscht,“ sprach er, „so findet zwischen unserm Unglück ein geheimer Zusammenhang statt; aber wo finde ich den Schlüssel zu diesem Räthsel?“ Die Eule antwortete ihm: „O Herr! auch mir ahnt dies; denn es ist mir einst in meiner frühesten Jugend von einer weisen Frau prophezeiet worden, daß ein Storch mir ein großes Glück bringen werde, und ich wüßte vielleicht, wie wir uns retten könnten.“ Der Kalif war sehr erstaunt, und fragte, auf welchem Wege sie meine. „Der Zauberer, der uns beide unglücklich gemacht hat,“ sagte sie, „kommt alle Monat einmal in diese Ruinen. Nicht weit von diesem Gemache ist ein Saal. Dort pflegt er dann mit vielen Genossen zu schmausen. Schon oft habe ich sie dort belauscht. Sie erzählen dann einander ihre schändlichen Werke; vielleicht, daß er dann das Zauberwort, das ihr vergessen habt, ausspricht.“

„O, theuerste Prinzessin!“ rief der Kalif, „sag' an, wann kommt er, und wo ist der Saal?“

Die Eule schwieg einen Augenblick und sprach dann: „Nehmet es nicht ungütig, aber nur unter einer Bedingung kann ich euren Wunsch erfüllen.“ „Sprich aus! sprich aus!“ schrie Chasid, „befiehl, es ist mir jede recht.“

„Nämlich, ich möchte auch gern zugleich frei sein; dies kann aber nur geschehen, wenn Einer von euch mir seine Hand reicht.“

Die Störche schienen über den Antrag etwas betroffen zu sein, und der Kalif winkte seinem Diener, ein wenig mit ihm hinaus zu gehen.

„Großvezier,“ sprach vor der Thür der Kalif, „das ist ein dummer Handel! Aber ihr könntet sie schon nehmen.“

„So?“ antwortete dieser, „daß mir meine Frau, wenn ich nach Hause komme, die Augen auskratzt! Auch bin ich ein alter Mann, und ihr seid noch jung und unverheirathet und könnet eher einer jungen, schönen Prinzessin die Hand reichen.“

„Das ist es eben,“ seufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel hängen ließ, „wer sagt dir denn, daß sie jung und schön ist? das heißt eine Katze im Sacke kaufen!“

Sie redeten einander gegenseitig noch lange zu; endlich aber, als der Kalif sah, daß sein Vezier lieber Storch bleiben, als die Eule heirathen wollte, entschloß er sich, die Bedingung lieber selbst zu erfüllen. Die Eule war hocherfreut. Sie gestand ihnen, daß sie zu keiner bessern Zeit hätten kommen können, weil wahrscheinlich in dieser Nacht die Zauberer sich versammeln würden.

Sie verließ mit den Störchen das Gemach, um sie in jenen Saal zu führen; sie gingen lange in einem finstern Gange hin; endlich strahlte ihnen aus einer halbverfallenen Mauer ein heller Schein entgegen. Als sie dort angelangt waren, rieth ihnen die Eule, sich ganz ruhig zu verhalten. Sie konnten von der Lücke, an welcher sie standen, einen großen Saal übersehen. Er war ringsum mit Säulen geschmückt und prachtvoll verziert. Viele farbige Lampen ersetzten das Licht des Tages. In der Mitte des Saales stand ein runder Tisch, mit vielen ausgesuchten Speisen besetzt. Rings um den Tisch zog sich ein Sopha, auf welchem acht Männer saßen. In einem dieser Männer erkannten die

Digitized by Google

Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nebensitzer forderte ihn auf, ihm seine neuesten Thaten zu erzählen. Er erzählte unter andern auch die Geschichte des Kalifen und seines Veziers.

„Was für ein Wort hast du ihnen denn aufgegeben?“ fragte ihn ein anderer Zauberer. „Ein recht schweres lateinisches, es heißt: **mutabor**.“

V.

Als die Störche an ihrer Mauerlücke dieses hörten, kamen sie vor Freude außer sich. Sie liefen auf ihren langen Füßen so schnell dem Thore der Ruine zu, daß die Eule kaum folgen konnte. Dort sprach der Kalif gerührt zu der Eule: „Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was du an uns gethan, mich zum Gemahl an.“ Dann aber wandte er sich nach Osten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälse der Sonne entgegen, die so eben hinter dem Gebirge heraufstieg; **mutabor**! riefen sie; im Nu waren sie verwandelt, und in der hohen Freude des neu geschenkten Lebens lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie sich umsahen? Eine schöne Dame, herrlich geschmückt, stand vor ihnen. Lächelnd gab sie dem Kalifen die Hand: „Erkennet ihr eure Nachteule nicht mehr?“ sagte sie; sie war es! Der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmuth so entzückt, daß er ausrief, es sei sein größtes Glück, daß er Storch geworden sei.

Die Drei zogen nun mit einander auf Bagdad zu. Der Kalif fand in seinen Kleidern nicht nur die Dose mit dem Zauberpulver, sondern auch seinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächsten Dorfe, was zu ihrer Reise nöthig war, und so kamen sie bald an die Thore von Bagdad. Dort aber erregte die Ankunft des Kalifen großes Erstaunen. Man hatte ihn für todt ausgegeben, und das Volk war daher hoch erfreut, seinen geliebten Herrscher wieder zu haben.

Um so mehr aber entbrannte ihr Haß gegen den Betrüger Mirza. Sie zogen in den Pallast und nahmen den alten Zauberer und seinen Sohn gefangen. Den Alten schickte der Kalif in dasselbe Gemach der Ruine, das die Prinzessin als Eule bewohnt hatte, und ließ ihn dort aufhängen. Dem Sohne aber, welcher Nichts von den Künsten des Vaters verstand, ließ der Kalif die Wahl, ob er sterben oder schnupfen wollte. Als er das Letztere wählte, bot ihm der Großvezier die Dose. Eine tüchtige Priese und das Zauberwort des Kalifen verwandelten ihn in einen Storch. Der Kalif ließ ihn in einen eisernen Käfig sperren und in seinem Garten aufstellen.

Lange und vergnügt lebte Kalif Chasid mit seiner Frau, der Prinzessin; seine vergnügtesten Stunden waren immer die, wenn ihn der Großvezier Nachmittags besuchte; da sprachen sie oft von ihrem Storchabenteuer, und wenn der Kalif recht heiter war, ließ er sich herab, den Großvezier nachzuahmen, wie er als Storch aussah. Er stieg dann ernsthaft, mit steifen Füßen im Zimmer auf und ab, klap-

Digitized by Google

perte, wedelte mit den Armen, wie mit Flügeln, und zeigte, wie jener sich vergeblich nach Osten geneigt und Mu — Mu — dazu gerufen habe. Für die Frau Kalifin und ihre Kinder war diese Vorstellung allemal eine große Freude; wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und Mu — Mu — schrie, dann drohete ihm lächelnd der Vezier, „er wolle das, was vor der Thür der Prinzessin Nachteule verhandelt worden sei, der Frau Kalifin mittheilen.“ Hauff.

12. Die Eroberung von Troja.

Nachdem die Griechen lange erfolglos um Thore und Mauern von Troja gekämpft, und der versuchte Sturm auf allen Seiten abgeschlagen worden war, rief der Seher Kalchas eine Versammlung der vornehmsten Helden zusammen und redete so vor ihnen: „Unterziehet euch nicht ferner den Mühseligkeiten eines gewaltsamen Kampfes, denn auf diesem Wege kommt ihr nicht zum Ziele; besinnet euch vielmehr auf irgend einen Anschlag, der euren Schiffen und euch selber zum Heile gereichen mag. Denn vernehmet, was für ein Zeichen ich gestern geschaut habe. Ein Habicht jagte einem Täubchen nach; dieses aber schlüpfte in die Spalten eines Felsens hinein, um seinem Verfolger zu entgehen. Lange verweilte dieser grimmig vor dem Felsenspalt, aber das Thierchen ging nicht heraus; da verbarg sich der Raubvogel mit unterdrücktem Unmuth in's nahe Gebüsch, und siehe da, jetzt schlüpfte das Täublein in seiner Thorheit wieder heraus, der Habicht aber schießt auf das arme Thier nieder und erwürgt es ohne Erbarmen. Laßt uns diesen Vogel zum Muster nehmen und Troja nicht fürder mit Gewalt zu erobern suchen, sondern es einmal mit der List versuchen.“

So sprach der Seher; aber keinem der Helden, obgleich sie hin und her sannen, wollte ein Mittel einfallen, wie dem grausamen Kriege ein Ziel gesetzt werden könnte; der einzige Odysseus kam endlich durch die Verschmitztheit seines Geistes auf ein solches. „Wisset ihr was, Freunde,“ rief er, — freudig bewegt durch den glücklichen Einfall, — „lasset uns ein riesengroßes Pferd aus Holz zimmern, in dessen Versteck sich die edelsten Griechenhelden, so viele unser sind, einschließen sollen. Die übrigen Schaaren mögen sich inzwischen mit den Schiffen nach der Insel Tenedos zurückziehen, hier im Lager aber alles Zurückgelassene verbrennen, damit die Trojaner, wenn sie dies von ihren Mauern aus gewahr werden, sich sorglos wieder über das Feld verbreiten. Von uns Helden aber soll ein muthiger Mann, der keinem der Trojaner bekannt ist, außerhalb des Rosses bleiben, sich als Flüchtling zu ihnen begeben und ihnen das Mährchen vortragen, daß er sich der frevelhaften Gewalt der Archiver entzogen habe, welche ihn um ihrer Rückkehr willen den Göttern als Opfer schlachten wollten. Er habe sich nämlich unter dem künstlichen Rosse, welches der Feindin der Trojaner, der Göttin Pallas Athene, geweiht sei, versteckt und sei jetzt, nach der Abfahrt seiner Feinde, eben erst hervorgekrochen. Dies muß er den ihn Befragenden so lange zuversichtlich wiederholen, bis sie ihr Mißtrauen über-

wunden haben und ihm zu glauben anfangen. Dann werden sie ihn als einen bemitleidenswerthen Fremdling in ihre Stadt führen. Hier soll er darauf hinarbeiten, daß die Trojaner das hölzerne Pferd in die Mauer hineinziehen. Geben sich dann unsere Feinde sorglos dem Schlummer hin, so soll er uns ein zu verabredendes Zeichen geben, auf welches wir unsern Schlupfwinkel verlassen, den Freunden bei Tenedos mit einem lodernden Fackelbrande ein Signal geben und die Stadt mit Feuer und Schwert zerstören wollen.«

Als Odysseus ausgeredet, priesen Alle seinen erfinderischen Verstand, und zumeist lobte ihn Kalchas, der Seher, dessen Sinn der schlaue Held vollkommen getroffen hatte. Er machte auf günstige Vogelzeichen und zustimmende Donnerschläge Jupiters, die sich vom Himmel herab hören ließen, aufmerksam, und drängte die Griechen, sogleich zum Werke zu schreiten. Aber da erhob sich der Sohn des Achilles unwillig in der Versammlung. »Kalchas,« sprach er, »tapfre Männer pflegen ihre Feinde in offener Feldschlacht zu bekämpfen; mögen die Trojaner, das Treffen vermeidend, von ihren Thürmen herab als Feige streiten; uns aber lasset nicht auf eine List sinnen, oder auf irgend ein anderes Mittel außer offenem Kampfe! In diesem müssen wir beweisen, daß wir die bessern Männer sind!«

So rief er, und Odysseus selbst mußte den hochsinnigen Jüngling bewundern; doch erwiederte er ihm: »O du edles Kind eines eben so furchtbaren Vaters, du hast dich ausgesprochen, wie ein Held und wackerer Mann. Aber doch konnte dein Vater selbst, der Halbgott an Muth und Stärke, diese herrliche Veste nicht zerstören. Du siehst also wohl, daß Tapferkeit in der Welt nicht Alles ausrichtet. Deßwegen beschwöre ich euch, ihr Helden, daß ihr den Rath des Kalchas befolget und meinen Vorschlag ohne Säumen in's Werk setzet.«

Alle andern Helden gaben dem Sohne des Laertes Beifall; nur Philoktetes stellte sich auf die Seite des Neoptolemus; denn er lechzte noch immer nach Kampf und Schlachtgetümmel, und sein Heldenherz war noch nicht gesättigt. Am Ende hatten die beiden auch den Rath der Danaer zu sich herübergezogen. Aber Jupiter bewegte den ganzen Luftkreis, schleuderte Blitz auf Blitz unter krachendem Donner zu den Füßen der widerstrebenden Helden herab und gab so hinlänglich zu verstehen, daß sein Wille sich mit den Vorschlägen des Sehers und des Laertiaden vereinige. So verloren die beiden Helden den Muth, sich länger zu widersetzen, und gehorchten, obgleich mit innerlichem Widerwillen.

So kehrten denn Alle mit einander zu den Schiffen zurück, und ehe an's Werk gegangen wurde, überließen sich die Helden dem wohlthätigen Schlaf. Da stellte sich um Mitternacht im Traume Minerva an das Haupt des griechischen Helden Epeus und trug ihm, als einem kunstreichen Manne auf, das mächtige Roß aus Balken zu zimmern, indem sie selbst ihm ihren Beistand zu schnellerer Vollendung des Werks versprach. Der Held hatte die Göttin erkannt und sprang freudig vom Schlafe auf; alle Gedanken wichen in seinem Geiste dem Einen Auftrag, und der Geist seiner Kunst bewegte ihm die Seele. Mit Tagesanbruch erzählte er die Göttererscheinung in der Mitte alles Volkes,

Digitized by Google

und nun schickten die Atriden in aller Eile in die waldreichen Thäler des Idagebirges und ließen daselbst die hochstämmigen Tannen fällen. Diese wurden eilig zum Hellespont hinabgetragen, und viele Jünglinge gingen an's Werk und halfen dem Epeus; die Einen versägten die Balken, die Andern hieben die Aeste von den noch ungesägten Stämmen, wieder Andere thaten Anderes; Epeus aber machte zuerst die Füße des Pferdes, dann den Bauch; über diesen fügte er sodann den gewölbten Rücken, hinten die Weichen, vorn den Hals; über ihn formte er zierlich die Mähne, die sich flatternd zu bewegen schien; Kopf und Schweif wurden reichlich mit Haaren versehen, aufgerichtete Ohren an den Pferdekopf gesetzt und gläserne leuchtende Augen unter der Stirn angebracht; kurz, es fehlte Nichts, was an einem lebendigen Pferde sich regt und bewegt. So vollendete er mit Minerva's Hülfe das Werk in dreien Tagen, und das ganze Heer bewunderte die Schöpfung des Künstlers, so ausdrucksvoll hatte er Leben und Bewegung nachzubilden gewußt; man meinte jeden Augenblick, jetzt werde das Riesenpferd zu wiehern anfangen. Epeus aber hob die Hände gen Himmel und betete vor allem Heere: „Mächtige Pallas erhöre mich, rette dein Pferd und mich selbst, hohe Göttin!“ Und alle Griechen stimmten in dieses Gebet ein.

Die Trojaner waren in der Zwischenzeit vom letzten Kampfe an schon hinter ihren Mauern geblieben. Um so lauter tobte der Zwiespalt unter den Göttern selbst jetzt, wo Troja's Verhängniß erfüllt werden sollte. Sie fuhren in zwei getrennten Haufen, der eine den Griechen günstig, der andere ihnen abhold, auf die Erde herunter und stellten sich am Flusse Xanthus, den Sterblichen unsichtbar, in zwei Schlachtordnungen gegen einander auf. Auch die Meergottheiten schlossen sich der einen oder andern Seite an. Die Nereiden hielten es, als Verwandte des Achilles, mit den Griechen; andere Meergötter waren auf der Seite Troja's, und diese empörten die Fluth gegen die Schiffe und trieben sie an's Land gegen das tückische Roß. Sie hätten beide zerstört, wenn das Schicksal es gestattet hätte. Unter den obern Göttern begann indessen der Kampf, und Mars stürzte der Minerva zum Kampf entgegen. Damit war das Zeichen des allgemeinen Streites gegeben, und die Götter warfen sich gegenseitig auf einander; bei jeder Bewegung klirrten die goldenen Rüstungen, und das Meer rauschte mit seinen Wogen darein; unter den Füßen der Unsterblichen bebte die Erde, und Alle schrien laut zusammen, so daß der Schlachtruf der Götter bis zur Unterwelt hinabdrang, und die Titanen im Tartarus davor erbebten. Es hatten aber die Himmlischen sich zum Kampf eine Zeit ersehen, wo Jupiter, der Vater der Götter und Menschen, fern auf einer Reise an den Ocean begriffen war, wohin die Regierung der Erde ihn gerufen hatte. Doch seinem scharfsichtigen Geiste entging auch aus der Ferne Nichts von dem, was auf der Oberfläche des Erdbodens sich ereignete. so wurde er kaum den Götterkampf inne, als er schnell von der Fluth des Oceans mit seinen geflügelten Windrossen, auf dem Donnerwagen, den Iris leitete, in den Olymp zurückkehrte und von dort aus seine Blitze unter die kämpfenden Götter warf. Da erbebten die Unsterblichen und hielten inne mit Kämpfen. Themis, die Göttin des Rechts, die allein dem Streite fern geblieben war, trat ein unter die Götter und

Digitized by Google

schied sie von einander, indem sie ihnen verkündigte, daß Jupiter die gänzliche Vernichtung der Himmlischen beschlossen hätte, wofern sie nicht gehorchten, jetzt ward den Göttern bange für ihre Unsterblichkeit, sie unterdrückten die Erbitterung ihrer Herzen und kehrten zurück aus dem Kampfe, die einen zum Olymp, die andern in die Tiefe des Meeres.

Das Pferd im griechischen Lager war indessen in vollkommene Bereitschaft gesetzt, und Odysseus erhob sich in der Versammlung der Helden. „Jetzt gilt es," sprach er, „ihr Führer des Danaervolks! jetzt beweise es, wer wirklich durch Kraft und Muth hervorragt. Denn jetzt ist's Zeit, in dem Bauche des Rosses, der uns beherbergen wird, der dunkeln Zukunft entgegen zu gehen! Glaubet mir, es gehört mehr Muth dazu, in diesen Schlupfwinkel zu kriechen, als dem Tode in offener Feldschlacht zu trotzen! Darum, wer sich am tapfersten fühlt, der entschließe sich zu diesem Wagestück. Die Andern müssen vorerst nach Tenedos schiffen! Ein wackerer Jüngling aber bleibe in der Nähe des Pferdes und thue, wie ich ihm gerathen habe. Wer will sich diesem Auftrag unterziehen?"

Die Helden zögerten. Da trat ein tapferer Grieche, Namens Sinon, auf und sprach: „Sehet mich bereit, das verlangte Werk zu thun! Mögen mich die Trojaner mißhandeln, mögen sie mich lebendig in's Feuer werfen, mein Entschluß steht fest!" Die Völker jubelten ihm Beifall zu, und mancher alte Held sprach bei sich im Herzen: „Wer ist doch dieser junge Mensch? Wir haben seinen Namen nie gehört; noch keine tapfere That hat ihn ausgezeichnet. Ihn treibt gewiß ein Dämon, entweder den Trojanern oder uns selbst Verderben zu bringen!" Nestor aber erhob sich und sprach ermunternd zu den Danaern: „Jetzt, liebe Kinder, bedarf es wackern Muthes, denn jetzt legen die Götter das Ziel zehnjähriger Mühseligkeiten in uns're Hände! darum rasch hinein in den Bauch des Pferdes. Ich selbst fühle noch die jugendliche Kraft in meinen Greisengliedern, von der ich beseelt war, als ich mit Jason das Argonautenschiff besteigen wollte und es auch bestiegen hätte, wenn ich nicht von dem Könige Pelias abgehalten worden wäre."

So rief der Greis und wollte sich vor allen Andern durch die geöffnete Seitenthüre in den Bauch des hölzernen Rosses schwingen; aber Neoptolemus, der Sohn des Achilles, beschwor ihn, diese Ehre ihm, dem Jünglinge, abzutreten, und, seines Greisenalters eingedenk, die Führung der übrigen Griechen nach der Insel Tenedos zu übernehmen. Mit Mühe ließ sich Nestor überreden, und nun stieg der Jüngling in voller Rüstung zuerst in die geräumige Höhle. An ihn schlössen sich Menelaus, Diomedes, Sthenelus und Odysseus, dann Philoktetes, Ajax, Idomeneus, Meriones, Podalerius, Eurymachus, Antimachus, Agapenor, und so viele sonst noch der Bauch des Rosses fassen mochte. Zuletzt stieg der Verfertiger des Rosses, Epeus, selbst hinein. Dann zog er die Leitern zu sich herauf in die Höhlung, verschloß dieselbe von innen fest und setzte sich vor den Riegel; die Uebrigen harrten im Bauche des Rosses in tiefem Schweigen und saßen in dunkler Nacht zwischen Tod und Sieg.

Die andern Griechen aber, nachdem sie die Zelte und alles Lagergeräthe in Brand gesteckt hatten, brachen, von Agamemnon, dem Völ-

Digitized by Google

kerfürsten, und dem Könige Nestor befehligt, mit den Schiffen auf und segelten der Insel Tenedos zu. So war es von den Danaern bestimmt worden, welche den beiden Helden nicht gestattet hatten, sich dem Pferde anzuvertrauen; dem ersten um seiner Würde, dem andern um seines Alters willen. Vor Tenedos warfen sie die Anker aus, stiegen an's Land und sahen mit sehnenden Herzen dem Feuerzeichen entgegen.

Die Trojaner bemerkten es bald, wie am Hellespont der Rauch in die Lüfte emporwirbelte, und als sie von den Mauern aufmerksamer nach dem Gestade hinabspähten, waren auch die Schiffe der Griechen verschwunden. Voll Freuden strömten sie in Schaaren dem Ufer zu; doch vergaßen sie nicht, sich in ihre Rüstungen zu hüllen, denn sie waren der Furcht noch nicht ganz los. Als sie nun auf der Stelle des alten feindlichen Lagers das glatte hölzerne Pferd gewahr wurden, stellten sie sich staunend rings um dasselbe her, denn es war ein gar gewaltiges Werk. Während sie noch darüber stritten, was mit dem seltsamen Wunderdinge anzufangen sei, und die Einen der Meinung waren, es in die Stadt zu schaffen und als Siegesdenkmal für alle Zukunft auf der Burg aufstellen, die Andern das unheimliche Gastgeschenk der Griechen in die See zu werfen oder zu verbrennen riethen, eine Berathung, der die im Bauche des Pferdes eingeschlossenen griechischen Helden zu ihrer Qual zuhören mußten. Da trat mit eiligen Schritten Laokoon, der trojanische Priester des Apollo, in die Mitte des gaffenden Volkes und rief schon von weitem: „Unselige Mitbürger, welcher Wahnsinn treibt euch? Meint ihr, die Griechen seien wirklich davongeschifft, oder eine Gabe der Danaer verberge keinen Betrug? Kennet ihr den Odysseus so? Entweder ist irgend eine Gefahr in dem Rosse verborgen, oder es ist eine Kriegsmaschine, die von den in der Nähe lauernden Feinden gegen unsere Stadt angetrieben werden wird! Was es aber auch sein mag, trauet dem Thiere nicht!“ Mit diesen Worten stieß er eine mächtige eiserne Lanze, die er einem neben ihm stehenden Krieger entriß, in den Bauch der Maschine. Der Speer zitterte im Holz, und aus der Tiefe tönte ein Wiederhall wie aus einer Kellerhöhle. Aber der Geist der Trojaner blieb verblendet.

Während dies vorging, zogen einige Hirten, welche die Neugierde dicht an das hölzerne Pferd herangelockt hatte, unter dem Bauche desselben den schlauen Sinon hervor und schleppten ihn, als einen gefangenen Griechen, vor den König Priamus, und bald sammelte sich das trojanische Kriegsvolk, das bisher um das Pferd herumgestanden hatte, um dieses neue Schauspiel. Er aber waffenlos und zagend, spielte die Rolle, die ihm vom Odysseus aufgegeben war. Flehend streckte er die Arme gen Himmel und dann wieder nach den Umstehenden aus und rief unter Schluchzen: „Wehe mir, welchem Lande, welchem Meere soll ich mich anvertrauen, den die Griechen ausgestoßen haben und die Trojaner niedermetzeln werden!“ Diese Seufzer rührten die Jünglinge selbst, die ihn anfangs als einen Feind gepackt und roh behandelt hatten. Alle Krieger traten theilnehmend herzu und hießen ihn sagen, wer und woher er sei, auch guten Muthes sein, wenn er nichts Feindliches im Schilde führe. Jener ließ die erheuchelte Furcht endlich fahren und sprach: „Ich bin ein Argiver, das will ich ja nicht läugnen; wenn Sinon auch

Digitized by Google

unglücklich ist, so soll er doch nicht zum Lügner werden. Vielleicht habt ihr Etwas von dem Euböischen Fürsten Palamedes gehört, der von den Griechen auf Odysseus Anstiften abscheulicher Weise gesteinigt wurde, weil er den Feldzug gegen eure Stadt mißrieth; als sein Verwandter zog ich in diesen Krieg, arm und nach seinem Tode ohne Stütze. Und weil ich es wagte, mit Rache für die Ermordung meines Vaters zu drohen, zog ich den Haß des falschen Laertiaden auf mich und wurde diesen ganzen Krieg über von ihm geplagt. Auch ruhte er nicht, bis er mit dem lügnerischen Seher Kalchas meinen Untergang verabredet hatte. Als nämlich meine Landsleute die oft beschlossene und wieder aufgehobene Flucht endlich in's Werk setzten, und dieses hölzerne Pferd hier schon aufgezimmert stand, schickten sie den Eurypylus zu dem Orakel des Apollo, weil sie am Himmel bedenkliche Wunderzeichen beobachtet hatten. Dieser brachte aus dem Heiligthum des Gottes den traurigen Spruch mit: „„Ihr habt bei euerm Auszuge die empörten Winde mit dem Blute einer Jungfrau versöhnt, mit Blut müßt ihr auch den Rückweg erkaufen und eine Griechenseele opfern.““ Dem Kriegsvolke lief ein kalter Schauer durch die Gebeine, als es dieses hörte. Da zog Odysseus den Propheten Kalchas mit großem Lärm in die Volksversammlung und bat ihn, den Willen der Götter zu offenbaren. Fünf Tage lang schwieg der Betrüger und weigerte sich heuchlerisch, einen Griechen für den Tod zu bezeichnen. Endlich, wie gezwungen durch das Geschrei des Odysseus, nennt er meinen Namen. Alle stimmten bei, denn jeder war froh, das Verderben von seinem eigenen Haupte abgewendet zu sehen. Und schon war der Schreckenstag erschienen; ich wurde zum Opfer ausgeschmückt, mein Haupt mit den heiligen Binden umwunden, der Altar und das geschrotene Korn in Bereitschaft gehalten. Da zerriß ich meine Bande, entfloh und versteckte mich, bis sie abgesegelt waren, im Schilfrohr eines nahen Sumpfes. Dann kroch ich hervor und suchte ein Obdach unter dem Bauche ihres heiligen Rosses. In mein Vaterland und zu meinen Landsleuten kann ich nicht zurückkehren. Ich bin in eurer Hand, und von euch hängt es ab, ob ihr mir großmüthig das Leben schenken, oder mir den Tod geben wollt, der mich von der Hand meiner eigenen Volksgenossen bedroht hat.“

Die Trojaner waren gerührt; Priamus sprach gütige Worte zu dem Heuchler, hieß ihn die argen Griechen vergessen und versprach ihm eine Zufluchtsstätte in seiner Stadt, wenn er ihnen nur offenbaren wolle, was für eine Beschaffenheit es mit dem hölzernen Rosse habe, dem er so eben den Beinamen eines heiligen gegeben. Sinon hob seine, der Fessel entledigten Hände gen Himmel und betete mit trügerischer Andacht: „Ihr Götter, denen ich schon geweiht war, du Altar und du verfluchtes Schwert, das mich bedrohte, ihr seid mir Zeugen, daß die Bande, die mich an mein Volk bisher knüpften, zerrissen sind, und daß ich nicht frevle, wenn ich ihre Geheimnisse aufdecke! Von jeher war alle Hoffnung der Danaer in diesem Kriege auf die Hülfe der Göttin Pallas Athene gebaut. Seitdem aber aus dem Tempel, den sie bei euch zu Troja hat, ihr Bild, das Palladium, entwendet worden — und zwar, was ihr Trojaner wohl zum erstenmal erfahret, durch die Hände schlauer Griechen, ging Alles rückwärts, die Göttin war er-

Digitized by Google

zürnt, und das Glück hatte die Waffen der Danaer verlassen. Da erklärte Kalchas, der Seher, auf der Stelle müßte man mit den Schiffen umkehren, um im Vaterlande selbst neue Befehle der Götter einzuholen. Ehe das Palladium an seine Stelle zurückgebracht sei, dürften sie auf keinen glücklichen Ausgang des Feldzuges hoffen. Dies bewog die Danaer, die Flucht zu beschließen, welche sie nun auch wirklich ausgeführt haben. Zuvor aber erbauten sie noch auf den Rath ihres Propheten dieses hölzerne Riesenpferd, das sie als Weihgeschenk für die beleidigte Göttin zurückließen, um ihren Zorn zu versöhnen. Diese Maschine ließ Kalchas so unermeßlich in die Höhe bauen, wie ihr sehet, damit ihr Trojaner sie nicht durch eure Thore führen und in eure Stadt bringen könntet, weil auf diese Weise der Schutz der Minerva euch zu Theil werden würde. Wenn hingegen eure Hand sich an dem geheiligten Pferde, als einem Ueberbleibsel eurer Feinde vergriffe, — dies war es, was sie zu hoffen wagten — dann wäre euer und eurer Stadt Verderben gewiß. Und in dieser Zuversicht gedenken sie in kurzer Frist, sobald sie zu Argos die Götterbefehle vernommen, zurückzukehren und hoffen, das Palladium der Göttin aus eurer eroberten Stadt zurückgeben zu können.“

Das Lügengewebe war so wahrscheinlich ersonnen, daß Priamus und alle Trojaner dem Betrüger Glauben schenkten. Minerva aber wachte über das Geschick ihrer Freunde, die in dem Rosse noch immer in banger Erwartung eingeschlossen saßen und seit der Warnung des Laokoon in beständiger Todesangst schwebten. Die Helden wurden aus dieser Gefahr durch ein entsetzliches Wunder befreit. Eben jener Laokoon, der Priester des Apollo, hatte nach dem Tode des Neptunpriesters auch diese Würde durch's Loos erhalten und opferte jetzt gerade am Meeresgestade dem Gott einen stattlichen Stier am Altare. Siehe, da kamen von der Insel Tenedos aus durch die spiegelglatte Meeresfluth zwei ungeheure Schlangen gerudert und nahmen ihren Weg nach dem Ufer; ihre Brust und die blutrothe Mähne ragten aus dem Wasser hervor; der übrige Theil ihrer Leiber ringelte sich unter den Fluthen fort. Die See plätscherte unter ihrer Spur, und jetzt waren sie am Lande, züngelten und zischten und sahen sich mit feurigen Augen um. Die Trojaner, die noch immer in Menge um das Roß herum standen, wurden todtenblaß und ergriffen die Flucht; die Thiere aber nahmen ihre Richtung nach dem Uferaltar des Meergottes, wo Laokoon mit seinen zwei jungen Söhnen beim Opfer beschäftigt war. Zuerst wanden sie sich um die Leiber der beiden Knaben und bohrten ihren giftigen Zahn in ihr zartes Fleisch. Als die Verwundeten laut aufschrieen, und der Vater selbst ihnen mit gezogenem Schwerte zu Hülfe kommen wollte, schlangen sie sich mit mächtigen Windungen auch diesem zwiefach um den Leib und überragten ihn bald mit ihren aufgerichteten Hälsen und zischenden Häuptern. Seine Priesterbinde troff von Eiter und Gift. Vergebens bestrebte er sich, die Schlingen mit seinen Händen loszumachen, und inzwischen entfloh der schon getroffene Stier blutig und brüllend vom Altare und schüttelte das Beil aus dem Nacken. Laokoon erlag mit seinen beiden Kindern den Schlangenbissen, und nun schlüpften die Thiere in langen Krümmungen dem hochragenden Tempel der Minerva zu und bargen sich dort unter den Füßen und dem Schilde der Göttin.

Digitized by Google

Das Trojanervolk sah in diesem gräßlichen Ereigniß eine Bestrafung der frevelhaften Zweifel seines Priesters. Ein Theil eilte der Stadt zu und riß die Mauern nieder, um dem unheilvollen Gaste den Weg zu bahnen; ein anderer fügte Räder an die Füße des Rosses; wieder andere drehten gewaltige Seile aus Werg und warfen sie dem hölzernen Riesenthiere um den Hals. Dann zogen sie es im Triumphe nach der Stadt; Knaben und Mädchen, die Hand an die Seile gelegt, sangen in Chören feierliche Hymnen dazu. Als die Maschine über die erhöhten Thorschwellen rollte, stockte viermal ihr Lauf und viermal dröhnte ihr Bauch, wie von Erz. Aber die Trojaner waren mit Blindheit geschlagen und führten das Ungeheuer jubelnd auf ihre heilige Burg. Mitten unter der Raserei der öffentlichen Freude blieb nur das Gemüth und der Geistesblick der Seherin Kassandra, der gottbegabten Königstochter des trojanischen Hauses, ungetrübt. Nie sprach sie ein Wort aus, das nicht erfüllt worden wäre. Aber sie hatte das Unglück, niemals Glauben zu finden. So hatte sie auch jetzt unheilvolle Zeichen am Himmel und in der Natur beobachtet und stürzte mit flatternden Haaren, vom Geiste der Weissagung getrieben, aus dem Königspalaste hervor; ihre Augen starrten in fieberischer Gluth, ihr Nacken wiegte sich hin und her, wie ein Zweig im Windhauche, sie holte einen tiefen Seufzer aus der Brust herauf und rief durch die Gassen der Stadt: „Ihr Elenden, sehet ihr nicht, daß wir die Straße zum Hades hinunterwandeln? daß wir am Rande des Verderbens stehen? Ich schaue die Stadt mit Feuer und Blut erfüllt, ich sehe es aus dem Bauche des Rosses hervorwallen, das ihr mit Jauchzen auf unsere Burg hinaufgeführt habt. Doch ihr glaubet mir nicht und wenn ich unzählige Worte spräche. Ihr seid den Erinyen geweiht, die Rache an euch nehmen, wegen Helena's frevelhafter Ehe.“

Wirklich wurde die weissagende Jungfrau nur verlacht oder geschmäht, und hier und da sprach einer der Begegnenden zu ihr: „Hat dich denn die jungfräuliche Schaam ganz verlassen, Kassandra? bist du ganz irre geworden in deinem Geiste, daß du dich öffentlich auf den Straßen herumtreiben magst und nicht siehest, wie die Menschen dich verachten, thörichte Schwätzerin? Kehre zurück in dein Haus, daß dich nicht Schlimmeres treffe!“

Die Trojaner überließen sich die halbe Nacht hindurch der Freude bei Schmaus und Gelage; Syringen und Flöten ertönten, Tanz und Gesang lärmten rings umher und dazwischen die laut durch einander schallenden Stimmen der Schmausenden. Die Becher wurden einmal über das andere bis zum Rande mit Wein gefüllt, mit beiden Händen erfaßt und leer getrunken, bis die Trinkenden zu stammeln anfingen, und ihr Geist in dumpfe Betäubung versank. Endlich lagen sie alle in tiefem Schlafe begraben, und die Mitternacht war herangekommen. Jetzt erhob sich Sinon, der mit andern Trojanern im Freien geschmaust und sich zuletzt schlafend gestellt hatte, von seinem Polster, schlich hinaus zu den Thoren, zündete eine Fackel an und ließ, dem Strande und der Insel Tenedos zugekehrt, den Schiffen der Griechen zum verabredeten Zeichen, ihren lodernden Brand in die Lüfte wehen. Dann löschte er

Digitized by Google

sie wieder, schlich sich zu dem Pferde hin und pochte leise an den hohlen Bauch, wie ihn Odysseus geheißen hatte. Die Helden vernahmen den Laut; alle aber kehrten ihre Häupter lauschend dem Odysseus zu. Dieser ermahnte sie, leise und mit aller möglichen Vorsicht auszusteigen; er hielt die Ungeduldigen zurück, öffnete ganz leise, nach dem Rathe des Epeus, den Riegel der Thüre, steckte den Kopf ein wenig hinaus und sandte seine spähenden Blicke allenthalben umher, ob nicht einer der Trojaner erwacht sei. Dann, wie ein heißhungriger Wolf mit aller Vorsicht zwischen Hirten und Hunden hindurch in den Pferch schleicht, stieg er die Sprossen der Leiter herab, die Epeus zugleich mit dem Pferde verfertigt und jetzt herunter gelassen hatte, und ein Held um den andern folgte ihm mit klopfendem Herzen. Als die Höhlung des Rosses sich ganz entleert hatte, schüttelten sie ihre Lanzen, zogen ihre Schwerter und verbreiteten sich durch die Straßen und in die Häuser der Stadt. Ein gräßliches Gemetzel entstand unter den schlaftrunkenen und berauschten Trojanern; Feuerbrände wurden in ihre Wohnungen geschleudert, und bald loderten die Dächer über ihren Häuptern. Zu gleicher Zeit trieb ein günstiger Fahrwind die Flotte der Griechen, die auf Sinon's Fackelzeichen von Tenedos aufgebrochen war, in den Hafen des Hellespontes, und bald stürzte sich das ganze Heer der Danaer durch die breite Mauerlücke, durch welche Tags zuvor das Roß hereingezogen worden war, in die Stadt, von Kampfbegierde schnaubend. Jetzt erst erfüllte sich die eroberte Stadt recht mit Trümmern und Leichnamen; Halbtodte und Verstümmelte krochen zwischen den Leichen umher, und hier und dort ward noch einem aufrecht Fliehenden die Lanze in den Rücken gestoßen. Das winselnde Heulen geängsteter Hunde scholl in den Straßen und mischte sich in's Stöhnen der Verwundeten und in die Wehklagen der jammernden Frauen und unmündigen Kinder.

Doch war der Kampf für die Griechen selbst auch nicht unblutig; denn obgleich die meisten Feinde waffenlos waren, so wehrten sie sich doch, so gut sie konnten. Die Einen schleuderten Becher, die Andern Tische, noch Andere frisch von dem Herde genommene Feuerbrände auf die eingedrungenen Danaer; Andere waffneten sich mit Bratspießen, Beilen und Streitärten, was ihnen gerade unter die Hände kam; und so stießen die Griechen selbst, während sie mit Feuer und Schwert in der Stadt wütheten, auf genug Todte und Sterbende der Ihrigen. Manche zerschmetterte auch ein Steinwurf von den Dächern, Andere wurden von den Flammen der brennenden Häuser ergriffen, oder von zusammenstürzenden zerschmettert. Und als sie endlich die Burg des Priamus selbst stürmten, in welche sich viele Trojaner geflüchtet, und wo sich diese mit Rüstungen, Lanzen und Schwertern versehen hatten, kamen ihrer viele im ordentlichen Kampfe durch die Hand der Feinde, die sich verzweifelt vertheidigten, um's Leben.

Während des Kampfes wurde es in der Stadt mitten in der Nacht immer heller, denn der wachsende Brand der Häuser und Paläste und die vielen Fackeln, die hier und dort von den Archivern geschwungen wurden, leuchteten dem Kampfe; dadurch wurde aber auch dieser immer sicherer und erbitterter, denn die Sieger fürchteten jetzt nicht mehr, den befreundeten Mann mit dem Feinde zu verwechseln, und nun traf ihr

Digitized by Google

Racheschwert erst recht mit Auswahl die edelsten Helden der Trojaner. Diomedes schlug zum Tode den Koröbus, den Sohn des gewaltigen Mygdon, indem er ihm die Lanze in den Schlund stieß; dann den Eidam des greisen Trojaners Antenor, den gewaltigen Speerschwinger Eurydamas. Hierauf kam ihm Ilioneus, einer der ältesten Trojaner, entgegen; dieser sank vor dem gezückten Schwerte des griechischen Helden in die Kniee, und mit der einen Hand sein eigenes Schwert emporhebend, mit der andern das Knie des Siegers umfassend, rief er mit bebender Stimme: „Wer du auch seiest von den Archivern; laß von deinem Zorne! Kann ja dem Manne nur der Sieg über den Jüngeren, Kräftigeren Ruhm bringen! Darum, so gewiß du selbst dereinst ein Greis werden willst, schone des Greises!“ Einen Augenblick hielt Diomedes sein Schwert zurück und besann sich, dann aber stieß er es dem Gegner in die Kehle mit den Worten: „Freilich hoffe auch ich mich des Alters zu freuen; jetzt aber brauche ich meine Kraft und sende alle meine Feinde zum Hades!“ So ging er hin und erschlug noch einen nach dem andern. Auf gleiche Weise wütheten Ajax, der Lokrer; und Idomeneus. Neoptolemus aber suchte sich die Söhne des Priamus aus und tödtete ihrer drei, dazu den Agenor, der einst mit seinem Vater Achilles den Kampf gewagt hatte. Endlich stieß er auf den König Priamus selbst, der an einem unter freiem Himmel errichteten Altare Jupiters im Gebete lag. Gierig zückte Neoptolemus sein Schwert und Priamus blickte ihm furchtlos in's Auge. „Tödte mich,“ rief er, „Kind des tapfern Achilles; nachdem ich so Vieles ertragen und fast alle meine Kinder sterben sah, wie möchte ich länger das Licht der Sonne schauen? O hätte mich schon dein Vater getödtet! So labe denn du dein muthiges Herz an mir und entrücke mich allem Jammer!“ — „Greis,“ erwiederte Neoptolemus, „du ermahnest mich zu dem, wozu mich mein eigenes Herz antreibt!“ Und damit trennte er leicht das Haupt des ergrauten Greises vom Rumpfe, wie ein Schnitter in der Sommerhitze die Aehre auf dem trocknen Saatfelde abmäht; es rollte zu Boden weit hin, und der Rumpf lag mit andern trojanischen Leichen vermischt. Grausamer noch verfuhren die gemeinen Krieger des griechischen Heeres; sie hatten im Palaste des Königs den Astyanax aufgefunden, Hektor's zarten Sohn, rissen ihn aus den Armen der Mutter und schleuderten ihn aus Haß gegen Hektor und sein Geschlecht von der Zinne eines Thurmes hinab. Als er der Mutter entrissen wurde, rief diese den Räubern entgegen: „Warum stürzet ihr nicht auch mich von der schrecklichen Mauer herab, oder in die lodernden Flammen? Seit mir Achilles den Gatten getödtet, lebte ich nur noch in unserm Kinde; befreit auch mich von der Qual eines längeren Lebens!“ — Aber die Mörder erhörten sie nicht und gingen davon.

So fand sich der Tod bald in diesem Hause ein, bald in jenem, und nur ein einziges verschonte er, dies war die Wohnung des greisen Trojaners Antenor, der einst den Menelaus und Odysseus, als sie nach Troja gekommen waren, am Leben erhalten und gastfreundlich bewirthet hatte. Dafür schenkten ihm jetzt die Danaer dankbar Leben und Besitzthum.

Aeneas, der herrliche Held, der jüngst noch mit unverwüstlicher

Digitized by Google

Kraft beim Sturme der Stadt von den Mauern herabgekämpft hatte, als er die Stadt brennen sah und nach langer vergeblicher Gegenwehr dem Feinde, den er auch jetzt seinen Sieg theuer bezahlen ließ, weichen mußte, handelte, wie ein muthiger Schiffer im Sturme, der, nachdem er das Schiff lange gelenkt, endlich das hoffnungslos Verlorene den Wellen überläßt und sich in ein Boot rettet. Er nahm den Vater Anchises auf die breiten Schultern, seinen Sohn Askanius an die Hand und eilte davon. Der Knabe drängte sich dicht an den Vater und streifte mit den Füßen kaum die Erde; Aeneas aber sprang mit schnellem Fuß über unzählige Leichen hinweg, indem er den Sohn auf dem bessern Wege leitete; und Venus, seine Mutter, war mit ihm; denn wohin er seinen Fuß setzte, wichen ihm die Flammen aus, die Rauchwolken zertheilten sich, Pfeile und Wurfspieße, welche die Danaer gegen ihn schleuderten, fielen, ohne zu treffen, auf die Erde nieder.

An andern Stellen raste der Mord. Menelaus fand vor den Gemächern seiner treulosen Gemahlin Helena den Deïphobus, den Sohn des Priamus, der seit Hektors Tode die Stütze des Hauses und Volkes war, und welchem nach dem Tode des Paris Helena als Gemahlin zu Theil geworden war, noch in der Betäubung des nächtlichen Freudengelages versenkt. Bei seiner Annäherung taumelte dieser vom Boden auf und flüchtete in die Gänge des Palastes. Menelaus aber ereilte ihn und stieß ihm den Speer in den Nacken: „Stirb du vor der Thür meiner Gattin,“ rief er mit donnernder Stimme; hätte doch meine Lanze den Unheilstifter, den Paris, also getroffen! Nun ist dieser schon längst geschlachtet; und du solltest dich meiner Gattin erfreuen, du Frevler? Wisse, daß kein Verbrecher dem Arme der Themis, der Göttin der Gerechtigkeit, entgeht!“ So sprechend, stieß Menelaus den Leichnam auf die Seite und ging hin, den Palast zu durchforschen; denn sein Herz, von widerstreitenden Empfindungen bewegt, begehrte nach Helena, seiner Gemahlin. Diese hielt sich, vor dem Zorne ihres rechtmäßigen Gatten zitternd, in einem dunkeln Winkel des Hauses verborgen, und erst spät gelang es ihm, sie zu entdecken. Bei ihrem ersten Anblicke trieb ihn die Eifersucht, sie zu ermorden; aber Venus hatte sie mit holdem Liebreiz geschmückt, stieß ihm das Schwert aus der Hand, verscheuchte den Grimm aus seiner Brust und erweckte in seinem Herzen die alte Liebe. Es war ihm unmöglich bei dem Anblick ihrer überirdischen Schönheit das Schwert auf's neue zu erheben; die Stärke brach ihm zusammen, und einen Augenblick vergaß er Alles, was sie verschuldet hatte. Da hörte er die den Palast durchtobenden Archiver hinter sich, und ein Gefühl der Schaam ergriff ihn, indem er bedachte, daß er vor seinem treulosen Weibe nicht wie ein Rächer, sondern wie ein Sclave dastehe. Wider Willen raffte er das Schwert, das er auf die Erde geworfen, wieder auf, bezwang seine Neigung und drang von neuem auf die Gattin ein. Doch im Herzen war es ihm nicht Ernst, und willkommen erschien ihm daher sein Bruder Agamemnon, der, plötzlich hinter ihm stehend, die Hand auf seine Schulter legte und ihm zurief: „Laß ab, lieber Bruder Menelaus! es ziemt sich nicht, daß du dein eheliches Weib, um welches wir so viele Leiden erduldet haben, erschlagest! Lastet doch die Schuld weniger auf Helena,

Digitized by Google

wie mir deucht, als auf Paris, welcher so schnöde das Gastrecht gebrochen hat. Dieser aber, sein ganzes Geschlecht, sein ganzes Volk sind ja jetzt bestraft und vernichtet!« So sprach Agamemnon, und Menelaus gehorchte ihm zögernd, aber mit Freuden.

Während dies auf Erden vorging, beklagten die Unsterblichen, in dunkle Wolken eingehüllt, den Fall Troja's. Nur Juno, die Todfeindin der Trojaner, und Thetis, die Mutter des frühe dahingesunkenen Achilles, jauchzten im Herzen vor Lust auf. Pallas Athene selbst, der doch durch Troja's Untergang ihr Wille geschehen war, konnte sich der Thränen nicht enthalten, als sie sah, wie Ajax, der wilde Sohn des Oïleus in ihrem Heiligthume es wagte, die fromme Kassandra, ihre Priesterin, die sich in Athene's Tempel geflüchtet hatte und ihre Bildsäule schutzflehend umarmt hielt, mit rohen Händen anzutasten und sie an den Haaren zerrend herauszuschleppen. Zwar durfte die Göttin die Tochter ihrer Feinde nicht unterstützen; aber die Wangen glühten ihr vor Schaam und vor Zorn; ihr Bildniß gab einen Ton, der Boden ihres Heiligthums dröhnte, und den Blick vom Frevel abgekehrt, schwur sie in ihrem Herzen, die Frevelthat zu rächen.

Lange noch dauerte der Brand und das Gemetzel. Die Flammensäule Troja's stieg hoch in den Aether hinauf und verkündete den Untergang der Stadt den Bewohnern der Inseln und den Schiffen, die hin und her das Meer besegelten.

Gustav Schwab (die schönsten Sagen des klassischen Alterthums).

III. Darstellungen aus der Naturlehre.

1. Regen, Schnee und Hagel.

Die Natur läßt alle Tage mancherlei Erscheinungen vor unsern Augen entstehen, die uns theils angenehm, theils unangenehm sind. Wir sollen sie nicht blos anschauen oder empfinden, sondern auch nach ihren Ursachen forschen. Dazu gab uns der liebe Gott die Vernunft, die wir gebrauchen sollen, wo wir können, und es ist daher schimpflich für den Menschen, die Dinge um sich her zu sehen, ohne dabei zu denken; durch Denken wird der Mensch erst zum Menschen.

Eine der alltäglichsten Naturerscheinungen ist der Regen. Laßt uns einmal darüber nachdenken, wie er entsteht, und warum der Schöpfer es so eingerichtet hat, daß es regnet. Doch das Letztere wird euch zum Theil schon ohne weiteres Nachdenken deutlich sein.

Der Regen, das wißt ihr Alle, ist Wasser, das in Tropfen aus den Wolken herabfällt. Die Wolken müssen daher wässeriger Natur sein, jedoch noch nicht eigentliches Wasser; denn Wasser könnte sich vermöge seiner Schwere nicht oben in der Luft halten. Wie aber sind

Digitized by Google

die Wolken am Himmel entstanden? Da sie aus wässerigen Theilen bestehen, müssen sie im Wasser ihren Ursprung haben; am Himmel aber, d. h. hoch in der Luft, kann kein Wasser sein, weil das Wasser schwer ist; die Wolken müssen daher in dem Wasser auf der Erde ihren Ursprung haben und von hier in die Luft emporgestiegen sein. Daß sich das wirklich so verhält, davon überzeugt uns bald die Erfahrung.

Alles Wasser und alle Körper, welche Wassertheile enthalten, dünsten aus, d. h. es lösen sich Theilchen von ihnen ab, die so klein sind, daß man sie mit den Augen nicht wahrnehmen kann, und steigen in die Luft empor und verbinden sich mit derselben. Wollt ihr euch davon überzeugen, so stellt nur ein flaches Gefäß mit Wasser hin und beobachtet es von Zeit zu Zeit; bald werdet ihr finden, daß das Wasser abgenommen hat, und nach längerer Zeit ist es ganz verschwunden. Die Wärme befördert die Ausdünstung sehr. Ein kleines Gefäß mit einer Flüssigkeit, auf den warmen Ofen gesetzt, wird in kurzer Zeit leer sein. Wollt ihr noch deutlicher sehen, wo das Wasser bleibt, so betrachtet einen Kessel auf dem Feuer, in dem Wasser siedet; der hohe Grad der Wärme löset auf einmal so viel von der Flüssigkeit auf, daß sie sichtbar als Dampf in die Höhe steigt.

Durch mancherlei Ursachen, besonders durch plötzliche Kälte, werden die in der Luft schwebenden Wassertheilchen wieder von derselben geschieden, zusammengezogen und dem Auge sichtbar. Die feuchten Dünste, z. B., die in einem Zimmer sich befinden, werden sichtbar an den Fensterscheiben, wenn es draußen kalt ist; man sagt: die Fenster schwitzen. Auf solche Weise entsteht auch der Nebel, der am häufigsten Abends und Morgens, und zwar im Frühlinge und Herbst öfter, als in den übrigen Jahrszeiten, sichtbar ist. Die graue, in einiger Entfernung undurchsichtige Masse ist Nichts, als wässerige Dünste, die sich nicht mit der Luft vermischt haben, sondern als kleine Wasserbläschen, den Seifenblasen ähnlich, wie man durch Vergrößerungsgläser erkennt, sichtbar in ihr umherschweben. Der Nebel senkt sich entweder zur Erde und löset sich in Wasser auf, oder er steigt in die Höhe und dann bildet er die Wolken, welche aber häufig auch erst oben in der Luft entstehen, indem sich dort erst die Dünste verdichten. Diese segeln eine Zeit lang in der luftigen Höhe umher, bald langsam und bedächtlich einherziehend, bald in stürmischer Eile dahinfliegend, je nachdem der Wind, dem sie gehorchen müssen, sie regiert. Sie überziehen mitunter wie eine graue Decke den ganzen Himmel, daß kein freundlicher Sonnenstrahl hindurchzudringen vermag; ein andermal erscheinen sie in den verschiedensten Gestalten, bald drohend, wie schwarze, auf einander gethürmte Berge, bald wie riesige Thiergestalten, die schnell ihre Formen ändern, bald sanft und lieblich, wie silberweiße Schäflein, die auf der großen Au des Himmels weiden. Auch ihre Farbe ist sehr mannigfach, und nicht selten bieten sie uns, von der Sonne beleuchtet, die schönsten Schauspiele dar. Denkt nur an die schwarzen Wolken, die ihr oft werdet gesehen haben, wenn die Sonne sie mit silbernem Rande säumt, oder an die Gold- und Purpurfarben des Morgen- und Abendrothes.

Endlich aber müssen sie ihr fröhliches Spiel am Himmel beschließen

und wieder zur Erde hernieder, von der sie aufgestiegen sind. Kälte und andere Ursachen nämlich verdichten die feuchten Dünste, aus welchen die Wolken bestehen, zu Tropfen, und diese zieht ihre Schwere zur Erde hernieder, — es regnet. Der Regen äußert sich aus mancherlei Ursachen, auf verschiedene Weise; entweder fällt er in dichten, ganz feinen Tropfen, die man kaum als solche erkennt, hernieder, und dann nennt man ihn Staubregen; oder er strömt in großen Tropfen zur Erde, und man heißt ihn Platzregen. Am häufigsten ist der Regen, dessen Tropfen weder so fein, wie beim Staubregen, noch so dick, wie beim Platzregen sind. Bisweilen, jedoch selten, ereignet es sich auch wohl, daß der Regen in ungeheuren Güssen, bei welchen gar nicht mehr von Tropfen die Rede sein kann, herunterstürzt, und das ist ein Wolkenbruch. Fällt Regen, wenn der ganze Himmel mit dicken grauen Wolken bedeckt ist, so pflegt er sich über eine sehr große Strecke zu verbreiten, Landregen; regnet es aber nur aus einer Wolke, so erstreckt er sich nicht weit, Strichregen. Scheint die Sonne einer regnenden Wolke gegenüber, so brechen sich ihre Strahlen — wie man das nennt — in den herunterfallenden Regentropfen, und es entsteht der schöne bunte Regenbogen. — Der Regen hört wieder auf, wenn entweder der größte Theil der Wolken sich in Wasser aufgelöst hat, oder wenn der Wind sie anders wohin treibt.

Um den Nutzen dieser Naturerscheinung zu begreifen, braucht ihr euch nur an einen Gewitterregen nach langer Dürre zu erinnern. Traurig ließen die mit Staub bedeckten Pflanzen auf den trocknen Feldern die Blätter hängen und waren dem Verwelken nahe; das Gras auf den Angern war gelb, und selbst die Blätter der Bäume hatten ihr frisches Grün verloren. Die Luft war heiß und ermattend; das Vieh schlich lechzend auf den trockenen Weiden umher; die Vögel verbargen sich still unter dem Laube, und auch der Mensch fühlte sich erschlafft und nicht aufgelegt zu rüstiger Arbeit. Da stiegen Wolken herauf, immer schwärzer färbten sie sich, immer höher thürmten sie sich auf einander, und nicht lange, so war der ganze Himmel von ihnen überzogen. Helle zackige Blitze zertheilten die finstere Decke, krachende Donner folgten schnell, und der Regen strömte hernieder. Nach einigen Stunden klärte es sich wieder auf, in den fliehenden Wolken malte sich der Regenbogen, und bald bedeckte die reinste Bläue den ganzen Himmel. Wie war jetzt die Natur verändert! Erquickend wehten die Lüftchen; erfrischt hoben die Gewächse die rein gewaschenen Blätter empor, an denen Millionen von Tropfen hingen, die im Strahle der Sonne wie Diamanten erglänzten; die Lerche erhob sich jubelnd wieder in die blaue Höhe, und tausend Vögel zwitscherten und sangen im frischen Laube der Bäume und Sträucher; überall war Munterkeit und Freude.

So erquickt also der Regen die Pflanzenwelt, die ohne ihn gar nicht gedeihen könnte. — In unserer Gegend und überhaupt in den gemäßigten Zonen regnet es zu unbestimmten Zeiten; in der heißen Zone aber fällt der Regen nur in der eigentlichen Regenzeit, die mehrere Monate dauert, und dann in ungeheurer Menge. In den kalten Zonen und auf hohen Bergen, wo es immer kalt ist, und bei uns im

Digitized by Google

Winter vertritt eine andere Naturerscheinung die Stelle des Regens, — der Schnee.

Ist es oben in der Luft, indem die wässerigen Dünste der Wolke sich verdichten, kalt, so bilden sich jene nicht zu Tropfen, sondern gefrieren sogleich, indem sie sich zusammenziehen, und fallen als Schnee herunter. Die Schneeflocken sind also wässerige Dünste, die von der Kälte erstarrten und zu Eis wurden, ehe sie sich in eigentliches Wasser auflösen konnten. Sie bilden, wie man am besten durch ein Vergrößerungsglas erkennt, mannigfaltige, sehr niedliche, regelmäßige Figuren, welche alle aus Sechsecken zusammengesetzt sind. Ist es recht kalt, so erscheint der Schnee in ganz kleinen Flocken; ist die Luft milder, so sind sie größer, weil dann mehrere Flocken sich an einander setzen.

Auch der Schnee hat großen Nutzen, denn einmal befeuchtet er eben so gut, als der Regen, die Erde, da er ja bei eintretender Wärme sich in Wasser auflöset, und macht sie für den künftigen Frühling fruchtbar; und sodann schützt er die junge Saat, die schon im Herbste zu keimen anfing, vor dem Froste. — Aber auch schön macht er die Natur im Winter. Möget ihr gleich grüne Wälder und blumige Gefilde lieber sehen, so freut ihr euch doch gewiß auch, wenn Berg und Thal, Feld und Wald mit dem reinen weißen Kleide angethan sind, und Alles im Sonnenstrahl wie Silber und Edelgestein flimmert und blitzt! Und kann man nicht auch, wenn Schnee liegt im Schlitten fahren, oder Schneemänner machen, die gar possierlich anzusehen sind? Und das ist doch auch ein Vergnügen!

Haben die wässerigen Dünste in der obern Luft sich zusammengezogen und zu Tropfen gebildet und gefrieren dann, so fallen sie als Eiskörner herunter, die man Hagel nennt. In den kältern Jahreszeiten sind diese nur klein, im Sommer aber oft sehr groß; man hat schon Beispiele, daß Hagelkörner gefallen sind, wie Taubeneier, ja wie Hühnereier groß, und hin und wieder sind Eisstücke, die einige Pfund schwer waren, aus der Luft herunter gefallen. Je höher die Wolke steht, aus der es hagelt, — denn das ist sehr ungleich, — desto größer werden die Körner, indem sich beim Herunterfallen, in der untern Atmosphäre, wo es wärmer ist, immer mehr Dunsttheilchen ansetzen, auch wohl mehrere Eisstücke an einander frieren. — Ein solcher Hagelschlag richtet, wie ihr leicht denken könnt, große Verwüstungen an, indem die Feldfrüchte dadurch vernichtet, ja wohl gar hin und wieder Thiere getödtet werden. Glücklicherweise aber erstreckt sich ein Hagelschauer nicht weit.

Mit den eben erläuterten Naturerscheinungen hängt auch noch die Entstehung der Quellen zusammen. Der Erdboden nämlich saugt eine große Menge Wasser ein, welches aus den von der Luft sich wieder ausscheidenden Dünsten, die als Nebel niedersinken, aus dem Regen und dem schmelzelden Schnee entsteht. Vorzüglich aber ist dies auf hohen Gebirgen der Fall, wo der ewige Schnee, der sie bedeckt, und von dem immer ein Theil schmilzt, eine bedeutende Wassermasse erzeugt. Freilich gefriert Vieles hievon wieder, ehe es in den Erdboden eindringen kann, und bildet nach und nach ganze Berge von Eis, die man Gletscher nennt; allein auch in diesen Eisbergen wird beständig wieder

Digitized by Google

durch die Wärme viel Eis in Wasser aufgelöst, was entweder schon hier Quellen bildet, oder von der Erde eingesogen wird und unterirdische Wasserbehälter und Wasserkanäle entstehen läßt, die in den Quellen auf der Oberfläche der Erde einen Ausgang finden. — Diese Quellen bilden Bäche, aus den Bächen werden Flüsse und aus diesen Ströme. Wie unentbehrlich sind diese Gewässer den Menschen! Aus ihnen schöpfen wir Wasser, das uns zu so manchen Bedürfnissen nöthwendig ist, sie machen die Erde fruchtbar, durch sie wird die Verbindung der Länder und daher Verkehr und Handel der Menschen befördert.

Alle Ströme senden ihr Wasser in's Meer, und es giebt ihrer viele Tausende, von denen manche an ihrer Mündung meilenbreit sind. Und dennoch wird das Meer nicht voller, — es würde ja sonst alle Länder überschwemmen. Das kommt daher, daß, so viel Zufluß an Wasser der Ocean erhält, so viel er auch wieder als Dünste in die Luft steigen läßt, und ist also ein ewiger Kreislauf des Wassers auf der Erde, in welchem auch kein Tropfen verloren gehen kann; und die Weisheit des Schöpfers hat es so geordnet, daß tausendfacher Segen daraus hervorgehe.

2. Das Erdbeben.

Eine Naturerscheinung, groß und furchtbar, den Menschen mit Schrecken und Entsetzen erfüllend, ist das Erdbeben. Wie gräßlich, wenn der Boden unter den Füßen der Menschen wanket, wenn er in jedem Augenblicke zerreißen und sich ihm zum Grabe öffnen kann, dessen Schrecken er vielleicht noch empfindet, wenn es ihn schon aufgenommen hat; wenn das schützende Dach seiner Hütte, in der er friedlich zu leben hoffte, herabzustürzen und ihn zu zermalmen droht. Wohl muß da der Mensch erkennen, wie ohnmächtig er sei gegen die Gewalt der Natur, aber auch tief empfinden, wie allein das Vertrauen auf den Allmächtigen ihn trösten könne, der diese Gewalten lenkt mit seiner starken Hand, und dessen ewige Weisheit auch da waltet, wo sie uns unergründlich und verborgen ist.

Die Ursache und Veranlassung dieser gewaltigen Naturerscheinung vermochte des Menschen Geist zu ergründen, doch nicht ihren Zweck zu erforschen; das ist ihm zu hoch, er kann es nicht begreifen. Der Glaube aber blickt ruhig empor zum Himmel, auch wenn die Erde wanket; er preiset auch da anbetend, tief anbetend Gottes Güte und Liebe, wo sie ihm in schreckender Gestalt erscheint.

Der Grund des Erdbebens ist unterirdisches Feuer. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß manche Stoffe, besonders mit Feuchtigkeit verbunden, von selbst in Hitze gerathen und sich zuletzt entzünden. Feuchtes Heu, fest zusammen gepackt, geräth in Brand. Eben so entzünden sich Eisentheile, wenn sie mit Schwefel und wässerigen Theilen vermischt sind, von selbst. Von diesen ebengenannten Stoffen, Eisentheilen und Schwefel, giebt es unter der Erde ungeheuer große Schichten, welche, sobald Wasser hinzutritt, sich entzünden. Steinkohlenlager, die sich ebenfalls reichlich unter der Erde befinden, geben dem Feuer

Digitized by Google

Nahrung genug, und so entsteht ein ungeheurer Brand. Durch das Verbrennen dieser Stoffe werden aber starke Dämpfe entwickelt, die irgendwo einen Ausgang suchen. Denn die Dämpfe sind sehr elastisch, d. h. sie lassen sich sehr zusammenpressen, aber nur bis auf einen gewissen Grad, dann dehnen sie sich mit außerordentlicher Gewalt wieder aus, und desto mehr sie zusammengepreßt waren, mit desto ungeheurer Kraft zersprengen sie Alles, was sie beschränken will. Auf diese Eigenschaft der Dämpfe gründen sich ja auch die neuerlich erfundenen Dampfmaschinen, die jetzt auf so vielfache Weise angewendet werden, um die schwersten Lasten fortzubewegen. Man läßt nämlich durch ein großes Feuer Wasser sich in Dämpfe auflösen, schließt diese Dämpfe ein, bis sie sich so angehäuft haben, daß sie sich nicht weiter zusammendrücken lassen, und wendet sie dann an. — Haben nun die unter der Erde eingeschlossenen Dämpfe eine solche Kraft erreicht, die ihnen die Zusammenpressung verliehen hat, so sprengen sie mit Gewalt die Oberfläche der Erde, damit sie einen Ausweg gewinnen. Während sie noch kämpfen, sich aus ihrem Kerker zu befreien, ertönt ein unterirdischer Donner oder ein heftiges Geklirr; der Erdboden wird erschüttert, er zittert, schwankt, bewegt sich, wie Wellen im Meere, auf und nieder; es erfolgen die heftigsten Stöße; hie und da stürzt er ein, da es unter ihm hohl geworden ist; Hügel sinken in den Abgrund, und an andern Stellen heben sich neue Berge empor; Seen verschwinden und werden ausgefüllt, und an deren Stelle bilden sich neue Gewässer; dicker Schwefeldampf steigt aus der geborstenen Erde hervor, und Feuerflammen scheinen von der Erde ausgespieen zu werden. Oft erheben sich auch heftige Gewitter, welche die Schrecken noch erhöhen. So tobt es fort unter und über der Erde, bis die unterirdischen Mächte irgendwo einen Ausgang gefunden haben. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den feuerspeienden Bergen.

Um einigermaßen einen Begriff von dieser Erscheinung zu geben, ist im Folgenden das Erdbeben beschrieben, welches im Jahre 1755 Lissabon verwüstete.

Wie in London, so blühte der Handel vor dem Erdbeben in Lissabon. Auf sieben Hügeln prangte die Stadt, und wunderschön war sie vom Tajostrom anzuschauen. Von der Stadt aus sah man den glänzenden Wasserspiegel, auf dem die Segel seefahrender Nationen im Winde flatterten. Jenseit des Tajo breitete sich ein lachendes Landschaftsgemälde aus; in den gesegneten Fluren lagen glückliche Städte und wohlhabende Dörfer. Lissabon selbst war von einer alterthümlichen Mauer umringt, auf der sich siebenundzwanzig Thürme erhoben.

Von einem der höchsten Berge leuchtete eine Riesenburg, nach arabischer Weise erbauet, in's Thal hernieder. Außer der prachtvollen Kathedralkirche zählte die Stadt noch vierzig andere Kirchen; Mönchs- und Nonnenklöster, Kapellen waren in verschiedenen Gegenden vertheilt. Die Lage des königlichen Palastes war überaus schön; denn aus seinen Fenstern übersah man die vor Anker liegende zahlreiche Flotte und die in dem mächtigen Hafen aus allen Weltgegenden ankommenden oder dahin segelnden Schiffe.

Aber Lissabon's Herrlichkeit sollte untergehen und in seinem alten

Glanze nicht wieder auferstehen. Der erste November des Jahres 1755 war für die Hauptstadt ein Tag der Verwüstung und des Entsetzens. Tausende, die sich am Morgen des Lebens noch freueten, waren erschlagen, verbrannt, ertrunken, ehe der Abend grauete; die prächtigsten Paläste lagen in Trümmern umhergestreut.

Dies Erdbeben zeigte sich in einer ungeheuren Ausbreitung und wurde in Europa, Asien und Amerika verspürt. Aber am härtesten sollte Lissabon von ihm heimgesucht werden.

Am Morgen des jammervollen Tages kündigte es kein Zeichen in der Natur an, wie schrecklich der Abend enden werde. Der Himmel war heiter, die Sonne glänzte, es regte sich kein Lüftchen, und dem verderblichen Sturme ging eine sichere Ruhe vorher.

In andachtsvollen Gebeten war die Volksmenge um die Altäre niedergesunken; eine religiöse Feier durchdrang am Feste aller Heiligen die Seelen der Gläubigen, als sich etwa um zehn Uhr in den Straßen ein donnerähnliches Rollen vernehmen ließ. Darauf folgte ein Stoß und ein Schwanken und Wogen des Erdbodens. Mehr bedurfte es nicht, um Kirchen, Paläste und Hütten in Schutthaufen zu verwandeln. Für Tausende waren die eingestürzten Wohnungen ein Grab geworden, wo sie unter Balken und Mauerwerk verschüttet lagen.

Den Tumult, das Gedränge, das laute Geschrei und Wehklagen, was die Tempel erfüllte, die das Erdbeben noch verschont hatte, den raschen Uebergang von der stillen Andacht zu dem Todesschreck kann ich euch nicht beschreiben.

Der erste Erdstoß warf das Haus der Inquisition um, in dem viele Unschuldige gerichtet wurden, als ob Gott diese Stätte ungerechter Grausamkeit vertilgen wolle. Der königliche Palast mit allen seinen Kostbarkeiten war verschwunden. Mit einem Schlage waren alle Bewohner in dem prächtigen Jesuitercollegio getödtet, als das Gebäude einstürzte.

Tausende hatten sich auf den öffentlichen Plätzen versammelt und hofften da Rettung zu finden; aber sie fanden sie nicht. Ein Hagel von Ziegeln, Balken und großen Werkstücken fiel auf sie nieder, zerschlug und zerquetschte sie. Kinder, Greise und Kranke wurden in ihren Wohnungen verschüttet; man konnte den Schutt nicht wegräumen, um zu ihnen zu kommen. Hinterher fand man sie unversehrt, an der Qual des Hungertodes verschmachtet. Noch Andere eilten dem Tajo zu, um auf Kähnen und Fahrzeugen das Leben zu retten; aber auch diese letzte Hoffnung ging ihnen verloren. Der Strom war, durch ein unbegreifliches Wunder, zu einer Höhe von vierzig Fuß gestiegen. Die noch verschonten Häuser und die Ruinen wurden überschwemmt. Wie Viele kamen in den Wogen um. Ein Damm, auf dem hundert Menschen standen, versank mit ihnen. Eben so plötzlich, als die Fluth entstand, verschwand sie wieder. Die Schiffe standen auf schlammigem Boden. Böte wurden verschlungen; Felsen, die man sonst nie sah, ragten in die Höhe. Die See thürmte sich auf, Wellen spritzten weißen Schaum in die Luft. Es schien, als ob der Boden, auf dem die Stadt stand, verschlungen werden sollte. Jetzt zeigte sich ein neuer Feind mit gräßlicher Zerstörungswuth. Es entstand ein Orkan, der finstere Staub-

Digitized by Google

wolken in die Luft trieb und das Licht des Tages verdunkelte. „Sollte das jüngste Gericht angehen?“ so fragten Viele mit leichenblassem Gesichte, die dem Tode entronnen waren — sie zitterten.

Ein zweiter Erdstoß folgte, der mehrere Minuten anhielt. Häuser wankten, wie die schlanken Bäume im Sturmwind, mehrere fielen zusammen. Ein dritter Stoß war so erschütternd, daß man sich nicht auf den Beinen halten konnte, man mußte sich niederwerfen oder knien. Hier, wie an die Erde gebunden, mußte man es abwarten, was die kommende Minute über Leben und Tod, über gesunde oder zerschlagene Glieder entscheiden werde.

Der Sturm war der Vorbote einer Feuersbrunst, die er anwehete und schnell weiter verbreitete. Ehe die Nacht anbrach, standen die Trümmer der zerstörten Stadt in Flammen, um den übrig gebliebenen Rest in Asche zu verwandeln. Wer konnte löschen? wer wollte retten, was noch zu retten war? Niemand. Das Leben stand im höchsten Preise; für Irdisches wagte man es nicht. Acht Tage wüthete die Alles verzehrende Flamme, und statt der thurmreichen, mächtigen Stadt sah man Aschenhaufen, schwarz angelaufene, rußige Steinmassen.

Tausende seufzten nach Brot, um den quälenden Hunger zu stillen. Zahllose Thränen flossen um die vermißten Eltern, die entrissenen Kinder, Wohlthäter und Freunde. Ein anhaltender Regen und Kälte vergrößerten das Ungemach aller derer, die, ohne Obdach, unter freiem Himmel seufzten. Viele, die mit dem Leben davon gekommen waren, starben bald nachher an den Folgen des Hungers, der Erkältung, des Schrecks und der Angst. An 40,000 Menschen waren bei dem Erdbeben umgekommen.

Nach Müller (die Wunder der Natur).

3. Der Regenbogen.

Nützliches, Wohlthätiges und Unentbehrliches, was zur Nahrung, zur Bekleidung und zum Obdach, überhaupt zur Erhaltung der lebenden Geschöpfe gehört, finden wir in der ganzen Natur. Das Wasser löscht unsern Durst; für uns wachsen allerlei Früchte, um uns zu sättigen; wir finden Materialien zu unserer Bekleidung und zum Bau unserer Wohnungen. Eine allmächtige Hand reicht uns Alles dar, was wir bedürfen.

Aber auch Schönes, Großes und Herrliches hat Gott geschaffen, was wir mit staunendem Entzücken betrachten, was unsere Bewunderung erregt und unsere Herzen mit Freuden erfüllt. Der Glanz des Sternenhimmels, die Morgen- und Abendröthe, die verschiedenen Gestalten und Farben der Wolken, das schöne Grün der Wiesen und Blätter an den Bäumen, die Blüthen und Blumen zeigen uns eine Schönheit und Pracht, die uns rührt und bewegt und unsere Seele zu Gott in dankbarer Anbetung erhebt, der sein großes Schöpfungswerk so herrlich und unnachahmlich geschmückt hat. Der mit Vernunft begabte Mensch ist es auf der Erde allein, der dies Schöne, Erhabene und Göttliche empfinden und denken kann.

Digitized by Google

Zu diesen Schönheiten in der Natur, die wir zu gewissen Zeiten wahrnehmen, rechne ich auch den vielfarbigen Regenbogen. Man muß staunen, wenn man bedenkt, daß er durch Regentropfen entsteht, die aus den Wolken zur Erde niederfallen, in denen sich die Lichtstrahlen brechen, welche ihm diese verschiedenen Farben geben. Immer freut ihr euch, wenn ihr den großen, glänzenden Bogen über euch in der Luft ausgespannt erblickt, der mit seinen beiden Enden die Erde berührt.

Wenn ihr darauf gemerkt habt, so erscheint euch der Regenbogen nur dann, wenn euch die Sonne im Rücken steht und in den Regen vor euch seine Strahlen fallen läßt. Immer also der Sonne gegenüber erscheint der Regenbogen, des Abends in Osten, des Morgens in Westen, in Süden nur im Winter, wenn die Sonne niedrig steht. Er zeigt desto hellere Farben, je dunkler die dahinter stehende Wolke ist. Es sind nicht die Dünste der Wolken, sondern wirkliche Tropfen, die ihn bilden. Die Hauptfarben des Regenbogens sind: violett, indigoblau, hellblau, grün, hellgelb, orangengelb, roth, außerdem aber noch alle Farben, die durch den Uebergang von einer zur andern entstehen.

Bisweilen zieht sich um den Hauptregenbogen in gleich weiter Entfernung von ihm ein Nebenregenbogen, dessen Farben von jenem in verkehrter Richtung liegen; seltener entsteht auch ein dritter Regenbogen, dessen Farben wieder so auf einander folgen, wie wir sie in dem Hauptregenbogen sahen. Der Nebenregenbogen zeigt uns mattere Farben, und bei dem dritten sind sie am schwächsten.

Wenn nicht an allen Seiten eine Wolke regnet, so erblickt man nur da Stücke von einem Regenbogen, wo Regentropfen niederfallen, und diesen nennt man Regengalle.

Bei großen Wasserfällen, wo viele Dünste die Luft erfüllen, sieht man, wenn man ebenfalls die Sonne im Rücken hat, vor sich die schönsten Regenbogen, die das erhabene Schauspiel der Natur, wie bei dem Niagarafall, der alles Denken so mächtig erschüttert, noch mehr verschönern.

Wenn die Sonnenstrahlen von einer ruhigen, stillen Wasserfläche zurück in den niederfallenden Regen geworfen werden, so entsteht auch ein Regenbogen, doch mit dem Unterschiede, daß die Farben in ihm gerade in verkehrter Richtung, wie bei einem wirklichen Regenbogen liegen.

Wenn das Meer stürmt, und die Wellen in Tropfen und Dünsten aufsteigen, dann erzeugen die Sonnenstrahlen oft zwanzig, dreißig Regenbogen zugleich, deren Farbe gegen die Sonne gelb und gegen das Meer blaßgrün ist.

Das Mondlicht in der Nacht bildet bisweilen auch Regenbogen; sie sind aber sehr blaß und nur weiß oder gelb.

Alle Regenbogenfarben spiegeln sich des Morgens in den kleinen Thautröpfchen, die funkelnden Sternchen gleichen und den Fluren und Wiesen eine unnachahmliche Pracht leihen. Der kostbarste Diamant funkelt dann nicht so schön, als diese Tropfen, von denen die Pflanzen und Halme überstreut zu sein scheinen.

Man sieht mit jedem Augenblicke einen neuen Regenbogen, weil die Regentropfen hinter einander im beständigen Fallen sind, und die

Digitized by Google

Farben von immer neuen Tropfen gebildet werden; aber wir nehmen diesen Wechsel nicht wahr, weil in die Stelle eines jeden fallenden Tropfens wieder ein anderer tritt.

Steht man auf einer weit über den Horizont erhabenen Höhe, oder der Regenwolke nahe genug, so erscheint der Regenbogen als ein völlig runder Kreis. Wir sehen ihn nur als einen Halbkreis. Je tiefer die Sonne des Morgens oder am Abend steht, desto kleiner erscheint auf der Erde der Regenbogen; je höher sie sich aber am Himmel erhoben hat, desto größer zeigt sich uns das Stück vom Regenbogen. Jeder Sonnenstrahl besteht aus sieben Farben und zertheilt sich in dieselben, wenn er in einem durchsichtigen Körper gebrochen wird. Dieses sieht man schon an einem Glase Wasser, wenn die Sonne darauf scheint, noch mehr aber durch ein dreiseitig geschliffenes Glas, das man ein Prisma nennt. Läßt man das Sonnenlicht durch ein solches Glas in ein dunkles Zimmer fallen, so zeigen sich die schönsten bunten Farben, die sich auch an dem Regenbogen zeigen.

Man kann sich eine sinnliche Vorstellung von dem Regenbogen machen, wenn man eine gläserne Kugel mit Wasser anfüllt und auf sie unter einem gewissen Winkel die Sonnenstrahlen fallen läßt, dann erblickt man auf einer weißen Wand, welche die gefärbten Lichtstrahlen auffängt, im Kleinen einen farbigen Regenbogen.

Uns muß es genügen, die Werke eines höhern Geistes mit Anbetung und Bewunderung seiner Größe zu betrachten, wenn es unserm schwachen Verstande auch nicht vergönnt ist, das Wie und Warum zu begreifen. Das soll uns demüthig und bescheiden machen, daß wir mit unserer Kindesweisheit nicht Prahlerei treiben. Ach, wir wissen gar nicht viel!

Müller (die Wunder der Natur).

4. Das Weltgebäude.

Ihr Alle, liebe Kinder, seid wohl schon einmal an einem heitern Tage so lange im Freien gewesen, bis die Dunkelheit kam, und die freundlich glänzenden Sterne am Himmel heraufzogen. Die Sonne, welche den Tag über in blendender Strahlenpracht am Himmel ihren Lauf vollendet, senkte sich nach Westen zum Untergange; immer milder wurde ihr Glanz, und wie eine glühende Kugel entschwand sie am Horizonte. Ihre Strahlen aber blieben noch eine Zeitlang am Himmel sichtbar und färbten die Wolken, die sich in Westen gelagert hatten, zur höchsten Pracht. Golden und purpurn erglänzten sie in den mannigfachsten Schattirungen, die sich vielfach veränderten, bis die erbleichenden Farben endlich erloschen, und Dunkelheit nach und nach den Himmel einnahm.

Da blitzte, zuerst nur dem aufmerksamen Auge sichtbar, ein leuchtender Punkt am Himmel auf, und es schaute so lieblich ein Stern mit dem freundlichen Aeuglein durch die Finsterniß hernieder. Bald erschien hier noch einer, dort wieder einer, und nicht lange, so glänzte es überall an dem großen dunkeln Gewölbe des Himmels von diesen

Digitized by Google

freundlichen Lichtern, einige nur mild aufleuchtend, andere hell blitzend; und je länger das Auge hinblickte, desto mehr traten hervor aus der Finsterniß. In Osten war indessen der Mond heraufgeschwebt mit seinem rothen, feurigen Angesichte, das sich jedoch mehr und mehr aufheiterte zum hellen, milden Glanze, je höher er stieg, und das Dunkel verschwand, und die schwächer schimmernden Sterne schienen zu erlöschen vor dem sie überstrahlenden Lichte.

Ist euch aber, wenn ihr aller dieser Herrlichkeit euch freutet, nie die Frage eingefallen: was sind denn alle diese glänzenden Lichter des Himmels, und warum leuchten sie so freundlich durch die Nacht? — Auf diese Frage soll euch hier Antwort gegeben werden; und wenn ihr sie beherzigt, dann werdet ihr noch einmal so gern den gestirnten Himmel betrachten und mehr an ihm sehen, als bloße Lichter, die des Nachts uns leuchten sollen, nämlich lauter Zeichen von der Allmacht und Weisheit und Güte unsers Gottes.

1. Von der Erde und der Sonne.

Um die Beschaffenheit der Sterne desto leichter zu begreifen, müssen wir erst über das Wesen unserer Erde Aufschluß haben.

a) Von der Gestalt und Größe der Erde.

Unsere Erde ist nicht, wie ihr vielleicht meinen möchtet, wenn ihr von irgend einem Standpunkte aus um euch her schauet, eine große runde Fläche, auf welcher, wenn nicht Berge die Aussicht hindern, ringsum das hohle Himmelsgewölbe ruhet; denn wenn ihr dorthin gehet, wo die Erde mit dem Himmel zusammenzustoßen scheint, so breitet sich von neuem eine große Fläche vor euch aus, und der untere Theil des Himmelsgewölbes, der die Erde zu berühren scheint, ist wieder eben so weit von euch entfernt, als früher; und so geht es immer, ihr mögt wandern, so weit ihr wollt. Unsere Erde ist daher, — daraus erklärt sich jene Erscheinung, — eine große Kugel, rings umher bedeckt mit Wasser und Land, mit Bergen und Thälern und Ebenen, und rings umher leben und freuen sich Menschen und Thiere. Und wo man auch sein mag, hat man die Erde unter und den Himmel über sich, und kann also hinsichtlich der Erde nie die Rede sein von unten oder oben.

Daß dem wirklich so sei, hat uns die Erfahrung gelehrt. Denn, wenn man von einem Orte ausgeht und immer in gerader Richtung fortreiset, so kommt man endlich von der andern Seite her wieder nach dem Orte zurück, von dem man ausgegangen ist. Eine solche Reise in ganz gerader Richtung, also bald zu Lande, bald zu Wasser, zu machen, würde nun aber die größten Unbequemlichkeiten haben; daher reiset man lieber immer zu Wasser, und auf solche Weise haben schon viele Seefahrer die Reise um die ganze Erde gemacht, unter welchen ihr euch einen der berühmtesten, den englischen Schiffscapitain Cook merken könnt. Wie groß aber unsere Erdkugel sei, davon könnt ihr euch einen ungefähren Begriff machen, wenn ihr erfahrt, daß eine solche Reise gewöhnlich über drei Jahre dauert.

Diese ungeheure Kugel, auf der wir uns unsers Lebens freuen,

Digitized by Google

schwebt in demselben ungeheuren Weltraume, von dem wir in dem gestirnten Himmel über uns nur einen Theil sehen, und der sich auch über die entgegengesetzte Hälfte unserer Erde ausbreitet und auch dort mit zahllosen Sternen besäet ist. Könnten wir zu einem der Sterne, die Abends uns leuchten, uns emporschwingen, so würde uns unsere Erde nicht anders erscheinen, als ein freundlich glänzendes Licht mitten unter den andern zahllosen Lichtern des Himmels; und Gottes Allmacht, die sie schuf, ist es auch, die sie schwebend erhält.

b) Von der Sonne.

Ehe von der Erde weiter die Rede sein kann, müssen wir erst von der Sonne Etwas erfahren, denn beide stehen mit einander in genauer Verbindung; und wie viel himmlische Gestirne auch freundlich auf unsere Erde herniederblicken, so ist uns doch keins so lieb, als die Sonne, denn sie ist es ja, welche die Finsterniß, welche sonst beständig uns einhüllen würde, vertreibt und das glänzende Morgenroth und den hellen Tag heraufführt und so allein uns möglich macht, der tausendfachen Schönheiten der Natur uns zu freuen. Ja ohne sie würden gar keine lebendigen Geschöpfe auf der Erde sein können; denn gäbe sie nicht die belebende Wärme, so würde ein ewiger Winter auf ihr herrschen, in dem kein Gewächs aus der Erde keimen, und keine Menschen und Thiere ausdauern könnten.

Daß aber die Sonne ebenfalls eine ungeheure Kugel, wie unsere Erde, sei, die frei im Himmelsraume schwebt, wird euch nun von selbst einleuchten. Nur ist sie noch viel, viel größer; und wenn sie uns nicht größer, als eine Scheibe erscheint, so kommt das von ihrer weiten Entfernung von der Erde; denn es wird euch ja nicht unbekannt sein, daß, je weiter ein Gegenstand von uns entfernt ist, desto kleiner er uns erscheint. Sieht doch schon ein Thurmknopf, der nur 2—300 Fuß hoch steht, obgleich er beinahe so groß ist, wie ihr, so klein aus, daß man meinen sollte, ihn mit der Hand umspannen zu können. Die Sonne aber ist so weit von uns entfernt, daß, wenn auf derselben eine geladene Kanone nach der Erde zu abgefeuert würde, die Kugel, wenn sie auch in stets gleichbleibender Geschwindigkeit, in welcher sie in einer Minute anderthalb Meilen durchfliegt, sich fortbewegte, doch erst nach 25 Jahren bei uns ankommen könnte. Wenn ihr diese ungeheure Entfernung erwägt, so wird es euch freilich wunderbar, aber nicht unglaublich vorkommen, daß die Sonne so groß ist, daß, wenn sie eine hohle Kugel wäre, und die Erde sich in ihrem Mittelpunkte befände, der Mond, der doch auch 50,000 Meilen von uns entfernt ist, in dieser hohlen Sonnenkugel sich um die Erde bewegen könnte, und von der Bahn des Mondes bis an die innere Fläche der Sonne noch eben so weit sein würde, als vom Monde bis zur Erde. Nicht wahr, die Betrachtung der Größe der einen Sonne allein erfüllt euch mit Bewunderung und Erstaunen vor der Allmacht Gottes, die sie aus dem Nichts hervorgehen ließ? Aber ihr werdet späterhin erfahren, daß es noch Tausende von Sternen giebt, die ebenso groß und noch viel größer sind, als die Sonne.

Da die Erfahrung euch gelehrt hat, daß die Sonne Licht und Wärme ausströmt, so denkt ihr vielleicht, sie sei eine ungeheure Feuer

Digitized by Google

kugel, auf der keine Geschöpfe leben können. Indessen die Sonne erwärmt uns nicht, weil sie selbst heiß ist, — etwa wie ein Ofen, der im Winter ein kaltes Zimmer erwärmt; — denn dann müßte es um so wärmer auf der Erde werden, je näher sie der Sonne kommt, und die Gegenden, die ihr näher sind, also die höchsten Berge, müßten die meiste Hitze haben. Das ist nun aber gerade umgekehrt der Fall; denn bei uns ist es am wärmsten, wenn die Erde am weitesten von der Sonne entfernt ist; und auf den höchsten Bergen ist es so kalt, daß sie beständig mit Eis und Schnee bedeckt sind. Es ist demnach am wahrscheinlichsten, daß die Sonnenstrahlen nur dadurch die Erde erwärmen, daß sie die Wärme, die in derselben verborgen, oder unentwickelt liegt, entwickeln, indem sie durch die Luft gehen, welche die Erde von allen Seiten umgiebt; und je dünner diese Luft ist, desto weniger Wärme erzeugen sie, weßhalb auf den höchsten Bergen die größte Kälte herrscht, weil dort die Luft am dünnsten ist. Je höher aber die Sonne am Himmel steht, desto gerader (senkrechter) also ihre Strahlen herunterfallen, desto wärmer ist es auf der Erde; die Wärme läßt in demselben Grade nach, in welchem sie schräger fallen. Daher ist es Mittags wärmer, als Abends und Morgens, und im Sommer wärmer, als im Winter; denn des Mittags um 12 Uhr steht die Sonne für den Tag am höchsten, und im Sommer kommt sie wieder weit höher herauf, als im Winter.

c) Von der Bewegung der Erde.

Tageszeiten und Jahreszeiten.

Wie geht es nun aber zu, daß die Erde, die doch eine Kugel ist, an allen Seiten erleuchtet und erwärmt wird, und daß wir die Sonne bald höher, bald niedriger am Himmel stehen sehen, oder mit andern Worten, Tag und Nacht, Sommer und Winter haben?

Urtheilet ihr nach dem Augenscheine, so werdet ihr sagen: die Sonne läuft um die Erde; denn Morgens sehen wir sie in Osten auf-, Abends in Westen untergehen, und am folgenden Morgen kommt sie wieder an dem entgegengesetzten Punkte in Osten hervor; sie hat aber das Jahr hindurch nicht immer ganz dieselbe Bahn, sondern kommt die eine Hälfte des Jahres immer höher am Himmel herauf, und die andere Hälfte bleibt sie in demselben Verhältnisse immer weiter zurück.

Allein dies ist eine bloße Täuschung. Nicht die Sonne läuft um die Erde, — die Sonne steht an ihrem Orte still und dreht sich nur immer um sich selbst herum, — sondern die Erde läuft um die Sonne, indem sie sich dabei immer um sich selbst dreht. Gelehrte Männer haben dies freilich erst vor etwa 300 Jahren herausgebracht und durch mancherlei Gründe außer Zweifel gesetzt. Ihr werdet nicht sagen: „wir sehen doch mit unsern Augen die Sonne sich bewegen," wenn ihr euch ähnlicher Erscheinungen erinnert, bei welchen ihr die Täuschung zu erkennen im Stande seid. Seid ihr wohl schon einmal auf einem Schifflein gefahren, welches sanft und ruhig auf dem glatten Wasserspiegel dahinschwamm? Wenn ihr da auf den Boden des Kahnes oder auf

Digitized by Google

einen euch gegenüber Sitzenden sahet, kam es euch nicht vor, als wenn das Schiff mit euch still stände, und, schautet ihr hinaus nach den Bäumen und Sträuchern des Ufers, sah es nicht aus, als wenn sie davonliefen? Eben so ist es mit der Erde und der Sonne. Weil Alles auf der Erde sich mit dreht, und die Bewegung rasch und ohne Hinderniß vor sich geht, merken wir Nichts davon, und wir meinen, die Sonne bewege sich.

Tag und Nacht, Sommer und Winter entstehen also durch die Bewegung der Erde. Diese ist, wie schon angedeutet, eine zweifache: einmal bewegt sie sich um sich selbst oder um ihre Achse.

Wenn wir uns die Erde als eine sich drehende Kugel denken, so können wir zwei entgegengesetzte Punkte auf ihr bezeichnen, zwischen welchen gleichsam sie sich umdrehet. Diese beiden Punkte nennt man die Pole, den Nord= und Südpol. Von einem Pole zum andern denkt man sich eine Linie mitten durch die Erde gezogen, und diese heißt die Erdachse. Wiederum denkt man sich eine Linie, die um die ganze Erde läuft, von jedem Pole gleich weit entfernt, und dies ist der Aequator.

Stände die Erde still, so könnte, da auch die Sonne nicht um sie herumläuft, immer nur eine Seite derselben erleuchtet sein; die Menschen, welche auf der gegen die Sonne gerichteten Hälfte wohnten, hätten immer Tag, die auf der andern Seite lebenden, immer Nacht. Aber die Weisheit und Liebe Gottes hat es besser bedacht und ein einfaches Mittel gefunden, allen Menschen auf dem Erdboden das freundliche Licht zu schenken. Die Erde muß sich ewig um ihre Achse drehen, und auf diese Weise wird stündlich ein Theil der eben der Sonne zugewandten Seite dem Anblick derselben entzogen, und ein Theil der von der Sonne abgekehrten Hälfte in's Bereich ihrer Strahlen geführt; dort sagt man, die Sonne gehe unter, hier, sie gehe auf. In 24 Stunden hat die Erde die ganze Bewegung um ihre Achse vollendet, folglich rings umher Tag und Nacht gehabt.

Indem die Erde sich um sich selbst dreht, wälzt sie sich zugleich immer weiter fort und läuft in einer ungeheuren, fast kreisrunden Bahn um die Sonne. Ihr dürft aber nicht denken, daß sie dabei langsam fortrücke; dazu hat sie nicht Zeit, indem sie in einem Jahre, d. h. in 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden ihren ganzen Weg zurückgelegt haben muß, der doch etwas über 126 Millionen Meilen lang ist. Sie fliegt daher mit einer so ungeheuren Schnelligkeit, welche die Geschwindigkeit des Fluges einer abgeschossenen Kugel bei weitem übertrifft, daß sie in einer Secunde 4 Meilen macht.

Stände die Erde bei ihrem Laufe um die Sonne so, daß die Erdachse eine senkrechte Linie zur Sonne bildete, daß also die Gegend der Erde, um welche der Aequator geht, immer auf gleiche Weise der Sonne zugekehrt wäre, und Nordpol und Südpol immer in gleicher Richtung von der Sonne sich abwendeten, — so würde der mittlere Theil der Erde das ganze Jahr hindurch die größte Hitze haben, vor der Bäume und Blumen und alle Gewächse verschmachten müßten, während in der Nähe der beiden Pole ein ununterbrochener Winter stets Eis und Schneemassen auf einander thürmte. Denn bei diesem Stande der Erde würden die Sonnenstrahlen auf den Aequator senkrecht scheinen und nach

Digitized by Google

den beiden Polen zu immer schräger. Zugleich würde auch auf der ganzen Erde der Tag 12 Stunden und die Nacht 12 Stunden lang sein; an den beiden Polen aber würde man die Sonne nur am Rande des Horizontes stehen sehen. — Das ist jedoch nicht der Fall, und auf sehr einfache Weise geschieht es, daß auch in den heißesten Gegenden der Erde Kühle und Erfrischung nicht mangelt, und auch in den kältesten Ländern ein fröhlicher, wenn gleich kurzer Sommer seine milden Segnungen verbreitet.

Die Erde hat nämlich eine solche Richtung, daß ihre Achse schief oder schräg zur Sonne steht, und daher kommt es, (was euch freilich ohne eine Zeichnung oder sonst Etwas zur Versinnlichung nicht vollkommen klar werden wird) daß die eine Hälfte des Jahres der Nordpol, die andere Hälfte der Südpol mehr der Sonne zugewandt ist. Nun fallen also die Sonnenstrahlen bald auf die nördliche, bald auf die südliche Halbkugel senkrechter, bald wird es daher dort, bald hier wärmer, — es wechseln die Jahreszeiten, welche auf den beiden Hälften der Erde immer einander entgegengesetzt sind.

Freilich bleibt es auf dem mittlern Theile unsers Weltkörpers, unter dem Äquator, immer wärmer, als es sonst irgendwo ist, und von einem Winter oder einer kalten Jahreszeit kann hier gar nicht die Rede sein; nach den Polen zu herrscht dagegen die größte und längste Kälte; aber durch den Wechsel größerer und geringerer Hitze und des Sommers und Winters wird es doch möglich, daß fast überall Menschen und Thiere den Erdball bewohnen können.

Mit den Jahreszeiten verhält es sich so, daß in der mittlern Gegend der Erde, nördlich und südlich vom Äquator nur zwei, eine heiße Jahreszeit ohne Regen mit einer fast ununterbrochenen Regenzeit abwechselt; diese Gegend der Erde nennt man die heiße Zone. Nördlich und südlich davon beginnt die gemäßigte, in der auch wir wohnen; hier giebt es vier Jahreszeiten; und noch weiter nach Norden und Süden, nach dem Nord- und Südpole zu, in der kalten Zone, sind wieder nur zwei Jahreszeiten, ein langer Winter und ein kurzer, aber oft sehr warmer Sommer.

Der Unterschied der Tage und Nächte ist in der heißen Zone am unbedeutendsten, nur ein paar Stunden; je weiter nach Norden und Süden, desto bedeutender wird er, und es giebt daher Gegenden, in welchen an den längsten Tagen die Sonne nur eine Stunde lang untergeht, und an den kürzesten nur eine Stunde lang am Himmel sichtbar ist. Ja in der äußersten kalten Zone dauert der Tag Wochen und Monate lang, und eben so die Nacht, die aber nicht immer vollkommen finster ist.

Wenn wir den 21. März schreiben, dann steht die Erde so zur Sonne, daß die Sonnenstrahlen senkrecht auf den Äquator fallen; dann ist bei uns und überall die Nacht dem Tage gleich; es fangen an mildere Winde zu wehen; Eis und Schnee sind gewöhnlich schon verschwunden, und nach und nach beginnt es zu keimen und zu grünen und zu blühen auf Feldern, in Gärten und Waldungen; Störche und Schwalben und Nachtigallen und andere muntere Vöglein kehren zurück aus fernen Ländern, in welche der Winter sie verscheuchte, in ihre Heimath; ihr

Digitized by Google

fröhlicher Gesang begrüßt den Frühling, der jetzt all' seine Pracht und Herrlichkeit auf unsern Fluren ausgebreitet hat, und Alles dankt dem guten Gott, der zu unserer Lust ihn sandte. — Die Leute aber, welche auf dem entgegengesetzten Theile der Erde, auf der Südhälfte wohnen, (so viel, als auf der Nordhälfte, wohnen dort nicht; warum? werdet ihr wissen, wenn ihr die Karte von den 5 Welttheilen anschauet) haben ihr Gutes genossen; sie gehen der rauheren Jahreszeit entgegen, bei ihnen ist es Herbst.

Sind wir bis zum 21. Juni vorgerückt, so steht die Erde, die vom 21. März an ein Viertel ihrer ganzen Laufbahn vollendet hat, so, daß die Sonnenstrahlen auf die Gegend der Erde, welche 352½ Meile nördlich vom Äquator ist, senkrecht fallen, auf den Wendekreis des Krebses sagt man, denn so nennt man eine Linie, die man sich dort um die Erde gezogen denkt. Veilchen und andere Frühlingsblumen sind nun verblüht; dagegen erblickt man in den Gärten die schönste Rosenpracht. Das Getreide, welches im März erst wie kleine Grashälmchen aus der Erde hervorsah, ist jetzt unvermerkt euch über den Kopf gewachsen und zeigt schon Aehren; die Blüthen der Bäume haben sich in kleine Früchte verwandelt, und die sich röthende Kirsche blickt schon aus dem grünen Laube; die Erdbeeren sind schon gereift im heißen Sonnenstrahl, denn jetzt ist der Sommer da. — Auf der südlichen Halbkugel sieht es dagegen anders aus, denn dort herrscht, wie ihr schon aus dem Vorigen wißt, der Winter. Wir haben den längsten Tag, dort ist der kürzeste.

Nach drei Monaten, am 21. September, scheinen die Sonnenstrahlen wieder senkrecht auf den Aequator, und der Tag ist wieder der Nacht gleich. Die ganze Natur hat sich verändert; kälter wehen die Lüfte; dichte Nebel entziehen uns mitunter das Sonnenlicht; Reif bedeckt schon mitunter des Morgens die Fluren, der jedoch den Strahlen der Sonne bald weichen muß. Die Pracht der goldenen, im Winde wogenden Saat ist entschwunden; kahle Stoppelfelder zeigen nur die Stätte der ehemaligen Pracht. Die Wälder aber sind noch geschmückt; grün und gelb und braun und roth sind sie gefärbt und erglänzen herrlich im Sonnenlicht. Das spärliche Laub der Obstbäume verbirgt jetzt nicht mehr die reife Frucht, und Alles ist geschäftig, die gelben Birnen und die bunt gefärbten Aepfel abzunehmen und vor dem Winter in Sicherheit zu bringen. Aber bald zeigt sich der Herbst in rauherer Gestalt; der Regen strömt oft und anhaltend hernieder, graue Wolken lassen uns lange die Sonne nicht schauen, und Stürme heulen und toben durch die Natur. — Jetzt haben es die auf der südlichen Erdhälfte Wohnenden besser, denn bei ihnen beginnt der Frühling.

Am 21. December scheinen die Sonnenstrahlen auf die Gegend der Erde, die 352½ Meile südlich vom Aequator ist, senkrecht. Aller Schmuck des Sommers, den der Herbst uns noch gelassen hatte, ist jetzt verschwunden; kahl und öde stehen Wald und Flur, und bald überzieht die glänzende Decke des Schnees und Eises Ebene und Hügel, Fluß und See, bis wieder im März nach und nach der Frühling den grämlichen Winter verscheucht. Am 21. December haben wir den kürzesten, die auf der andern Halbkugel den längsten Tag, denn dort ist's Sommer.

Digitized by Google

— So wechseln die Jahreszeiten, von denen jede ihre eigenthümlichen Freuden mit sich bringt, und in jeder derselben bewährt sich die Güte Gottes, und wird nie eine Gegend vergessen, damit alle Menschen auf der Erde sich der segnenden Sonne erfreuen und dankend ihre Hände emporheben zum Schöpfer der Sterne und der Menschen.

2. Vom Monde.

Werfen wir jetzt auch einmal unsere Blicke auf den lieben Nachbarn und getreuen Freund unserer Erde, auf den Mond. Seht, da kommt er herauf im Osten mit seinem blassen, freundlichen Gesichte und schauet unverwandt zur Erde hernieder, als wolle er sie bewachen in der schweigenden Nacht. Langsam scheint er daher zu schwimmen auf den silbernen Wölkchen, und mildes Licht fließt von ihm aus über Flur und Wald, und wunderlich erscheinen Baum und Strauch in dem ungewissen Lichte; silbern blinken die Wellen des Baches, und heimlich und still ist die ganze Natur, geschmückt mit neuen, wenn gleich nicht so mannigfaltigen und farbenreichen Schönheiten, als der Sonne Licht ihr verlieh. Wohl haben wir daher, nächst der Sonne, den Mond vor allen Gestirnen des Himmels lieb, denn keins erscheint uns so befreundet, denn aus viel weiterer Ferne schauen sie auf uns herab.

Der Mond ist nur 50,000 Meilen von uns entfernt, und daher erscheint er uns auch so groß, obgleich er wohl der kleinste von allen Himmelskörpern ist, die wir sehen können, denn seine Größe beträgt etwa nur den funfzigsten Theil der Erde. Aber dessen ungeachtet ist er immer noch eine ungeheure Kugel, ein Weltkörper, wie die andern Sterne, der Raum genug hat für zahllose Wesen, die auch dort wohl Gottes Güte erschaffen hat, daß sie sich des Daseins erfreuen. — Weil er uns so nahe ist, (d. h. nahe, in Vergleich mit den übrigen Sternen) so übt er auch manchen geheimen Einfluß auf unsere Erde aus; Ebbe und Fluth des Meeres z. B. hängen mit seinem Stande zusammen. Seine geringere Entfernung hat es uns auch möglich gemacht, ihn mehr zu beobachten, und aus dem, was man durch Fernröhre entdeckt hat, und aus andern Gründen hat man geschlossen, daß die hellern und dunklern Stellen des Mondes, die uns wie ein Gesicht erscheinen, hohe Berge und tiefe Thäler sind.

Daß der Mond in 24 Stunden um unsere Erde zu gehen scheint, hat seinen Grund eben so gut in der Umwälzung der Erde, als das scheinbare Auf- und Untergehen der Sonne. Indessen verhält es sich mit dem Monde ganz anders, als mit der Sonne. Er bleibt nicht auf seinem Platze stehen, — was schon daraus erhellt, daß er stets bei der Erde bleibt, die doch in ihrer Bahn fortrückt, — er geht allerdings um die Erde, aber erst in einem Zeitraume von einem Monate vollendet er diese Bahn, und mit der Erde wälzt er sich um die Sonne. Bei seinem Laufe dreht er sich aber nicht, wie die Erde, unaufhörlich um seine Achse, sondern während des ganzen Kreislaufes um die Erde dreht er sich nur einmal herum. Daher kommt es, daß wir immer nur die eine Hälfte des Mondes sehen. Da er nun, wie unsere Erde, ebenfalls von der Sonne Licht und Wärme bekommt, so dauert der

Digitized by Google

Tag auf dem Monde etwa einen halben Monat, und eben so lange die Nacht. In dieser langen Nacht leuchtet ihm unsere Erde, die ihm aber in viel größerer Pracht erscheinen mag, als er uns, da sie so viel größer ist.

Wenn ihr den Mond zu verschiedenen Zeiten betrachtet habt, so muß es euch aufgefallen sein, daß er nicht immer in gleicher Gestalt am Himmel zu sehen ist. Bald erscheint er, — und dann ist er am schönsten, — als eine volle Scheibe; bald ist diese Scheibe nur zur Hälfte zu sehen und nimmt mit jedem Tage ab, so daß ihr später nur einen schmalen, glänzenden Rand wahrnehmt, und einige Tage weiterhin mögt ihr noch so viel nach dem Monde ausschauen, ihr findet keinen, wenn gleich der Himmel heiter ist. Diese Verschiedenheiten in der Erscheinung des Mondes nennt man den Mondwechsel, und die Ursache davon liegt in seiner Bewegung um die Erde, weßhalb denn auch alle verschiedenen Gestalten des Mondes innerhalb eines Monates vorkommen.

Indem nämlich der Mond seine Reise um die Erde macht, kommt er bald zwischen Sonne und Erde, bald seitwärts von derselben, bald hinter derselben, daß die Erde sich zwischen ihm und der Sonne befindet, zu stehen. Im letztern Falle, wenn die Erde sich zwischen der Sonne und dem Monde befindet, — nicht in ganz gerader Linie, denn sonst würde erstere die Sonnenstrahlen auffangen, und der Mond würde dunkel bleiben, — bescheint die Sonne die Seite des Mondes, welche uns zugekehrt ist; wir sehen also die ganze von den Sonnenstrahlen erleuchtete Hälfte der Mondkugel, die uns wie eine Scheibe erscheint, und das nennen wir den Vollmond. Nach acht Tagen ist der Mond so weit fortgerückt, daß er nun seitwärts von der Erde steht; eine ganze Hälfte von ihm ist wiederum von der Sonne erhellt; aber diese sehen wir wegen seiner Stellung zu uns nicht ganz, sondern nur halb, und das nennen wir das letzte Viertel. Wieder nach acht Tagen hat der Mond seine Laufbahn um die Erde halb vollendet; stand er im Vollmonde hinter der Erde, die Erde zwischen ihm und der Sonne, so steht er jetzt vor der Erde, d. h. zwischen der Sonne und der Erde. Nun ist die von der Sonne erleuchtete Seite von uns abgekehrt, er wendet uns seine dunkle Seite zu, auf der es jetzt Nacht ist; daher sehen wir ihn gar nicht und sagen: es ist Neumond. Sind von neuem acht Tage vergangen, so steht der Mond wieder seitwärts von der Erde, wie beim letzten Viertel, jetzt aber auf der andern Seite; wir sehen wieder nur die Hälfte der erleuchteten Seite und haben das erste Viertel. Erstes und letztes Viertel sind dadurch am Himmel zu unterscheiden, daß das eine nach der einen, das andere nach der entgegengesetzten Seite offen ist; in das erste Viertel kann man, wenn man sich den Mond als Etwas denkt, das man fassen kann, mit der linken, in das letzte Viertel mit der rechten Hand hineingreifen. Das erste Viertel scheint besonders des Abends, das letzte Viertel des Morgens, denn der Mond geht mit jedem Tage etwa eine Stunde später auf.

Trifft es sich nun, — was alle Jahre einigemal zu kommen pflegt, — daß der Mond bei seinem Umlaufe um die Erde schnurgerade zwischen Sonne und Erde, oder eben so hinter der Erde zu stehen kommt, dann ereignen sich Sonnen- und Mondfinsternisse. Eine Sonnenfinsterniß er-

Digitized by Google

folgt, wenn der Mond in durchaus gerader Linie zwischen der Sonne und der Erde steht; denn nun können die Sonnenstrahlen nicht auf die ganze der Sonne zugewandte Erdhälfte fallen, da der Mond dazwischen steht, der sie auffängt; es fällt also der Schatten des Mondes auf die Erde, und wir sehen die Sonne ganz oder theilweise verfinstert, und das Dunkle, was vor die Sonnenscheibe sich hinzieht, ist die dunkle Seite des Mondes. Daß eine solche Sonnenfinsterniß nur beim Neumonde eintreten kann, wird euch aus dem Gesagten deutlich sein. Kommt der Mond ein andermal so zu stehen, daß die Erde sich in ganz gerader Richtung zwischen ihm und der Sonne befindet, so geschieht ihm, wie bei einer Sonnenfinsterniß uns geschah. Die Erde entzieht ihm jetzt die Strahlen der Sonne, und der Schatten der Erde fällt in den Mond, und das ist das Schwarze, was wir bei einer Mondfinsterniß vor der Mondscheibe vorüberziehen sehen. Diese Erscheinung findet nur beim Vollmonde statt.

So viel für jetzt vom Monde.

3. Von den Planeten.

Drei Weltkörper haben wir bis jetzt betrachtet: die Sonne, die Erde und den Mond. Alle drei unterscheiden sich von einander nach ihrer Größe, Bewegung und hinsichtlich des Lichtes und der Wärme. Die Sonne ist unendlich viel größer, als Erde und Mond; sie bewegt sich nur um ihre Achse, bleibt also auf ihrem Platze stehen, und sie hat selbst Licht und Wärme, welche sie nicht für sich behält, sondern freundlich ausspendet, und womit sie erfreuet und segnet Alles, was zu ihrem Bereiche gehört. Sie, die Sonne, und die übrigen ähnlichen Sterne, deren es noch sehr viele giebt, wie ihr weiter unten hören werdet, nennt man Fixsterne, d. h. feststehende. — Die Erde ist viel kleiner, als die Sonne, sie bewegt sich um sich selbst und um die Sonne und empfängt von derselben Licht und Wärme; ohne die Strahlen der Sonne wäre sie dunkel und kalt. Sie wird ein Planet genannt oder Wandelstern. — Der Mond endlich hat ein ähnliches Wesen, wie die Erde, unterscheidet sich aber von dieser dadurch, daß er, indem er sich um sich selbst dreht, zugleich um die Erde läuft. Er heißt ein Nebenplanet.

Die Erde aber ist nicht der einzige Stern, der um die Sonne läuft; wir haben bei unserer großen luftigen Reise, die mit der ungeheuersten Schnelligkeit von statten geht, und von der wir doch nicht einmal Etwas merken, noch mehrere freundliche Gefährten, die sich freilich nicht weiter um uns bekümmern, als wir uns um sie; sie achten ihres Weges und fliegen, zum Theil mit noch größerer Schnelligkeit, als unsere Erde, ihre Bahnen dahin. Aber so wie wir sie mitunter am Himmel glänzen sehen unter den übrigen Sternen, so wird man auf ihnen vielleicht auch uns wahrnehmen und sich unsers Glanzes erfreuen.

Man kennt bis jetzt noch zehn solcher Sterne, die wie unsere Erde, um die Sonne laufen, von ihr ihren Tag und ihren Sommer bekommen, und die ganz ähnlichen Wesens sind, wie unsere Erde. Sie hei-

Digitized by Google

ßen daher auch Planeten, deren es also im Ganzen elf giebt, sind theils kleiner, theils größer, als die Erde, alle aber viel kleiner, als die Sonne.

Zwei von ihnen sind der Sonne näher, die übrigen ferner; jene haben daher einen kürzern Weg und also ein kürzeres Jahr; diese müssen länger, zum Theil viel länger laufen, ehe sie ihre Bahn vollenden. Die Namen, welche man ihnen gegeben hat, sind von Gottheiten hergenommen, welche die alten Griechen und Römer verehrten, und sind in der Reihe, in welcher die damit bezeichneten Planeten nach ihrer Entfernung von der Sonne auf einander folgen, diese: Mercurius, Venus, Erde, Mars, Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Jupiter, Saturnus, Uranus.

Der Mercurius ist also der Sonne am nächsten; er vollendet seine Laufbahn schon in 88 Tagen. Der Uranus ist von ihr am weitesten entfernt, und er gebraucht zu seiner Reise beinahe 84 Jahre. Der kleinste Planet ist die Vesta, der größte der Jupiter. — Einige von diesen Planeten haben auch Monde, die ihre Nächte erhellen, nämlich der Jupiter, bei dem man ihrer 4 entdeckt hat; der Saturn, der 7, und der Uranus, der 6 Monde hat.

Von allen Planeten ist die Venus am leichtesten unter den übrigen Sternen zu erkennen, indem sie kurz vor Aufgang und gleich nach Untergang der Sonne am Himmel sichtbar ist, weßhalb man sie gewöhnlich Morgen- und Abendstern nennt. Ihr Licht ist so glänzend, daß es selbst einige Helle auf der Erde hervorbringt. — Auch der Mars ist durch sein feuerrothes Licht leicht zu finden. — Einige Planeten sind dagegen dem bloßen Auge ganz unsichtbar, weil sie zu klein sind, und können daher nur durch gute Fernröhre bemerkt werden. Haben sich doch einige von ihnen, nämlich: Pallas, Juno, Ceres, Vesta und Uranus, so lange versteckt gehalten, daß sie erst innerhalb der letzten 60 Jahre entdeckt worden sind.

Alle diese Planeten verändern beständig ihren Platz am Himmel, was man besonders bei den von der Sonne weiter entfernten deutlich beobachten kann, die man jetzt hier, nach längerer Zeit an einer ganz andern Stelle stehen sieht. Wie das zugeht, werdet ihr euch jetzt selbst erklären können.

Alle Planeten zusammengenommen machen noch lange nicht die Größe der Sonne aus, und daraus erkennt man die Ordnung unter den Sternen des Himmels, daß um einen großen leuchtenden und wärmenden Weltkörper die kleineren sich drehen, und von ihm Licht und Wärme zur Genüge erhalten. Die Sonne steht in der Mitte und wälzt sich nur um sich selbst; um sie herum kreiset der Mercur, dann der schöne Morgen- oder Abendstern, dann unsere Erde mit ihrem Monde, und darauf folgen in immer größern Bahnen die übrigen Planeten mit ihren Monden. Sie aber, die Sonne, lächelt mild um sich her, wie eine Mutter im Kreise ihrer Kinder, die ihre leuchtenden Augen voll Liebe und Erwartung auf sie richten, von ihr sich willig führen lassen und empfangen, was ihnen noth thut. Um die Gaben aber neiden sie sich nicht, sondern theilen wieder freundlich unter einander mit, was die Segenspenderin ihnen gab.

Digitized by Google

4. Von den Fixsternen.

Was aber sind denn, werdet ihr fragen, die unzähligen Sterne, die wir des Abends am Himmel erblicken? Denn die, von welchen bis jetzt die Rede gewesen ist, sind ja nur einige wenige unter ihnen. — Alle diese Tausende von Sternen, liebe Kinder, von denen ihr mit bloßen Augen doch nur erst die wenigsten erblickt, sind Fixsterne, ungeheure Weltkörper, wie unsere Sonne, zum Theil aber noch viel größer, als sie, die auf ihrem Platze feststehen und daher ihre Stellung zu einander nicht verändern, die uns aber auf- und unterzugehen scheinen, wie die Sonne, weil unsere Erde sich dreht. — Alle diese lichtstrahlenden und wärmenden Sonnen haben wahrscheinlich auch ihre Planeten um sich, welche von ihnen erleuchtet und erwärmt werden, die aber unsern Blicken nicht mehr sichtbar sind. Wie über uns ein solches Gewimmel von Sternen sich ausbreitet, so ist es auch auf der entgegengesetzten Seite der Erde der Fall; und es schweben also die Erde und die Sonne in einem ungeheuren, unbegränzten Raume, auf allen Seiten umgeben von Tausenden und aber Tausenden von Welten.

Weil man die Sterne wegen ihrer außerordentlichen Menge nicht alle mit besonderen Namen bezeichnen kann, so hat man, um sich einigermaßen am Himmel zurecht finden zu können, mehrere zusammengefaßt und diesen Gruppen, die man Sternbilder nennt, nach ihrer ungefähren Aehnlichkeit mit andern Dingen, Namen gegeben. So heißen z. B. einige Sternbilder: Löwe, Steinbock, Schütze, der große Bär, der kleine Bär, die Schlange, das Kreuz u. s. w. Ihr werdet staunen über die unbegreifliche Menge der Sterne, besonders, wenn ihr bedenkt, was für ein ungeheurer Körper ein jeder ist; aber was ihr bisher gehört habt, ist noch nicht Alles. Ihr werdet wohl schon an einem heitern Abend einen breiten, weißlich glänzenden Streifen, der zwischen den Sternen über den ganzen Himmel sich hinzieht, bemerkt haben. Man nennt ihn die Milchstraße, und er ist, wie man durch große Fernröhre bemerkt hat, Nichts, als der Glanz von unendlich vielen Sternen oder Sonnen, die so weit von uns entfernt sind, daß sie dem unbewaffneten Auge nur jenen matten Lichtglanz darbieten.

Das Alles sehen wir von unserer Erde aus; wird das aber das Ganze, oder nur das Meiste von der Schöpfung sein? Wie viel neue Wunder würden wir entdecken, wenn wir von einem der fernsten Sterne, dessen Glanz jetzt nur schwach in unser Auge fällt, umherschauen könnten.

Alle diese Sterne stehen in der weitesten Entfernung von einander. Denkt nur, der Sirius oder Hundsstern, von allen Fixsternen außer der Sonne uns der nächste, ist doch so weit entfernt von uns, daß eine auf ihm abgeschossene Kanonenkugel etwa 600,000 Jahre fliegen müßte, um auf der Erde anzukommen.

Doch genug der Beschreibung der Größe des Weltgebäudes! Was ihr davon gehört habt, wird euch schon zu viel sein, und ihr werdet's nicht ausdenken und begreifen können.

Digitized by Google

5. Von den Kometen.

Die Weltkörper, von denen bisher die Rede gewesen, waren euch nicht unbekannt; höret nun noch zuletzt Etwas von Sternen, die euer Auge wohl noch nie erblickt hat, die ihr aber vielleicht noch einmal sehen werdet, von den Kometen.

Sie sind eine absonderliche Art von Sternen, die sich mannigfach von den übrigen unterscheiden. Sehen wir diese jeden Abend am Himmel, oder stellen sie sich doch, wenn sie auch verschwinden, nach kurzen, regelmäßigen Zwischenräumen wieder ein, so erscheinen die Kometen, ohne daß man's, einige ausgenommen, vorher berechnen kann; denn wenn gleich auch sie ihre regelmäßigen Bahnen haben, so kennen wir doch diese, weil die Kometen so selten erscheinen, zu wenig, als daß wir immer genau angeben könnten, wann sie den Stern uns so nahe bringen werden, daß wir ihn zu Gesichte bekommen. So viel aber weiß man, und gerade daraus erklärt sich ihre seltene Erscheinung, daß sie nicht, wie die Planeten, in einer fast zirkelrunden, sondern in einer sehr länglicht runden Bahn sich um die Sonne bewegen, weßhalb sie der Sonne bald sehr nahe, bald sehr weit von ihr entfernt sind. Die Länge ihrer Bahnen ist sehr verschieden; einige gebrauchen nur etwa 5, andere 80, andere 100 und mehrere 100 Jahre, ehe sie dieselben vollenden.

Ist ein Komet erschienen, so ist er eine eigenthümliche Erscheinung am Himmel, und man erkennt ihn gleich vor allen andern Sternen. Seine Größe ist gewöhnlich nicht auffallend, aber er ist geschmückt mit einem langen Strahlenschweife, der hinter ihm herzieht und manchmal über einen großen Theil des Himmels sich erstreckt. Ist uns einer so nahe gekommen, daß wir ihn deutlich sehen können, so blickt daher auch Jeder verwundert gen Himmel, um sich der neuen Pracht, die uns der Schöpfer zeigt, zu freuen.

Ihrem Wesen nach sind uns die Kometen am wenigsten bekannt. Die meiste Aehnlichkeit haben sie mit den Planeten, indem auch sie sich um die Sonne drehen und Licht und Wärme von ihr erhalten. Allein, was das Merkwürdigste ist, sie bestehen, zum Theil wenigstens, nicht aus einer so festen Masse, wie die andern Weltkörper, ja bei einigen wollen die Sternseher sogar bemerkt haben, daß sie durchsichtig sind. Freilich vermuthet man, daß sie nach und nach dichter und fester werden, und die göttliche Allmacht auch sie zu einem Wohnsitze mancherlei lebendiger Geschöpfe gestalte, ja, daß vielleicht aus den Kometen zuletzt Planeten werden können, — doch darüber wissen wir Nichts mit Gewißheit zu sagen.

So selten auch Kometen erscheinen, so hat man doch schon mehrere hundert beobachtet, und vermuthet, daß es ihrer viele Tausende giebt.

Spricht es nun nicht, liebe Kinder, laut in eurer Seele: Wie unausdenkbar groß muß der Schöpfer sein, durch dessen allmächtiges Wollen das Alles aus dem Nichts hervorging, dessen starke Hand die unermeßlichen, zahllosen Welten erhält und auf ihren Bahnen führt, daß sie um einander und neben einander in schönster Ordnung wandeln! —

Digitized by Google

Und wie muß er so freundlich und so gütig sein! Ja seine Liebe leuchtet aus allen Sternen auf uns herab, denn er schuf sie ja aus Liebe. Er selbst bedurfte ihrer nicht zu seiner Seligkeit, empfindende und denkende Wesen sollten auf ihnen wohnen und fröhlich sein. Können wir gleich nicht hineinsehen in die Sterne des Himmels, so lehrt uns doch die Vernunft: auch dort werden Geschöpfe sein, ähnlich den Menschen auf der Erde, vielleicht zum Theil schon viel vollkommener, als wir, heilige Engel vielleicht, die den Willen Gottes erfüllen mit Freud und Lust. Denn sie selbst, die Sterne, können sich nicht freuen, und wie könnten wir denken, daß sie allein für uns auf der kleinen Erde da wären die ungeheuren Welten, blos um unsere Nächte freundlicher zu machen! können wir sie doch zum Theil kaum schimmern sehen, und bleiben doch so viele unserm Auge ganz verborgen! Ja, so wie der freundliche Gott uns auf der Erde schuf, für uns den Tag macht und die Nacht, für uns Berge und Thäler sich lieblich kleiden läßt und die Fluren prangen macht im Sonnenstrahl, so wird er auch jene Welten mit vernünftigen Geschöpfen bevölkert haben. Und der sie erhält und erfreut auf ihren strahlenden Sternen, ist derselbe, der die Lilie kleidet und die Vögel unter dem Himmel nährt, und ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt!

IV. Darstellungen aus der Naturgeschichte.

---

1. Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, welches seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem Einen ist's zu viel, wird Mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden durchwühlt und zerlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unten an den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter.

Wahr ist es und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm Etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grund-Haufen viel fruchtbares Land bedeckt, und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in

Digitized by Google

einer fleißigen Hand der Rechen gut. Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten?

Nun, man sagt so: „Wo die Wurzeln abgenagt sind, und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht Folglich thut's der Maulwurf.“ — Der das sagt, ist vermuthlich der Nämliche, der einmal so behauptet hat: „Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus; wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus.“ — Seht doch, wie man sich irren kann.

Aber da kommt ein Advocat des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirth und Naturbeobachter, der da sagt:

„Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Larven oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen nachher die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Larven und reinigt den Boden von diesen Feinden.“

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Engerlinge da sind, denen er nachgeht, und die er verfolgt, und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank. —

„Das hat wieder Einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt,“ werdet ihr sagen, „Einer, der noch keinen Maulwurf gesehen hat.“ —

Halt, guter Freund! der das sagt, kennt den Maulwurf besser, als ihr alle, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

„Erstlich, wenn ihr den Maulwurf in den Mund schaut.“ Denn alle vierfüßigen Thiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Backenzähnen. Alle diejenigen aber, welche andere Thiere fangen oder fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Backenzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf beiden Seiten; und daraus folgt: Er ist kein Thier, daß an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt.

„Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schauet.“ Denn, was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so Etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, sondern immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

„Wie sieht's jetzt aus?“

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit

Digitized by Google

Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen; und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl, wie Besenreis, und bringt euch zur Vergeltung auch des Kukucks Dank und Lohn.

So sieht's aus.

Hebel, (Schatzkästlein).

2. Die Eidechsen.

1.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen, oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält und im zweifelhaften Falle lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Thieren, die Niemand beleidigen, Niemand schaden, vielmehr dem Landmanne nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal was im Laube rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor Allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkte übel rathen.

„Der Wind im Wald', das Laub am Baum', saust ihm Entsetzen zu.“

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder in's Feld und in's Grüne geht, und überall in der mannigfaltigsten Gestalt das Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Knabe einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingssträuße und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Wiesen umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht Wärme genug in sich, um den Winter über dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalte fehlen. Sie verkriechen sich daher und bringen den Winter im Schlafe zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wenn im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime im Grase und alle Knospen im Laube aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlafe und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für Alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer

Nahrung willen sich am meisten aus dem dunklen Gebüsch heraus in's Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Grase weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storche, der ihr selber auf's Leben geht.

2.

Es giebt auch Eidechsen im Wasser, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst auf dem Grunde der klaren Brunnenquellen findet man sie oft und darf sich deßwegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenkammer hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- oder untergehen, weiß nicht, ob's noch mehr solcher Brunnenstuben in der Welt giebt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh und hat keine Klage und keine Langeweile.

An der großen, schwarz und gelb gefleckten, warzigen und schmutzig-feuchten Eidechse, die man den Salamander oder den gelben Molch nennt, hat Niemand Freude. Noch weniger aber freut es ihn selbst, wenn er einen Menschen erblickt; denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen, auch moderigen Orten auf, und das Beste ist, das man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hand nehmen; er thut euch gewiß Nichts zu Leide.

3.

Wer sich aber mit Recht vor den Eidechsen fürchten, oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika und Asien, oder Amerika gehen.

Das fürchterliche Krokodil ist nichts anders, als eine zwanzig bis funfzig Fuß lange Eidechse. Davor muß Jedermann Respect haben. Es ist oben braun oder schwarz gefleckt, unten weißlich gelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauche ist es weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen funfzig scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um und tödtet einen Menschen mit einem Schlage. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilflusse in Aegypten, und geht an's Land, frißt Fische und andere Thiere, Buben und Mägdlein, auch erwachsene Aegypter. Schnell, wie ein Pfeil, geht es in gerader Richtung auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprunge ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt hundert häutige Eier, so groß, wie die Gänse-Eier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus; die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer ägyptischen Ratte gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört, oder gegessen.

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in

Digitized by Google

der Luft Eidechsen gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird Mancher nicht gern glauben. Freilich ist es Keinem zu verargen, daß er lächelnd den Kopf schüttelt, wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zerstörten Bergschlössern hausen und Feuer speiend durch die Luft schießen, Brunnen vergiften und den Reiter und das Roß mit Spornen und Hufeisen Schluck und Druck verschlingen. Aber bei dem Allen bleibt doch so viel wahr, daß es in Asien und andern Welttheilen Eidechsen von einem bis anderthalb Fuß Länge giebt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Laubfrosch, und durch Hülfe von häutigen Auswüchsen große Sprünge in der Luft machen und von einem Baume auf den andern schießen können. Sie sind unschädlich und leben, wie andere Eidechsen, von Insecten. Andere Basilisken und Drachen giebt es in Asien nicht, außer unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blicke vergiften oder durchbohren möchte und giftige Verleumdungen und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man denn viele dergleichen auch schon in Europa, selbst in manchen Gegenden Deutschlands will gesehen haben.

Hebel (Schatzkästlein).

3. Die Spinnen.

I.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier; viele Menschen fürchten sich sogar vor ihr, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel: die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus; denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug daran sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke gerathen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermals die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendmal zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend Nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich im Sturme und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und

Digitized by Google

Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen in ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für Alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

2.

Das mag Alles gut sein, denkt wohl Mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon und zertritt sie, wo er sie findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Giebt es nicht hier und da Leute, die sie auf's Brot streichen und verschlucken? Wohl bekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu Leide. Im Gegentheile leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hier und da einer Stuben-Fliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleiner Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunlich beschwerlich und schädlich werden würden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Acker-Furchen mit Spinngeweben überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte.

Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und Etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es bemerkte, brachte er sie um's Leben. Was ist verabscheuungswürdiger? Ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört.

Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht, und merkte, daß sie auch Wetter-Propheten sind. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht; einmal spannen sie träge, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter aus einander, so oder so; und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich.

Also auch dazu sind sie gut; und wenn sich Jemand verwundet hat und findet geschwind ein Spinngewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen; wenn es aber voll Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

Digitized by Google

3.

Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon in der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahre und noch vielmehr im trockenen, warmen Nach-Sommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft umher fliegen; alle Bäume hangen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, woher diese Fäden und Flocken kommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig vielen schwarzen Spinnen, welche deßwegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur Viele das Nämliche thun.

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt und beinahe einen Zoll lang. Diese soll wohl die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantella genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde; allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tödtet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus.

Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

Hebel (Schatzkästlein).

4. Von den Pflanzen.

1.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raume, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit! Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbarer Erde hingefallen ist, ansäet und mit Gras, Kräu-

Digitized by Google

tern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verräth sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil Alles so einfach und natürlich ist.

2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Beobachter wohl weiß. Tausend Samenkerne von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt; nicht jede trägt's, aber es ist auch lange noch nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabackspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man schätzt von einer Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur funfzigmal Früchte trage und jedesmal in ihren weit verbreiteten Aesten und Zweigen nur 500 Eicheln, so liefert sie doch 25,000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesetzt, daß dieses geschähe, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder tausend mal tausend sei, glaubt man zu wissen, und doch erkennt es nicht Jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang, vom 1. Januar bis zum 31. December, alle Tage tausend Striche an eine große Wand schreibet, so habt ihr am Ende des Jahres noch keine Million, sondern erst 365,000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730,000 Striche, und erst am 26. September des dritten Jahres würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichenwald hätte 625 solcher Millionen, und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Verhältniß in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu denken. Wenn man sich also einmal über die große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele tausend Kerne und Körnlein alle Jahr von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele Tausend im Boden ersticken oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle, wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch Jahr aus, Jahr ein, ein freudiger unzerstörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen, weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöset, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe, alle lägen auf einander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht und nicht auf unsern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander; die meisten sind klein und leicht und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen; manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwen-

Digitized by Google

zahn (die Butterblume, Kettenblume); Kinder blasen sie zum Vergnügen aus einander und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen. Andere gehen in zarte, breite Flügel aus, wie die Samenkerne von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, Alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus und ist mit einer Wohlthat beschäftigt, während wir uns fürchten oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft umher und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet den Staub, und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf First und Halden auch wahr, daß Etliches auf dem Wege von den Vögeln des Himmels gefressen wird, Etliches unter den Dornen zu Grunde geht, Etliches auf trockenem Felsengrunde in der Sonnenhitze erstirbt, Etliches aber gut Land findet und hundertfältige Frucht bringt.

Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer; aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häklein versehen; sie hängen sich an das Fell der Thiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift, oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht, oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strich-Vögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Thürmen Kirschbäume und andere Bäume auf, wohin gewiß kein Mensch den Kern getragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen in's Wasser, oder sie werden durch Wind und durch Ueberschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weiter geführt und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja, einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis in's Meer, erreichen das jenseitige Gestade und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Samen dazu auf diese Art über das Meer gekommen ist. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

4.

„Aber das ist ja eben die Plage des Landmanns! Daher kommt also das viele Unkraut im Garten, Gelände und auf den Acker-Furchen, das der schönen, gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viel Mühe macht und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann!" Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn

Digitized by Google

zum Ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele tausend Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen, wollen auch genährt sein und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche von ihnen sind uns unentbehrlich, und wir wissen's wohl; manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissen's nicht, und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut und sättigt Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Zum Andern, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selber gesäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfroste gedeckt und in der Sommerhitze begossen hat; und eine unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt, oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wohlgemuth, Ehrenpreis und Augentrost und alle Pflanzen im Felde und Walde, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig sind, selber aussäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des vielbedürftigen Lebens Mühe und Sorgen! Hebel (Schatzkästlein).

5. Die Schlangen.

1.

Kein Theil der Naturgeschichte soll dem Menschen unbekannt bleiben, am allerwenigsten sollte man sich durch die Häßlichkeit oder Schädlichkeit eines Thieres abhalten lassen, es näher kennen zu lernen; denn immer wird man, was für ein Thier es auch sein mag, Neues und Merkwürdiges erfahren. Auch von den Schlangen, diesen so verschrienen Thieren, will ich doch zeigen, daß es möglich ist, Etwas von ihnen zu erzählen, was merkwürdig und lehrreich ist und gewiß Jeden begierig machen wird, noch mehr davon zu hören. —

Du wirst wohl, mein lieber Leser, erst sehr wenige Schlangen gesehen haben. Vielleicht eine Ringelnatter, die bei uns am gemeinsten ist? oder die hübsche braunglänzende Blindschleiche? oder vielleicht gar schon einmal eine giftige Kreuzotter? Nun, das wäre schon genug; denn außer diesen und der gemeinen Otter oder Natter würdest du schwerlich eine andere in Deutschland finden können. Gottlob! wirst du vielleicht sagen. Nun gut, ich gebe dir Recht; aber dann kennst du auch die Schlangen so wenig, als wenn der versichern wollte, er kenne die Vögel, welcher doch keinen, als das Huhn, die Gans, die Ente, den Canarienvogel und allenfalls den Spatz gesehen hat. Was sagst du dazu, daß man schon über 220 verschiedene Schlangenarten kennt, und daß man noch alle Jahre in fremden Ländern neue dazu entdeckt? Einige Arten davon sind so klein, daß du sie vielleicht für Regenwürmer halten würdest; auf der Insel Cypern findet man eine Art davon, die wirklich auch so heißt, in großer Menge. Man sieht ihren schnellen Bewegungen

Digitized by Google

und ihren munteren Sprüngen gern zu; denn sie ist ganz unschädlich, kaum 4 bis 6 Zoll lang und so dick, wie ein starker Bindfaden. Die kleinen Augen, so groß wie feine Pünktchen, würdest du kaum bemerken, wenn sie dir nicht ein guter Freund zeigte.

Aber nun begleite mich einmal schnell in eine heißere Gegend der Erde, nach dem mittleren Amerika und laß dir erzählen, was dort einmal geschehen ist. Achtzehn Spanier, die den ganzen Tag über in der kühlen und feuchten Jahreszeit einen starken Marsch gemacht hatten, kamen einst am Abend in einen dichten Wald; ermüdet von den Strapazen des Tages, beschließen sie, daselbst zu übernachten. Das dürre Laub, das den Boden fußhoch bedeckt, soll ihnen zum Nachtlager dienen. Sie machen ein Feuer an, um die reißenden Thiere zu verscheuchen und ruhig schlafen zu konnen; ermüdet setzen sie sich auf einen umgeworfenen Baumstamm, der unter dem abgefallenen Laube hervorragt und dicht am Feuer liegt. Kaum haben sie sich niedergesetzt und das Feuer geschürt, da wankt es unter ihnen; siehe! der vermeinte Baum ist eine Riesenschlange, die sich unter ihnen fortbewegt. Der fürchterlichste Schrecken ergreift die Gesellschaft, und Alles flieht vor dem Unthiere mit wüstem Geschrei. So groß ist die größte unter den Schlangen, daß man sie für einen Stamm halten kann, der wenigstens 30 bis 40 Fuß lang und anderthalb dick ist. Zwischen diesem Riesen und jenem Zwerge unter den Schlangen liegen nun alle anderen Arten in der Mitte, doch so, daß nur wenige die Länge von 10 bis 12 Fuß erreichen, und nur die einzige Riesenschlange, wie etwa der Elephant unter den Land- und der Wallfisch unter den Seethieren, die übermäßige Größe von 20 bis 30 Fuß zuweilen, obgleich sehr selten, noch übertrifft.

Aber du wirst dich, lieber Freund, wundern, daß die Schlange anfangs so geduldig sich zum Sessel gebrauchen ließ. Hast du dir vielleicht schon einmal den Magen überfüllt? Dann hast du sicher gleich nach dem Essen eine Unbehaglichkeit bei dir verspürt, die dich unfähig machte, sogleich etwas Vernünftiges mit deinem Verstande vorzunehmen; und selbst dein Körper war nicht so zum Springen und Hüpfen aufgelegt, als vor Tische. In einem ähnlichen Zustande, nur in weit höherem Grade, mußte die Schlange gewesen sein. Die Kinnladen aller Schlangen öffnen sich so außerordentlich weit, daß sie mit Leichtigkeit weit dickere Thiere, als sie selbst sind, verschlingen können. Die Ringelnatter, die kaum einen Zoll im Durchmesser hat, verschlingt Kröten und Frösche, die ihr dann wie dicke Knäuel im Magen liegen. Die Riesenschlange, die bekanntlich durch ihre große Muskelkraft den Schafen, Ziegen, Gazellen, ja selbst den Ochsen die Knochen im Leibe zerknacken kann, indem sie sie umschlingt, schluckt diese Thiere ganz hinunter, ohne sie zu kauen, obgleich ihre Zähne so groß, wie die eines ordentlichen Hühnerhundes sind. Keine Schlange zerkauet ihre Speise; ihre Zähne scheinen ihnen nur zum Festhalten ihrer Beute zu dienen.

Aber was für ein Magen gehört nun wohl dazu, um ein nicht gekauetes Rind mit Haut, Haaren und Knochen zu verdauen? Die Wände des Magens mögen noch so hart und der Magensaft zur Verdauung noch so scharf sein, auf jeden Fall gehört eine große Anstrengung der innern Theile des Thieres dazu; kein Wunder, daß es von

Digitized by Google

außen in eine Art von Starrsucht verfällt und ruhig da liegt, wenn der ganze Leib von der Nahrung aufgeschwellt ist. Begiebt sich nicht sogar der Tiger zur Ruhe, wenn das Verdauungsgeschäft nach einer tüchtigen Mahlzeit in ihm anfängt, und kauert sich der gefräßige Geier nicht auch in einen unförmlichen Federklumpen zusammen, wenn er sich vollgestopft hat? Er sitzt dann da, ohne zu sehen und zu hören, steckt seinen Kopf ganz in die Schultern zurück, so daß alle nackten Theile seines Halses verschwinden, und läßt die Flügel hängen, so daß sie ihm die Beine verbergen; alle seine Federn starren dann nur so von ihm weg.

2.

Aber nicht die Größe und diese Starrsucht allein machen die Schlangen merkwürdig. Ihr ganzer Körperbau ist wunderbar eingerichtet. Es erstaunt wohl Jeder, wenn er von den großen Schlangen hört, daß man sie leicht mit einem einzigen Schlage auf den Kopf tödten kann. Aber Nichts ist begreiflicher; die Hirnschale der Schlangen ist wie ein Dreieck gestaltet, dessen Spitze nach hintenzu liegt; sie bedeckt das Gehirn des Hinterkopfes nicht, und durch einen einzigen leichten Hieb mit einem Stocke ist es verletzt, und die Schlange todt. Ihr Skelett ist das einfachste, das sich denken läßt; eine Rückenwirbelsäule (ein Rückgrat) mit Rippen ohne alle Knochen für Flügel, Beine oder Arme; und doch bewegt sich das Thier ohne alle Glieder so schnell wie ein Pfeil.

Ja, es schwimmt auch und lebt gern im Wasser. Oft setzen die Schlangen von einer Insel zur andern über und wandern z. B. in Westindien von einem Meerbusen in den andern. Ihre Lunge ist ganz zum Untertauchen gemacht; bei den meisten Schlangen nimmt sie die Hälfte des Körpers ein, bei manchen zwei Drittheile und liegt mit den übrigen Eingeweiden in derselben Höhle, läßt aber die Luft nicht durchgehen. Mit einem Athemzuge füllt die Schlange die ganze Lunge mit Luft, und nur nach und nach giebt sie sie wieder von sich; sie braucht lange nachher keinen zweiten Athemzug zu thun. Die Fische verstehen die Kunst, durch ihre Kiemen auch unter dem Wasser die nöthige Luft sich zuzubereiten; sie haben darum keine Lungen und können immerfort unter dem Wasser bleiben. Der gewöhnliche Aufenthalt der Schlangen ist das Land; doch müssen sie auch zuweilen im Wasser leben, sie können dann lange darunter bleiben; aber die Kunst der Fische verstehen sie nicht; sie müssen immer von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche nach Luft schnappen.

3.

Man sagt, die Schlangen haben rothes, kaltes Blut, das heißt: die Wärme ist nicht sehr bemerkbar; ganz kalt ist es niemals. Das Herz hat aber auch nur eine Herzkammer, welche das Blut durch die Pulsadern in die entferntesten Spitzen des Körpers treiben soll. Der Umlauf des Blutes kann nicht sehr schnell, die dadurch hervorgebrachte Wärme nicht sehr bedeutend sein. Leicht müßte daher die Schlange erstarren, zumal da die Wärme sich aus einem langgedehnten Körper leichter, als aus einem kugelrunden verlieren muß.

Digitized by Google

Aber die Natur, die für Alles so herrlich sorgt, hat auch der Schlange einen Pelz gegeben, der den Mangel der innern Wärme ersetzt. „Einen Pelz?" wirst du fragen, lieber Leser, „wo ist der, ich sehe ihn nicht?" Die Natur hat aber tausend verschiedene Mittel, sage ich dir, um ihre Zwecke zu erreichen; hier hat sie den Pelz unter die Haut gelegt. Es ist eine dicke Fettlage, womit fast alle Schlangen umwickelt sind; sie hält sie warm und geschmeidig. Bei manchen, z. B. bei der Klapperschlange, ist sie oft so dick, daß man ein Oel daraus bereitet, indem man es an der Sonne schmelzen läßt. Von den meisten Schlangen verzehren es die Wilden mit dem größten Appetit.

Und wie schön ist die äußere Decke bei so mancher Schlange mit Schuppen, Schildern und Farben geziert! Mehrere Wilde schmücken sich damit, und in Florida und Mexiko wird die Carmoisin-Schlange ganz allgemein zum Putze um den Hals oder in die Haare geflochten getragen. Fast sollte man sagen, daß die giftigsten unter ihnen am meisten verführerisch gekleidet wären. Aber das Merkwürdigste dabei sind unstreitig die Ringe am Bauche; jeder ist gleichsam eine Art von Glied, das die Schlange wie einen Fuß gebrauchen kann, je nachdem sie ihn hebt, oder andrückt. Aber wie ist es möglich, daß sie alle die Bewegungen damit machen kann? Nur dadurch, daß ein Jeder seinen Muskel hat, der ihn in Bewegung setzt; und wie viele solcher Ringe hat eine jede Schlange? Die Natter nicht unter hundert, die Riesenschlange nahe an dreihundert. Nur dies Eine bedenke, und du wirst über den künstlichen Bau auch der gemeinsten Natter staunen. Aber was sagst du zu der Gattung der Amphisbänen unter den Schlangen, die diese Ringe so gut rückwärts wie vorwärts bewegen, so schnell rückwärts wie vorwärts laufen können?

Aber gesetzt auch, wir wüßten es gewiß, was einige Naturforscher nur vermuthen, daß nur einige Schlangenarten ihre Bauchschuppen zum Gehen gebrauchen, so müssen wir die Schnellkraft aller bei ihren Sprüngen bewundern. Indem sie ihren Körper in mehrere Windungen falten und diese nun alle auf einmal plötzlich mit der größten Geschwindigkeit ausstrecken, können sie, indem sie dies schnell nach einander wiederholen, in kurzer Zeit einen Raum zurücklegen, wie verhältnißmäßig fast kein anderes Thier mit gleicher Eile. Aber gewöhnlich sind sie listig genug, um auf den ersten Sprung ihre Beute zu erhaschen; ihre Schwanzspitze gebrauchen sie wie einen elastischen Fuß, auf dem sie sich aufrichten und fortschnellen. Einige Schlangen, wie die Brillenschlange, können sich Viertelstundenlang auf der Schwanzspitze in die Höhe gerichtet erhalten; sie ringeln sich schneckenförmig darüber, bald gerade aufwärts, bald seitwärts oder vorwärts; das nennt man denn einen Schlangentanz.

Nicht alle Schlangen sind giftig, die giftigen aber stechen — das ist ausgemacht und gewiß — nicht mit der Zunge, wie viele Leute glauben, sondern sie sprühen ihr Gift durch zwei besondere Zähne aus. Diese sitzen vorn an der obern Kinnlade, sind hakenförmig gebogen, wie die Klauen der Katzen, und können, wie diese, von der Schlange in eine Scheide zurückgezogen und wieder hervorgestoßen werden; sie sind hohl und haben an der Spitze ein Loch, unten aber stehen sie mit einem Bläschen, in welchem das Gift bereitet wird, in Verbindung.

Digitized by Google

Beißt nun die Schlange, so spritzt sie zugleich durch jenes Loch an den zwei Giftzähnen das Gift in die Wunde. Bei manchen Schlangen tödtet dieser Biß auf der Stelle, bei andern erfolgt der Tod erst einige Zeit nachher; bei noch andern bringt der Biß bloße Geschwülste hervor, oder tödtet nur zuweilen. Die Wilden essen selbst giftige Schlangen ohne Nachtheil, wenn diese nicht etwa sich selbst gebissen haben.

Nun noch einige Schlangengeschichten zum Beschlusse meiner Erzählung.

* * *

Es ist bekannt, daß die Liebe der Thiere zu ihren Jungen oft macht, daß sie ihren eigenen Tod nicht scheuen, um nur die Ihrigen zu retten. So hat man auch in Nord-Amerika beobachtet, daß mehrere kleine Vögelchen während der Brütezeit sehr oft die Beute der Schlangen werden. Nähert sich z. B. die Schlange dem Neste eines Baltimore-Vogels, eines carolinischen Fliegenfängers, eines Zaunkönigs, oder eines Rebhuhns, welche alle ihre Nester nahe an der Erde haben, so bietet die erschrockene Mutter Alles auf, um ihren Jungen das Leben zu retten. Sie hüpft auf die Schlange zu, springt von ihr zurück und sucht durch dieses Annähern und Entfernen ihren Feind mit sich selbst zu beschäftigen; ja, sie greift ihn zuweilen ihrer Schwäche ungeachtet mit Angstgeschrei und Verzweiflung an. Die Schlange sucht sich indessen der Jungen im Neste zu bemächtigen; hierdurch steigt die Bangigkeit der Mutter immer höher, und ihr ängstliches Hin- und Herspringen, ihr trauriges Wimmern und ihr convulsivisches Bewegen dauert fort; ja, sie wird zuweilen wirklich das Opfer ihrer mütterlichen Zärtlichkeit. Herr Ritterhouse in Nord-Amerika hörte einst den Gesang des rothgeflügelten Pirols; er vermuthete sogleich, daß eine Schlange dem Vogel das Angstgeschrei abzwinge. Er warf einen Stein nach der Stelle, und der Vogel flog zwar davon, kehrte aber sogleich wieder zum Orte zurück. Beim nähern Hinzutreten fand Herr Ritterhouse das Vögelchen auf dem Rücken der Schlange sitzend, das voll Wuth auf ihren Kopf loshackte, während diese ruhig ihre Jungen verschlang. Kaum hatte Herr Ritterhouse die Schlange getödtet, so flog das Vögelchen auf immer davon.

* * *

St. John, ein nord-amerikanischer Landmann, saß einst ganz allein in seiner Laube vor dem Hause, das mit einem Wassergraben umgeben war. Er hörte ein außerordentliches Geräusch und stieg auf einen Baum, um bequemer sich umsehen zu können. Da sah er, daß eine schwarze, sechs Fuß lange Riesenschlange eine beinahe eben so große Wasserschlange auf einer Fläche, wo erst kürzlich Hanf abgeschnitten war, verfolgte. Es währte nicht lange, so hatte sie diese erreicht, und in einem Augenblick waren sie auch zusammengeflochten. Mit den Schwänzen stemmten sie sich an die Erde, und vorn bissen sie sich mit der äußersten Wuth. Ein sonderbares Schauspiel, diese beiden wüthend kämpfenden Schlangen! Die platten Köpfe und die funkelnden Augen waren rechte Bilder des Zorns. Nach einigen Minuten aber machte sich die

Digitized by Google

Wasserschlange von ihrem Feinde los und flüchtete nach dem großen Graben. Die Riesenschlange, halb aufgerichtet, halb kriechend, verfolgte sie lebhaft, bis sich die Wasserschlange genöthigt sah, eben dieselbe Stellung anzunehmen und sich zur Wehr zu setzen. Was für listige Wendungen sie aber da machten, um sich einander einen tödlichen Streich zu versetzen, läßt sich nicht beschreiben. Doch suchte die Wasserschlange sich immer mehr ihrem Elemente zu nähern. Sobald die schwarze das merkte, schlang sie sich mit dem Schwanze um einen dicken Stamm, der ihr zur Stütze diente, und nun wickelte sie sich der andern um den Hals, daß sie nicht entfliehen konnte. In tausenderlei Biegungen wanden sie sich in wenigen Augenblicken um einander herum; in dem Augenblick, da sie am heftigsten kämpften, wurden ihre Hälse außerordentlich dünn, das Uebrige des Körpers blies sich aber in schnellfolgenden wellenförmigen Bewegungen auf. Die Wasserschlange preßte dadurch den Körper ihres Feindes so, daß ihm die Augen ganz aus dem Kopfe quollen, und schon schien der Streit entschieden, als auf einmal die schwarze wieder die Oberhand bekam. Beide stürzten nun in's Wasser.

Allein dies neue Element benahm ihrer Erbitterung Nichts; sie wälzten sich bald auf dem Grunde des Wassers herum und ragten dann wieder über die Oberfläche hervor, zusammengeflochten wie beim ersten Angriff. Indessen hielt die schwarze Riesenschlange beständig ihren Kopf über den Kopf der andern und erstickte sie glücklich. Sobald sie das merkte, verließ sie dieselbe ganz plötzlich, ging in das Feld zurück und verschwand.

* * *

Während der Reisernte auf der Küste Malabar in Ostindien ging ein kleines Kind, das seine Eltern, welche auf's Feld gegangen waren, allein zu Hause gelassen hatten, vor die Hausthür, um sich wenige Schritte davon unter den Schatten einiger Bäume auf ein paar Palmblätter zu legen. Es war ihm heiß; es war müde und schlief ein. Die Eltern, welche am Abend hungrig von ihrer Arbeit zurückkehrten, sahen ihr Kind ruhig schlafen; sie wollten nun das Abendbrot bereiten und es dann erst wecken. Bald darauf hörten sie halb erstickte Töne von ihrem Kinde, glaubten aber, es seien Aeußerungen einer kleinen Unpäßlichkeit, welche das Kind am Morgen gehabt hatte. Da es aber nicht aufhörte zu jammern, so sprang der Vater hinaus und sah zu seinem Schrecken, daß eine große Schlange es schon halb verschluckt hatte. Wie der Vater und die Mutter, die auch sogleich herbeikam, erschraken, läßt sich leicht denken. Sie waren in der größten Verlegenheit, ihr Kind zu retten; hätten sie die Schlange erzürnt, so würde sie das arme Würmchen nur noch mehr zerfleischt haben. Der Vater besann sich schnell, holte einen Säbel und theilte die Schlange glücklich auf den ersten Hieb in zwei Stücke. Da sie aber nicht in demselben Augenblicke starb, so kniff sie noch einmal ihre Zähne in den zarten Körper und — — das arme Kind starb wenige Stunden darauf unter den jämmerlichsten Schmerzen.

Ritter.

Digitized by Google

6. Die Königsschlange.

Wenn die Seeschlange, welche man neulich an den Küsten von Nord-Amerika gesehen haben will, nicht zu den erdichteten Meerungeheuern gehört, so dürfte sie allerdings der Königsschlange den Rang der Größe streitig machen. So lange indessen das Dasein der ersteren noch nicht mit völliger Sicherheit ausgemittelt ist, so lange wird wohl auch die letztere als die größte betrachtet werden müssen. Diese, auch die Abgottsschlange genannt, wird zwanzig bis vierzig Fuß lang und dicker als der Leib eines Mannes. Sie bewohnt Ostindien und Afrika und hält sich meistens auf Bäumen und an Flüssen auf. Folgende Nachrichten von ihr theilt ein holländischer Officier mit, der sich auf Befehl seiner Obern nach Ceylon begab. „Ich wohnte am Ende der vornehmsten Stadt dieser Insel und hatte die Aussicht auf einen nahliegenden Wald. Nicht weit von meiner Wohnung war ein kleiner Hügel, auf welchem drei bis vier große Bäume standen, deren Anblick mir alle Morgen sehr viel Vergnügen machte. Als ich einmal des Morgens meine Augen auf sie gerichtet hatte, schien mir ein dicker Zweig auf denselben allerhand wunderliche Bewegungen zu machen; er drehte sich von einer Seite auf die andere, neigte sich auf die Erde herab, hob sich wieder in die Höhe und verlor sich wieder unter den übrigen Zweigen. Die Luft war gänzlich still, kein Wind wehete, und ich hatte allerhand Gedanken über diese Erscheinung, als mich ein Ceyloneser besuchte. Ich zeigte ihm, was mich in Verwunderung setzte. Er sah nach den Bäumen hin, ward ganz blaß im Gesichte und wollte vor Schrecken zur Erde sinken. Er bat mich, daß ich den Augenblick alle meine Thüren und Fenstern verriegeln und mich verwahren möchte; denn, was ich für den Zweig eines Baumes halte, sei eine ungeheure Schlange, die sich an solchen Bewegungen belustige und auf die Erde schieße, um Beute zu machen.

Ich erkannte bald, daß er Recht hatte; denn nicht lange darauf sah ich, daß sie ein kleines Thier auf der Erde haschte und mit sich unter die Zweige des Baumes nahm. Als ich mich nun bei dem Ceyloneser näher nach dem Ungeheuer erkundigte, sagte er mir, daß man es auf der Insel nur allzuwohl kenne, daß es sich sonst gewöhnlich in der Mitte der Wälder aufhalte und aus dick bewachsenen Bäumen auf die vorbeigehenden Menschen und Thiere herabstürze und sie lebendig verzehre.

Wir versammelten uns hierauf, zwölf Personen an der Zahl, und ritten, wohl bewaffnet, hinter ein dichtes Gebüsch, wo wir die Schlange mit unsern Flinten erreichen konnten. Als wir sie nun in der Nähe betrachteten und ihre ungeheure Größe, welche in der Ferne weniger wahrnehmbar war, bemerkten, ergriff uns Alle ein Schauder, und Keiner wagte einen Schuß zu thun, weil man sie zu verfehlen fürchtete. Alle Ceyloneser, die bei mir waren, gestanden, daß sie alle Schlangen, die sie jemals gesehen hätten, an Größe überträfe. Sie war dicker, als der Leib eines magern Menschen, schien aber nicht fett zu sein und war in Verhältniß ihrer Dicke sehr lang. Mit ihrem Schwanze hing sie an einem der obersten Zweige des Baumes, und mit dem Kopfe reichte sie bis zur Erde. Sie war außerordentlich geschwind und machte in

Digitized by Google

einem Augenblicke tausend Wendungen mit ihrem Körper. Sie kam herab, wickelte den Schwanz um den Stamm des Baumes, legte sich der Länge nach auf die Erde, und in einem Augenblicke hatte sie sich wieder unter den Aesten des Baumes verloren. Mitten unter diesen Luftsprüngen sahen wir, daß sie sich mit ungemeiner Schnelligkeit zurückzog und sich unter die Zweige still hinlegte. Wir merkten bald die Ursache davon; ein kleiner Fuchs, den sie unstreitig gesehen hatte, wollte vor dem Baume vorbeigehen; allein die Schlange schoß auf ihn herab und hatte ihn in einigen Minuten ausgesogen. Mit einer breiten schwärzlichen Zunge leckte sie an seinem Fleische herum und legte sich auf die Erde gemächlich nieder; doch blieb der Schwanz immer um den Stamm des Baumes gewickelt.

Wir betrachteten sie genau, und als wir uns an ihrem Anblicke satt gesehen hatten, schossen wir ihr nach dem Kopfe; allein ich weiß nicht, ob sie denselben in dem Augenblicke bewegte, oder ob wir nicht recht sahen, kurz wir trafen sie nicht, und sie verrieth auch nicht die geringste Furcht, sondern blieb auf der Erde liegen. Da es Abend zu werden anfing, so beschlossen wir, nach Hause zu gehen und den andern Tag in größerer Anzahl wieder zu kommen. Die Ceyloneser sagten, daß, wenn diese Schlange einmal einen Baum zu ihrem Aufenthalte erwählt habe, sie denselben nicht sobald wieder verlasse.

Den andern Morgen stellten wir uns wieder hinter dem Gebüsche, aber in weit größerer Anzahl, ein, und wir trafen die Schlange noch an demselben Orte an. Sie schien sehr hungrig zu sein, und wir bekamen bald etwas zu sehen, was uns Alle in Erstaunen setzte.

Ein Tiger, der nicht viel kleiner als eine Kuh war, kam unter den Baum, auf dem sie sich befand. Sogleich vernahmen wir in den Aesten des Baumes ein schreckliches Geräusch. Die Schlange schoß auf den Tiger herab und fiel ihm auf den Rücken, aus welchem sie ein Stück riß, welches größer als ein Menschenkopf war. Der Tiger brüllte heftig und wollte mit seinem Feinde fortlaufen; allein als dieser dies merkte, wickelte er sich drei= bis viermal um den Tiger und zog die Schlingen so fest an, daß er bald in Todesängsten niederstürzte. Als die Schlange ihn auf diese Art gefesselt hatte, ließ sie den Rücken fahren, zog sich weiter nach dem Kopfe hinauf, öffnete ihren Rachen, so weit sie konnte, und umschloß damit das ganze Gesicht des Tigers, das sie auf eine entsetzliche Art zerfleischte und ihm dadurch zugleich die Luft benahm. Der Tiger hob sich wieder in die Höhe, kehrte sich von einer Seite zur andern und brüllte auf eine schreckliche Weise in dem Rachen der Schlange.

Er war sehr stark und muthig, und, ob er die Schlange gleich nicht los werden konnte, so machte er ihr doch genug zu schaffen. Bald richtete er sich auf, lief ein paar Schritte fort, fiel aber wegen der festgezogenen Schlingen der Schlange wieder nieder. Nach einigen Stunden schien er völlig entkräftet und todt zu sein. Die Schlange versuchte durch engeres Zusammenziehen ihres um den Körper des Tigers gewickelten Leibes seine Rippen und Knochen zu zerbrechen; allein es wollte nicht gehen. Sie machte sich daher von dem Tiger los, wickelte bloß ihren Schwanz um seinen Hals und schleppte ihn, obschon mit vieler

Digitized by Google

Mühe nach dem Baume hin. Jetzt sahen wir recht einleuchtend, wozu ihr der Baum diene.

Da der Tiger nicht mehr aufrecht stehen konnte, so richtete sie ihn an dem Stamme des Baumes auf den Füßen in die Höhe. Als dies geschehen war, flocht sie sogleich ihren Leib sowohl um den Tiger, als um den Baum, und zog sich mit aller Macht zusammen, bis eine Rippe nach der andern, ein Knochen nach dem andern mit lautem Krachen zerbrach. Als sie nun mit dem Leibe fertig war, machte sie sich an die Beine, die sie auf gleiche Weise an vier bis fünf Orten zerbrach. Auch am Hirnschädel versuchte sie ihre Kräfte; nach vielen vergeblichen Versuchen aber ließ sie davon ab und begab sich unter die Zweige des Baumes zurück, da ihr der Tiger nicht mehr entlaufen konnte.

Den dritten Tag sahen wir hinter dem Gebüsch hervor Nichts mehr vom Tiger als rothes Aas, das ohne Gestalt und mit gelbem Kleister überzogen war. Es lag in einiger Entfernung vom Baume, und die Schlange beschäftigte sich damit. Sie schlürfte hierauf erst den Hirnschädel und alsdann nach und nach den übrigen Körper hinein. Dies kostete ihr aber nicht wenig Mühe, und es wurde Abend, ehe sie den Tiger ganz verzehrt hatte.

Den vierten Morgen begleiteten uns viele Weiber und Kinder dahin, weil, wie sie sagten, nun keine Gefahr mehr zu besorgen sei. Ich fand, daß dies wirklich der Fall war; denn die Schlange hatte sich überladen und konnte sich weder zur Wehre setzen, noch fortlaufen. Bei unserer Annäherung suchte sie sich zwar auf den Baum zu schwingen, allein alle ihre Mühe war vergeblich. Die Ceyloneser schlugen sie todt, bereiteten ihr Fleisch, das wie Kalbfleisch aussah, zu und verzehrten es mit großem Appetit. Jugendzeitung.

7. Von den Nestern der Vögel.

Ein Vogelnest ist eines der täglichen Wunder, die wir wenig bemerken, weil sie uns immer vor Augen sind. Ueber Sachen, die sich selten ereignen, staunen wir und übersehen nachlässig die täglichen Arbeiten der Natur, welche vorzüglich unsere Bewunderung und unsere Aufmerksamkeit reizen sollten.

Jeder Vogel bereitet einen Platz, der seiner Art gemäß ist, um die Eier zu verwahren und die kleine Brut sicher zu stellen. Verschiedene Arten weichen in der Bauart sehr von einander ab; jedoch tragen diejenigen, die zu einer Art gehören, einerlei Materialien zusammen und wählen einerlei Form, einerlei Ort und einerlei Lage. Der einjährige junge Vogel, der nie ein Nest bauen sah, hält aus Naturtrieb einerlei Plan und nimmt eben die Materialien dazu, die seine Eltern brauchten. Ein Gleiches thun auch die Vögel derselben Art von verschiedenen und entfernten Ländern. Die Schwalben Englands bauen eben so, wie die Schwalben am Kaukasus.

Die Nester der größern Raubvögel sind roh von Stecken und Zweigen zusammengesetzt, aber oft mit etwas Weichem gefüttert. Sie

Digitized by Google

bauen gemeiniglich auf hohen Felsen, auf zerfallenen Thürmen und in einsamen Gegenden. Als Feinde des gesammten Gefieders scheinen sie Angriffe zu befürchten und suchen die Einsamkeit. Wenige bauen auf dem Boden. Würger, die kleinsten der Raubvögel, bauen ihre Nester in Gebüschen mit Moos, Wolle u. s. w.

Papageien und alle Vögel mit zwei vor= und zwei hinterwärts stehenden Zehen, legen ihre Eier in hohle Bäume, und viele derselben klettern an den Stämmen hinauf und verwahren ihre Eier in deren Löchern.

Die Krähenarten bauen auf Bäumen. Unter diesen ist das Nest der Elstern aus rohen Materialien sehr künstlich zusammengesetzt, völlig mit Dornen bedeckt und hat nur ein Loch zum Eingange.

Die Nester der Golddrossel sind wunderbar und hangen an den Spitzen der Aeste, oder zwischen den äußersten Gabeln der Gesträuche. In Europa bauen bloß drei Vögel hängende Nester: die gemeine Golddrossel, die kleinste Meise und noch ein unbekannter, dessen an vier Zipfeln hangendes Nest Pennant in Schottland fand, ohne den Vogel zu kennen. Aber in den heißen Ländern, wo die Vögel wegen der Schlangen und Affen in Furcht stehen, sieht man mehrere, weil ihnen die Natur daselbst einen bewundernswürdigen Trieb zur Erhaltung der Jungen eingeflößt hat. Das Nest des Schneidervogels gehört zu den größten Wundern dieser Art. Dieser indische Vogel ist kleiner, als der Zaunkönig. Er hat den Namen von der merkwürdigen Art, wie er sein Nest aus Baumblättern verfertigt, da er einige dürre Blätter an ein grünes am äußersten Ende des Zweiges gleichsam annähet, so daß dadurch eine tutenförmige Höhlung gebildet wird, die er mit Flaumfedern und dergleichen ausfüttert.

Alle Hühner und alle straußartigen Vögel legen ihre Eier ohne weitere Zurichtung auf den Boden. Der Strauß scharrt bloß eine rundliche Höhlung in den Sand, worin mehrere Weibchen legen. Diejenigen Eier, welche das Nest nicht fassen kann, werden außen herumgelegt und dienen den Jungen zur Speise. Die Weibchen brüten am Tage, die Männchen des Nachts, um das Nest besser vertheidigen zu können.

Das Taubengeschlecht macht ein Nest ohne Kunst; wenige Reiser, in die Quere gelegt, sind schon dazu hinreichend.

Die meisten der sperlingsartigen Vögel bauen ihre Nester in Stauden und Büschen, und einige in Löchern der Mauern und Ufer. Andere, z. B. die Lerche und der Ziegenmelker bauen ihre Nester auf dem Boden. Einige Schwalben machen unter den Dächern der Häuser ein sonderbares angeklebtes Nest von Schlamm, und eine indische Art aus gallerartigen Seegewürmen, welche Nester als Nahrungsmittel eingesammelt und in Brühen als Leckerbissen verzehrt werden.

Die meisten Wasservögel mit gespaltenen Zehen legen ihre Eier auf den Boden. Der weiße Löffler und der gemeine Reiher bauen in Bäumen und machen große Nester von Reisern 2c. Die Störche bauen auf den Kirchen, auf den Giebeln der Häuser, oder auf abgestumpften Baumstämmen.

Die Taucherhühner bauen ein großes Nest an der Wasserseite.

Digitized by Google

Die Seehähne bereiten ein schwimmendes Nest auf dem Wasser, welches vielleicht mit einigem Schilfrohre in der Nähe zusammenhängt.

Die Vögel mit Schwimmfüßen nisten entweder auf dem Boden, wie z. B. die Seeschwalben, die Taucher, die Gänse, die Enten. Die letztern pflücken das zarte Gefieder aus ihrer Brust, um ihren Jungen dadurch ein weicheres und wärmeres Lager zu verschaffen. Die Papageitaucher und andere ähnliche Vögel legen ihre Eier auf die nackten Ebenen hoher Felsen, die Pinguins in Löcher unter der Erde. Unter den Pelikanen macht derjenige, von dem die Gattung den Namen hat, sein Nest in der Wüste auf dem Boden; Seeraben bauen auf hohen Felsen mit Reisern, getrocknetem Ried- und Seegrase und andern gemeinen Materialien. Jugendzeitung.

8. Die Ameisen.

Die Lebensart der Ameisen hat so viel Sonderbares und Merkwürdiges, daß nach den Bienen vielleicht kein einziges Insekt mehr die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen verdient, als dieses kleine Thier. So gemein sie sind, und so häufig sie dem Menschen im Sommer in Feldern, Gärten, Wiesen und Wäldern fast bei jedem Fußtritte aufstoßen, so kennen doch nur Wenige den Bau ihres Körpers und die Art ihrer Haushaltung.

Die Bildung eines Ameisenkörpers lernt man am besten kennen, wenn man dieses Insekt unter einem mittelmäßigen Vergrößerungsglase betrachtet. Die drei Haupttheile, der Kopf, die Brust und der Hinterleib, sind sehr deutlich abgesondert. Letzterer hängt mit der Brust nur mittelst eines feinen Fadens zusammen. Der Kopf ist fast dreieckig und mit zwei fadenförmigen, gebrochenen Fühlhörnern versehen. Das Maul hat vier ungleiche Freßspitzen, zwei Kinnladen oder Freßzangen, aber keine Zunge. Es ist also falsch, wenn man meint, daß die Ameisen saugen, in dem Sinne, wie z. B. die Biene mit ihrem Saugrüssel. Sie benagen feste Sachen und saufen flüssige, oder ziehen sie mit dem Maule ein. Alle haben drei Paar Füße, die, wie gewöhnlich, an der Brust befestigt und mit zwei feinen, spitzigen und gewölbten Klauen versehen sind, welche zum Festhalten dienen. Bei den Weibchen einiger Gattungen steckt ein hohler spitziger Stachel im Schwanze, oder am Ende des Hinterleibes verborgen. So oft die Ameise damit sticht, ergießt sie zugleich durch denselben, wie durch eine Röhre, einen feinen ätzenden Saft in die Wunde, welcher bei einigen, zumal ausländischen, sehr heftig schmerzt und eine merkliche Geschwulst und eine Röthe verursacht. Es ist also nicht das Maul, womit die Ameisen so empfindliche Wunden machen. Männchen und Weibchen haben, wie die Wespen und andere Insekten, vier häutige Flügel, welche flach aufliegen, und wovon die untern ungefähr um den vierten Theil kürzer sind, als die obern. Die Arbeitsameisen bekommen nie Flügel. Sie sind fast noch einmal so klein, als die Männchen. Diese aber werden wiederum von den Weibchen an Länge und Dicke übertroffen.

Die Ameisen entstehen, wie fast alle Insekten, aus Eiern. Diese

Digitized by Google

sind so klein, daß man sie kaum mit bloßen Augen sehen kann, glatt und glänzend auf der Oberfläche. Sie werden von dem Weibchen zu Ende des August gelegt. Im Winter bleiben sie als Eier im Ameisenbaue liegen und werden nur tiefer in die Erde hinabgetragen, damit ihnen die eindringende Kälte nicht schade. — Wenn im Frühjahre, etwa in der Mitte des März, oder, falls der Winter lange dauert, zu Anfange des April die arbeitenden Ameisen aufwachen und von den Sonnenstrahlen an die Oberfläche ihres Baues gelockt werden, so tragen sie auch die Eier wieder höher. Diese werden nun ebenfalls von der Sonne belebt, und es schlüpft ein kleines Würmchen, die Ameisenlarve, heraus, deren Körper aus zwölf Ringen besteht und immer gekrümmt liegt. Sie haben keine Füße und können sich auch nicht von der Stelle bewegen. Mit ihrer Erhaltung und Pflege sind die Arbeitsameisen ganz allein beschäftigt. Sie sorgen für die Jungen mit einer Zärtlichkeit und Emsigkeit, die Bewunderung verdient. Alles, was nur ihr Aufkommen und Gedeihen befördern kann, unternehmen sie. Unaufhörlich laufen sie ab und zu und bringen schickliche Nahrung für ihre Pflegekinder. Endlich verpuppen sich diese, wenn sie ihre völlige Größe erlangt haben, etwa nach 4 oder 6 Wochen, zu Ende des Mai oder im Juni. Um diese Zeit sieht man oft in heißen Mittagsstunden weißliche, eirundlängliche Körper, die noch etwas größer, als die Ameisen selbst sind, auf der Oberfläche eines Ameisenbaues liegen. Sie bewegen sich nicht, nehmen auch in diesem Zustande keine Nahrung mehr zu sich und sind dem Anscheine nach leblos. Diese Puppen sind es, welche Unkundige allgemein für Ameiseneier halten, und welche man häufig für die Nachtigallen aufsucht.

Auch für das Wohlsein der Puppen sind die Arbeitsameisen äußerst besorgt. Sie tragen dieselben mit Anstrengung aller ihrer Kräfte von einem Orte zum andern, bald an die Sonne, oder wenn es zu heiß wird, nach dem Schatten und an die Nordseite; bald, wenn es oben zu trocken wird, tiefer hinab; bald, um der Feuchtigkeit zu entgehen, höher hinauf. Liegen die Puppen an der Oberfläche, und es wird ein Feind, z. B. ein Vogel, oder sonst eine Gefahr bemerkt, so eilen gleich ganze Schaaren herbei, und in kurzer Zeit sind alle Puppen verschwunden. Am geschäftigsten sieht man diese Thierchen arbeiten, wenn irgend Jemand ihren Bau zerstört und die Puppen umher geworfen hat; dann hilft, was retten und helfen kann. Ueber Berg und Thal werden die Puppen hinweg geschleppt und in Sicherheit gebracht. Ist eine größere für ein so kleines Thier zu schwer, so packen mehrere mit ihren Zähnen (Freßzangen) an, womit sie überhaupt Alles anfassen und forttragen.

Im Juli kommen endlich die vollkommenen Ameisen aus den Puppen, eben so, wie der Schmetterling aus der seinigen hervor. Sie haben alle Theile und die gehörige Größe gleich beim Ausschlüpfen. Da die Larven einiger Gattungen eine Art von Puppe oder Gehäuse um sich her zu machen pflegen, bevor sie sich verpuppen, so kommen diesen die Arbeiter jetzt beim Ausschlüpfen zu Hülfe und machen mit ihren Zähnen eine Oeffnung in das Gehäuse weil sonst die darin eingeschlossenen Thierchen umkommen müßten.

Digitized by Google

Um diese Zeit findet man gemeiniglich, außer ungeflügelten Arbeitern, noch eine Menge geflügelter Ameisen auf und neben dem Baue. Unkundige, welche das bemerken, pflegen zu sagen, daß die Ameisen jetzt Flügel bekommen hätten und in der Luft umher schwärmten.

Wirklich erheben sich auch die Geflügelten und fliegen umher. Es sind dies aber nur die nicht arbeitenden Ameisen, Männchen und Weibchen. Diese verlassen bald, nachdem sie in ihren vollkommenen Zustand getreten sind, den Bau und schwärmen eine Zeit lang in der Luft umher.

Die Männchen verlieren bald die Flügel und sterben; die Weibchen begeben sich in den Bau zurück, legen ihre Eier und zerstreuen sich ebenfalls wieder in der Luft. Auch sie verlieren nach und nach die Flügel und kommen um. Ameisen, welche nur noch geringe Ueberbleibsel von Flügeln haben, sieht man um diese Zeit hie und da umherkriechen. Die Geschäfte in der Haushaltung der Ameisen liegen allein den Arbeitsameisen ob, welche bei weitem den größten Haufen ausmachen.

Diese bleiben die beständigen Besitzer des Baues oder Ameisenhaufens. Sie sind aber auch selbst die Baumeister davon. Nicht alle Gattungen machen einen regelmäßigen Bau in der Erde. Einige bereiten sich ein unordentliches Nest, wo sie nur eine bequeme Stelle dazu finden, ohne vorher die Anlagen zu machen. Sie nisten unter Steinen, in Erdlöchern, Ritzen rc. Andere dagegen, besonders einige ausländische in Afrika und Amerika, errichten künstliche und sehr feste Gewölbe, welche man beim ersten Anblick für das Werk eines Menschen halten sollte. Es giebt aber auch in unsern Gegenden Ameisen, die einen künstlichen Bau in der Erde anlegen, wie z. B. die braunrothe Ameise, welche besonders in Nadelwäldern nistet und hier die großen stumpfkegelförmigen Haufen oder Gewölbe errichtet. Dem Anscheine nach sind ihre Wohnungen ein ordnungsloser, unterwühlter und mit allerlei Materialien angefüllter Erdhaufen; aber wenn man denselben näher untersucht, so findet man Kunst genug darauf verwendet. Die kleinen Thiere höhlen unter ihrem Gewölbe Gänge aus, schaffen die Erde fort, bringen Gras und Strohhälmchen, Holzspänchen und dergl. herbei und bauen damit ihre Wohnungen aus. Man sieht gewöhnlich die Erde rings um den Ameisenhaufen ganz kahl. Der Grund davon liegt theils in dem beständigen Betreten der Ameisen, theils und besonders darin, daß sie in der Nähe Alles, was nur aufkeimt, abbeißen und in ihren Bau tragen. Ihr Hügel gleicht im Innern gleichsam einer Stadt. Die hohlen Gänge laufen nach allen Richtungen durch dieselbe und durchkreuzen sich. Alle haben Gemeinschaft mit einander. Die Ameisen wissen sehr gut einen schicklichen Platz aufzufinden, wo sie einen Bau anlegen können. Das Erdreich muß etwas feucht, nicht zu hart, aber auch nicht so locker sein, daß es leicht nachfällt. Sie wählen, wo möglich, eine Anhöhe, oder eine Stelle am Fuße eines Baumes, wo ihnen das Wasser nicht schaden kann. Bei Anlegung eines Baues theilt sich gemeiniglich das ganze Heer in zwei Colonnen, wovon die eine unaufhörlich beschäftigt ist, Erde aus dem Baue zu schaffen, die andere aber den Bau selbst besorgt. Sie arbeiten vom Frühling bis zum Herbst ohne Unterlaß und sind unermüdlich in ihrer Thätigkeit. Finden sie in der Nähe keine Baumaterialien mehr, so suchen sie solche in großen

Digitized by Google

Entfernungen von ihrem Baue. Dabei nehmen sie immer denselben Weg. Eine geht hinter der andern her, ohne vom Pfade abzuweichen. Im Sande kann man diesen Weg mit bloßen Augen deutlich bemerken. Sie besteigen Bäume und Mauern, um entweder Baumaterialien oder Nahrung für sich und die Larven zu sammeln. Auch hier verlassen sie den einmal gewählten Pfad nicht. Streicht man einigemal mit dem Finger darüber hin, so sind sie verlegen und wissen nicht, wohin sie nun ihren Weg nehmen sollen. Dies kommt daher, weil der Finger die starkriechende Materie wegnahm, womit die Ameisen ihren Weg bezeichnen, und die ihnen zur Spur dient.

Es ist anmuthig, den Beschäftigungen eines Ameisenstaates zuzusehen. Ein so kleines Thierchen schleppt Dinge herbei, die viel größer und schwerer sind, als der Körper der Ameise selbst. Findet eine ein Stück, das für sie zu schwer, doch aber brauchbar ist, so kommen ungerufen Andere herbei und helfen sogleich. Kann der Körper auch mit vereinigten Kräften nicht von der Stelle geschafft werden, so fangen sie an, ihn, wo möglich zu zerlegen, und tragen ihn dann stückweise fort. Es ist zu bewundern, daß alle Ameisen, die zu einem Haufen gehören, und deren gewiß in manchen Bauen Millionen sind, sich alle unter einander kennen. Sie vertragen sich vollkommen unter einander, streiten nie, leisten sich gegenseitige Hülfe und haben unter sich einerlei Rang und völlige Gemeinschaft der Güter. Man weiß unter ihnen von keiner Obrigkeit und von keinem Befehlshaber. Indem jedes Mitglied nach seinem Instinkt handelt und von den Gesetzen desselben nicht im Geringsten abweicht, entsteht dennoch ein bewundernswürdiges, harmonisches Ganzes, das an Ordnung und Regelmäßigkeit die besten Anstalten der Menschen übertrifft.

Ameisen aus verschiedenen Republiken hingegen, und wenn sie gleich von derselben Gattung sind, können sich unter einander nicht leiden. Begegnen sich zwei derselben, so weicht eine der andern aus; kommen Ameisen in einen fremden Bau, so werden sie sogleich erkannt und verfolgt. Ameisenkriege sind schon von Alters her bekannt. Man hat versucht, eine Ameise aus ihrem Neste zu nehmen und sie in ein fremdes zu setzen; sie wurde aber nicht geduldet. Schnell kam sie zurück und wurde von einigen Einwohnern des Nestes hitzig verfolgt. Als man sie dennoch mehrmals wieder hineinsetzte, wurde sie von den ergrimmten Eignern des Nestes in Stücke zerrissen.

Die Ameisen sind in der That zornige Geschöpfe. Man wird nicht leicht ungestraft einen Ameisenhaufen beunruhigen. Sie fallen ihren Feind von allen Seiten grimmig an und stechen ihn zur Strafe, wenn es solche sind, die einen Stachel haben; andere vertheidigen sich mit einer starkriechenden Feuchtigkeit, die sie von sich spritzen und beißen auch; jedoch sind sie nicht im Stande, mit ihrem Bisse Wunden zu verursachen. Er schmerzt auch nicht.

Die Nahrung dieser merkwürdigen Insekten besteht in mancherlei Produkten des Thier- und Pflanzenreichs, vornehmlich des letztern. Sie fressen Obst und andere Baumfrüchte, Beeren, auch Gebackenes; insonderheit aber lieben sie das Süße, Honig, Zucker u. s. w. Wittert eine auf ihrem Wege dergleichen in der Entfernung, so weicht sie wider

ihre Gewohnheit von dem betretenen Pfade ab, eilt hinzu, nimmt, so viel sie fortbringen kann, und begiebt sich dann in ihren Bau. Sie hat aber schon eine Spur zurückgelassen. Diese wird bald von andern bemerkt, welche eben dahin laufen; ihnen folgen andere, und nun entsteht ein neuer Weg, der so lange betreten wird, als auf demselben Etwas zu holen ist. Dies ist eine längst bemerkte Gewohnheit der Ameisen, die gewöhnlich durch Dichtung verschönert wird. Es hieß, die Ameisen hätten ihre Generale, ihre Quartiermeister und andere Befehlshaber; unter andern wollte man auch Fouriere bemerkt haben, welche dem Heere vorangingen und Proviant ausspäheten, sodann zurückkämen, es den Befehlshabern meldeten, damit diese mit ihren Untergebenen den Marsch danach richteten und dergleichen mehr.

Eine andere Fabel, die schon vor mehr als dreitausend Jahren erzählt wurde und vielleicht noch vor funfzig Jahren für Wahrheit galt, ist die, daß die Ameisen Magazine anlegten, wovon sie im Winter lebten.

Man hatte bemerkt, wie man dies täglich im Sommer noch sehen kann, daß die Ameisen unaufhörlich eine Menge Victualien, Körner und mancherlei andere Nahrungsmittel, welche den Larven nicht können gereicht werden, eintrugen. Man fand auch dergleichen häufig in ihren Nestern. Daraus schloß man nun, sie legten Vorrathskammern an und zehrten im Winter von dem eingesammelten Vorrathe. Man wollte auch sogar gefunden haben, daß sie den Körnern, um in der Erde das Keimen derselben zu verhüten, den Keim abbissen, ja, daß sie, damit die Körner auch nicht von der Feuchtigkeit aufschwellten und ungenießbar würden, dieselben sogar am Tage bei der Sonne trockneten und des Nachts wieder hereinholten. — Gewiß ist's, daß sie auch Getreide und andere Körner zusammentragen, wenn sie dergleichen finden; aber eben so gewiß ist's auch, daß sie dieselben nicht als Nahrung, sondern wie Späne, Gras und Strohhalme u. s. w., als Baumaterialien gebrauchen. Daß sie im Winter schlechterdings gar Nichts fressen, ist entschieden; denn sie fallen, sobald es anfängt, kalt zu werden, in eine gänzliche Erstarrung und liegen in diesem Zustande wie todt, bis etwa zum Anfange, oder nach Beschaffenheit der Witterung, bis in die Mitte und bis zum Ende März. Was das Abbeißen der Keime betrifft, so scheint diese Meinung dadurch veranlaßt zu sein, daß ausgesäete Körner, die im Ameisenhaufen gelegen hatten, nicht aufgingen. Wenn dies Letztere auch immer gegründet wäre, so könnte es doch noch aus andern Ursachen herrühren. Daß man aber will gesehen haben, die Ameisen trockneten die eingesammelten Körner an der Sonne ist wohl nur Täuschung. Vielleicht sah man die Puppen für Körner an.

Noch ein anderer Umstand verdient bemerkt zu werden, nämlich, daß die Ameisen auch häufig Stückchen Harz von Fichten- und Tannenbäumen in ihren Bau zusammentragen. Auch dies hat zu mancherlei Vermuthungen Anlaß gegeben. Man hat viel darüber nachgeforscht und gefragt, zu welchem Zweck die Ameise das Harz wohl brauche. Man hat auch dem aus Ameisenhaufen mühsam gesammelten Harze eine besondere Kraft, wenigstens einen besondern und zwar angenehmen Geruch zugeschrieben und ihn zum Räuchern empfohlen. Ja, man sieht bisweilen noch jetzt

Digitized by Google

Leute dieses Harz, unter dem Namen Weihrauch, als ein Räucherpulver verkaufen. Indessen weiß man jetzt sehr genau, daß auch diese Stückchen Harz den Ameisen zu Nichts weiter, als zu Baumaterialien dienen. Sie nehmen es, weil sie in der lockern, sandigen Erde am bequemsten damit bauen können, in Ermangelung eines andern Materials. Das Ameisenharz oder der sogenannte Weihrauch hat auch keineswegs eine besondere Kraft. Es ist Nichts, als gewöhnliches Fichtenharz, und thut die nämlichen Dienste. Was den Geruch betrifft, so mag derselbe allerdings etwas anders beschaffen sein, als der von dem Harze, welches unmittelbar von den Bäumen abgenommen wird; allein das geht ganz natürlich zu. Wenn das Harz eine Zeit lang im Ameisenbaue liegt, so muß ihm freilich die starkriechende Substanz, die diese Insekten von sich geben, beigemischt werden. Die Mischung kann nun allerdings für manche Menschen angenehm, ja vielleicht sogar stärkend sein.

Uebrigens verzehren, wie oben angeführt wurde, die Ameisen auch gern animalische Körper. Wenn ein Vogel, eine Maus und andere Thiere todt auf der Erde liegen, so begeben sich die in der Nähe wohnenden Ameisen bald dahin und nagen alles Fleisch und überhaupt alle weicheren Theile ab, bis auf die Knochen. Man kann sie daher zum Skelettiren gebrauchen. Legt man eine todte Maus, einen Frosch, oder Vogel, nachdem man vorher die Haut abgezogen hat, in eine durchlöcherte Schachtel und setzt diese in den Ameisenhaufen, so kann man sich nach kurzer Zeit das schönste Skelett versprechen. Durch die Neigung, alles Aas von kleinerern Thieren aufzuzehren, werden die Ameisen nützlich und ersetzen im Allgemeinen den Schaden reichlich, den sie in unsern Gegenden etwa an dem Obst, in den Bienenstöcken u. s. w. thun mögen. Sie verzehren auch viele Raupen und andere Larven von Insekten und Insekten selbst. Das in manchen Jahren so zahllose Heer von Maikäfern, die vornehmlich auch in den mit Birken und Eichen vermischten Fichtenwaldungen ihr Wesen treiben, ist für die hier befindlichen Ameisenrepubliken eine wahre Quelle des häuslichen Wohlstandes. Gegen die Zeit, wo die Lebensdauer der Maikäfer zu Ende geht, und wo sie immer matter und kraftloser von den Bäumen herab auf die Erde fallen, werden sie in Menge von den Ameisen angegriffen und verzehrt. Diese warten nicht erst den Tod des Käfers ab, sondern fallen lebendig über ihn her, kriechen ihm, besonders wenn er auf dem Rücken liegt und sich nicht aufhelfen kann, unter die Flügeldecken, wo der Körper nicht, wie an allen übrigen Stellen, mit dem harten hornartigen Ueberzuge bedeckt ist, und verzehren die ihm noch übrigen Lebenssäfte in wenigen Minuten. Daher findet man im Juni und Juli so viele ausgefressene Maikäfer, die äußerlich nicht beschädigt zu sein scheinen, inwendig aber bis auf die dünnen Schalen rein ausgefressen sind.

Hienach erscheint die Klage der Gärtner, als fügten diese Insekten den Bäumen so großen Schaden zu, wenigstens zum Theil grundlos; denn wenn gleich die Ameisen auch die süßen Früchte anfressen, so ist es doch ausgemacht, daß sie nicht das Zusammenschrumpfen der Blätter und Zweige bewirken, sondern die Blattläuse. Ueberhaupt kann man sich über den Schaden, den unsere einheimischen Ameisen anrichten, eben nicht beschweren; ihr Nutzen scheint überwiegend.

Digitized by Google

Außerdem, daß sie viele Raupen und Käfer verzehren, sind sie auch zur Vertilgung des Kornwurms, einer kleinen Rüsselkäfer-Larve, bestimmt. Wer den ungeheuern Schaden kennt, den das Getreide durch diese Larven leidet, und wie schwer sie auszurotten sind, dem wird dieser Nutzen der Ameisen sehr beträchtlich vorkommen. — Wenn das Getreide auf dem Boden voll von Würmern ist, darf man nur einige Ameisenhaufen ausgraben, in Gefäßen auf den Boden tragen und daselbst ausschütten; sie werden bald nach dem Getreidehaufen hineilen und die Larven verzehren; dem Getreide selbst aber können sie keinen Schaden thun, weil es ihnen zu hart und überhaupt keine Nahrung für sie ist. —

Sie haben auch einen medicinischen Nutzen. Man braucht nämlich die Ameisenhaufen mit den darin befindlichen Insekten zu Bädern, denen eine nervenstärkende Kraft zugeschrieben wird, und deren Gebrauch man denen empfiehlt, die mit gichtischen und ähnlichen Zufällen behaftet sind. Das Ameisenöl und der Ameisenspiritus sollen beide sehr heilsame Wirkungen zeigen. Daß die Ausdünstungen der Ameisen wirklich stärkende Kräfte besitzen, empfindet man, wenn man sich mit dem Gesichte über einen geöffneten Ameisenhaufen legt und den säuerlichen Geruch einziehet.

Wie scharf die Ausdünstungen der Ameisen sein müssen, sieht man daraus, daß ein Frosch, der doch ein so zähes Leben hat und selbst einige Zeit im luftleeren Raume leben kann, fast in wenigen Augenblicken erstickt, wenn er in einen aufgewühlten Ameisenhaufen geräth. Man werfe den lebhaftesten Frosch unter die Ameisen, sogleich wird man gewahr werden, daß er die heftigsten Verzuckungen bekommt, bald aber still liegt und stirbt. Untersucht man ihn, so erblickt man keine Verletzung der äußern Haut; denn so ergrimmt auch die Bewohner des Baues sind, so können sie demselben doch nicht leicht durch ihr Gebiß etwas anhaben. — Man hat sogar bemerkt, daß die Ameisen selbst von ihren eigenen Ausdünstungen unter gewissen Umständen angegriffen werden. Sammelt man eine kleine Anzahl in einer Flasche, so wird man sehen, daß sie bald vom Boden an den Seitenwänden nach der Oeffnung hinauf marschiren; bringt man aber eine größere Anzahl hinein, so ermatten sie und fallen immer wieder von den Seiten der Flasche hinab auf den Boden. Woher diese Schärfe rühre, ist bis jetzt ein Räthsel. Man hat es dadurch auflösen wollen, daß man sie den Säften zuschrieb, welche die Ameisen aus den Fichtenbäumen ziehen sollen, unter denen sich ihre Nester so häufig befinden. Allein, wenn es auch ausgemacht wäre, daß jene Säfte den Ameisen zur Nahrung dienen, so bewiese sie dennoch Nichts, weil die Ameisen immer diese ätzende Säure bei sich führen, sie mögen in Fichten- oder andern Wäldern, oder auf Wiesen u. s. w. wohnen.

Die sogenannten Ameiseneier oder Puppen sind bekanntlich ein treffliches Futter für die Fasanen und Nachtigallen. Man kann sie auf folgende, nicht sehr mühsame Art erhalten. Um die Mittagsstunde, wenn die Sonne am heißesten scheint, macht man neben dem Ameisenhaufen mit einem ausgespannten Tuche oder Brette Schatten und wühlt sodann mit einem Stocke den Haufen um. Die Ameisen, welche den

Digitized by Google

Untergang ihrer Pfleglinge fürchten, tragen diese sämmtlich aus dem Haufen unter jene schattige Bedeckung und bringen sie auf diese Weise selbst zusammen, so daß man sie bequem wegnehmen kann. Man kann aber auch einige Löcher in der Erde von etwa einem Fuß im Durchschnitte machen und sie mit Rasen bedecken, wo man sie dann den andern Morgen voll Puppen findet.

Unter den ausländischen Ameisen giebt es sehr merkwürdige Gattungen, wovon einige theils wegen ihrer schon erwähnten kunstreichen Gebäude, andere ihrer sonderbaren Wanderungen wegen Bewunderung verdienen. Wilmsen.

9. Der Wolf.

In den Tiefen des Hochwaldes, wo Felsen sich in steilen Wänden, mächtigen Säulen erheben, überwölben, wo stille, düstere Schatten sich ergießen, und der Strom in wilden Wellen seine Gestade umschlingt, da macht der Wolf dem Bären die Herrschaft streitig. Er durchstreift die Wildniß, jagt das Reh und geht der Hirschkuh unermüdlich nach; er lauscht auf Hasen und Füchse und erlistet die Hühner. Spähend umschleicht er des Waldes Saum, ob er wohl sicher sei; dann legt er sich lauernd in's Gebüsch, sieht nach dem Lamme, welches sich von der Heerde entfernt, und hält das Auge zugleich auf den Hüter gerichtet. Jetzt ist der Augenblick ihm günstig, er springt hervor, er hat das Lamm gepackt und jagt mit ihm davon. Ihm folgt bellend der Hund; doch dieser kommt zu spät, der Räuber ist in den Wald mit seiner Beute zur dunklen Kluft entflohen; da weiß er sich gesichert, fällt gierig über seine Beute her und schält sie aus dem Felle. Dann schleicht er wieder von anderer Seite zur Heerde, sie noch einmal zu überfallen. Zwei Schafe in einem Mahle sättigen ihn kaum. Aber so stark er ist, so schnell er läuft, wittern ihn ferne schon die Thiere und entgehen ihm; doch verschmäht er auch Mäuse und Frösche nicht. Hungrig, macht er das Aas dem Geier streitig, scharrt Leichen aus, verschlingt Gras und Lehm und geht heulend auf Raub aus; dann greift er frech den Wanderer an, springt mit weit geöffnetem Rachen an den Reiter auf. Vom Heißhunger getrieben, schleicht er des Nachts aus dem Walde, schwärmt um die Wohnungen der Hirten, fällt über die Gänse her, gräbt unter Thürschwellen, bricht in den Stall und würgt Schafe und Rinder. Dann achtet er nicht des nahenden Hirten, scheut nicht das Feuergewehr und hält die Beute zwischen den Zähnen fest, entweicht nur mit dieser oder erliegt in seiner Raserei.

Bei strengem Winter rotten sich die Wölfe zusammen; Heißhunger treibt sie auf die freie Landstraße; heulend verfolgen sie den Schlitten; wie eine Woge im Sturm schwingen sie wüthend sich über den Flüchtenden; haben sie die Beute zerrissen, verschlungen, dann zerstäuben sie in die Wildniß.

Nur der Hunger macht den Tückischen frech und spornt ihn zur blinden Wuth. Wenn er gesättigt ist, ist er feige, fürchtet das Horn des Ochsen und des Pferdes Huf. Er zittert vor dem Bären, der ihn

Digitized by Google

zerdrückt und mit seiner Tatze auf den ungelenken Rücken trifft; er flieht vor dem Hunde, welcher ihn erjagt, überwindet, aber verächtlich einem andern Wolfe zum Fraße überläßt. So fein er im Erschleichen ist, so schnell im Jagen, grausam und blind im Rauben, so bleibt er dennoch feig und scheu. Eine Geige macht ihn zittern und heulen, er wagt nicht, den Spieler anzugreifen; er traut seiner Herrschaft, seinem Gebisse nicht; drum wittert er überall Gefahr. Thüren sind ihm verdächtig, und gespannte Stricke versperren ihm den Weg; er setzt lieber über Hecken und Bäche hinweg. Er fürchtet das Klirren einer Kette; des Stahles Funken und ein Pulverkorn jagen ihn davon.

Und doch weist der Feige stets sein spitzes Gebiß, die langen Hakenzähne, hält den tiefgespaltenen Rachen immer offen und reckt die lange Zunge weit hervor. Sein aufgerichtetes Ohr erspürt den Gang des Rehes; seine Nase wittert die Hirsche von ferne her; das schiefe kleine Auge schießt den tückischen, leuchtenden Blick; seine Sinne alle sind auf den Fraß geschärft; der braun gewellte Leib verhehlt ihn im dunklen Gebüsch, und wenn er auf dem Boden liegt. Auf langen Füßen jagt er mit gestrecktem Leibe, mit buschigem, fliegendem Schweife davon. Stark ist seine Brust; doch die Klauen sind stumpf und liegen fest; er steht auf schwachen, unsichern Füßen, und ein Muthiger wirft ihn leicht. Kann er dem Sieger entfliehen, dann schleicht er scheu mit eingezogenem Schwanze in's Dickicht.

Die Wölfin wirft ihre Jungen in finsterer Schlucht, am Stamme eines Baumes gräbt sie den Kessel. Sie jagt nie in der Nähe ihres Lagers und verbirgt die Jungen vor der Gier des Wolfes. Sie werden blind geboren, aber mit scharfem Gebiß, und kaum haben sie die Augen geöffnet, sind sie auch schon lüstern nach Fleisch; in wenigen Wochen fallen sie schon zankend über die Hühner und über die Hasen her, welche die Wölfin ihnen bringt.

So der Wolf, der Verwandte des Hundes. Doch läßt er sich zähmen; giebt man ihm nur Schafe genug und Prügel zur rechten Zeit, so versöhnt er sich mit dem Hunde, lernt Sprünge, Spiele und sogar das Tanzen.

Meier's charakteristische Thierzeichnungen.

10. Der Bär.

Aus seinem langen Winterschlafe erwacht der Bär, streckt sich und brummt, weil ihn die Frühlingssonne schon so bald in seinen Träumen stört. Abgemagert tritt er aus seiner entlegenen Höhle hervor und sieht sich zunächst nach einem guten Frühstücke um. Er schleppt sich langsam und schwerfällig durch die finstere Waldung; seine breiten Tatzen haben sich gehäutet, und jeder Schritt kommt ihm sauer vor. Den finstern Blick wirft er in's Gebüsch, ob nicht ein Reh zu erspähen sei, oder ein Hase. Er horcht auf das Summen der Bienen und sehnt sich nach dem Honig, achtet auf den Lauf der Ameisen, deren Säure seinen Gaumen besonders kitzelt, schnüffelt zugleich am Boden nach schmackhaften Kräutern, nimmt aber am Ende mit Gras und Wurzeln vorlieb, wenn

Digitized by Google

er nichts Besseres findet. Kaum vermag ein guter Fang seine mürrische Stimmung etwas zu erheitern, und nur gegen die Bärin erweist er sich freundlich, eben auch nach seiner Weise.

Zur düstern Gemüthsart des Bären schickt sich sein Körperbau; er ist kurzbeinig und plumpen Leibes, steckt Sommer und Winter in dichter, zottiger Wildschur. Sein Hals ist dick, breit der Kopf, die Stirn platt; aber die Schnauze vorgestreckt; stark sind das Gebiß und die Klauen seiner Tatzen. Das kleine, schiefe Auge zeigt einen mißtrauischen Blick, und das aufgerichtete, kurze Ohr erspürt von fern den Laut; die feine Nase leitet ihn auf den Fang. Der Künste treibt er mancherlei, geht oft aufrecht, doch wackelnd, klettert geschickt auf Bäume, versucht, ob sie ihn wohl tragen, reißt mit den Tatzen die Aeste an sich, mit den Zähnen pflückt er die Früchte; ist er aber satt, so läßt er sich am Stamme herunter rutschen und kommt sicher wieder auf die Füße. Genießt der Bär von Jugend auf das Glück einer guten Erziehung, so bringt er es weit in schönen Künsten; er tanzt nach dem Schlage der Trommel und nach der Pfeife die Menuett in abgemessenen Schritten, reitet sein Steckenpferd, setzt mit Anstand den Hut auf, macht Bücklinge und streckt seinem Tanzmeister dankend die Pfote dar. Alles dies thut er unter beständigem Brummen; allein Maulkorb und Stock verbieten ihm, den Gelüsten zu folgen, und die Kette hält fortwährend seine Aufmerksamkeit gespannt. Im Bärengraben schreitet er auf und nieder; wie ein Landvogt auf den Thron setzt er sich zuweilen auf die Tanne und schaut die Umstehenden an. Wirft man ihm eine Abgabe in Natura hin, seien es Aepfel oder Brot, er weiß sie geschickt zu fangen, indem er, aufrecht sitzend, den Leib hin und her wiegt und nach dem Zugeworfenen schnappt.

Der Bär scheint seiner Vorzüge sich wohl bewußt und hält die eig'nen Kinder für die schönsten und artigsten. Es sind kleine, dicke Fettklumpen und stockblind, wenn sie zur Welt kommen; er leckt sie aber beständig mit seiner glatten Zunge und wälzt sie mit der Tatze hin und her. Schnell wachsen sie groß und gleichen dann vollkommen den Alten. Wie sorgfältig auch seine Erziehung sein mag, der Bär bleibt immer gefräßig und räuberisch, und sein dumpfes, mürrisches Brüten erwächst zur blinden Wuth, wenn er nicht erreicht, wonach sein Streben gehet. Aus seiner Wohnung zieht er in's Feld, spähet von den Höhen hernieder, stürzt hinter dem Felsen hervor, treibt Schafe über den Abgrund, erdrückt die Kälber und trägt sie in seinen Armen fort. Der Heerde paßt er auf, bis sie zur Weide geht, oder bricht in den Stall ein und holt sich ein Rind, wie der Fuchs ein Gänslein. Gereizt, sieht er nur seinen Feind, geht ihm aufrecht entgegen, breitet die kurzen Arme aus und schlägt grob und unbeholfen drein. Fällt ihm ein Opfer, so scalpirt er es mit seinen Klauen. Wer aber unversehens dem erbosten Thiere begegnet, darf sich nur todt stellen; dann beschnüffelt es ihn und wendet ihn um, geht aber brummend weiter, ohne ihm Leides zu thun. Das Glockengeläute mag der Bär nicht hören; es bringt ihn in Wuth; er reißt die Schellen den Kühen vom Halse und schlägt sie breit. So grimmig er ist, wird man doch leicht seiner Herr; wer Besonnenheit behält, mag des Zorns dieses Raubthieres spotten. Ein be-

herzter Jäger geht ihm mit dem Knüttel entgegen und trifft ihn auf die Nase, welche sein empfindlichstes Organ ist. Manche Jäger tanzen auch wohl vor ihm, reden ihn foppend an, bitten um Erlaubniß, mit ihm kämpfen zu dürfen, denn Bärenjagd ist ergötzlich und eben so gefährlich nicht. Kleine Hunde fahren unter ihn und kitzeln mit spitzen Zähnchen sein Bauchfell; der Bär aber versteht keinen Spaß und mag nicht lachen; er wird darob unleidig und stellt sich aufrecht und breit an einen Baum; so trifft ihn der Jäger durch den zottigen Pelz am besten. In Polen fängt man ihn. Man kennt die Pfade, welche er wandelt; so sehr sie auch im Dunkel sich verlieren, sind sie doch breit getreten und führen zu seinem Schlupfwinkel und oft auch zu Honigkörben. Der Stich der Bienen dringt kaum in seine Haut, und die sich ihm in's Gesicht setzen, wischt er, so viel immer kommen, mit der Tatze gröblich weg. Wohl aber ärgert ihn ein Holzklotz, den man vor die schönen Waben aufhängt; er schiebt ihn zur Seite und will zugreifen. Dieser setzt sich aber hart neben seine große Nase; da giebt ihm der Bär unwillig einen Schlag, der Klotz kommt aus seinem Gleichmuth und vergilt ihm die Höflichkeit. Der Bär will immer nicht nachgeben, jener auch nicht; der Kampf wird eifriger, grimmiger, bis zuletzt ein derber Schlag den Bären betäubt und von seinem Sitze herunter wirft. Statt des Klotzes richtet man ihm auch ein Brett vor den Bienenstock, worauf er sich setzt, um mit aller Muße Tafel zu halten. Ist er jedoch am besten daran und meint, jetzt hab' er gewonnen Spiel, so geht das Brett los, schaukelt frei mit dem Bären in der Luft, und der Honig ist ihm vor dem Maule weg. Er schnaubt, er brummt und sieht von seinem Schwebe-Katheder wüthend hernieder, versucht wegzukommen, kann aber nimmer auf festen, sichern Ast gelangen. Da bleibt denn der Honigräuber ruhig sitzen, bis der Jäger naht, der ihn jubelnd bewillkommt, sich an seinem Spiel erlustigt und ihm hierauf den Fang giebt.

Naht der Winter und stäubt der Schnee in den Wald, so schreitet der Bär seiner Höhle zu, legt sich ruhig hin, knurrt noch hier und da ein wenig und hält dann die Tatzen vor's Maul. Er trinkt nicht frißt nicht und zehrt wie ein Rentner, dem die Zinsen ausbleiben, vom Kapital, so von dem Fette, das er den Sommer hindurch angelegt hat.

Meier's charakteristische Thierzeichnungen.

11. Der Lämmergeier.

Wer die einsamen Hochthäler der Alpen bereist, wo die schwarzen Felsen aus weißen Schneegefilden und blaugrünem Gletscher wie Mächte der Finsterniß emporsteigen, dem scheint jedes flüchtende Wesen des Thales, jedes Bild, das in Farbe und Regung einen Schimmer des Lebens verbreitet, fremde, erfreulich bald wieder und furchtbar. Wolken, die sich baden im reinen Himmelsblau, im Bade verschwinden und ferne wieder auftauchen; Nebel, welche über die glänzenden Gipfel der Berge sich als Schleier ziehen, dann plötzlich den Wanderer umlagern und ihm die Spalten der Gletscher bedecken, kommen fast als spielende

neckende, hämische Feen vor. Ströme, die aus den Schluchten plötzlich hervorspringen, und niederstürzende Lavinen hemmen auch die Schritte des Verwegensten, und erschreckt durch die furchtbaren Mächte, sucht er den Rückzug, bis ihm die Hüter der Schätze in besserer Laune begegnen. Einige Gemsen, quer über die jähen Schneewände ziehend, ein Flug Alpenkrähen erscheinen als bezauberte Wesen, jene lockend, diese warnend; und als Bote, gesandt mit den herzlichen Erinnerungen aus den freundlichen Thälern, ein blumiger Schmetterling.

Und wo nur die Elemente sich lustig entfalten und wiederum fest gestalten, über den Gipfeln des Montblanc, der Jungfrau und der Aarhörner, da erblickt man oft einen schwarzen Punkt in Zirkelbahnen kreisen; der schwarze Punkt ist der Herr, der Zauberer dieser Welt. Nichts entgeht seinem brennenden Auge; hat er eine Gemse, ein Reh erspäht, so verwandelt er sich in Bogen und Pfeil, der hat eine scharfe, gekrümmte Spitze und nach hinten zu mächtige Widerhaken. Und es schießt der Pfeil hernieder aus dem ewigen Winter in den Sommer des Thales und senkt seine Spitze in Aug' und Eingeweide des Thieres. Manchem Jäger ist der Zauberer ein furchtbares Ungeheuer, ein Greif mit gluthrothen Augen, vorwärts gesträubter Mähne und schwarzem Barte erschienen, hat den blauen Schlund geöffnet, die scharfen Krallen entgegengestellt, mit Löwenstärke eingeschlagen, oder mit den Schwingen ihn, wie Staublavinen, umtost, gedrängt an den Abgrund und zur Tiefe niedergeweht. — Die Beute führt er wie ein Satanas durch die Lüfte fort, seinem Berge zu; dort hauset er einsam, an dem Vorsprung eines Felsens, wo ihn Keiner zu erlisten im Stande ist. Seine Wohnung baut er von Aesten, die er aus dem Thale emporgetragen, und um sie liegen die Knochen und die zerrissenen Kleider der Gemordeten. Wiederum verwandelt er sich in ein Schiff und segelt hoch über die Berge hinweg, vom Mönch zum Viescherhorn in wenigen Minuten; vom Montblanc bis zum Gotthardt ist ihm keine Tagereise. Der Sturm ist ihm spielende Welle; dem Ungewitter rauscht er voran; er ist selber eines; er braust daher, wie der Sturm; sein Auge leuchtet, wie der Blitz, wie dieser, schlägt es ein. — Blut und Kugel sind die einzigen Talismane, welche ihn bezwingen; jenes, auf den Schnee gegossen, lockt ihn; diese allein fliegt ihm vor. Hat ihn die Kugel erreicht, so stürzt er wirbelnd herab. Dann schaut man einen Vogel, an Gestalt und Farbe dem Gabelweih ähnlich; der Kopf flach, klein, mit langem, starkem Hakenschnabel, welcher gegen die Spitze zu in einen Höcker sich auswirft; das Auge beweglich, der Stern öfters roth; Schlund weit und blau. Die spitzen Kopf- und Halsfedern sträuben sich noch im Todeskampfe. Unter dem Schnabel ist ein Büschel langer, vorwärts gerichteter Federborsten. Die ausgebreiteten Flügel messen gegen zehn Fuß. Der Schwanz ist gabelig, die Füße kurz, befiedert bis zu den Zehen; diese, blaßgrau, mit mäßiglangen Krallen, umspannen das Handgelenk eines Mannes.

Meier's charakteristische Thierzeichnungen.

Digitized by Google

12. Charakteristische Erzählungen von Thieren.

1. Vom Hunde.

Ein Postillon bekam von dem Postmeister in Zilenzig, einem Orte in der Mark Brandenburg, einen Hund geschenkt, der ihn allemal begleitete, wenn er in seinen Geschäften nach Drossen und wieder zurück fuhr. Einst blieb die Post aus. Der Postmeister wartet; statt des Wagens kommt aber nur der Hund, außer Athem, bellend und heulend. Sobald er den Postmeister erblickt, springt er an ihn hinan und eilt sogleich schreiend wiederum den Weg, den er gekommen war, zurück. Der Postmeister erschrickt, läßt sein Pferd satteln und folgt dem Hunde. Auf dem halben Wege findet er den Postwagen stehn, aber bestohlen und ohne Knecht. Der Hund eilt heulend in die nahen Fichtengebüsche; jener folgt und sieht hier seinen Knecht erschlagen liegen. Die Obrigkeit stellte Monate lang Untersuchungen an; entdeckte aber Nichts. Endlich ritt einmal der Postmeister, von dem Hunde begleitet, nach Drossen. Wie er die eine Straße hinab kam, fiel sein Hund einen vor einem Hause stehenden Kanonier wüthend an, obgleich er sonst auf keinen Menschen losging. Der Kanonier fand sich beleidigt und schimpfte. Allein der Postmeister, dem die ungewöhnliche Wuth des Hundes auffiel, ging sogleich zum Obersten des dortigen Regiments und ließ den Kanonier in Verhaft nehmen. Er selbst begleitete die Wache. So wie der Hund den Kanonier erblickte, ward er wiederum wüthend und eilte ohne Verzug die Bodentreppe hinauf. Man folgte ihm, sah ihn in dort liegendes Stroh kratzen und fand beim Nachsuchen noch Sachen, die von dem Postwagen gestohlen worden waren. Der Kanonier erhielt zu Berlin die Todesstrafe.

Zwei Dachshunde eines Amtmanns im Hoyaischen hatten die Gewohnheit, in den benachbarten Holzungen viel herum zu laufen, und einer war so unglücklich, mit der einen Vorderpfote in ein Fuchseisen zu gerathen. Vergeblich bemühete sich der andere, ihn zu erretten. Da er dies durchaus nicht konnte, kam er ganz außer Athem auf den Hof gelaufen und sprang an dem Verwalter in die Höhe, winselte erbärmlich, lief vorwärts, kehrte wieder um, da dieser es nicht bemerken wollte, und that immer ängstlicher, bis der Verwalter endlich aus der gar zu großen Unruhe des Thieres schloß, es müßte etwas Besonderes vorgefallen sein. Er folgte dem Hunde. Nun verwandelte sich die Unruhe desselben in die größte Freude und Ungeduld, daß ihn der Verwalter nicht so geschwind, als er wünschte, folgen konnte. Indeß führte er ihn über Stock und Stein, durch Büsche, Hecken und Moräste endlich an den Ort, wo der arme Gefangene in dem Fuchseisen saß, der denn auch glücklich erlöset ward.

Heinrich der Dritte wendete jährlich hundert tausend Thaler an Vögel und Hunde. Unter andern hatte er 3 kleine Lieblingshunde,

Digitized by Google

welche er in einem, mit einer prächtigen Kette an seinem Halse aufgehangenen Körbchen trug. So ging er dann in seinem Zimmer umher und hatte ein großes Vergnügen, wenn er mit diesen kleinen Thierchen allein sein konnte. Liline, Mimi und Titi, welche man mit großen Kosten von Smyrna gebracht hatte, waren außerordentlich niedlich, schön und anhänglich. Man hatte sie abgerichtet, Schildwache zu stehn, und zur Bewunderung schön verrichteten sie dies Geschäft. Bei dem Bette zu Heinrichs Kopf gelagert, hielten sie einen Theil der Nacht Wache, indem sie mit 2 Pfoten an der Wölbung, die ihnen statt Schilderhauses diente, sich aufrecht hielten. Eine Pfeife, deren Ton diese kleinen Thierchen sehr gut kannten, diente, die Stunden der Wache zu ordnen. So wie der Wachhabende den silbernen Schall, der ihm den glücklichen Moment der Ruhe verkündigte, hörte, biß er den schlafenden Kameraden, welchen in der Reihe das Wachen traf, in's Ohr. So löseten Liline, Mimi und Titi einander ununterbrochen bis an den Morgen ab, und nie hat der König eine wachsamere und treuere Leibwache gehabt.

Es ist bekannt, daß ein Priester Namens Clemens von Paris nach St. Cloud, wo Heinrich der Dritte sich aufhielt, kam, um ihn meuchelmörderisch umzubringen. Da der Priester in das Kabinet des Königs eingeführt wurde, um ihm einen Brief zu überreichen, der dem Frevel zum Vorwande dienen sollte, erhob sich Liline aus ihrem Wachthaus gegen ihn und verrieth das boshafte Vorhaben des Bösewichts; denn dies kleine, sehr sanfmüthige Thier, das Niemanden Leid zufügte, fing ganz zornig zu bellen an und wollte beißen. Der König ließ, wider seine Gewohnheit, die Hunde in ein benachbartes Kabinet bringen. Liline wurde wüthend und bellte noch stärker. Da bekam Heinrich zwei Dolchstiche und fiel in seinem Blute schwimmend nieder.

„Manche Manufakturisten bedienen sich der Hunde, um in Rädern zu gehen, und so mußten sie früher auch oft die Räder drehen, welche den Bratspieß trieben. Im Collège de la Flèche hat sich folgender Vorfall ereignet, für den ich (A. Antoine) einstehen kann, weil ich ihn von einem durchaus wahrheitsliebenden Manne, der Zeuge davon war, vernommen habe. Einst hatte der Koch den Braten für's Abendessen an den Spieß gesteckt, aber der Hund, an dem die Reihe war, das Rad zu treten, war nicht zu sehn. Er rief und suchte ihn vergeblich allerwärts, während einer seiner Kameraden, welcher den Dienst nicht hatte, ganz nachlässig am Feuer hingestreckt lag. Diesen wollte er nun beim Schopfe nehmen und in's Rad stecken; aber da kam er schlecht weg. Der Hund knurrte, biß ihn tief und nahm Reiß aus. Der Mann stand ganz verdutzt, denn der Hund war sonst sehr sanft und hatte ihn sehr lieb. Die Wunde war tief und mußte verbunden werden. Während dessen läßt sich ein anhaltendes Gebell hören; es war der entwischte Hund, welcher jetzt den Delinquenten mit tüchtigen Bissen beitrieb.“

Vor kurzer Zeit, erzählt ebenfalls A. Antoine, hat man in London ein rührendes Beispiel von Hundetreue gesehen. Das treue Thier war

Digitized by Google

untröstlich über den Verlust seines Herrn und wollte ihn selbst im Tode nicht verlassen. Die Nachbarn des Kirchhofs St. Oclav sind Zeugen seiner That gewesen, und die Zeitungen haben über dieselbe Bericht erstattet. Der treue Hund hatte seinen Herrn während einer langwierigen Krankheit nicht verlassen; er sah ihn in den Sarg legen und begleitete ihn mit Jammergeschrei zu Grabe. Sobald er hineingesenkt war, flüchtete er, ohne auf den Ruf der Umstehenden zu hören, in eine Höhlung, die ein nahe stehendes verfallenes Grab darbot, und dies kleine, ihn kaum fassende Loch wurde nun seine Wohnung. Er floh nun jeden Umgang mit Hunden und Menschen und kam nur hervor, wenn der äußerste Hunger ihn quälte, um in einem benachbarten Hause Futter zu suchen. Begegneten ihm unterwegs Hunde, so achtete er sie gar nicht, denn nur mit den Todten wollte er leben. Fast 10 Jahre lebte er so auf dem Kirchhofe. Endlich blieb er einmal zur Essenszeit aus; man ging ihn zu suchen und fand ihn todt auf dem Grabe seines Herrn.“

„Ueber den großen St. Bernhard, heißt es in dem Almanach „die Alpenrosen“, führt ein sehr betriebener Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem öden hohen Felsenthale, von mit ewigem Schnee bedeckten Felsen umschlossen, steht die höchste menschliche Wohnung in der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhard. Hier wohnen 10 bis 12 fromme Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeltlich zu bewirthen und ihnen alle Hülfe angedeihen zu lassen. In den 8 oder 9 Monaten des Jahres, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelavinen den Weg sehr gefährlich machen, streifen diese Geistlichen oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen oder Versunkene zu retten. Schon viele Jahre her bedienen sie sich zur Rettung der Verunglückten auch besonders abgerichteter großer Hunde. Diese gehen entweder allein aus oder werden von den Mönchen mitgenommen. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück und giebt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch nachfolge, und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntewein oder andern stärkenden Getränken und ein Körbchen mit Brot um den Hals, um es einem ermüdeten Wandrer zur Erquickung darzubieten. Ein solcher Hund war Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet, thätig und treu im Dienste der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Der Eifer, den er hierbei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten, oder die gefährlichen Schneegestöber sich von weitem zeigten, so hielt ihn Nichts mehr im Kloster zurück. Nun strich er rastlos und bellend umher und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurück zu kehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten, oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte, und konnte er

Digitized by Google

nicht helfen, so setzte er in ungeheuren Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hülfe herbei. Als er kraftlos und alt ward, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, wo er starb und in dem Museum aufgestellt wurde. Seine Abbildung sieht man in Schinz's Naturgeschichte und Abbildung der Säugethiere.«

Merkwürdiges von ausländischen Hunden.

»Die kamtschadalischen Hunde, erzählt von Langsdorf, haben eine spitze Schnauze, spitze Ohren, ähneln an Gestalt dem Wolfe und sind mannigfaltig gefärbt. Alle leben Jahr aus Jahr ein im Freien. Im Sommer scharren sie sich Gruben, um kühl zu liegen, und im Winter verbergen sie sich im Schnee, um Schutz gegen die Kälte zu haben. Kälte bekommt ihnen besser, als Wärme. Die meisten heulen blos, das Bellen vernimmt man selten. Sobald die jungen Hunde von der Muttermilch entwöhnt sind, werden sie an einen Pfahl gebunden und dadurch an das Stillliegen gewöhnt. So lange sie noch jung sind, werden sie mit einer gut gekochten Fischsuppe gefüttert, wovon sie so viel fressen, daß ihnen der Bauch platzen möchte. Im zweiten oder dritten Jahre werden sie entschwänzt, und nun erst werden sie angespannt. Jeder bekommt seinen Namen, was um so nöthiger ist, weil man sie nicht am Maule, sondern nur mit Worten lenkt. Die eigentliche Nahrung der Hunde besteht größtentheils in frischen, gefror'nen, getrockneten, gekochten und verfaulten Fischen. Im Sommer suchen sich die Hunde selbst ihre Nahrung an den Ufern der Seeen, Flüsse und Meere; sie stellen sich bis an den Bauch in's Wasser und schnappen nach den Fischen, die sich sehen lassen. Im Herbste treibt der Hunger die Hunde zur Rückkehr in die Dörfer; die Besitzer fangen sie auf und binden sie an, um sie bei bevorstehenden Schlittenfahrten sogleich zu haben. Sie sind im Herbste sehr fett und erhalten täglich nur ein kleines Stück Fisch, zuweilen auch in einigen Tagen gar Nichts, um sie abzumagern; denn fette Hunde taugen zum Ziehen nicht. Tag und Nacht geben die eingefangenen Hunde durch Heulen ihre Klagen über Hungersnoth und über verlor'ne Freiheit zu erkennen. Da nun jeder Kamtschadale wenigstens 6 Hunde hat, so heulen in einem Orte, wo 20 Menschen wohnen, wenigstens 120 Hunde, was freilich für einen Europäer gräßlich klingt. Der Fischvorrath, womit man im Winter die Hunde füttert, befindet sich in Gruben, wohinein man im Sommer die Fische so schüttet, wie man sie gefangen hat, und die man mit Brettern und Erde zudeckt. Natürlich gehen die so vergrabenen Fische in Fäulniß über, und wird im Winter eine solche Grube geöffnet, so verbreiten sich die schrecklichsten Gerüche rings umher. Der Kamtschadale scheint das nicht zu riechen, und für die Hunde sind die faulen Fische wahre Leckereien; auch giebt man ihnen gefror'ne oder getrocknete Fische. Den Durst löschen sich die Hunde im Winter mit Schnee und Eisstücken. Auf Reisen bekommt der Hund Morgens höchstens einen halben Fisch; Abends die volle Fütterung. Mit hungrigem Magen laufen sie 15 bis 20 deutsche Meilen in einem Tage. Die unsern Hunden eig'ne Wachsamkeit geht den kamtschadalischen

Digitized by Google

fast ganz ab. In Kamtschatka sind vollständige Hundeposten für den Winter eingerichtet. Sechs Hunde ziehen eine Last von 640 Pfund. Fährt man in 3 Tagen 45 Meilen mit denselben Hunden, so muß man den vierten Tag ruhen. Werden die Hunde unterwegs faul, so erhalten sie eine Züchtigung mit Ruthen. In Kamtschatka und dem kälteren Sibirien sind auf jeden Fall Hunde den Pferden vorzuziehen. Im Frühjahre laufen sie sich auf den vorher aufgethauten und dann wieder hart gefror'nen Schneekrusten die Füße wund; um diesem vorzubeugen, zieht man ihnen lederne Strümpfe an, die man über dem Kniegelenk befestigt; viele leiden aber die Strümpfe nicht."

Den wunderbaren Instinkt der sibirischen Hunde lernt man aus Dobell's Reisen kennen. "Bei der Fahrt über eine gebirgige Gegend von Timtali längs der Meeresküste, wo Alles nackt und fast baumlos ist, an einem hellen, heitern Morgen, während ein heftiger Wind wehete, und weiße Wolken am Himmelsbogen hinjagten, sagte der Führer: ""Laßt uns eilen, es zieht ein Sturm heran; hier giebt es weder Haus noch Hütte, noch irgend ein Obdach, und wenn wir nicht irgend eine Rennthierstation erreichen, müssen wir erfrieren."" Kurze Zeit darauf ging die Prophezeihung in Erfüllung; der Sturm wüthete mit wachsendem Ungestüme und trieb den Reisenden das Schneegestöber so heftig entgegen, daß sie es nicht länger auszuhalten vermochten, sondern Halt machen mußten. Ihre Noth war um so größer, da sie den Weg verloren hatten, und nicht mehr wußten, was sie beginnen sollten. Der Führer schlug vor, man sollte sich den vor die Schlitten gespannten Hunden anvertrauen. Es blieb kein and'res Hülfsmittel übrig. Verweilen und Zaudern war gewisser Tod. ""Ich habe großes Vertrauen zu diesen zuverlässigen Thieren,"" setzte er hinzu; ""befindet sich ein Rennthier in der Ebene, so werden sie es gewiß ausfindig machen."" Er trieb also seine Hunde weiter, stellte ihnen aber die Richtung, welche sie einschlagen wollten, ganz frei, und ermahnte die Gesellschaft, dicht bei einander zu bleiben. Zu aller Erstaunen wandten sich die Hunde sogleich von dem Meere weg, so daß man den Wind fast in den Rücken bekam. Obgleich dies Mehrere beunruhigte, weil sie glaubten, sie kämen auf einen ganz falschen Weg, so waren sie doch von dem schneidend kalten Schneegestöber befreit. Es ging nun wenigstens 2 Stunden lang fort. Der Sturm tobte fortwährend mit gesteigerter Wuth; Wolken von feinem Dunst wälzten sich wie schwarzer Rauch über das Meer, und die Reisenden waren alle vor Kälte fast erstarrt. Auf einmal fingen die Hunde des Führers an zu schnobern, laut zu bellen und rannten dann so schnell als möglich weiter. Es war wie ein elektrischer Schlag. Die andern Hunde folgten und strengten alle ihre Kräfte an, Schritt mit jenen zu halten. Die Herzen der ermatteten Reisenden klopften nun gewaltig; sie waren überzeugt, die Hunde witterten das Rennthier, und diese Erregung brachte wieder Wärme in ihre Glieder, da sie hofften, vor dem furchtbaren Sturme, der ihnen den Tod drohte, einen Zufluchtsort zu finden. Nach ungefähr

Digitized by Google

10 Minuten hatten sie das unnennbare Vergnügen, sich neben einem knisternden Feuer, umgeben von gastfreundlichen Eingebornen zu sehen."

„Die Hunde," sagte Professor Kranichfeld, „deren es eine unglaublich große Menge in Constantinopel giebt, leben daselbst ganz naturgemäß, und es wird dort auch bei der größten Hitze und Trockenheit nie ein Hund von der Wuth befallen. Die Hunde, welche für die Reinlichkeit der Straßen zu Constantinopel von so großer Wichtigkeit sind, leben dort paarweis und sie sind mit ihren Familien die treuesten Wächter des Hauses, dem sie angehören, und aus welchem sie ihre Nahrung erhalten. Eine vor einem Hause lebende Hundefamilie duldet keinen fremden Hund unter sich, so wie die Familien einer Straße zusammen ohne Widerstand auch keinen fremden Hund einlassen. Nicht selten führen die Hunde verschiedener Straßen wirklich Krieg gegen einander, und es finden sich, wunderbar genug, bei denselben viele den Menschen eigenthümliche Gebräuche. Wenn Feuer auskommt, heulen sie fürchterlich. Fremde werden von den Hunden förmlich angefallen und umzingelt. Zu Hülfe eilende Türken brauchen nur ein paar Mal zu rufen: husch! und das ganze Hundecomplott fährt aus einander. Ein Franke, der sich einmal an einem Hunde vergriffen hat, kommt ungestraft nie wieder durch die Straße, in welcher der gezüchtigte Hund haust. Hat er dagegen einmal ein Hundetractament vor einem Bäckerladen gegeben, d. i. einen Brotkuchen unter die Hunde vertheilt, so wird er eben so wenig wie ein Eingebor'ner bellend verfolgt. Mit rührender Treue werden die Hunde von den Bewohnern der Häuser verpflegt, in der heißen Jahreszeit mit Wasser und zur Zeit, da sie Junge haben, mit Hütten versehn. Mit fürchterlicher Wuth werden fremde auf Schiffen angekommene Hunde von den einheimischen angefallen und zerrissen.

2. Vom Löwen.

Vor mehreren Jahren sah ich eine herrliche Menagerie, deren Besitzer, Namens Martin, seinen Löwen bis zu einem Staunen erregenden Grade gezähmt hatte. Er ging gerade zu der Zeit, wo der Löwe hungrig seine Mahlzeit erwartete, in dessen Käfig, befahl ihm sich niederzulegen und todt zu stellen; stellte, setzte und legte sich auf ihn, befahl ihm sich zu erheben, den Rachen zu öffnen, und steckte dann seinen Kopf bis an den Hals in die ungeheure Oeffnung hinein, wobei er oben und unten nur leise die Hand vorhielt, um sich nicht an den Zähnen zu ritzen.

Gegenwärtig hat dieser Mann die Kunst, wie das nachstehende im Nürnberger Correspondenten, 13. April 1834, abgedruckte Schreiben besagt, noch viel weiter getrieben. „Martin, der vielberühmte Bestienbezähmer, hat es nicht länger unter den Menschen, zu welchen er sich seit einiger Zeit als Rentier zurückzog, aushalten können. Gestern las ich zu meinem Erstaunen an der Theatersäule des Palais royal die Worte: Première représentation de Monsieur Martin, etc., welcher nach langen, schwierigen Versuchen dahin gelangte, eine Hyäne wie einen Hund zu zähmen, und einen Löwen und einen Tiger mit

Digitized by Google

einander auszusöhnen, dergestalt, daß diese Thiere wie die zahmsten Hausthiere ohne Schranken zwischen Publikum und Scene in Gesellschaft des Naturforschers erscheinen dürfen. Das war kein Traum. Martin, der schon Europa mit seinen unbegreiflichen Versuchen der Art in Erstaunen setzte, versprach uns, im Circus Franconi mit den reißendsten Bestien im Kampfe zu erscheinen und sein Stück wie jedes andre Stück nur durch die Lampen der Bühne vom Publikum des Parterres zu scheiden. Unglaubliches Waguiß! Es war also. Es war weit mehr, als er versprach. Mich wundert in diesem Augenblick nur noch, daß der Musikdirektor während der verschiedenen Auftritte den Takt nicht verlor, daß die Violinisten Contenance behielten, ihre Bogen zu streichen, und die große Baßgeige Muth, dem Löwen nachzubrummen. Martin erschien zuerst mit einer zehnjährigen Löwin in einer orientalischen Wildniß um mit ihr den römischen Kampf eines zu der Arena verdammten Sklaven zu kämpfen. Er war mit einem Speer und Dolch bewaffnet. Fürchterlich brüllte die Bestie, sobald sie, von der entgegengesetzten Seite auftretend, ihren Feind erblickte; allein sie setzte sich vergeblich zur Wehr und umklammerte nur ohnmächtig den Speer, welchen Martin mit nervigen Armen ganz nach Willkühr losriß und mit anscheinlicher Wuth ihr in den offnen Rachen stieß. Martin und sein Löwe waren ganz allein, und sie verstanden sich wie zwei Schauspieler, die mit einander rappiren. Der Kampf endete in dem Augenblicke, wo mir am meisten das Herz klopfte, nämlich als der Löwe im Ernst grimmig zu werden schien und stärker auf seinen Mann losging. Der Künstler, dies wahrnehmend, entriß ihm zum letztenmale die Waffe und stieß ihm dieselbe mit unglaublicher Sicherheit dergestalt in den Schlund, daß er zurückprallte, wie vom Schlage gerührt. Hierauf befahl er ihm durch einen Wink mit dem Finger und dem Auge, sich zu erheben und sogleich gehorchte der König des Thierreichs und setzte sich, in langen, erschütternden Tönen seinen Schmerz über die Niederlage ausheulend. Das Haus erschallte vom Beifallruf, aber erst nachdem der Vorhang gefallen war, damit der Löwe die Sache nicht für Hohn ansähe und über die Lampen voltigirte. Darauf erschien der Held des Tages plötzlich mit einer Hyäne vor dem Orchester. Er leitete dieses wildeste aller Thiere an einer dünnen Kette, wie der Schäfer seinen Phylax, und machte damit mancherlei Hundemanövers, indem er ihm große Fetzen Fleisch versprach. „Meckere," sagte er, „meckere wie eine Ziege, so geb' ich dir ein Stück," und das Thier sprang auf seine Hinterfüße und meckerte ungefähr wie eine Ziege. Erst nachdem er vier oder fünf mal dergleichen Späße wiederholt und uns ein paarmal den Hyänenrachen gezeigt und seine Hand hineingelegt hatte, beendigte er den Auftritt und trug die Bestie mit sich unter'm Arme fort, wie der Metzger einen Hammel. — Er schläft auf dem Nacken des Löwen, unterdeß der Tiger beide Pfoten um seinen Hals schlingt und mit seines Hauptes Locken spielt. Er setzt sich wie ein müder Schäfer und heißt die Thiere sich zu seinen Füßen niederbeugen und ihre Köpfe vertraulich neben einander schmiegen. Dazu führt er noch eine Geißel als Richter ihrer Handlungen und straft sie und befiehlt ihnen, sich aus seinem Antlitz zu entfernen. „À la pénitence," ruft er dem Tiger zu, und dieses

Digitized by Google

gefleckte, schöne Ungeheuer läßt den Kopf sinken und verkriecht sich in einen Winkel, als ob es schwer zu büßen hätte und die höchste Gnade erflehete. Die Scene, von der ich jetzt spreche, dauerte über eine Viertelstunde. Ich habe während dieser Zeit mit viel Interesse bemerkt, daß nur der Tiger sich zu der kindischen, tändelnden Vertraulichkeit herabließ, seinen Herrn zu kosen und zu umarmen. Der Löwe, ein majestätischer, gewaltiger Mann, verstand sich höchstens zum Gehorsam, und dabei schien er nur der Klugheit und seinem Interesse zu folgen. Er sah mehrmals mit einer verächtlichen Miene auf die hündische Hofschmarotzerei seines buntwammsigen Nachbars und schien uns Alle mit Geringschätzung herauszufordern, als wir darüber ein wüthendes Geklatsche erhoben. Dieser Moment war sehr feierlich. Er hatte Statt, als eben der Löwe im Vorgrund der Scene seine Betrachtungen machte, und Martin und sein Tiger im Fond einander embrassirten, umhalsten, küßten. Solches schien dem Publikum so was Gewaltiges, daß es sich gar nicht erholen konnte vom Applaus und in einem fort schrie: „bravo, bravissimo!" Sei es nun, daß der Löwe sich ob unserm Gelärm beleidigt und sich an seiner Ehre gekränkt fühlte: er machte plötzlich eine höchst trotzige, verdächtige Miene und nahm eine so imposante Stellung an, daß alle Pulse stockten, und allen Schreiern die Kehle verstummte. Todtenstille trat ein. Doch in demselben Augenblicke rief der Meister mit starker Stimme: „Néron, tourne! couche — toi à terre!" und die Revolution war unterdrückt, und die öffentliche Ordnung und persönliche Sicherheit wieder hergestellt."

„Der Löwe, sagt Lichtenstein, erhascht, wie alle Katzenarten, seine Beute im Sprunge und greift einen Menschen oder ein Thier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von 10 bis 12 Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich legt, und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewiß gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel, Muth und Gegenwart des Geistes. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren, wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß es sich nicht irren lassen, wenn er auch nahe herankommt und sich wie zum Sprunge hinlegt; er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehn zu bleiben und ihm ruhig in's Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt dem Löwen, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nicht versücht hat, Ehrfurcht und Mißtrauen in seine eig'ne Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eig'ne Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er selbst sich nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch, denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam,

Digitized by Google

geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer kürzeren Zwischenräumen und nimmt endlich, wenn er ganz außer den Wirkungskreis des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht. So einstimmig nun auch diese Thatsache von Landleuten aus allen Theilen der Kolonie versichert wird, so mag dennoch dieser Versuch eben nicht oft angestellt sein."

Nicht selten werden im Tower zu London Löwen gehalten, welche Jeder, der den Wärtern einige Groschen giebt, sehen kann. Auch ist es nicht ungewöhnlich, daß ein Hund oder eine Katze solchem Thiere zur Nahrung von denjenigen mitgebracht wird, welche Geld sparen wollen. Unter andern hatte Jemand ein schönes, schwarzes Hündchen auf der Straße aufgefangen, welches, so wie viele vor ihm, in das Behältniß eines Löwen geworfen wurde. Das arme kleine Thier zitterte bei dessen Anblick, krümmte sich, warf sich auf den Rücken, steckte seine Zunge heraus und hielt seine Pfötchen in der Stellung eines Bittenden empor. Der Löwe sah das Thierchen mit einem prüfenden Auge an, drehte es mit der einen Klaue um, dann wieder mit der andern, beroch es und schien begierig zu sein, eine genauere Bekanntschaft mit ihm zu machen. Als dies der Wärter sah, brachte er eine große Schüssel mit seiner eigenen Hauskost. Der Löwe hielt sich aber von ferne und weigerte sich zu fressen. Er richtete stets seine Augen auf den Hund und lud ihn gleichsam ein, es zu kosten. Endlich, da sich die Furcht des kleinen Thiers etwas gelegt hatte, und sein Appetit durch den Geruch der Speisen etwas geweckt wurde, näherte es sich langsam und wagte zitternd zu fressen. Darauf kam der Löwe sachte herbei und fing an mitzufressen und beide vollendeten freundschaftlich das Mahl. Von diesem Tage an schlossen beide die genaueste Freundschaft, so daß der Hund sich auch in die Klauen und unter den Rachen seines fürchterlichen Gönners schlafen legte. Wenn man ihnen zu fressen brachte, machte sich das kleine Thier gleich darüber her und wollte sich nach Hundes Art Alles gern alleine zueignen. Es hielt seine Pfoten darüber, knurrte, bellte und fuhr dem Löwen keck in's Gesicht. Dieses großmüthige Thier aber wurde über seinen Gesellschafter gar nicht böse, ja es rührte nicht eher einen Bissen an, als bis ihm sein Liebling stillschweigend die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Wenn sie beide satt waren, und sich der Löwe bisweilen streckte, um zu ruhen, so ließ es der Hund oft nicht zu, lief und sprang um ihn herum, bellte ihn an, kratzte ihn bald mit seinen Pfoten auf den Kopf, zupfte ihn bei den Ohren und biß ihn, wobei das edle Thier aber von keiner andern Empfindung gerührt zu werden schien, als von Vergnügen und Wohlgefallen.

Ungefähr ein Jahr danach wurde das Hündchen krank und starb. Einige Zeit schien der Löwe zu glauben, daß sein Liebling schliefe. Er fuhr fort, ihn zu beriechen, rührte und bewegte ihn mit seiner Nase und kehrte ihn mit seiner Klaue um. Da er aber alle seine Bemühungen, ihn zu erwecken, vergeblich fand, ging er in seinem Behältnisse mit schnellen und unruhigen Schritten von einem Ende zum andern; darauf stand er still und sah mit einem steifen und traurigen Blicke

Digitized by Google

auf ihn herab; alsdann erhob er seinen Kopf in die Höhe, öffnete seinen schrecklichen Rachen und brüllte einige Minuten hinter einander auf das fürchterlichste fort. Man versuchte, den todten Körper von ihm hinwegzubringen; er bewachte ihn aber unaufhörlich und wollte ihn nicht anrühren lassen. Der Wärter bemühte sich darauf, ihn durch mancherlei Speisen zu reizen; allein er kehrte sich von allen mit Ekel weg. Man setzte einige lebendige Hunde in sein Behältniß, und diese zerriß er sogleich in Stücken, ließ aber ihre Glieder auf dem Boden liegen. Bald schlug er mit seinen Klauen in die Bohlen und riß große Splitter davon herunter, bald erschütterte er wieder die Stangen seines Behältnisses; alsdann streckte er sich ganz abgemattet über die Ueberbleibsel seines geliebten Gesellschafters, zog ihn mit seinen Pfoten an sich und legte ihn an seine Brust. Diese stumme Betrübniß ward noch einigemal durch ein fürchterliches Brüllen unterbrochen; und so trieb er es bis zum fünften Tage, wo er des Morgens todt gefunden wurde, indem er seinen Kopf freundschaftlich auf den Körper seines kleinen Freundes gelegt hatte.

3. Vom Elephanten.

„Ein Soldat, der bei der Menagerie zu Paris Schildwache stand, bat die Zuschauer öfters, daß sie den Elephanten ja Nichts zu fressen geben möchten. Diese Erinnerung mißfiel dem Weibchen ganz besonders, und es sah die Wache mit sehr scheelen Augen an. Schon mehrmals hatte es versucht, ihr ihre Einmischung dadurch abzugewöhnen, daß es ihr den Kopf mit Wasser bespritzt hatte; allein seine Mühe war vergeblich gewesen. Eines Tages, als mehrere Personen dastanden, um diesen Thieren zuzusehen, reichte einer von den Umstehenden dem Weibchen ein Stück Brot; die Schildwache wurde dies gewahr, und als sie den Mund öffnete, um ihre gewöhnliche Erinnerung anzubringen, trat das Weibchen sogleich vor sie hin und spritzte ihr eine große Menge Wasser in's Gesicht. Es entstand ein allgemeines Gelächter darüber; die Schildwache aber wischte sich ruhig das Gesicht wieder ab, trat etwas auf die Seite und war, wie gewöhnlich, sehr wachsam. Nicht lange darauf mußte sie ihre Erinnerung gegen die Zuschauer wiederholen. Kaum hatte sie dies gethan, so nahm ihr das Weibchen die Flinte, wand seinen Rüssel darum, trat mit den Beinen darauf und gab sie nicht eher wieder zurück, als bis sie dieselbe wie eine Schraube gewunden hatte.“

„Zu Pondichery hatte ein Soldat die Gewohnheit, einem Elephanten jedesmal, wenn er seinen Sold erhielt, eine gewisse Quantität Arrak zu geben. Einstmal hatte sich dieser Soldat betrunken, und da er Ausschweifungen beging, so verfolgte ihn die Wache, um ihn in Verhaft zu nehmen. In der Unbesonnenheit nahm er seine Zuflucht zum Elephanten, legte sich unter ihm nieder und schlief da ein. Vergeblich versuchte es die Wache, ihn hier hervorzuziehn; der Elephant vertheidigte ihn mit dem Rüssel. Als der Soldat Tags darauf von seinem Rausche erwachte und sich unter dem furchtbaren Thiere sah, erschrak er ganz

Digitized by Google

gewaltig; allein der Elephant, welcher unstreitig seinen Schreck bemerkte, benahm ihm die Furcht, indem er ihm sogleich mit dem Rüssel streichelte."

"Vor einigen Monaten, sagt A. Antoine, vereinigten sich einige ausgezeichnete Musiker, unter denen Herr Kreutzer und Duvernois, um dem Elephanten der königlichen Menagerie zu Paris ein förmliches Koncert zu geben. Eine Arie schien dem Elephanten zu gefallen. Dieselbe Arie mit Variationen ausgeführt hörte er ganz gleichgültig, eben so eine Bravour-Arie von Bocherini, die doch für sehr schön gilt; bei einem sehr geschätzten Quartett desselben Komponisten gähnte er sogar; als aber die Arie Charmante Gabrielle gespielt wurde, hörte er mit großer Aufmerksamkeit und sichtbarem Vergnügen zu; er bewegte seinen Rüssel, ja seine ganze unförmliche Masse nach dem Takte und stieß Töne aus, als ob er accompagniren wollte. Die Töne des Horns schienen ihm ganz vorzüglich zu gefallen, und als das Koncert vorbei war, warf er sich vor Herrn Duvernois, der das Horn geblasen hatte, auf die Knie, umschlang ihn mit seinem Rüssel und bezeugte ihm durch Schmeicheleien deutlich seine Dankbarkeit."

"Auf dem Theater zu Marseille producirte sich vor kurzem (1834) der Elephant Kiouny, der in Paris und Lyon so große Sensation machte. In letzterer Stadt spielte er 33 Mal hintereinander. Dieses Riesenthier ist Eigenthum der Gebrüder Massey. Wie sie es anfangen, ihn für's Theater zu bilden, haben sie in einem eig'nen Werkchen beschrieben. Das Stück, worin derselbe auftritt, führt den Titel: Kiouny, oder der Elephant und der Page, und hat nur insofern Werth, als es die wunderbare Gelehrigkeit des gewaltigen Thiers darthut. Die schwersten und schönsten Leistungen Kiounys waren erstlich die Befreiung seines Herrn aus dem Thurme, wobei er ihm eine Feile hinauf reicht und dem schlafenden Wächter auf sehr listige Weise die Schlüssel stiehlt; sodann war der Tanz des schwerfälligen Thiers in dem Hochzeitreihen, sein Kampf mit der Schlange und sein Niederfallen unter dem Gewehrfeuer der Verfolger besonders bewundernswürdig. Die schönste und rührendste Scene aber war unstreitig die des letzten Aktes, wo seine Herrin jammernd ihr kleines Kind sucht, das sie im Walde verloren. Da erscheint im Hintergrunde der treue Kiouny. Mit seinem Rüssel trägt er das Mädchen, das nach der Mutter ruft. Ein Bach hemmt des Elephanten Schritt; er reißt einen Baum aus der Erde, legt ihn als Brücke über das Wasser, schreitet auf dem dünnen Stege hinüber und legt das Mädchen in die Arme der Mutter. Ein langer, rauschender Beifall folgte diesem Kapitalstück. Das Riesenthier trat einige Schritte vor und schaute das Publikum mit seinen klugen Augen an. Es schien gar wohl eine Ahnung zu haben, daß der stürmische Applaus der Menge ihm gälte. Kiounys ganze Darstellung war trefflich; immer erschien er zu rechter Zeit auf der Bühne und trat allein auf und ab, ohne Führer, blos dem Zuge seines treuen Gedächtnisses folgend. Nur einmal erlaubte sich das gute Thier zum Scherze ein wenig zu extemporisiren.

Digitized by Google

Es näherte sich dem Musikdirektor, der auf seinem erhabenen Standpunkte gravitätisch den Takt schlug, guckte in sein Notenbuch und schien nähere Bekanntschaft mit ihm machen zu wollen. Der Musikdirektor, über den unerwarteten Besuch ein wenig verblüfft, versetzte dem neugierigen, großnasigen Herrn mit dem Fidelbogen einen Schlag auf den Rüssel. Der Elephant nahm die Zurechtweisung mit sehr guter Art auf und ließ den unhöflichen Musikus ferner ungeschoren.“

Gemeinnützige Naturgeschichte von Lenz.

V. Schilderungen von Naturmerkwürdigkeiten.

---

1. Wasserhosen und Landhosen.

In den tropischen Ländern wüthen die Orkane zuweilen mit einer Kraft, wovon wir in unserm ruhigen Landstrich keine Vorstellung haben. Sie brechen dort jedes Jahr los, wenn die großen regelmäßigen Aenderungen der Witterung erfolgen, oder auch, wenn die Luft und die in ihr waltenden Kräfte theilweise ein vorübergehendes Gleichgewicht zu erringen suchen. Am heitern Himmel, auf dem Meere am Himmelsrande, zu Lande auf den Gipfeln hoher Berge, erscheint ein schwarzes Wölkchen. Die Luft regt sich nicht, die Fläche des Meeres ist spiegeleben; eine Gattung Vögel, deßwegen Sturmvögel genannt, flattert heran und setzt sich auf die Masten, oder sucht das Ufer. Dann eilt der Schiffer, um die ausgebreiteten Segel einzuziehen, und der Landbewohner rettet sich und was ihm werth ist, dahin, wo er sicher zu sein glaubt. Denn plötzlich brechen von allen Seiten die Stürme los; ungeheure Wolkenmassen scheinen herabstürzen zu wollen, während das sturmgepeitschte Meer in seinen Wasserbergen sich zu ihnen emporhebt.

Und oft trifft das Wassermeer der Erde und das Wolkenmeer des Himmels zusammen, und ein wirbelnder Sturm rührt sie durch einander und führt ihre Massen zerstörend weiter. Man nennt diese Erscheinungen Wasserhosen, der Schrecken der Schiffer und nicht selten derer, die an den Küsten wohnen. Mannigfaltig sind die Beschreibungen, welche Augenzeugen von ihnen geben. Sie sind kleiner und größer, oft von sehr großem Umfang. In einem Kreise von dreißig bis sechzig Ellen im Durchmesser fängt das Meer an zu kochen; das weißlich schäumende Wasser hebt sich fußhoch empor über die übrige Fläche; ein schwarzer dicker Nebel schwebt darauf; es brauset gleich gewaltigen Strömen, und zischt, als wenn ein Heer von Schlangen in dem Nebel stäke. Die

Digitized by Google

Wolken, welche sich dieser Stelle nähern, senken sich in einer oder mehreren Spitzen nieder, so daß sie einem aus einander gerollten Sack von Schleier gleichen, der sich in einem schmal herabhängenden Zipfel mit dem vom Meer aufsteigenden Nebel verbindet. Da, wo es geschehen ist, steigen die Dünste und das Seewasser wirbelnd in einer oder mehr Röhren von dunkelblauer Farbe aufwärts, und so zieht die ausgebildete Wasserhose oder Trombe, mit dem breiten Fuße auf dem Meere aufstehend, in der Mitte schmal, nach oben trichterförmig ausgedehnt und an den Wolken hängend, unaufhörlich die Meeresfluth empordrehend, mit einem Sturmwind über die Fläche weiter und in der Nähe der Küsten mit Regen und Hagelschauer verwüstend über das Land. Schiffe ergreift sie, zerreißt die Segel, zerbricht die Masten und senkt die meisten in den Grund. Auf dem Lande hebt sie in ihrer höchsten Kraft Holz, Steine, ja lebendige Geschöpfe in sich empor und läßt sie weit davon wieder fallen.

Doch auch ohne diese Verbindung mit dem Meere entstehen auf dem Lande Wasserluftwirbel, welche verwüsten, wohin sie treffen, und die man zum Unterschiede Landhosen nennt. Dergleichen eine zeigte sich in der Nähe von Bordeaux, am 13. October 1787 in den Morgenstunden. Der Himmel war dicht umwölkt, die Luft ruhig, der Wind veränderlich. Das Barometer verkündigte durch sein Steigen und Fallen einen Aufruhr in der Natur. Plötzlich thürmten sich die Wolken von allen Seiten wie Gebirge und wurden von Stürmen auf einen Punkt zusammengejagt. In einiger Entfernung von diesem Punkte stürzte sich die braun und blau in mancherlei Abschattungen gefärbte Wolkenmasse mit Blitzesschnelle in Gestalt eines vorn zugespitzten Sackes herab zur Fläche der Erde. In der also gebildeten trichterförmigen Säule war ein reißender Wirbel bemerklich, welcher die ganze Wolkendecke herab zur Erde ziehen zu wollen schien. Unten stand sie auf der Erde, oben berührte sie die Wolken, und Blitze schossen aus ihrem Gipfel in sie hinein. Die Einwohner jener Gegend, zum Theil in ihren Weinbergen arbeitend, hielten sich für verloren, und knieten angstvoll betend nieder, als sie die schreckliche Erscheinung, dumpf in sich erbrüllend, die prasselnden Dächer und die krachenden Bäume vernahmen. Einen Eichstamm, dessen Trümmer für 50 Thaler verkauft wurden, brach sie erst an der Krone ab und riß dann den mächtigen, an baumgleichen Wurzeln befestigten Stummel aus der Erde heraus. Endlich zertheilte sie sich auf derselben Stelle, wo sie entstanden war, und die umliegende Gegend hatte Nichts von ihr bemerkt.

Die große Wüste in Afrika gewährt noch eine andere, ähnliche Erscheinung, die Sandhosen. Sandsäulen steigen aus der Ebene empor, mehr oder minder dick und hoch. Oft ist ihre Anzahl so groß, daß die niedriger stehende Sonne mit ihren Strahlen nicht zwischen ihnen hindurch kann; doch färbt sie die wirbelnden Sandtheilchen, daß die Säulen selbst in Feuer zu stehen scheinen. Manche steigen mit ihren Gipfeln bis in die Wolken, dann trennen sich die Gipfel vom Schaft und zerstieben in die Luft. Andere zerreißen in großer Höhe und zerstreuen sich dann. Manche brechen plötzlich in der Mitte, als durchschnitte sie eine fremde Gewalt, mit krachendem Getöse, als wenn Erde

Digitized by Google

durch Pulver in die Höhe gesprengt wird. Oft bewegen sie sich in der Ferne langsam, in stiller Majestät, zu den Seiten des Wanderers, als wären sie Geister der Wüste, ihn zu geleiten oder zu hüten; plötzlich ergreift sie Blitzesschnelle; kaum hat sie das Auge erblickt, so flattern sie in weiter Ferne, wie schmale Bänder in der Luft; andere stürzen herbei auf den Reisenden und drohen, ihn in einer Sandfluth zu begraben; keine Flucht kann ihn retten, wenn die Erscheinung nicht, dem Elemente, welches sie erzeugte, getreu, Lauf und Gestalt in dem Augenblicke ändert, wo er das Opfer ihrer Macht zu werden scheint. Ist es wohl wunderbar, wenn die Völker jener Gegenden, reicher an Einbildung, als an Verstand, die Wüste für den Sitz und Tummelplatz mächtiger Zauberer und Geister halten?

Aus Kähler's Naturwissenschaften.

2. Das Eismeer.

Wenn ich mir die außerordentliche Pracht, den wunderbaren Schmuck jener Eisfelder am Nordpole denke, wenn ich mich an die licht-, glanz- und farbenreiche Herrlichkeit erinnere, wie man sie im Eismeere findet: so muß ich staunen über das Schöne und Erhabene, womit jene von Kälte starrenden Einöden prangen.

Kinder, euer Herz würde in Entzückung gerathen, ehrfurchtsvolle Bewunderung müßte eure Seele ergreifen, wenn ihr die aus Eis geschaffenen, meilengroßen, thurmhohen, schwimmenden Inseln erblicktet, und ihr Strahlen, Funkeln und Blitzen im Wiederscheine der Sonne sähet. Aber mein Inneres wurde auch von Schrecken und Furcht überwältigt, als ich mich einst von diesen Eisbergen umringt sah, und nach keiner Seite hin sich mir ein Ausweg öffnete. Da überfällt den Beherztesten ein Zittern; der Muthigste fühlt seine Ohnmacht und der Kühnste bebt.

Wenn man das Eis am Nordpol durch Feuer in Wasser verwandelt, so ist es trinkbar; alle Salztheile und Bitterkeiten des Meerwassers sind von ihm geschieden. Man findet es rein und durchsichtig, wie Krystall, obgleich es durch die Kälte in Eis verwandeltes Meerwasser ist.

Naht man sich dieser Eiswelt mit ihren Höhen, Thälern und Abgründen, so wird ihre Nähe schon auf einige Meilen durch einen weißlichen Glanz, der sich am Horizonte verbreitet, angekündigt, den man Eisblick nennt. Bald flattern auch Schaaren schneeweißer Sturm- oder Eisvögel umher, Vorboten des Eises. Bald ist man nach allen Seiten hin von ungeheuern Eisschollen umgeben, vor denen das Grundeis schwimmt. Weiterhin erblickt man wandernde Eisfelder, hin- und herwogende Inseln, von Eis gebildete Felsenmassen. Dergleichen Eisfelder, mit einer wunderbaren, durch die sonderbarste Oberfläche sich auszeichnenden Seltenheit, von mehreren Meilen, von einer mehr als hundert Fuß über dem Wasserspiegel aufgethürmten Höhe, sind keine ungewöhnliche Erscheinung. Die kleinsten Eismassen, die tiefer im Wasser gehen, als sie sichtbar über demselben erscheinen, ragen noch über die größten Schiffe empor.

Digitized by Google

Der acht Monate lang dauernde Winter dieser Gegenden baut Eisgebirge, die der kurze, kraftlose Sommer nicht schmelzen und in Wasser verwandeln kann. Stoßen die schwimmenden Eismassen an einander, so entsteht ein Getöse, daß man die Worte der Nahestehenden nicht hören kann. Oft bricht zwischen den Eisbergen ein Feuer aus, welches durch die Heftigkeit des Drucks des zerriebenen und dabei entzündeten Holzes verursacht wird. Eisfelsen stürzen mit Krachen in großen Trümmern ein. Die Spitzen losgelöster Eisberge rollen und fallen in's Meer, und es geräth dadurch in eine so heftige Bewegung, daß seine aufgethürmten Wogen in einer beträchtlichen Entfernung noch Kähne verschlingen. Selbst den Schiffen, die in der Nähe sind, droht der Umsturz. Das Meer untergräbt durch sein Wellenschlagen den Fuß dieser Gebirge, höhlt ihre Grundlagen aus, indeß der Gipfel an Last zunimmt, bis das Gewölbe unter ihm reißt und ihn zum Hinabfallen zwingt. Ohne diese Zerstörungen der mächtigen Naturkräfte würden die Eisfelder bald zu den höchsten Gegenden der Erde sich erheben. Hier, wo man Stille und Tod ahnet, hört es nicht auf zu knallen, zu donnern, zu toben und zu krachen.

Aber so ist die Natur; da, wo sie ohne reges und thätiges Leben zu sein scheint, zeigt sie sich am wirksamsten und thätigsten, schafft unaufhörlich neue Scenen, Gestalten, Gemälde und läßt den Zuschauer glauben, bei ihren Schöpfungen selbst gegenwärtig zu sein; da steigen plötzlich Berge empor, dort sondern sich Thäler, hier breiten sich Meerbusen aus, da entstehen Grotten, Thürme werden aufgeführt u. s. w. Man sieht die ungeheuersten Eispfeiler, Säulenordnungen, glänzend, wie Smaragd, freie, schwebende Gewölbe und in der höchsten Luftregion Brücken, die eine Zaubermacht erbaut zu haben scheint. Da sind finstere Höhlen, dunkle Abgründe, in die kein Sonnenstrahl dringt. Ganze Gegenden sind mit allen Regenbogenfarben geziert und erleuchtet. Kurz, in ein Feenland scheint man versetzt zu sein.

Diese Eisgefilde werden von Seehunden und Seerobben bewohnt, die im strengsten Winter auf dem Eise liegen und schlafen. Da streicht der fürchterliche Eisbär umher, der auf den Eisschollen von einem Berge zum andern wandert. Eis- und Sturmvögel durchschwärmen in Schaaren die Luft, die sich an den Teichen von süßem Wasser, die aus dem geschmolzenen Schnee und Eis entstanden sind, zum Theil ernähren. Weiter nach dem Pol hin scheint Alles stille zu stehen, und eine öde, todte Unveränderlichkeit zu herrschen.

Onkel Brisson's Abenderzählungen.

3. Der Niagarafall.

Sein Anblick kann nur Erstaunen und Bewunderung über den Allmächtigen erregen, der eine ungeheure, schäumende und brausende Wassermasse über Klippen hinabgießt, als ob sie leichter, als ein Thautropfen wäre.

Von Buffalon aus, einer Stadt am östlichen Ende des See's Erie, da, wo der Niagarastrom aus diesem seine Wogen wälzt, machte

ich in Begleitung meines Freundes Wilson und mehrerer Begleiter die Reise zu dem Wasserfalle, dem mächtigsten und prachtvollsten vielleicht, den die bewohnte Erde aufweisen kann. Dieser so berühmte Wasserfall stürzt eigentlich in zwei Strömen von seinem Felsenthrone herab. Die Breite des einen Stromes beträgt etwa 300 Fuß, und diesen nennt man den amerikanischen, weil er, da die Grenzlinie zwischen beiden durchgezogen ist, den vereinigten Staaten von Nordamerika zugehört. Von dem andern, dem englischen, wird er durch die sogenannte Ziegeninsel geschieden. Dieser letztere, auf der Seite von Canada, ist der schönste Fall.

Diese im brausenden Wogenheer von der Natur gebildete Grenzsäule, nämlich die Ziegeninsel, möchte wohl mit der Zeit der Gewalt des Wasseransturzes erliegen, da sich schon darin ein besonderer Wasserfall von etwa fünfundzwanzig Fuß Breite gebildet hat. Man nennt sie jetzt Irisinsel, weil sie von Regenbogen, die sich in den Dünsten bilden, umzogen ist.

Einzig ist die Erscheinung, daß der Boden eines so ungeheuren Stromes, auf dem er sich hinschlängelt, auf einmal wie abgebrochen ist, und daß er sein Wasser in einer Breite von 2226 Fuß von einer senkrechten Höhe von etwa 150 Fuß hinabschütten muß. In seiner Nähe emfindet man das Beben des Bodens, auf dem man steht; das Getöse des Falles aber hört man schon in meilenweiter Entfernung.

Anfangs wallte der Strom sanft fort; je näher wir aber dem Wassersturz kamen, desto stärker wurde sein Donner. Wir wurden die über ihm schwebende Dunstwolke gewahr, die einer der dicksten Wolken am Himmel glich. Sie erschien uns nach dem verschiedenen Stande der Sonne, die sie mit ihren Strahlen berührt, bald dunkelschwarz, bald glänzend weiß. Die Masse dieses Dunstes ist so breit und groß, daß man glauben möchte, der Strom falle in einen lodernden Vulcan, welcher alles Wasser sogleich in Dünste verwandelt.

Beim Fort Chippeway wird das Bette des Niagara felsig und enge. Seine Wellen brechen sich hier tobend an Klippen, besonders an zwei Felseninseln, die sich aus dem schon abschüssigen Strombette erheben. Das Wasser preßt und schlägt sich hier so, daß es ein weißer Schaum zu sein scheint und an mehreren Stellen hoch in die Luft spritzt. Hier, noch sechs Meilen vom Fort Niagara entfernt, von welchem man den Strom und Fall benennt, sinkt der Grund auf einmal unter der gewaltigen Wassermasse, die tobend hinabbraust. Man rechnet, daß sich in einer Minute 672,000 Tonnen Wassers von der Anhöhe in den Abgrund ergießen.

Längs der beiden genannten Inseln eilt der Strom so reißend fort, daß Alles, was an seiner Oberfläche ist, oder in ihn hineingeräth als Fische, Wasservögel, größere Thiere, die in ihm fortschwimmen wollen, als Schweine, Rehe, Bären, Hirsche fortgeführt und zerschmettert in die Tiefe hinabgeschleudert werden. Man hat bemerkt, daß sich die Vögel anfangs gern von dem immer stärker werdenden Wellenzuge treiben lassen, bis sie an die Stelle kommen, wo der Druck und die Gewalt des Wassers endlich so stark wird, daß sie sich, trotz aller in Angst aufgebotenen Kräfte dem Sturze nicht mehr entreißen können.

Digitized by Google

Die Vögel suchen sich zu heben, schlagen mit den Flügeln; aber ihre Füße sind wie in Eisen geschmiedet, und schaarenweise fahren sie in den Wasserschlund hinab.

Aus den herabgestürzten Felsstücken, Erdklumpen, Baumtrümmern hat sich am Fuße des Falles eine ziemlich große Insel gebildet, welche man die Adlerinsel nennt, weil sich auf ihr eine unglaubliche Menge Adler und anderer Raubvögel aufhalten, die hier von den todten Thieren, die an's Ufer getrieben werden, sich reichlich nähren.

Auf einem langen und gefährlichen Umwege kamen wir bei dem sogenannten Tafelfelsen an, welcher aus einer am steilen Abhange des linken Ufers hervorragenden Felsenmasse besteht, die, wie ich gehört habe von der Anhöhe herabgerollt ist. Von hier sieht man mit Staunen das prachtvolle und zugleich Schauder erregende Bild des ungeheuren Stromes, der, wie ein großer Wasserstrahl, in den Abgrund fällt. Hier schaut man das großartige, unbeschreibliche Ganze, was Entsetzen und die höchste Bewunderung erregt. Vom Rande des Felsens kann man senkrecht in den brausenden, Wellen schlagenden, aufspritzenden Kessel hinabschauen, in dem ein gewaltiger Krieg herrscht, wenn man eben so muthig, als neugierig ist und die Anwandlungen des Schwindels nicht kennt. Am Ufer sind die zerschmetterten Baumstämme und Thierkörper umhergestreut, welche im Absturze zertrümmert und zerschlagen wurden. Die Farbe des Wassers sind bei seinem Falle von dem Felsenabhange bisweilen dunkelgrün, hellglänzend, weiß, wie Schaum, und zeigt ein tausendfarbiges Lichtspiel, nach der Beschaffenheit der Atmosphäre, dem Stande der Sonne und der Stärke des Windes.

Unten, ehe das Wasser dem See Ontario zufließt, wallt es im Kessel heftig wogend auf; es kreiset sich in mächtigen Wellen und Strudeln lange umher, ehe es wieder zum Fortfließen kommen kann. In die kleinsten Dämpfe zerpeitscht und aufgelöst, wird es in die Luft in Gestalt eines dicken Nebels oder Rauchs zum Theil emporgehoben.

Je mehr man sich diesem erhabenen Schauspiele der Natur nahet, desto unebener wird der Boden. An einigen Stellen muß man auf Händen und Füßen kriechen und durch lange dunkle Wege und Gänge gehen. Die Felsen, welche man passiren muß, sind von den ewigen Ausdünstungen so naßglatt, daß man sich nur durch die größte Vorsicht gegen den höchst schrecklichen Sturz in den Abgrund sichern kann. Noch eine Viertelstunde mußten wir wandern, um an den Fuß des Wasserfalles zu kommen, und schon waren wir durch seine Dünste so durchnäßt, als ob wir uns in einen Fluß getaucht hätten.

Wenn man bei einer Treppe angekommen ist, die ein Gouverneur Simko an den Felsen hat befestigen lassen, so sieht man sich von einem Haufen von Felsenstücken und Erdballen umgeben, die von der einen Seite des Felsens losgerissen sind. Diese Seite ist mit Cedern und Tannen bewachsen, die über dem Haupte des Anschauers zu schweben scheinen und ihn augenblicklich zu zermalmen drohen. Mehrere dieser Bäume haben ihre Wipfel niedergesenkt und halten sich am Boden nur noch schwach mit ihren Wurzeln.

Ist man auf dieser Stelle angekommen, welche sich zwischen dem herabströmenden Wasser und der Felsenmasse befindet, so sieht man tiefe,

Digitized by Google

vom Wasser ausgehöhlte Vertiefungen in ihm. Fünf bis sechs Schritte ging ich hinter dem mächtigen Wasserstrahle fort, um noch mehr in das Innere dieser Höhlen hineinzublicken; aber bald, bald wäre ich hier durch einen herrschenden Wirbelwind umgeworfen worden, der immerwährend am Fuße des Falles sein Spiel treibt, und der durch das stürmende Herabstürzen der Wassermassen auf die Felsen verursacht wird. Die verbietende Macht der Natur untersagte es, noch einen Schritt vorwärts zu thun. Gern gestehe ich's, daß mir der Muth, aber auch die Kraft fehlte, die geringste Bewegung noch zu machen. Auch mein Freund, der so beherzte Wilson, versuchte es nicht, weiter als ich, in diese Schreckenshöhle einzudringen, einen Ort, der einen unvermeidlichen Tod droht. Wir umklammerten uns beide, als ob wir zugleich sterben, oder uns in's Leben zurückführen wollten.

Kein Ausdruck ist vermögend, einen deutlichen Begriff von den Empfindungen zu geben, die ein so fürchterliches Schauspiel einflößt; alle Sinne sind von Staunen, Furcht und Angst ergriffen; das laute Getöse flößt eine Bewunderung ganz eigener Art ein, wenn man bedenkt, daß nur ein leiser Hauch dieses Windwirbels den schwachen Sterblichen von dem Felsen, auf dem er steht, hinwegschleudern und ihn in dem Abgrunde, den er unter seinen Füßen sieht, verschwinden lassen kann, aus dem ihn keine Menschengewalt zu retten vermag. Das Ohr ist betäubt von dem Donnern und Brausen; das Auge irrt unstät und verworren umher und weiß nicht, wohin es sich richten soll; die Seele fühlt sich erschüttert und ist in einer nie gehabten Bewegung.

Oben, wo der Wasserfall seinen Sturz beginnt, schaut man nach einem grenzenlosen Horizonte hin. Gegen Morgen breitet sich der See Ontario aus, dessen Wasserspiegel einem Meere gleicht; näher dehnt sich die große Aue aus, die der St. Lorenz durchströmt, welcher drei Krümmungen bildet; im Grunde des Thales liegt das Dörfchen Kouin; zur rechten Hand stürzt der Strom durch einen Bergriß, wie aus einer Höhle.

Onkel Brisson's Abenderzählungen.

4. Tropfsteinhöhlen.

Die Tropfsteinhöhlen sind wunderbar durch die Figuren, die man in ihnen findet. —

Auf Antiparos, einer der cykladischen Inseln im ägeischen Meere, ist eine der wunderbarsten Tropfsteinhöhlen. Wohin das Auge schaut, da blitzen ihm wahre Zauberfiguren entgegen. Gewölbe und Fußboden erglänzen und strahlen blendend beim Fackelschein. Eine Gegend, mit Recht Glorie genannt, ist wunderschön. Da liegen kleine Gärten, Wälder und Wiesen im krystallenen Lichte. Vor Allem aber zeichnet sich die Decke aus. Da sind Punkte, von denen helle Strahlen aufschießen, wie bei einem Nordlichte. Anderswo hangen große Sträuße von künstlichen Weintrauben hernieder, die von Laubguirlanden umschlungen und durchwunden sind.

Der Eingang an einer Felsenwand ist ein großer Bogen. Decke

Digitized by Google

und Wände blitzen von Krystallen. Am Ende eines Ganges ist ein Felsenabhang; hier läßt man sich vermöge eines um den Leib geschürzten Seiles nieder. Man betritt von hier einen noch tiefern Abgrund. Nun aber ist man auch an einem Orte, dessen Schönheit nicht zu schildern ist, der grünglänzenden Marmor zeigt. Dort am Ende erhebt sich eine Mauer, mit Spitzen von Bergkrystall geziert, leuchtend in einem Strahlenmeere.

In einem der Gänge sind Steinbildungen, welche Schlangen und andere Thiere darstellen. Von einer schön geformten Wölbung verbreiten sich weiße, prächtig glänzende Marmorspitzen. Zwischen ihnen sind Festons von Laub- und Blumengewinden. An den Seitenwänden scheinen Bäume zu stehen, die sich reihenweise über einander erheben. Aus ihnen drängen sich Marmormassen hervor.

Die prachtvolle Grotte, gegen welche die sogenannten sieben Wunderwerke wie ein Nichts verschwinden, selbst ein Wunderwerk der Natur, ist 1500 Fuß tief unter der Erde. Sie ist 360 Fuß breit, 340 Fuß lang und an 180 Fuß hoch.

Ein Reisender, Lepechin, schildert eine Höhle der Berge bei dem baskirischen Dorfe Chaszuna und die in dem Schiuljugan-Tasch. Er mußte sich erst einen Eingang zu derselben durch das dickste Eis hauen. Sie ist eine der wildesten, voll Erdfälle, Teiche, Tropfsteinfiguren und steht mit unregelmäßigen Kammern durch kleine beschwerliche Kanäle in Verbindung, hat hier und da gerade hinlaufende Röhren, die hoch in den Gipfel des Berges hineingehen, aus welchen beständig Wasser tröpfelt, das die auf dem Boden liegenden Steine so mürbe macht, daß sie pulverisirt sind. Die hinterste Kammer, 160 Schritte lang und 80 Schritte breit, war voller Eis, und ein Eisberg zog sich sehr abschüssig in die Tiefe. Man sah große Eissäulen. In einer der Kammern war ein Teich mit hellem Wasser. Die nahen Bewohner versicherten, die Höhle erstrecke sich noch zehn Werste (über zwei deutsche Meilen) weiter, als Lepechin kam.

Frankreich hat sehr viele Tropfsteinhöhlen. Zu den schönsten gehört die Feen- oder Jungferngrotte bei Beauzile am Ruc de Thaurach in Languedoc. Sie hat einen trichterförmigen Eingang. Am Ende desselben läßt man sich an einem Seile hinab und kommt dann zu einer Stelle, wo man eine Leiter befestigen kann. Hier zeigen sich majestätische Pfeiler, Palmen gleich, in gerader Linie, einer Höhe von 36 Fuß, doch ohne daß sie die Decke berühren. Ein schmaler Gang führt zu einem Gewölbe, in dem man Alles findet, was sich die Phantasie nur einbilden und dichten kann, als: Statuen, Säulen und Obelisken, Baldachins, Spieße, Wolken, theils durchsichtig, wie Glas, theils weiß, wie Alabaster. Sehr schön und wie durch Kunst erbaut ist ein Altar, mit Bildsäulen verziert. In weiter Entfernung zeigen sich vier gewundene, gelbliche Säulen, so stark, daß sie vier Männer nicht umklaftern konnten, und doch an den meisten Stellen durchscheinend.

Die Feengrotte von Ripailles in Chablais liegt in ungeheuren Felsen an einem unzugänglichen Orte, zu dem man nur auf Leitern gelangt. Der Boden ist mit Wasser bedeckt. Man will da eine von Tropfstein gebildete Frau, eine Henne mit ihren Küchlein u. s. w. sehen.

Digitized by Google

In der Poolshöhle von Derbyshire, in der man 2007 Fuß vorgedrungen ist, durch deren Mitte ein gewaltig rauschender Strom fließt, steht man einen Pfeiler von Alabasterweiße, der den Namen: „die schottische Königin Maria“ hat. Er ist mit den schönsten Vorhängen von Tropfsteinen geziert. Man zeigt hier die Schlafstelle und Küche eines berüchtigten Räubers Poole, seinen Sattel und andere Sachen; Alles ist von Tropfstein. Bei dem Pfeiler stürzt sich das Wasser in den Abgrund.

Die Ochyhöhle, zwei Meilen von Wells in Sommersetshire, zeigt die wunderbarsten Gestalten, als: Orgeln, gereifte Pfeiler, Vorhänge, sogar Schiffe und Thiere, die eine ganz natürliche Gestalt haben.

Die Baumannshöhle im Fürstenthum Blankenburg am Harz besteht aus vielen Abtheilungen. Alles ist mit Tropfstein überzogen. Die erste Höhle, 31 Fuß hoch, ist die größte. In der dritten Höhle ist eine klingende Säule, von einer Höhe von 8 Fuß und inwendig hohl. Wenn man darauf schlägt, giebt sie einen starken Klang von sich.

Die Höhle führt den Namen nach ihrem Entdecker Baumann. Er, ein Bergmenn, wagte sich im Jahre 1670 zuerst hinein, weil er Erz darin zu finden glaubte. Als er sich in seiner Hoffnung getäuscht sah und wieder umkehren und zur Oberwelt gelangen wollte, konnte er keinen Ausweg finden. Zwei Toge und zwei Nächte war er in der Höhle umher geirrt, gegangen und gekrochen, bis er zu seiner größten Freude wieder an's Licht kam und sein Leben gerettet sah. Angst und Hunger aber hatten ihn so angegriffen, daß er bald nachher starb.

Die Bredewinderhöhle in der Oberpfalz enthält eine merkwürdige Grotte. Enge und weite Gänge führen dahin, wenn man einen Weg von 600 Klaftern durchwandelt hat. Die Grotte ist 40 Klafter lang, 20 Klafter breit und 30 Klafter hoch. Auf dem Boden stehen in schnurgerader Richtung mehrere hundert Pyramiden. Das Gewölbe ist mit zapfenartigen Stalaktiten geziert. Das Wasser, aus dem sich hier der Tropfstein absetzt, ist bald weißlich, bald schwärzlich, daher sind auch die Gestalten, die er bildet, eben so verschiedenfarbig geringelt.

Von mehreren Tropfsteinhöhlen könnte ich reden; aber die bereits genannten können euch einen vollständigen Begriff von ihrer Beschaffenheit überhaupt geben. Als die wunderbarste Künstlerin erscheint uns die Natur in diesen Höhlen, so erfinderisch, so reich in der Bildung der verschiedensten Gestalten, daß man sie nicht ohne Bewunderung betrachten kann. Mit der Zeit und in den Jahren gehen in diesen Höhlen immer neue Verwandlungen und Umgestaltungen vor, daß man sie nicht wieder erkennen kann, wenn man sie gesehen hat. Nur in Kalksteingebirgen findet man Tropfstein von verschiedener Farbe und Härte, und auch nur in solchen, die mit Gras, Moos und Waldung überwachsen sind, nie in nackten. Das verfaulte Gras, Moos oder die Blätter erzeugen Pflanzensäure und fixe Luft. Durch den Regen wird sie in den Kalkfelsen geführt, da löst sie die Kalktheile ab. In einigen Höhlen ist das Träufeln der Tropfsteintropfen ganz regelmäßig, so daß in einem Tagean derseben Stelle 1 oder 1000 Tropfen niederfallen. In andern Höhlen ist dagegen das Tröpfeln unregelmäßig und nur nach dem Regen stärker.

Onkel Brisson's Abenderzählungen.

Digitized by Google

5. Der Mont-Blanc.

Unter den penninischen Alpen ragt wie ein Koloß, welcher die ganze Gebirgskette beherrscht, der Mont-Blanc mit seinen drei Gipfeln empor, die mit ewigem Schnee bedeckt sind. Er liegt in Savoyen, zwischen dem Chamouny- und Entreves-Thale. Ueber die Meeresfläche erhebt er sich 14,676 Fuß. Mont-Blanc (weißer Berg) heißt er deßhalb, weil ihm der Schnee, der seinen Scheitel verhüllt, ein weißglänzendes Ansehen giebt. Berge mit Eis und Schnee umringen ihn, auf die er gleichsam mit stolzer Erhabenheit niederschaut; die vornehmsten davon sind der Mont-Dolent und der Triolot.

Der höchste Gipfel des Mont-Blanc ist ein schmaler Rücken von einer Breite von sechs Fuß, welchen man in Savoyen den Rücken des Dromedars nennt.

Mehrere Führer mußte ich mitnehmen, um diesen Riesenberg zu besteigen. Nach meiner Uhr habe ich's genau berechnet, daß ich zum Hinaufgehen 15 Stunden und zum Hinabgehen nur 5 Stunden gebrauchte. Der Weg war steil und schwierig. Wir nahmen eine kleine Leiter mit, hatten unsere Schuhe mit Eissporen bewaffnet und waren mit festen Stöcken versehen, die unten mit einem Stachel beschlagen waren.

Der Weg über die Gletscher les Bossons nach dem Felsen le grand Mulet war von der Gefahr des Ausgleitens und Hinabstürzens bedroht und in jeder Hinsicht äußerst mühsam. Aber welche Beschwerden überwindet nicht das Verlangen, mehr zu sehen und zu lernen! Wir hielten uns, zehn bis zwölf Fuß von einander entfernt, an einem langen Seile fest, das wir in der einen Hand hielten. Von diesem Felsen war die Pflanzenwelt, ~~die hier nie grünte~~, verschwunden, und nur etliche Grashalme sproßten aus dem Felsen hervor. Südwestlich von dem Felsen ist eine Lagerstelle, wo wir uns niederlegten, um auszuruhen. Der Boden war steinig und hart. Da meine Seele in so großer Bewegung war, wäre ich selbst auf dem weichsten Flaume nicht zum Schlafen gekommen. Meine Führer aber, abgestumpft für das äußere Große und Herrliche durch eine lange Gewohnheit, da sie die Reise öfters gemacht hatten, schliefen so fest, daß sie das laute Getöse einer niederstürzenden Lavine nicht aufzuwecken vermochte.

Da der Weg von hier nicht mehr gefährlich ist, so setzten wir unsere Reise beim Mondschein fort. Wie prachtvoll und majestätisch erschien mir die Natur in diesem Lichte! Ueber mir hellglänzende Gestirne, seitwärts der Mond, auf allen Seiten Schneegipfel, die wie das reinste Silber strahlten. Weit um mich her lag eine Schneeebene mit wellenförmigen Erhöhungen, aber unbeweglich. Es war, so dachte ich, eine Wolke, aus der sich die düstern Felsspitzen, wie Basaltsäulen aus dem Ocean, erhoben. Feierliche Stille und eine von allem Weltgeräusch abgeschiedene Einsamkeit erregte in mir schauerliche, fast ängstliche Gefühle. Der Schnee und der Wind griff meine Augen beim Weitergehen so an, daß ich kaum noch um mich sehen konnte. Aufgestrichener Balsam, den ich immer bei mir führte, erleichterte das Uebel.

Wir stießen auf mehrere Gletscher und mußten über gefährliche

Digitized by Google

Klüfte springen. Ueber die größern Spalten hatten sich Schnee= und Eisbrücken gelegt, die wir passiren mußten, ob sie gleich einen augenblicklichen Einsturz droheten, und unermeßliche Abgründe unter ihnen sich uns entgegen sperrten. Den Schnee fand ich ungemein rein und von blendender Weiße. Alles Leben hört hier auf, und es herrscht Tod und Grabesschweigen, das nur durch unsere Fußtritte und den knarrenden Schnee unterbrochen wurde. Weiter nach dem Gipfel zu thaten sich nach allen Seiten hin Abgründe auf; der Schnee wurde auch so eisig und hart, daß die vorangehenden Führer mit den Aexten, die sie in dieser Absicht bei sich trugen, Fußtritte zum Weitersteigen einhauen mußten.

Die Luft wurde so dünn, daß ich oft stille stehen mußte, um Athem zu schöpfen. Es übermannte mich eine große Müdigkeit und eine Abspannung aller Kräfte. Eine kleine Bewegung verursachte, daß mein Puls schneller ging, und mein Herz heftig klopfte. Alle Eßlust hatte ich verloren, und jede Speise war mir zuwider. In diesen Anwandlungen wünschte ich mir Flügel, um in's Thal hinab zu fliegen und wieder zu mir selbst zu kommen. Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich verdoppelten, konnten nur mit der größten Anstrengung überwunden werden.

Wir kamen auf weiche Schneelager, wo wir bis an die Knie einsanken, und öfter fürchtete ich, bis auf den Grund hinabzusinken. Unwillkührlich schrie ich einmal laut auf, als ich bis über die Hüfte in den Schnee fiel. Fast spottend sagte der eine Führer, wie einst der Isländer: „Die Engländer sind doch nicht so muthig, als man mir es gesagt hat!“ — Es war nur ein vorübergehender Schreck in dieser ungewohnten Gegend, erwiederte ich beschämt, der auch den Unverzagtesten einen Augenblick erschüttern kann.

Nur die zunehmende Dünne der Luft war jetzt die Hauptbeschwerde, die ich empfand. Ich fühlte mich so abgemattet, daß ich keinen Schritt mehr thun zu können glaubte; aber ich war dem Ziel so nahe, sollte ich nun zurückweichen und den Preis meiner Bestrebungen fahren lassen? Nur die entschiedenste Unmöglichkeit hätte mich dazu vermögen können. Bis hieher den Mont=Blanc erstiegen zu haben und nicht weiter? Dies war mir für die ausgestandenen Beschwerden kein gültiger Lohn. Vorwärts! sagte ich zu mir selbst, ein Weichling nur verzagt! — und siehe, es ging. O, die Seele kann mächtig über den widerstrebenden Körper gebieten, und so soll es sein, daß sie die Herrschaft über ihn behauptet.

Der Schnee wurde nun wellenförmig. Jetzt, jetzt stand ich auf dem Gipfel des Mont=Blanc, auf dem höchsten Punkte eines ganzen Welttheils. Alles Lebendige war tief unter mir. Dem Himmel, aber auch dem Schöpfer dieses Berges stand ich näher. Es hob in mir eine heilige, gedanken= und empfindungsreiche Stille an. So begeistert, so groß hab' ich mich nie gefühlt. Ach, von jeder Sünd' und Schwäche wünschte ich jetzt rein zu sein, wie die Luft, die ich einathmete. Meine Seele war freier, sie schien alle Fesseln, die ihr der Körper anlegt, abgestreift zu haben. Selig fühlt' ich mich, wie die Unsterblichen.

Die Luft war hell und klar, und die Aussicht, die ich von dem

Digitized by Google

schmalen Rücken des Berges hatte, war unbeschränkt und unbeschreiblich. Oestlich lag das mailändische, südöstlich das parmesanische Gebiet, und südlich Genua vor meinen Blicken. Ein Theil des südlichen Frankreichs, eine Kette Schweizer=Gebirge, Gletscher, Alpen, wie Maulwurfshügel, das Chamouny=Thal sah ich zu meinen Füßen. Den Mont=Rose ausgenommen, welcher fast eben so hoch, als der Mont=Blanc ist, erschien mir das andere Ganze mit seinen Berggipfeln wie ein hügeliger Boden. Tief unter mir schwebten nordwärts Wolken; ihr Segen oder ihr Verderben, das in ihnen andern Ländern zugeführt wurde, konnte mir in dieser Höhe nicht begegnen. In eine andere Welt glaubte ich mich versetzt; nur an meine Freunde dachte ich hier.

Die Sonne war gesunken, als ich den Dromedar verließ, von dem ich auf ewig Abschied nahm, als sich die Natur durch ein neues Schauspiel verherrlichte. Das schönste Puppurroth glänzte nach Osten zu in den Wolken, indeß der Himmel sich über ihnen tiefblau, fast schwarz wölkte.

Einer der Führer schoß absichtlich eine Pistole ab, die in der dünnen Luft einen unbedeutenden Knall von sich hören ließ. In Prieurn, als wir daselbst vom Berge ankamen, herrschte eine unerträgliche Hitze, die mir doch nicht schadete, als ich aus der Eis= und Schneeregion zurückgekehrt war.

Onkel Brisson's Abenderzählungen.

6. Ausbruch des Vesuv.

Im Jahre 1779 tobte der Vesuv mit wüthender Gewalt, nachdem er sich sieben Monate vorher ganz ruhig verhalten hatte, und die über ihm schwebende Rauchsäule verschwunden war.

Ehe das Verderben, das der Vesuv anrichtete, über die Umgegend hereinbrach, umlagerte ihn eine so dicke Luft, daß die Sonne ihren Strahlenglanz und der Mond sein heiteres Licht verlor, und beide röthlichen Scheiben glichen. Schon kündigten Vorboten die angstvolle Zukunft an, in welche die Bewohner in der Nähe des Berges blickten. Mit donnerndem Getöse brachen zwischen dem Krater und der Stadt Torre del Greco Rauchsäulen hervor. Am 12. Juni erschreckte die Nachbarn ein so heftiger Erdstoß, daß in dem mauerstarken königlichen Palaste zu Caserta alle Klingeln anschlugen. Dieser und noch ein anderer Stoß, der drei Tage später erfolgte, war die Ankündigung eines zwar schauderhaft schönen, aber furchtbaren Naturschauspiels, von dem die Klügsten nicht wußten, was es für ein Ende nehmen würde.

Vom Vesuv her hörte man nun ein wildes Getöse, auf einander folgende Donnerschläge, sah Rauchwolken, und ihm zur Seite erhob sich eine Feuersäule. Bald blitzte eine Feuersäule nach der andern auf. Ein Regen von glühenden Steinen, Schlacken und Asche fiel aus der Höhe hernieder. Es war wunderbar und prachtvoll anzusehen, wie die Flammen von allen Seiten des mächtigen Berges hervorschossen und weit über seinen Gipfel hinausreichten, so, daß er einer brennenden, lodernden Fackel glich. Ein Donnern, wie es durch das schnell auf

Digitized by Google

einander folgende Abfeuern des groben Geschützes, ein Brüllen und Toben, wie es durch die schäumenden, vom Sturmwinde gepeitschten Wogen des Meeres verursacht wird, erfüllte jetzt den Luftkreis. Es sauste, es pfiff, es ließen sich allerlei gräßliche Töne hören. Aus dem Krater wälzte sich ein dicker Schwefeldampf empor; centnerschwere Steine wurden bis zu einer unglaublichen Höhe hinaufgeschleudert und schienen mit einer Leichtigkeit geworfen zu werden, als ob ein Knabe seinen Fangball aufwärts steigen läßt. Es krachte vom Niedersturz dieser Steinmassen, und die dadurch verursachten Erschütterungen des Bodens theilten sich den Häusern in Neapel mit. Fenster klirrten, Thüren rasselten, Thurmglocken schlugen an; in dicken Dünsten schwamm das Bild des Mondes blutroth, sie umhüllten ihn endlich ganz, daß seine Scheibe unsichtbar wurde. Auf den Straßen hörte man das Wehklagen der Menschen; der Gottesleugner betete; der Abergläubige nahm seine Zuflucht zu den Heiligen, und laute Stimmen riefen ihnen zu: „bitte für uns!“

Lavaströme wälzten sich von dem Berge herab. Finstere Rauchwolken verdunkelten das Licht der Sonne, und der Tag verwandelte sich in Nacht. Am 7. August um Mitternacht schoß aus dem Krater eine Feuersäule hervor, die eine so glänzende Helle verbreitete, daß man, sechs englische Meilen vom Vesuv entfernt, in der Nacht das Kleinste erkennen konnte. Nach einem erschütternden Donnerschlage erschien am folgenden Abend eine andere Feuersäule, welche sich bis zu der ungeheuren Höhe von 10,000 Fuß erhob. O, wie klein und kindisch ist dagegen das Spiel der Menschen mit Feuerwerken.

Der Aschenregen fiel so dicht, daß es Niemand wagen konnte, vor die Thür zu treten. In den Häusern herrschte eine Gluth, daß man fürchtete, die Balken würden sich von selbst entzünden. Ein schwarzes Gewölk wurde von Blitzen durchschlängelt. Die Hitze und der Schwefeldampf verstatteten kaum noch das Athemholen. Der Gipfel des Vesuv, der Berg Somma und das dazwischen liegende Thal glichen völlig einem Feuermeer, dessen Gluth man in weiter Ferne empfand.

Endlich hörte das Toben des Berges auf, und eine friedliche Ruhe kehrte nach Krieg und Schrecken zurück, womit er die Umwohnenden geängstigt hatte.

Onkel Brisson's Abenderzählungen.

7. Der Aetna.

Von Nicolosi aus ging jetzt die Reise über weite Strecken wüste liegender Lava und war sehr unangenehm und beschwerlich. Hier und da eine Aussicht in ferne, blühende Thäler; aber wir waren unfähig, sie zu genießen; uns're Körper litten zu sehr durch die ertödtende Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäßigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baumes auch nur einen Augenblick gemildert wurde. Endlich, da wir uns der zweiten, waldigen Region des Aetna nah'ten, flatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen erfüllt; und wie sehnsuchtsvoll eilten wir

Digitized by Google

nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns so einladend entgegenwinkte, und, als es uns aufgenommen, wie ein Garten Eden uns erschien!

Und dieses entzückende Eden mit Bäumen von dem üppigsten Wuchse, auf deren Zweigen überall sangreiche Vögel hüpfen, mit den mannigfaltigsten, lieblichen Blumen und balsamischen Kräutern überpflanzt, auf welchem Grunde hat es die Hand der Natur angelegt? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor Zeiten Verderben und Entsetzen verbreitete, und die nun nach einer Folge von Jahrhunderten zu dem fruchtbarsten Boden der ganzen weiten Erde geworden ist. — Die Umschaffung verderblicher Feuerströme zu Paradiesen, sollte sie nicht ein eben so geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorsehung früher oder später vom Bösen macht, als es der Schmetterling, der aus seinem Grabe hervorgeht, von der Unsterblichkeit der Seele geworden ist?

Wir hatten noch einen sehr weiten Weg bis zur Geishöhle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Versuchung widerstehen, uns're Maulthiere zu verlassen und auf dem weichen, buntfarbigen Teppich von Blumen zu ruhen. Wir fühlten uns gewiß auf dieser herrlichen Naturschöpfung nicht minder glücklich, als der Mensch in seiner ursprünglichen Unschuld. Auch war in der That uns're Reise so unschuldig, und ich darf sagen, so fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt, nicht, um abergläubisch Sünden zu büßen, die nur ein künftiges, besseres Leben austilgt, sondern, um den ewig liebreichen Vater der Natur in dem weitesten Blicke auf seine unaussprechlich herrliche Schöpfung zu genießen und zu bewundern.

Bald hieß es: weiter! Dies Weiter blieb die Losung, so lange es die Höhe hinanging. Die Erwartung noch schönerer Scenen, die vor unserer Einbildung schwebten, spornte uns bald von jedem reizenden Anblicke hinweg, und selbst der reizendste konnte uns nicht über Minuten fesseln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen und zur Fortsetzung der Reise die Mitternachtsstunde erwarten wollten. Aber so einzige, so entzückende Aussichten um uns her, wie wäre es möglich gewesen, uns vor dem Anbruche der vollen Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlassen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie bei der aufgehenden Sonne so wach und heiter gewesen, als ich jetzt bei der untergehenden war. Uns're ganze Gesellschaft schweifte umher, und mich besonders führte mein Weg auf einen der nahe liegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, dessen Aussicht mit so vielem Entzücken beschrieben wird. Man hat wohl Ursache zu diesem Entzücken; denn die unsägliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier auf einmal dem Blicke aufschließt, ein Tempe Griechenlands und eine thebanische Wüste auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beide durch ihren schneidenden Gegensatz einander so mächtig hebend; hier Elysium, mit unzähligen Wohnsitzen durchflochten und von Gewässern durchströmt, die sich hundertfach in schöner Unordnung schlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr sinkendes Haupt aus der meilenlangen, eisenfarbigen, felsenharten Lava hervorstrecken, — ein trauriges Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Pracht; — dann wieder das grenzenlose, krumme Ufer bespülende Meer, hier und da mit einem Eilande; dm bald sandigen

Digitized by Google

bald felsigen, bald fruchtbaren Küsten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen umschwärmt, — und was soll ich das große, nie zu vollendende Bild in seine kleinsten Partien zeichnen! — Alles dies macht auf die Seele den tiefsten und zugleich den sonderbarsten Eindruck, einen Eindruck, von dem sich das Entzücken dem nicht mittheilen läßt, der nie etwas Aehnliches fühlte. Die Phantasie, welche die Lustgärten der Feen so reizend, die Wildnisse der Hölle so schrecklich schuf, hat noch nie ein Gemälde hervorzaubern können, wie es hier die große Künstlerin, die Natur, dem erstaunten Auge so frei und unnachahmlich hinwirft.

Nach so vielen Genüssen eines einzigen Tages, und jetzt noch zum Beschluß eine Wonne schmeckend, wie Tausende sie in ihrem ganzen Leben nicht einmal ahnen, viel weniger fühlen, — hätte ich da noch fortfahren sollen zu wünschen? Hätte ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren und die Begierde nach Mehr wenigstens bis auf morgen versparen sollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlich schönen Anblick gesättigt, so wandte es sich schon gegen die schneebedeckte Koppe des Aetna, die sich noch Meilen weit über mich erhob.

Wenn schon hier, dachte ich, auf der Hälfte der Höhe, dieser Blick in die Natur hinab so groß und so herrlich ist, wie mag er erst dort am Rande jenes furchtbaren Schlundes sein, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend einer Gegend Siciliens, oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verschwinden, und vielleicht der stolze Gesichtskreis sich bis an die Wohnungen der Berbern hin, bis hin an die Ufer eines fremden Weltkreises erweitert? —

Die Dämmerung brach an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe und setzten zwar uns're Reise etwas später fort, als wir gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um beim Aufgange der Sonne auf dem Gipfel zu sein. Die ringsum gehende, vom Sternenlicht nur sparsam erhellte Finsterniß, das dann und wann vernommene dumpfe, hohle Aechzen des Berges, das vom Winde geschüttelte Waldlaub, die steilen Felsenstücke, die unsere Maulthiere mit langsamem, bedächtigem Schritt hinankeuchten, und was nun auch uns're aufgereizte, zu Schreckbildern gestimmte Phantasie hinzuthat, die unermeßlichen Höllenschlünde, über denen vielleicht dieses ganze kolossalische Gebirge nur eine leicht hingewölkte Brücke von schon baufälligen Bogen ist: diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht und übergossen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer wurde dieser Zustand, als plötzlich unser Führer uns zurief, er verliere den Weg, er fürchte, uns an Orte zu führen, von denen wir in abscheuliche Tiefen stürzen könnten; er beschwöre uns, so lieb uns das Leben sei, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir mußten also, ungewiß, ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unsern Maulthieren halten, ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu schöpfen, in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu schildern ich keine Worte habe. Aber wir erstiegen, als der Morgen dämmerte, glücklich die Höhe, und unser Entzücken war grenzenlos, obgleich die beste uns'rer Hoffnungen,

Digitized by Google

leider! dahin war, die schöne Hoffnung, früher, als der erste Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu sein und in dem großen Concerte der ganzen, sie begrüßenden Natur die ersten Stimmen zu werden.

Wie war der erste Blick von dem Gipfel, den wir auf die unermeßliche Weite unseres Gesichtskreises warfen, so stolz, so wonnevoll, so entzückend! Wie fühlten wir uns über alles Irdische emporgehoben, und der Gottheit so nahe! — Dieses vor uns ausgespannte, unendlich scheinende Meer, dieses gegenüber liegende Calabrien, diese Liparen mit ihrem ewig dampfenden, ewig funkensprühenden Stromboli, dieses Königreich mit allen seinen Häfen, Städten, Bergen, Thälern zu unsern Füßen: — — — es ist unmöglich, daß die Seele eines Sterblichen mehr gespannt, gehoben, erweitert werde, als es die uns're war. Wir riefen einander in allen Ausdrücken, die die Sprache nur hat, unser Entzücken entgegen, und dies so lange, bis ein wiederholter, langer Donner des Berges uns gleichsam abrief, um auch seinen Krater, den Ursprung so vieler Schrecken seit vielen Jahrhunderten, zu betrachten.

Onkel Brisson's Abenderzählungen.

8. Die Peakshöhle.

Ich würde selbst glauben, daß es mir geträumt hätte — sagte der Wandrer, welcher über das Meer her von Englands grünen Hügeln wieder zurückgekehrt war. — Er saß in einer kühlen schattigen Laube, und der Vater und die Mutter des Hauses und die Kinder um sie her hörten gefällig seiner Erzählung zu.

Ich würde selbst glauben, daß es mir geträumt hätte, sagte er, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ich vom hellen Mittage an bis zum Sonnenuntergang darin gewesen wäre.

Worin denn? — riefen die Kleinen, welche um den Vater und die Mutter hersaßen.

In der Höhle bei Castleton.

Und nun war Alles begierig, die Beschreibung von der Höhle bei Castleton zu hören.

Als es Abend ward, wollte der Wanderer seinen Stab weiter setzen; aber drei von den Kindern führten den Vater allein, als ob sie ihm heimlich Etwas zu sagen hätten, und baten ihn, den Wanderer die Nacht über bei sich zu behalten; denn sie wünschten die Geschichte von der Höhle bei Castleton zu hören.

Der Wanderer blieb und aß und trank, und nach der Mahlzeit führte ihn der Vater des Hauses in ein kleines Lusthaus in seinem Garten; wo sich Alles versammelte, um von der Höhle von Castleton zu hören. Und der erfreuete Wanderer hub in stiller Abenddämmerung seine Erzählung also an:

Hundert und siebenzig englische Meilen von London hatte ich schon zurückgelegt, manchen Berg erstiegen und manches Thal durchwandert, als ich endlich an einem heitern Morgen mich dem Ziele meiner Reise näherte und nun bald die herrlichen Wunder der Natur in dem Theile von England, welcher Derby heißt, erblicken sollte.

Digitized by Google

Die Berge, welche ich ersteigen mußte, wurden immer höher und steiler, und hinter ihnen erblickte ich immer wieder noch höhere Berge, welche aber nicht, so wie die uns'rigen, mit Bäumen, sondern mit Gras und Haidekraut bewachsen sind, so daß sie eine weit freiere Aussicht haben, und man in der Ferne die Kühe und Schafe darauf weiden siehet.

Als ich einen der höchsten dieser Berge erstiegen hatte, erblickte ich plötzlich vor mir ein reizendes Thal, mit Bächen durchschnitten und rund umher von hohen Bergen eingeschlossen. In diesem Thale nun lag Castleton, ein kleines Städtchen mit niedrigen Häusern.

Ein schmaler Weg, der sich an der Seite des Berges hinunter schlängelte, führte mich in das Thal hinab bis zu einer Straße von Castleton, wo ich eine Herberge fand, in welcher ich geschwind mein Mittagsmahl hielt und unmittelbar darauf meinen Weg nach der Höhle fortsetzte.

Ein kleiner Bach, der mitten durch die Stadt fließt, führte mich an ihren Eingang.

Hier stand ich eine Weile voll Bewunderung und Erstaunen über die entsetzliche Höhe des steilen Felsens, den ich vor mir erblickte, an beiden Seiten mit grünem Gebüsch bewachsen, oben auf seinem Scheitel die zerfallenen Mauern und Thüren eines alten Schlosses, das ehemals auf diesem Felsen stand, und unten an seinem Fuße die ungeheure Oeffnung zum Eingange in die Höhle, wo Alles stockfinster ist, wenn man auf einmal aus dem hellen Mittagslichte hineinblickt.

Indem ich so voll Verwunderung dastand, bemerkte ich im dunkeln Eingang der Höhle einen Mann von etwas rauhem Ansehen, der mich fragte, ob ich die Höhle sehen wollte.

Als ich dies bejahete, fragte er mich weiter, ob ich auch über die Flüsse gesetzt sein wollte, und bestimmte zugleich eine Kleinigkeit an Gelde, die ich dafür bezahlen müßte.

Ich verstand mich gern dazu, und so sagte er, ich sollte ihm nur dreist folgen; und wir traten zusammen in die Höhle.

Zur linken Seite im Eingange der Höhle lag ein abgehauener Stamm eines Baumes, bei welchem die Knaben des unterirdischen Orts spielten.

Der Weg ging etwas abschüssig hinunter, so daß sich der Tag, welcher durch die Oeffnung am Eingange hineinfiel, allmählich in Dämmerung verlor.

Als wir nun einige Schritte vorwärts gegangen waren, welch ein Anblick war es für mich, als ich auf einmal zu meiner rechten Seite unter dem ungeheuren Gewölbe der Höhle ein ganzes unterirdisches Dorf erblickte, wo die Einwohner, weil es Sonntag war, von ihrer Arbeit feierten und vergnügt und fröhlich mit ihren Kindern vor den Thüren ihrer niedrigen Hütten saßen.

Kaum hatten wir diese kleinen Häuser hinter uns zurückgelassen, so erblickte ich hie und da zerstreut eine Menge großer Räder, worauf diese unterirdischen Bewohner der Höhle am Werkeltage Seile verfertigen und sich auf diese Weise ihren Unterhalt verdienen.

So wie wir tiefer hinabgingen, schien die Oeffnung, wodurch das

Digitized by Google

Tageslicht hineinfiel, immer kleiner zu werden, und die Dunkelheit nahm fast mit jedem Schritte zu, bis endlich nur noch einige Strahlen durch eine kleine Spalte hineinfielen, welche die dünnen Rauchwolken färbten, die man in der Ferne aus den Hütten durch die Dämmerung aufsteigen sah.

Und nun schloß sich endlich das hohe Gewölbe des Felsens über uns, wie sich der Himmel an die Erde zu schließen scheint, und aus der Dämmerung ward Nacht, als wir an ein kleines Pförtchen kamen, das mein Führer aufmachte.

Ehe wir aber noch hineintraten, kam eine alte Frau aus einer der Hütten mit zwei Lichtern in der Hand auf uns zu, wovon sie mir und meinem Führer eins gab, mit dem ich nun durch die Pforte hinabstieg, wo wir von dem erquickenden Tageslichte plötzlich Abschied nahmen.

Hier war der Felsen so niedrig, daß wir uns einige Schritte hin tief bücken mußten, um hindurch zu kommen; aber wie groß war mein Erstaunen, da wir uns nach diesem beklemmenden Durchgange wieder in die Höhe richteten, und ich nun auf einmal, so weit es bei dem dunkeln Scheine unserer Lichter möglich war, die entsetzliche Länge, Höhe und Breite des Gewölbes der Höhle übersah, wogegen die erste ungeheure Oeffnung, durch welche wir schon gekommen waren, gar nicht mehr in Betracht kam.

Nachdem wir hier eine ganze Strecke, wie unter einem schwarzen mitternächtlichen Himmel gewandert hatten, senkte sich endlich der Felsen allmählich wieder nieder, und wir befanden uns auf einmal an einem ziemlich breiten Flusse, welcher bei dem Flimmern unserer Lichter mitten in der Dunkelheit einen wunderbaren Wiederschein gab.

Am Ufer war ein kleiner Kahn befestigt.

Mein Führer sagte mir, daß ich hineinsteigen und mich ganz ausgestreckt darin niederlegen sollte, weil in der Mitte des Flusses der Felsen das Wasser beinahe berühren würde.

Als ich mich niedergelegt hatte, stieg er selbst bis über den halben Leib in's Wasser und zog das Boot nach sich.

Rund umher herrschte eine feierliche Todtenstille, und wie das Boot fortrückte, senkte sich der Felsen, wie eine dunkelgraue Wolke, immer tiefer nieder, bis er endlich beinahe mein Gesicht berührte, und ich im Liegen kaum noch das Licht vor meiner Brust in die Höhe halten konnte, so daß ich in meinem Boote, wie in einem beklommenen dumpfigen Sarge lag, bis wir diese fürchterliche Enge zurückgelegt hatten, und sich der Felsen auf der andern Seite wieder in die Höhe zog, wo mich mein Führer am gegenseitigen Ufer aussteigen ließ.

Unser Weg wurde nun auf einmal weit und hoch und dann wieder plötzlich niedrig und eng.

An beiden Seiten sahen wir im Vorbeigehen eine Menge großer und kleiner versteinerter Pflanzen und Thiere, bei welchen wir uns aber nicht aufhalten durften, wenn wir nicht mehrere Tage in der Höhle zubringen wollten.

Und so kamen wir an den zweiten Fluß, der aber nicht so breit war, wie der erste, und wo man gleich das gegenseitige Ufer sehen

Digitized by Google

konnte; über diesen trug mich mein Führer auf seinen Schultern hinüber, weil kein Boot zum Ueberfahren da war.

Von da aus gingen wir wenige Schritte, als wir wieder an ein schmales Wässerchen kamen, das sich in der Länge vor uns hin erstreckte und uns zuletzt bis an's Ende der Höhle führte.

Der Weg, den wir längs dem Ufer dieses kleinen Gewässers hingingen, war naß und schlüpfrig und wurde zuweilen so schmal, daß man kaum einen Fuß vor den andern setzen konnte.

Dennoch aber wanderte ich mit Vergnügen an diesem unterirdischen Ufer hin und ergötzte mich an der wunderbaren Gestalt aller Gegenstände um mich her in diesem Reiche der Dunkelheit und der Schatten, als es auf einmal wie eine prächtige Musik von fern in meine Ohren tönte.

Ich blieb voll Verwunderung stehen und fragte meinen Führer, was dies bedeute; worauf er mir antwortete, daß ich es bald sehen sollte.

Allein, so wie wir fortgingen, verloren sich die harmonischen Töne, das Geräusch wurde schwächer und lößte sich zuletzt in ein sanftes Rieseln herabfallender Regentropfen auf.

Und wie groß war meine Verwunderung, da ich auf einmal wirklich einen Regen oben aus einem Felsen, wie aus einer dicken Wolke, herabströmen sah, dessen Tropfen, die jetzt im Scheine unserer Lichter flimmerten, eben jenes melodische Geräusch in der Ferne verursacht hatten.

Wir durften mit unsern Lichtern nicht zu nahe hineingehen, weil sie leicht von den herabfallenden Tropfen konnten ausgelöscht werden, und wir alsdann den Rückweg vielleicht vergeblich würden gesucht haben.

Wir setzten also unsern Weg längs dem Ufer des schmalen Gewässers fort und sahen oft an den Seiten solche weite Oeffnungen in der Felsenwand, welche wiederum neuen Höhlen ähnlich waren, die wir alle vorbeigingen, bis mich mein Führer zu einer der prächtigsten Erscheinungen vorbereitete, die wir jetzt haben würden.

Und kaum waren wir auch einige Schritte weiter gegangen, so traten wir in einen majestätischen Tempel mit prächtigen Bogen, die auf schönen Pfeilern ruheten, welche die Hand des künstlichsten Baumeisters gebildet zu haben schien.

Dieser unterirdische Tempel, woran keine Menschenhand gelegt war, schien mir den Augenblick an Regelmäßigkeit, Pracht und Schönheit die herrlichsten Gebäude zu übertreffen.

Voll Ehrfurcht und Erstaunen sah ich hier in den innern Tiefen der Natur die Majestät des Schöpfers enthüllt, die ich in dieser feierlichen Stille und in diesem heiligen Dunkel anbetete, ehe ich die Halle des Tempels verließ.

Wir näherten uns nun dem Ziele unserer Reise.

Unser getreues Gewässer leitete uns durch den übrigen Theil der Höhle hin, wo sich der Felsen noch zum letztenmale wölbt und dann wieder niedersteigt, bis er mit der Fluth zusammenstößt und so die Höhle schließt, daß kein Sterblicher einen Fuß weiter setzen kann.

Jetzt glaubte ich, würden wir den nächsten Weg wieder zurück-

Digitized by Google

nehmen, allein ich sollte noch mehre Beschwerlichkeiten erdulden und noch schönere Auftritte sehen, als die bisherigen.

Mein Führer wandte sich auf dem Rückwege zur linken Hand, wo ich ihm durch die Oeffnung einer hohen Felsenwand folgte.

Hier fragte er mich erst, ob ich mich entschließen wollte, eine ziemliche Strecke unter einem Felsen durchzukriechen, der beinahe die Erde berührte; und als ich dies bejahete, sagte er mir, ich sollte ihm nur folgen, mit der Warnung, mein Licht wohl in Acht zu nehmen.

Und so krochen wir nun auf Händen und Füßen in nassem Sande fort durch die Oeffnung zwischen dem Felsen, die oft kaum groß genug war, sich mit dem Körper hindurch zu winden.

Als wir diesen beschwerlichen Weg vollendet hatten, sah ich in der Höhle einen steilen Hügel, der so hoch war, daß er sich oben in den höchsten Felsen, wie eine Wolke, zu verlieren schien.

Dieser Hügel war so naß und schlüpfrig, daß ich sogleich hinstürzte, als ich nur den ersten Schritt hinaufthun wollte. Mein Führer aber faßte mich bei der Hand und sagte, ich sollte ihm nur folgen, weil er schon wüßte, festen Fuß zu fassen.

Wir stiegen nun eine solche Höhe hinauf, und an beiden Seiten waren solche Abgründe, daß mir noch schwindelt, wenn ich daran denke.

Als wir endlich auf dem Gipfel waren, wo sich der Hügel in den Felsen verliert, stellte mich mein Führer auf einen Platz, wo ich festen Fuß fassen konnte, und sagte mir, ich sollte da nur ganz ruhig stehen bleiben. Indeß ging er selbst mit seinem Lichte den Hügel hinunter und ließ mich ganz allein.

Ich verlor ihn eine Zeitlang aus dem Gesichte, bis ich endlich nicht ihn, sondern sein Licht tief im Abgrunde wieder erblickte, woraus es wie ein schöner Stern emporzusteigen schien.

Nachdem ich mich eine Weile an diesem unbeschreiblich schönen Anblick ergötzt hatte, kam mein Führer zurück und brachte mich den steilen, schlüpfrigen Hügel wieder hinunter; und als ich nun im Abgrunde stand, stieg er hinauf und ließ sein Licht oben durch eine kleine Oeffnung in dem Felsen hinunterschimmern, indeß ich das meinige mit der Hand verdeckte; und nun war es, als ob in dunkler Mitternacht durch dicke Wolken ein Stern herunterschimmerte, ein Anblick, der Alles an Schönheit übertraf, was ich je gesehen habe.

Nun war unsere Reise ganz vollendet, und wir kehrten mit vieler Mühe und Beschwerlichkeit durch unsern engen Weg wieder zurück.

Wir betraten auf's neue den Tempel, den wir vor kurzem verlassen hatten, hörten auf's neue den Regenguß, sanft triefelnd in der Nähe und melodisch tönend in der Ferne, und kehrten über die stillen Flüsse und durch den weiten Raum der Höhle wieder zu dem engen Pförtchen zurück, wo wir vorher vom Tageslichte Abschied nahmen, das wir nun nach einer solchen langen Dunkelheit wieder begrüßten.

In einer wunderbaren Mischung von Licht und Schatten zeigte sich nun Alles wie eine andere Welt.

Der Tag schien allmählig anzubrechen, und Nacht und Dunkel schwanden. In der Ferne sah man zuletzt den Rauch der Eingangshöhle

Digitized by Google

und dann die Höhle selber, und wie wir höher hinaufstiegen, sahen wir wieder die Knaben bei dem abgehauenen Stamme im Dämmerscheine, bis endlich die röthlichen Purpurstreifen des Himmels durch die Oeffnung der Höhle schimmerten, und gerade, indem wir ausstiegen, die Sonne im Westen untersank.

Aus Campe.

Nach K. P. Moritz (Reisen eines Deutschen in England).

9. Das Nordlicht
an den Küsten der Insel Terre=Neuve.

In Europa kommen die kalten und trocknen Winde aus Nordosten, in Amerika immer aus Nordwesten. Herrschen diese Winde, so ist der Himmel klar und azurblau, und Nichts gleicht dann der Schönheit der Nächte. Weit und breit leuchtet der Mond, und zwar ist sein Licht viel heller und reiner, als in Europa; in seiner Abwesenheit aber wird sein Schein durch den funkelnden Glanz der Sterne ersetzt. Uebrigens ist in dieser nördlichen Gegend die Erscheinung des Nordlichts sehr häufig, und es macht diese außerordentliche Erscheinung den wunderbarsten Eindruck. Gewöhnlich erscheint es in der Gestalt eines blendenden Feuergürtels, der mit den beiden Enden bis an den Horizont hinabgeht und den ganzen Himmel mit seinen Farbenstrahlen erfüllt. Sogar der helle Glanz des Mondes vermag dies lebhafte Licht nicht zu überstrahlen. Ein Knistern, wie wenn man seidene Stoffe an einander reibt, geht dem Erscheinen desselben voraus; mit einem leichten Geräusche verbreitet sich das Licht über den Himmelsraum, und im Zenith vereinigen sich die Strahlen in Gestalt einer Krone. Bisweilen zeigt sich auch das Nordlicht in Gestalt zweier Fahnen, die in der Luft umherflattern, und die verschiedenen Lichtfarben bilden in augenblicklichen Abwechslungen gewissermaaßen eben so viele große seidene Bänder von mancherlei Farben. Manchmal steigt es auch in großen Feuersäulen am Himmel auf, deren Glanz nach und nach schwächer wird; oder es verwandelt sich in schnellen Schwingungen bis in's Unendliche und geht vom glänzenden Hellgelb bis in's dunkelste Braun über, und wenn es dann in seinem lebhaften Glanze den Himmel flüchtig erhellt hat, steigt es majestätisch vom Horizonte bis zum Zenith hinauf und verschwindet plötzlich, indem es nur eine düstere, einförmige Spur zurückläßt. Sogleich erscheint aber der Lichtglanz von neuem, um eben so schnell wieder zu verlöschen und wieder hervorzukommen. Endlich kündigt es sich auch durch prachtvolle Strahlen an, die an Menge und Glanz mehr und mehr zunehmen, bis sie die ganze Atmosphäre anfüllen und das ergreifendste Schauspiel darstellen, das man sich nur denken kann. Der Himmel ist mit lauter Funken bedeckt; es knackert und lärmt und zischt, gerade wie bei einem großen Feuerwerke. — Diese Naturerscheinung, die man für eine Wirkung der Elektricität zu halten pflegt, ist gewöhnlich das Vorzeichen großer Stürme, und sobald diese letztern nordöstlich aufsteigen, so verbreitet sich eine undurchdringliche Finsterniß über die

Digitized by Google

ganze Insel Terre-Neuve. Auch dies neue Schauspiel ist nicht weniger außerordentlich; ungeheure Eisbänke, die von Norden herkommen, verstopfen die Baien und Häfen, bringen Alles zum Frieren, so daß mehrere Stunden weit von der Küste kein Schiff bleiben kann. Dieses Eis lockt aber auch den Seehund an die Küste. Gewöhnlich halten sich die Fahrzeuge den 17. März zum Fange bereit. Die Mannschaft, durch allerlei Leute, die man nur hat vom Lande verschaffen können, noch verstärkt, trennt sich in zwei Abtheilungen, die eine mit Aexten und breiten Sägen bewaffnet, die andere mit Stangen. Wenn das Eis die Baien ganz verlassen hat, was öfters in Verlauf einer einzigen Nacht geschieht, so geht auch die Veränderung der Temperatur äußerst schnell vor sich; kehrt aber der Wind wieder nach Osten zurück, so nimmt auch das Eis alsbald seinen alten Platz wieder ein. Dann erscheint der Winter auf's neue, und es scheint bisweilen, als wollte er sich wegen der kleinen Unterbrechung seiner Herrschaft durch desto größere Strenge rächen. Die südöstlichen Stürme sind die heftigsten, doch dauern die nordöstlichen länger und bringen Alles mit, was die Rauheit dieser Jahreszeit nur noch rauher machen kann. Im Frühling giebt's viel Regen und Nebel. Im Anfange des Juni wird die Veränderung des Klimas fühlbar, und von der Mitte des Juli an bis zu Ende des August, und manchmal noch weiter hinaus, wird die Hitze so bedeutend, daß man zu den Sommerkleidern seine Zuflucht nehmen muß. Dann zeigt sich auch nicht ein Wölkchen, und vorzüglich von 10 bis 4 Uhr wird die Hitze oft größer, als auf den Antillen. Die Nächte sind ungemein schön. Die Klarheit des Himmels, die Reinheit der Atmosphäre, das helle Mondlicht, die seltene Pracht der Sterne, die fast alle am Horizonte erscheinen, und von denen jeder einzelne einem entfernten Schiffsfeuer gleicht, Alles dieses gewährt den herrlichsten Anblick, den man sich nur denken kann. Es ist nicht möglich, sich eine Vorstellung von dem prächtigen Schauspiele zu machen, welches in einer solchen Nacht das Meer in dieser Gegend giebt; denn alsdann ist seine ganze unermeßliche Fläche mit Myriaden, Fischen von allen Gattungen und von allen Größen bedeckt, die alle sich regen und bewegen, einige um sich zu verfolgen, andere um sich auszuweichen. Der Wallfisch taucht in die Höhe, bald taucht er unter und sprudelt Wasser in die Luft; der Kabeljau tanzt auf den Wellen dahin und das Mondlicht glänzt von seinem Silberschuppen wieder; der Lapelin zieht schaarenweise der Küste zu, um hier einen Zufluchtsort zu suchen, wo ihrer dann eine unermeßliche Menge von den Wellen auf den Sand geworfen, und wo sie die Beute der Weiber und Kinder werden, die sich mit Körben versehen, um sie zu sammeln, während die Fischer in ihren Kähnen den Fisch an der Küste in Netzen fangen und eine eben so köstliche, als reiche Ernte halten. Löhrs.

10. Island.

Kaum hat die Natur irgend einem Lande ein so abschreckendes Gewand umgethan, als dieser drei Viertel des Jahrs von Eisschollen

und während des kurzen Sommers von grimmigen empörten Wellen umtosten Insel. Schwarzes, scharfgezacktes Gestein starrt rings um dieses Land der Mährchen und Sagen; kein Wald, keine bebaute Fläche verkündet von ferne dem Schiffer eine wirthbare Ruhestatt; nur weißschäumende, zum Theil kleine Eisschollen mit sich fortreißende Waldbäche stürzen von den Gebirgen herab, welche mit den mächtigen Gletscher- und Eiskegeln, die den Hintergrund schließen, eine Masse zu bilden scheinen. Dabei steigen aus diesen Eisbergen fortwährend Rauch- und Feuersäulen auf, und Steine, Sand, Asche, Lava werden aus vielen Kratern emporgeschleudert; die Elemente scheinen in einem ewigen Aufruhr, ein mächtiger, ungeheurer Feuerherd ist unter dieser Insel verborgen; an hunderten von Stellen zeigt sich in siedenden Quellen und in kleineren und größeren Vulkanen seine Wirkung.

Der furchtbarste von diesen Vulkanen ist der Hekla; er ist nicht eine volle Meile vom Meere entfernt und daher besser bekannt, als die übrigen und das ganze Innere der Insel. Seine Höhe beträgt über 5000 Fuß; von den drei Spitzen, welche sein Haupt zieren, ist die mittelste die höchste. Einen Grund zu der Vermuthung, daß er mit dem Meere in Verbindung stehe, glaubt man darin finden zu können, daß bei einem der entsetzlichen, Alles zerstörenden Ausbrüche — welche viel furchtbarer und weiter greifend sind, als die des Vesuv, ja selbst des Aetna — die Umgegend weit umher mit Salz bedeckt ward. Der Berg scheint eine Anhäufung von lauter derber und poröser Lava zu sein, welche gelbbraun, rothbraun, auch ganz dunkel in ungeheurer Masse auf ihm umhergestreut ist; doch ist dieses nur die Decke, die er sich selbst durch seine Ausbrüche gegeben hat. Große Spalten durchziehen ihn nach mancherlei Richtungen oft vier, sechs und mehre Fuß breit, oft auch schon wieder durch die Substanzen, welche der Berg auswirft, zum größten Theile ausgefüllt. Das Besteigen des Berges ist sehr schwierig, weil oft weite Strecken von ganz glattem Eise vorkommen, auf denen man sich kaum mit Händen und Füßen zugleich erhalten kann. Oben hat man eine weite Aussicht, aber eine der furchtbarsten, die es vielleicht auf der Erde giebt. Mehrere Meilen um den Berg erblickt man Nichts, als schwarze vulkanische Kegel mit zwischen durchgehenden, wenig anders gefärbten Lavaströmen, wo das Auge vergebens ein grünes Plätzchen sucht; und hinter diesen Lavamassen erheben sich mehrere der größten Gletscher, die in das Land hineinziehen und mit ihren höchsten Spitzen den Horizont bekränzen. Der Hauptkrater findet sich auf der Nordseite der zweiten Hochspitze. Sein oberer Rand hält etwa 2000 Fuß im Umfange; die Wände bestehen ganz aus leichten schäumigen Lavastücken; auf dem Boden des Kraters sieht man nicht selten ungeheure Eisblöcke vom Rande des Kraters, der sich über die Grenze des ewigen Schnees erhebt, hineingestürzt, und trotz der an manchen Stellen des Kraters ausströmenden heißen Dämpfe sich oft Jahrelang erhaltend.

Wenn der Berg tobt, so erschüttert ein anhaltendes Erdbeben oft Monatelang die Insel, daher auch die Häuser nur von Holz, — oder wenn sie von großen schweren Steinen gebaut sind, doch immer nur ein Stockwerk Höhe haben. Unter beständigen Krachen und Donnern

Digitized by Google

steigt eine mächtige, den ganzen Krater ausfüllende schwarze Sandsäule zu ungeheurer Höhe empor; Feuer und Blitze zucken in einzelnen Strahlen daraus hervor; glühende Steine schwingen sich himmelhoch hinauf; auf dreißig Meilen in die Runde bedecken sie die Felder mit festem Magneteisensand; schwere Magneterze schlagen, in mächtigen Bogen aus dem Krater abgeschossen, tief in den gefror'nen Boden hinein, so daß man sie mit Brecheisen herausholen muß; die Bimssteine fliegen glühend weit umher, fallen in großen Massen auf das Meer, das in solchen Fällen meilenweit dicht damit bedeckt ist; die Flüsse werden oft durch quer hindurchgeschobene Barren verstopft, treten aus, überschwemmen das Land und machen aus der Asche und dem Sande einen festen Kitt, welcher Felder und Wiesen überzieht und für Jahrhunderte der Fruchtbarkeit beraubt, bis Frost, Nässe und Sonnenwärme die obere Schicht verwittert, erweicht und wieder fruchtbar gemacht haben. So schrecklich verwüstende Vulkane giebt es viele auf Island noch brennend, und es ist vielleicht kein Hügel auf dieser wunderbaren Insel, der nicht einst ein Vulkan gewesen, oder von dem man nicht befürchten dürfte, daß er einer werde.

Nicht minder merkwürdig sind auf dieser Insel, welche nur das Rauchfanggewölbe eines ungeheuren unterseeischen Feuerherdes zu sein scheint, der Geiser und der Strock, (der kleine Geiser) zwei vulkanische Springbrunnen heißen Wassers, welche unfern von einander in dem Thale Hau Kakal liegen. In bestimmten, fast regelmäßigen Zwischenräumen wirft der Geiser einen zwanzig Fuß dicken runden Wasserstrahl, mit Steinen vermischt, auf die Höhe von achtzig bis neunzig Fuß. Das Wasser ist siedend, und fällt siedend zurück in den von ihm selbst aufgeworfenen Raum eines kleinen Kraters oder Kessels und fließt von da in einen Bach ab, den die Isländer, gleich den Bewohnern von Carlsbad zu häuslichen Verrichtungen brauchen. Nach einigen Minuten hört der Strahl auf zu steigen, er sinkt ganz zurück; das Wasser aus dem kleinen See tritt gleichfalls wieder in die Röhre, aus der der Strahl gekommen, und man erblickt einen schwarzen finstern Spalt, bodenlos scheinend, aus dem nur Dampf emporquillt; wirft man Steine hinunter, so hört man sie nach langer Zeit plätschernd niederfallen. Ist einige Zeit vergangen, so vernimmt man ein fernes unterirdisches, dem Donner vergleichbares Geräusch; es rückt näher und näher, stärker quillt der Dampf empor; es ist, als ob es in einem mächtigen Kessel siede; zischend erhebt sich das Wasser in dem tiefen Schacht, und nun ist es Zeit, sich zu entfernen, denn plötzlich steigt wieder in aller Herrlichkeit die schwarze Wassersäule mit den weißen Schaumspitzen empor und schleudert die schwersten Steine weit aufwärts, bis nach einiger Zeit sie wieder zusammensinkt.

Ganz dieser Beschreibung gleich ist die Erscheinung des kleinen Geiser oder des Strock, nur daß der Strahl nicht die mächtige Dicke, sondern etwa nur zehn Fuß Durchmesser hat; dagegen steigt der Strahl gedrängter, glatter empor und erreicht die Höhe von hundert und dreißig Fuß.

Ein Ringgebirge, dessen Spitzen sich auf siebentausend Fuß erheben, umkreist die Insel, und da von zweitausend Fuß an Alles Eisberge

Digitized by Google

(Jökuls) und Gletscher sind, so hat man dasselbe noch nicht übersteigen können, oder zu übersteigen gewagt, kennt also das Innere der Insel noch gar nicht, weiß nicht, ob es, wie manche Fabel sagt, aus einem durch unterirdische Feuer erwärmten Hesperidengarten voll ewig grünender und blühender Pflanzen, oder ob es eine Anhäufung der schrecklichsten ewig starren Eis= und Lavamassen ist; es haben sich daher die Bewohner nur in den Küsten, in den tief eingeschnittenen Fiorden angesiedelt, woselbst sie einen guten fruchtbaren (vulkanischen) Boden fanden, der ihnen Gras und mancherlei Nahrungs= und Heilskräuter lieferte, auch einigen Gemüsebau erlaubte, doch dem Getreidebau nicht günstig war, weil, bei zu starker unterirdischer Wärme, nicht dauernd, nicht anhaltend genug die Sommerwärme kam, daher die Bewohner sich vom Fischfang, Robbenschlag oder der Vogeljagd nähren; unter diesen Gewerbszweigen ist besonders der letztere merkwürdig, weil er zeigt, wie weit die Kühnheit des Menschen und die Todesverachtung geht, wenn er Etwas zu gewinnen hat. Zimmermann.

VI. Darstellungen aus der Völkerkunde.

1. Das Carneval.

Es ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst giebt. Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben; Alles nähert sich einander; Jeder nimmt, was ihm begegnet, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewichte erhalten. Das Carneval versammelt sich im Corso, einer Straße von ungefähr 3500 Schritt und von hohen, meist prächtigen Gebäuden eingefaßt. In der Mitte ist nur so viel Raum, daß höchstens drei Wagen sich neben einander bewegen können. Die Straße wird durch ausgehängte Teppiche, gestreute Blumen, übergespannte Tücher, wie in Italien bei jedem Feste, wie zu einem großen Saale umgewandelt. Auf beiden Seiten werden längs den Häusern große Gerüste gebaut, die Zuschauer aufzunehmen, mit Tapeten behängt und mit Stühlen besetzt. Sobald die Glocke das Zeichen zum Anfang des Festes gegeben hat, legt Jeder seinen Ernst auf einmal ab. Nun erscheinen Masken in Menge; junge Männer als Weiber gekleidet, Weiber und Mädchen als Männer. Wir erinnern uns unter andern eines jungen Menschen, der die Rolle eines leidenschaftlichen, zankfüchtigen und auf keine Weise

Digitized by Google

zu beruhigenden Weibes vortrefflich spielte und so sich den ganzen Corso hinabzankte, Jedem Etwas anhängte, indeß seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen, ihn zu besänftigen. Mit schnellen Schritten, declamirend, wie vor Gericht, drängt sich ein Advokat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem Jeden mit einem Processe, macht bald Jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald Diesem eine genaue Specification seiner Schulden, und das Alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man, er gehe weg, so kehrt er um: auf den Einen geht er gerade los und spricht ihn nicht an; er packt einen Andern, der schon vorbei ist; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad. — Besonders machen die Guacqueri zwar nicht viel Lärm, aber eben so viel Aufsehen Ihre Kleidung ist altfränkisch, aber von Sammt und Seide; sie tragen brokatene oder gestickte Westen, haben einen dicken Bauch, eine Larve mit Pausbacken und kleinen Augen, eine Perrücke mit wunderlichen Zöpfchen und einen kleinen, mit Tressen besetzten Hut. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große, schwarze Ringe ohne Glas statt der Lorgnetten, mit denen sie in alle Wagen gucken, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen, tiefen Bückling, und ihre Freude, besonders wenn sie einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen durchdringenden Laut von sich geben. — Am häufigsten ist die Maske der Pulcinelli. Ein Hemd wird übergeworfen und ein weißes Tuch um Hals und Kopf gebunden; sie führen kleine Beschen, mit denen sie andern im Corso auf- und niederwallenden Masken und Zuschauern, oder, ohne Umstände auf die Wagentritte steigend, den vornehmsten Frauen die Flecken mit komisch-ernsthafter Geberde abkehren, und alles Nasenrümpfen und Vorhalten der Schirme hilft nichts. — Die niedlichen Gärtnermasken haben ein Instrument in der Hand, das mit den sogenannten Scheren zu vergleichen ist, auf die man bei uns die hölzernen Soldatenpuppen der Kinder steckt. Man kann es nach Belieben zusammenziehen und ausstrecken. Nichts ist überraschender und niedlicher anzusehen, als wenn sie mit diesem Instrumente plötzlich schönen Frauen, selbst bis in den dritten Stock hinauf, einen Blumenstrauß überreichen; wie eine Schlange schießt die Schere empor und bringt gewöhnlich ein artiges Gegengeschenk zurück. Auch sind die Masken der Bettler und Bettlerinnen nicht selten; vorzüglich werden schöne Haare dazu erfordert, eine ganz weiße Gesichtsmaske, ein irdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthiger Geberde unter die Fenster und vor Jeden hin und empfangen statt Almosen Zuckerwerk, Nüsse oder was man ihnen sonst Artiges geben mag. Besonders suchen sich Frauen und Mädchen in dieser Zeit lustig zu machen und treiben tausenderlei Muthwillen. Wenn Einer auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier bis fünf solcher mit Beschen versehenen Mädchen hineinkommt, weiß er sich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn, zu

Digitized by Google

fliehen; wohin er sich auch wendet, fühlt er die Beschen unter der Nase. Ernstlich darf man sich gegen die Angriffe der Masken nicht vertheidigen; denn sie sind unverletzlich, und jede Wache würde ihnen beistehen. Stallknechte mit ihren großen Bürsten kommen, einem Jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren; Vetturini bieten ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Fischer, Schiffer, Sbirren und Griechen. Einige machen es sich sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leinentücher hüllen, die sie über dem Kopfe zusammenbinden. Die weiße Gestalt pflegt gewöhnlich Andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen und glaubt auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Mit zwei Gesichtern steckt Einer im Gedränge; man weiß nicht, welches sein Vorder-, welches sein Hintertheil ist, ob er kommt oder geht. Indessen fahren die Kutschen in der Mitte eine hinter der andern, auf der einen Seite hinauf, auf der andern hinunter. Oft sind selbst Kutscher und Bedienten maskirt, sogar in Weibertracht. Die Fahrenden werden vielfach geneckt; die häßlichen Damen nehmen natürlich eine Larve, die schönen zeigen sich gern ohne dieselbe; alle Augen richten sich nach ihnen, und von manchen Seiten hört man den Ruf: o wie schön ist die! Pulcinelli und andere Masken steigen wohl auf die Tritte, oder auf den Kutscherbock und machen die Fahrt mit. Ein Meer ausgelassener Zuschauer, zügelloser Masken und vollgepfropfter Kutschen wogt unaufhaltsam den Corso auf und nieder, unbesorgt um Polizei und Soldaten, und doch geschieht kein Unglück, obgleich die Fußgänger sich wild durch und zwischen die Wagen drängen. Dragoner reiten zwar mit gezückter Harpune auf und nieder, stören aber mit Nichts die harmlose Freude des Volks, sondern, wenn sie vielleicht einmal auf den Strand gerathen, rufen sie bloß auf das höflichste: „Platz, ihr Herren! Seht euch vor!“ und macht man ihnen auch nicht Platz, so warten sie geduldig, bis etwa eine Menge Pulcinelli ihre Rolle mit dürren Magistern, Abbaten oder flinken Gärtnermädchen ausgespielt hat. Recht sonderbar ist der kleine Krieg, den die Masken unter einander führen. Man nimmt nämlich großen Vorrath von Confect mit, um sich damit zu werfen. Da aber nun der wirkliche Confect dazu zu theuer ist, so hat man Stückchen Gips in allerlei niedlichen Gestalten. Niemand ist vor einem solchen Angriffe sicher, und wer nicht selbst zu den Angreifenden gehört, muß wenigstens auf Vertheidigung gefaßt sein. Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Stücke, und wenn man ihnen den Confectregen erwiedert, so werden sie von ihren Begleitern möglichst vertheidigt. Am schlimmsten ergeht es den Abbaten im schwarzen Rocke und schwarz gekleideten Personen; denn weil der Gips abfärbt, so wirft man so lange von allen Seiten auf sie los, bis sie mit weißen Flecken bedeckt sind. Die schönsten Damen müssen sich gefallen lassen, daß ihnen die Stücke gerade in's Gesicht geworfen werden, und oft weichen die sich Werfenden nicht eher, bis sich beide Theile verschossen haben. So kommt z. B. ein offener Wagen voller Pulcinellen gefahren, die sich vorgenommen haben, in der Gegend des Palastes Ruspoli, wo dieser Krieg am ärgsten ist, die Zuschauer auf Balkons und in Fenstern mit einem Hagel zu begrüßen. Allein unglücklicherweise ist das

Digitized by Google

Gedränge zu groß, und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft vereinigt sich, ein Kreuzfeuer gegen den Wagen zu eröffnen. Bald haben die Pulcinelli ihre Munition verschossen, so daß sie das Feuer nicht mehr erwiedern können. Der Wagen, wie mit Schnee und Schlossen bedeckt, entfernt sich endlich unter einem allgemeinen Gelächter. Ein neuer Aufzug zieht die Blicke auf sich. Ein Dutzend Pulcinelli thun sich zusammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik und führen ihn unter lautem Geschrei auf einem verzierten Wägelchen den Corso hinauf. Alle Pulcinelli springen herbei, vermehren das Gefolge und machen sich mit Geschrei und Schwenken der Hüte Platz. — Wenn sich der Abend nähert, krachen die an beiden Enden und in der Mitte der Straße aufgestellten Mörser, das Zeichen, daß das Pferderennen beginnen, und der Platz in der Mitte geräumt werden soll. Nun entsteht ein fürchterliches Gedränge; die Kutschen verfahren sich oft so, daß sie nicht wissen, wo aus und wo ein, und doch fluchen und drohen die Wachen und verlangen augenblickliche Entfernung. Denn sobald das Zeichen zum zweiten Male gegeben wird, müssen Alle fort sein. Herrlich und malerisch ist der Moment, wenn die mit Flittergold ausgeputzten Rosse schnaubend, sich bäumend und nur mit Mühe von der Faust ihrer Führer gehalten, unter dem Jauchzen des Volks in die Bahn treten. Sie werden hinter ein Seil gestellt; an sich schon unbändig und durch die Gegenwart so vieler Menschen scheu gemacht, werden sie noch wilder durch die großen Blätter Rauschgold und Schnüre mit eisernen Stachelkugeln, die man ihnen anhängt. Endlich fällt das Seil, und sie stürzen fort, ohne Sattel und Reiter. Im Hui sind sie vorüber, und das, welches zuerst das Ende des Corso, wo man sie wieder einfängt, erreicht, wird als Sieger ausgerufen. Oft geschieht ein Unglück. Ein Reisender sah, wie ein edles Roß, den Augenblick des gegebenen Zeichens nicht erwartend, davon rannte, über das Seil stürzte, und beinahe den Hals brach. Ein anderes rannte an das Rad eines zur Seite stehenden Wagens an und stürzte nieder. Drei andere, die ihm folgten, stürzten über das erstere hin und überschlugen sich, und die darauf folgenden sprangen über die vier gefallenen hinweg und flogen dem Ziele zu. Indessen ist die Nacht eingebrochen, die Mörser krachen zum drittenmale, die Wachen treten zurück, und nun läuft oder fährt Jeder nach Hause. Alle Ordnung ist plötzlich aufgelöst, und glücklich sind die, welche ohne Schaden aus diesem heillosen Wirrwarr nach Hause kommen. So geht es mit unendlicher Mannigfaltigkeit alle Tage während des Carnevals, am tollsten aber am Fastnachtsdienstage; doch haben wir nur einige Züge des ausgelassensten Volksfestes, das irgendwo Statt findet, geschildert; zwar feiern die andern Städte Italiens den Carneval auch auf ähnliche Art; aber Rom übertrifft sie alle an Lebendigkeit und Ausgelassenheit des Festes.

Nach Goethe. Aus Nösselt's Geographie.

Digitized by Google

2. Das Stiergefecht.

Bricht ein feierlicher Stiertag an, so ruhen alle Geschäfte. Schon Tags vorher wogen die Menschen auf dem Amphitheater umher, um sich den Schauplatz recht zu betrachten, wo die Stiere gehetzt werden sollen. Die oberen Sitze haben eine Decke in Form einer offenen Gallerie und werden gewöhnlich von den Damen eingenommen; die übrigen Sitzreihen sind ganz offen. Sie sind 8 Fuß über dem Kampfplatz erhaben, um Alles recht gut übersehen zu können. Der innere Raum wird von einer zweiten Schranke umgeben; es ist eine sechs Fuß hohe Mauer, die zwischen sich und den Zuschauern einen Raum von etwa zehn Schritten Breite läßt. In dieser Mauer sind mehrere Oeffnungen, durch welche die Fußkämpfer, wenn der Stier ihnen zu heftig zusetzt, schlüpfen können; gewöhnlich springen sie aber mit großer Gewandheit über die Mauer hinweg. Zwar springen die Stiere zuweilen nach, aber dann schlüpft der Fußkämpfer durch eine der Oeffnungen wieder zurück, und der Stier wird durch ein Thor wieder zurückgetrieben. Vor dem Tage eines Stiergefechts gehen wenige der geringen Leute zu Bette, um nur recht zeitig einen Platz einnehmen zu können. Schon von Mitternacht an wogt es durch die Straßen nach dem Amphitheater. Die Stiere, die zum Kampfe bestimmt sind, werden von den Feldern auf eine weite Ebene nahe bei der Stadt getrieben, und achtzehn von ihnen nach dem Kampfplatze geführt. Diese Scene hat einen eigenthümlichen wilden Charakter. Alle Liebhaber des Schauspiels, zu Pferde und mit Lanzen bewaffnet, eilen nach dem Orte, wo die Thiere weiden. Die Hirten treiben die zu der Ehre des Kampfes ausgewählten Stiere zusammen und leiten sie nach der Stadt durch zahme Ochsen, die an Halftern geführt werden und am Halse tief tönende Glocken tragen. Von allen Seiten wird die Heerde von den Reitern umringt und so im Trabe bis etwa eine Viertelstunde vom Amphitheater gebracht. Von hier an ist ein Weg für die Stiere ausgepfählt, der bis zum Kampfplatze führt; doch geben die Seitenbalken nur eine schwache Schutzwehr gegen die unbändigen Thiere. „Ich ließ mich,“ erzählt ein Reisender, „verleiten, eines Morgens mit Tagesanbruch aufzustehen und meinen Standpunkt auf dem Amphitheater zu nehmen, wo ich eine freie Aussicht auf das Feld hatte. Beim fernen Schalle der Ochsenglocken sah man große Menschenhaufen über das Feld wegziehen, und ihre ganze Haltung verrieth einen Kampf zwischen Furcht auf der einen und Eitelkeit und Gewohnheit auf der andern Seite; denn bald näherten sie sich dem Pfahlwerke, bald flohen sie wieder nach einem entfernteren Orte. Einige kletterten auf die Bäume, Andere aber, die kühner waren, hielten sich auf einem Standpunkte, den sie als einen Ehrenposten betrachteten. Da unsere Aussicht durch einen Hohlweg unterbrochen wurde, so hatte der Aufzug der Reiter, der plötzlich in vollem Galopp aus dem Wege hervorbrach und auf uns loskam, eine desto überraschendere Wirkung für uns. Bei den Reitern an der Spitze des Zuges, die sich nun innerhalb des Pfahlwerks befanden, und denen die ganze Heerde auf dem Fuße folgte, stand jetzt das Leben auf dem Spiele. Auch waren es ihrer nur wenige, die

Digitized by Google

das Wagstück versuchten; die meisten hatten sich hinten angeschlossen. Die Hirten, die sich den Ochsen auf die Hälser hängten, um mit den Pferden gleichen Schritt zu halten, schienen für ein ungeübtes Auge ihrem Untergange nicht entgehen zu können. Das Jauchzen der Menge, der Schall der zahllosen Hörner, das laute durchdringende Pfeifen, das die Stiere am meisten zu reizen und zu entrüsten schien, und die verwirrte schnelle Bewegung der ganzen großen Scene war nicht ohne einen Grad von Schwindel zu ertragen. Endlich glückte es, alle in den Toril in Sicherheit zu bringen. So heißt ein kleiner Hof, der in eine Reihe Behältnisse mit schleusenartigen Fallthüren abgetheilt ist, in welchen sie bis zum Anfange des Kampfes aufbewahrt werden."

"Sobald sie eingebracht sind, ist es gewöhnlich, einen der Stiere dem Volke Preis zu geben. Das unregelmäßige Gefecht, das darauf folgt, gewährt einen abstoßenden, widrigen Anblick. Der Kampfplatz war diesmal buchstäblich mit Menschen zu Fuß und zu Pferde angefüllt. Glücklicherweise verwirrte ihre Menge das Thier; auf welche Seite es sich wandte, trieb es große Volksmassen vor sich her, unter denen es eine schreckliche Niederlage angerichtet haben würde, wenn nicht der Lärm und das Gedränge sogleich seine Aufmerksamkeit wieder auf einen andern Punkt gezogen hätten. Nur Einer aus der Menge, der augenscheinlich betrunken war, blieb vor dem Thiere stehen, wurde hoch in die Luft geschleudert und lag für todt auf dem Sande; wenigstens würde er unfehlbar vor unsern Augen zermalmt worden sein, wenn nicht die Hirten und einige gute Fechter das Thier mit ihren Mänteln abgezogen hätten. Solche Gräuel ereignen sich häufig, besonders bei diesen unregelmäßigen Gefechten. Bevor ich das Amphitheater verließ, führte mich mein Freund in die Gallerie, von wo aus die Stiere in ihre abgesonderten Ställe getrieben werden. Da dieselbe nur 2 bis 3 Fuß über ihre Köpfe wegragt, so konnte ich mich eines gewissen Schauders nicht erwehren bei dem nahen Anblicke dieser feurigwilden Augen und dieser heftigen Anstrengungen, die Zuschauer zu erreichen, verbunden mit einem fast ununterbrochenen, fürchterlichen Gebrüll."

"Das Amphitheater gewährt, wenn es voll Zuschauer ist, einen überraschenden Anblick. Die meisten erscheinen in der andalusischen Kleidung. Die Mäntel der Herrn sind entweder dunkelblau oder scharlachroth und in der schönen Jahrszeit von Seide. Ihre kurzen, offenen Jacken zeigen den lebhaftesten Farbenwechsel, und die weißen Schleier, welche die Damen bei dieser Gelegenheit zu tragen pflegen, schicken sich vortrefflich zu ihrem übrigen muntern Anzuge. Endlich erscheint die Stunde des Anfangs. Der Schauplatz — die Arena — muß nun geräumt werden. Ein Regiment Fußvolk marschirt zu dem einen Thore hinein, über die Arena hin, treibt das Volk vor sich her, und wenn der Platz menschenleer ist, ziehen die Soldaten zu einem andern Thore hinaus."

"Jetzt ziehen die Toreros (Stierfechter), von denen die eine Hälfte blaue, die andere Scharlachmäntel trägt, in zwei Reihen über die Arena, um dem Präsidenten ihre Verbeugungen zu machen. Sie sind gewöhnlich zwölf bis vierzehn Mann stark, die beiden Matadores und

Digitized by Google

ihre beiden Gehülfen, die man Mediaespada (Halbschwerter) nennt, mit eingerechnet. Ihnen folgen die Picadores (Pikenträger) zu Pferde, in Scharlachjacken mit Silber besetzt. Ihre sehr weiten, ledernen Beinkleider sind mit weichem, braunem Papier ausgestopft, welches den Hörnern der Stiere großen Widerstand leistet. Nachdem die Reiter ebenfalls den Präsidenten begrüßt haben, nehmen sie ihren Platz längs der Schranke in einer Reihe, zur Linken des Thors, durch das die Stiere kommen, und in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Schritten von einander. Die Fußkämpfer, ohne Waffen oder irgend ein Vertheidigungsmittel, außer ihren Mäntel, halten sich nahe bei den Pferden, um den Pikenträgern nöthigenfalls Beistand leisten zu können. Wenn dies Alles nun in Ordnung ist, reitet ein Stadtdiener in altspanischer Tracht zur Hauptgallerie hin und empfängt in seinem Hute den Schlüssel zu dem Toril oder dem Stierbehälter, den der Präsident ihm vom Balcone zuwirft. Der Stadtdiener befördert den Schlüssel sogleich weiter an den Hausmeister; der Präsident winkt mit dem Taschentuche, die Waldhörner ertönen unter dem lauten Jubel der Menge, die Thore öffnen sich und der erste Stier bricht heraus auf den Kampfplatz. Der Stier stand einen Augenblick still und übersah mit wildem Blicke den Schauplatz, fixirte sodann den ersten Reiter und machte einen heftigen Ausfall gegen ihn, ward aber mit der Spitze der Pike empfangen, die der Regel gemäß nach dem fleischigen Theile des Halses gerichtet wurde. Eine geschickte Bewegung mit der linken Hand und dem rechten Beine lenkte das Pferd auf die linke Seite, wodurch es dem Horne des Stieres auswich, der, durch die erhaltene Wunde nur noch wilder gemacht, sogleich den nächsten Pikenträger angriff und dem Pferde desselben, das nicht so gewandt war, als das erste, eine so tiefe Brustwunde beibrachte, daß es augenblicklich todt niederfiel. Die Heftigkeit des Stoßes hatte den Reiter auf der andern Seite des Pferdes hinabgeworfen. Ein ängstliches Schweigen folgte. Die Zuschauer, von ihren Sitzen aufstehend, sahen, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, wie der wilde Stier an dem gefallenen Pferde seine Wuth ausließ, während der Mann, der sich nur dadurch retten konnte, daß er bewegungslos liegen blieb, allem Anschein nach wirklich todt war. Diese peinliche Scene dauerte jedoch nur wenige Secunden, indem die Fußkämpfer unter lautem Geschrei und ihre Mäntel hin und her schwenkend, von allen Seiten herankamen und die Aufmerksamkeit des Stiers von dem Pferde ab und auf sich zogen. Als nun die Gefahr des Reiters vorüber war, er wieder auf die Beine kam und ein anderes Pferd bestieg, da war der Ausbruch der Freude und des Beifalls so groß, daß man ihn am andern Ende der Stadt mußte hören können. Unerschrocken und von Rache gespornt griff er nun seinerseits den Stier an. Ohne mich jedoch in eine umständliche Schilderung der blutigen Auftritte einzulassen, die nun folgten, will ich bloß erwähnen, daß das wüthende Thier die Reiter zu zehn Malen angriff, vier Pferde verwundete und zwei tödtete. Eins dieser edlen Geschöpfe, obgleich es aus zwei Wunden blutete, stellte sich, ohne zu wanken, dem Stier entgegen, bis es zu schwach ward und mit dem Reiter niedersank. Und doch werden diese Pferde gar nicht für das Gefecht abgerichtet, sondern man kauft sie

Digitized by Google

für 10—15 Thlr., wenn sie, durch Arbeit oder Krankheit entkräftet, zu andern Diensten nicht mehr taugen.“

„Der Schall der Hörner entließ nun die Reiter bis zum Beginn eines neuen Kampfes, und die Unterhaltung des Volks blieb den Banderilleros überlassen, die bisher so bereit gewesen waren, den Reitern beizustehen. Die Banderilla (Fähnlein) ist ein zwei Fuß langer, mit einem stählernen Widerhaken versehener und mit vielen bunt ausgeschnittenen Streifen farbigen Papiers verzierter Pfeil oder Schaft. Ohne Mantel, aber mit einem dieser Instrumente in jeder Hand, tritt der Fechter dem Stiere entgegen und bohrt ihm dasselbe in dem Augenblicke, wo dieser sich zum Stoße bückt, dicht hinter den Hörnern in den Nacken. Das Schmerzgefühl veranlaßt den Stier, den Kopf zu erheben, noch ehe er den bezweckten Stoß hat vollführen können, und während er wüthend strebt, die herabhangenden Pfeile abzuschütteln, hat der Mann Zeit, zu entfliehen. Mißlingt es aber den Banderilleros, die Pfeile einzubohren, dann tritt der Fall ein, wo sie ihrer ganzen bewunderungswürdigen Schnellfüßigkeit bedürfen, indem ihnen, von keinem Mantel geschützt, Nichts übrig bleibt, als augenblickliche Flucht. Der Stier folgt ihnen in vollem Laufe, und ich habe den Mann über die Schranken wegsetzen sehen, und das wüthende Thier so dicht hinter ihm her, daß es schien, als habe er mit den Füßen auf den Kopf desselben getreten und sei so hinübergesprungen. Einige der Pfeile sind mit Raketen und Schwärmern versehen, und ein kurz vor dem beabsichtigten Angriff anzuzündendes Stück Zunderschwamm wird dergestalt an die Spitze des Pfeils befestigt, daß es durch das Eindringen desselben in die Haut in die Höhe geschoben wird und so den Zündpunkt des Feuerwerks berührt. Der Zweck davon ist, den Sinn des Stiers ganz zu verwirren und diesen völlig rasend zu machen, um dadurch die Gefahr des Matadors zu mindern, der am meisten zu fürchten hat, wenn das Thier seinen Angriff nicht ganz ohne Besinnung vollführt. Auf ein zweites Zeichen, das der Präsident mit seinem Taschentuche gab, erschallte vom Orchester das Todessignal, und der Matador trat auf. Er näherte sich nach abgeworfenem Mantel dem Stiere mit schnellem, leichtem und furchtlosem Schritte, in der Linken ein viereckiges Stück rothes Tuch haltend, das an einem Stabe, ungefähr zwei Fuß lang, ausgespannt war, und in der Rechten ein breites Schwert von nicht viel größerer Länge. Seine Gehülfen folgten ihm in einiger Entfernung. Dem Stiere bis auf sechs bis acht Schritte entgegentretend, hielt er ihm die rothe Fahne vor, hinter welcher er sich zum Theil, das Schwert aber gänzlich verbarg. Der Stier stürzte auf das rothe Tuch los, der Held aber wich ihm mit einer leichten Bewegung aus und das Thier ging unter der lockenden Fahne durch, die jener so lange in der ersten Richtung hielt, bis er gegen die Hörner gesichert war. Gereizt durch diese Täuschung und ungebändigt durch die Schmerzen der zuvor erhaltenen Wunden, nahm der Stier jetzt alle seine Kräfte zu einem heftigen Angriffe zusammen. Der Matador richtete nun sein Schwert auf die linke Seite des Stiers, und indem er bei Annäherung desselben mit dem rechten Fuße eine halbe Wendung machte, stieß er ihm dasselbe beinahe bis an's Heft in den Leib. Der Stier schwankte,

Digitized by Google

taumelte und sank allmählich in die Knie; doch hatte er noch so viel Leben in sich, daß ihm Keiner ohne Gefahr nahen durfte. Einige Minuten lang beobachtete der Matador die Zeichen des herannahenden Todes an dem nun im Staube vor ihm liegenden gewaltigen Thiere, und auf seinen Befehl schlich sich einer der Gehülfen hinter dasselbe und gab ihm mit einem kleinen Dolche den Todesstich in das Gelenk zwischen dem Rückgrat und dem Kopfe. Vier mit Schellen und Bändern geschmückte und neben einander an einem Querbalken gespannte Maulthiere kamen nun im Galopp heran; ein dem Stier um die Hörner gewundener Strick ward an dem in der Mitte des Balkens befindlichen eisernen Haken befestigt und so das todte Thier schnell fortgeschleift."

"Dieselbe Scene kommt mit manchen Abänderungen, die durch die größere oder geringere Wildheit des Stiers herbeigeführt werden, des Vormittags achtmal und des Nachmittags zehnmal vor. Die Gefahr der Fechter ist groß. Am meisten ausgesetzt ist das Leben der Matadore, die in der Regel traurig enden. Auch jener Matador starb späterhin an einer Wunde, die er von einem Stiere erhielt."

Rössel t's Geographie.

3. Der Gemsenjäger.

Der Gemsen-Jäger verläßt früh, lange vor Anbruch des Tages seine einsame Wohnung, damit er noch in der Dämmerung auf die höchsten Alpenweiden gelangen könne, wo mit den ersten Strahlen der Sonne die Heerde von Gemsen sich einfindet, um zu grasen. Sobald er von ferne die Stelle entdeckt, wo die Gemsen gemeiniglich sich einzufinden pflegen, steht er still, zieht sein Fernglas aus der Tasche und erforscht genau die ganze Gegend. Erblickt er keine Gemse, so fährt er fort zu steigen. Sieht er aber eine oder mehrere, so bemüht er sich, durch Umwege höher hinan zu klimmen und über dieselben sich zu erheben. Gelingt ihm dies, so kriecht er leise neben den schrecklichsten Abgründen, auf losen Schieferfelsen und von dem Nebel und Thau naß und schlüpfrig gemachten Rasen, hinter den Felsen herum, bis er den Gemsen so nahe kommt, daß er deutlich ihre Hörner sieht.

Sobald sich der Jäger so weit genähert hat, daß er die Hörner der Gemse deutlich entdeckt, legt er seine Büchse am Felsen an, zielt und schießt. Fällt die Gemse, so läuft er hinzu und schneidet derselben sogleich die Sehnen an den Beinen ab, damit sie ihm nicht wieder entrinne. Dann erst besinnt er sich und sieht sich um, wo er sich befinde. Ist der Weg zu steil und zu gefährlich, um eine so schwere Beute nach Hause zu schleppen, so zieht er dem Thiere die Haut ab und begnügt sich mit dem Felle. Ist es aber nur irgend möglich, so bringt er die getödtete Gemse auf seinen Schultern, neben Schlünden und Abgründen, selten ohne Lebensgefahr, nach Hause, wo er das Fleisch mit seiner Familie verzehrt und das Fell verkauft.

Weit öfter geschieht es aber, daß der Jäger von den Gemsen bemerkt wird, bevor er zum Schusse kommen kann. Während diese

Digitized by Google

Thiere im Grase weiden, hält immer eins von ihnen auf einer benachbarten Anhöhe Wache und wird alle Viertelstunden abgelöst. Bemerkt diese Schildwache irgend Etwas, das ihr bedenklich scheint, so giebt sie den übrigen durch starkes Pfeifen ein Zeichen. Sogleich laufen die übrigen alle herbei und untersuchen den Grad der Gefahr. Ist es ein reißendes Thier oder ein Jäger, was der Schildwache in die Augen fiel, so setzt sich die erfahrenste Gemse, als Anführerin, an die Spitze des Haufens, und dann eilen sie mit unglaublich großer Schnelligkeit über Felsen und Abgründe und Gletscher und Schneegebirge unzugänglichen Wildnissen zu.

Nun erst wird die Jagd beschwerlich und mit Gefahren verknüpft; denn nun erst erwacht die Leidenschaft des Jägers. Unvorsichtig und ohne Rücksicht auf die schrecklichen Gefahren, denen er sich aussetzt, verfolgt er die Thiere, klettert ihnen nach, die steilsten Felsenwände hinauf, springt ihnen nach über unergründliche Abgründe, wo jeder Fehltritt der schrecklichste Tod ist, verfolgt sie über die gräßlichsten Spalten der Gletscher, vergißt Hunger, Durst, Ermattung, Weib und Kinder und behält nur immer unverrückt das vor ihm her entweichende Ziel vor Augen. Endlich geht die Sonne unter, die Dämmerung bricht an; nun erst hält er still und überlegt, wo er die Nacht zubringen will; denn er hat sich so weit verstiegen, daß jede Rückkehr nach Hause unmöglich ist. Es wird ihm schwer, ein Nachtlager zu finden; denn hier findet sich nicht, wie in der Ebene, ein Baum, auf den er steigen, eine Höhle, in die er sich legen könnte. Hier finden sich nur kahle nackte Felsen. Auf einem derselben, den er sich ausgesucht hat, legt er sich nieder, allein oder in Gesellschaft seiner Mitjäger. Da bringt er nun die Nacht zu, im Finstern, ohne Licht, ohne Feuer. Sein Nachtessen, etwas Brot und Käse, gewährt ihm seine Jägertasche, das Getränk dazu der Gletscher. Das Brot, welches er mit sich führt, ist aus Hafermehl und so hart, daß er dasselbe entweder mit seiner Axt entzweihacken oder zwischen zwei Steinen zerschlagen muß. Ohne Axt geht er niemals aus, denn diese dient ihm, Tritte in das Eis einzuhauen. So schläft er nun einige Stunden, und ein Stein dient ihm zum Kopfkissen. In der Morgendämmerung steht er auf, setzt seine Muskeln in Bewegung; um sich der Kälte zu erwehren, nimmt er einen Schluck Branntwein, wirft die Jagdtasche über die Schulter, ergreift die Flinte und geht auf neue Abenteuer aus. Eher geht er nicht nach Hause, bevor er nicht Etwas geschossen hat.

Indessen sind sein Weib und seine Kinder zu Hause in Angst und Sorgen. Die schreckliche Möglichkeit, daß der Mann, der Vater verunglückt sei, daß er endlich das Ziel erreicht habe, dem selten ein Gemsenjäger entgeht, quält sie unaufhörlich bis zu seiner Zurückkunft. Der Aberglauben vermehrt noch diese Qualen; denn es ist unter den Alpenbewohnern eine allgemein angenommene Meinung, daß derjenige, der in den Alpen auf irgend eine Weise einsam umkommt, seinem nächsten Verwandten im Schlafe erscheint, ihm die Stelle anzeigt, wo der Leichnam zu finden ist, und ihm den Auftrag giebt, für die Beerdigung zu sorgen.

Und wenn denn nun der Jäger nach langer vergeblicher Mühe

Digitized by Google

endlich seinen Zweck erreicht und eine geschossene Gemse mit nach Hause bringt, so ist die Beute, auf's höchste gerechnet, ungefähr 4—5 Thaler werth, denn so viel gilt ungefähr das Fell mit dem Fleische. Welch eine klägliche Belohnung für so viele Gefahren!

Der Gemsenjäger muß ein außerordentlich guter Schütze sein; denn fehlt er einmal, so gelingt es ihm in den folgenden Tagen selten wieder, zum Schusse zu kommen. Frei von Schwindel und Furcht muß sein Kopf sein; denn überfällt ihn am steilen Abgrunde, oder an der Gletscherspalte auch nur ein augenblickliches Gefühl der Gefahr, in welcher er schwebt, so glitscht er aus und ist verloren. Oefters, wenn er an dem steilsten Abgrunde über einer Tiefe schwebt, die sein Auge kaum ergründet, und wo er nur langsam mit Hülfe seiner Fußeisen weiter fortkriecht, sieht er sich, was in den Alpen sehr gewöhnlich ist, plötzlich mit einem dichten Nebel umgeben. Dann kann er weder vorwärts noch rückwärts. Unbeweglich klebt er an der steilen Felsenwand, wo er seinen Fuß kaum halb festsetzen kann. In dieser gefährlichen Lage muß er unbeweglich so lange mit Geduld ausharren, bis der Nebel, der oft Stunden lang anhält, sich verzogen hat. Trifft er die Gemsen in einem engen, mit Gletschern und Eisbergen überall eingeschlossenen Thale, welches nur einen Eingang durch eine schreckliche Kluft hat (dergleichen Thäler es in den Alpen viele giebt), so ist seine Gefahr groß. Sobald die Gemsen ihn am Eingange gewahr werden, stürzt die ganze Heerde mächtig auf ihn zu und wirft ihn durch einen mächtigen Stoß in den unergründlichen Abgrund.

Viele Menschen verlieren jährlich ihr Leben oder werden zu Krüppeln auf dieser schrecklichen Jagd. Ein Naturforscher reiste auf den Walliser Gebirgen und hatte einen Gemsenjäger zum Führer. An einer hohen Gletscherwand sagte dieser: „Hier sehen sie die Stelle, wo ich voriges Jahr mit zerbrochenem Beine 6 Stunden lang gelegen habe. Ich war ganz allein, Niemand war in der Nähe, und alle Hoffnung, daß Jemand mir helfen oder mich retten würde, hatte ich längst aufgegeben. Rufen um Hülfe hatte ich lange vergeblich versucht; kein anderes Mittel blieb mir übrig, als meine Flinte einmal um's andere zu laden und Nothschüsse zu thun. Durch einen sonderbaren Zufall, oder vielmehr durch eine bewunderungswürdige Leitung der Vorsehung geschah es, daß ein Hirtenjunge diese Schüsse hörte, welcher Hülfe herbeirief und mich rettete.“

Bald führt ein undurchdringlicher dicker Alpennebel, welcher rund umher Berge, Felsen und Gletscher bedeckt, den Jäger irre und führt ihn weit von seiner Heimath in unwegsame Eiswüsten, wo Kälte und Hunger ihn tödten; bald führt ein plötzlicher Sturm Schneegestöber um ihn hin, so daß er den Pfad verliert und in dem heulenden Schneesturme elendiglich umkommt; bald nähert sich in schwarzen Wolken ein Gewitter, welches mit Regengüssen herabfällt und die Felsen schlüpfrig macht, bald trocknet eine brennende Hitze die Felsen so sehr aus, daß auf den glatten Steinen der Fuß keinen sichern Halt findet, und der tief herabgähnende Abgrund alle Augenblicke den herabstürzenden Jäger als eine Beute zu verschlingen droht.

Digitized by Google

Eben so merkwürdig als schauderhaft ist es, einem bernischen Gemsenjäger zuzusehen, wenn er in den rauhesten Gegenden seiner vaterländischen Alpen wandert. Nichts vermag ihn aufzuhalten. Den Fußsteig zu folgen, verschmäht er. Ueberall, wo nur der Fels die kleinste Unebenheit hat, findet er Raum genug, seinen Fuß hinzusetzen. Allein am merkwürdigsten ist sein Abwärtssteigen. Hinter sich hält er seinen Stock, auf den er sich stützt, und so glitscht er an der steilen Felswand schnell herunter, gleich als stürzte er sich herab. Mit Schrecken sehen die Walliser zu, wenn die Berner auf diese Weise die senkrechte Wand der Gemmi herunterfahren. Innerhalb zehn Minuten kommen sie so weit, als man auf dem geradesten Fußsteige kaum in einer Stunde kommen kann.

Nösselt's Geographie.

4. Fang der Eidergans.

Auf den rauhen, zackigen, mitten aus dem Meere sich erhebenden Felsen um Island und die Faröer nistet ein Thier, dessen Kleid der Nordländer sehr hoch schätzt; dies ist die Eidergans oder Eiderente. Das Thier ist größer als unsere gewöhnliche Ente, hat einen ziemlich plumpen Leib, dicken Kopf, halb walzenförmigen Schnabel, ist weiß, unten grauschwarz (das Weibchen ist rostfarben mit schwärzlichen Querstreifen) und hat unten an den Flügeln und an der Brust überaus zarte weißwollige Daunen (ein halbes Pfund füllt ein ganzes Deckbett aus), wegen deren sie hauptsächlich gesucht werden. Die starke Verfolgung hat das Thier gelehrt, sich von der Wiese auf die isolirt stehenden Felsen zurückzuziehen; doch was wäre dem Menschen und seiner Habsucht unerreichbar! Er verfolgt den Löwen in die glühende Sandwüste von Afrika, den Wallfisch unter die Eisfelder des Nordpols, den Elephanten in die Urwälder von Ceylon und Birma; warum nicht auch die Eidergans auf die Felsen um Island?

Zur Zeit, da die Thiere Eier legen wollen, suchen sie sich an den Abhängen und schroffen Seiten der Felsen Höhlungen aus, in denen sie ihr Nest bereiten können; dieses füllen sie zu unterst mit Moos, dann aber mit Federn aus, welche sie sich von der Brust ausrupfen. In diesem weichen, warmen Neste, in welchem das Weibchen oft ganz vergraben liegt, da das Männchen dasselbe immer von neuem mit den zarten Daunen zudeckt, brüten sie ihre Eier aus. Der Jäger verbindet sich mit einigen Freunden, um die Daunen und die Eier zu rauben; in einem schwankenden Kahne, mit Leitern und Stangen, mit starken Stricken von Seehundsleder durchflochten, begeben sie sich in das Felsenlabyrinth, welches von allen Seiten, vorzugsweise aber nördlich, die Insel umgiebt. Dort sucht einer der Jäger mit Hülfe von Steigeisen die Höhe eines Felsens zu erklimmen; ist dies gelungen, so behält er das eine Ende eines langen Strickes in der Hand, während die andern Jäger zum nächsten Felsen fahren, und hier ein zweiter dessen Gipfel zu erreichen sucht; das Seil verbindet diese beiden Felsen, indem es um eine zackige Klippe oder einen in irgend eine Spalte getriebenen

Pflock geschlungen wird. Nun bringt man auf dieses Sei welches möglichst stark angespannt ist, eine Rolle, durch welche ein Seil doppelt durchgezogen ist, so daß in der Mitte ein Korb hängen kann, während die beiden Enden des Seils in den Händen der beiden Jäger auf den Felsen ruhen.

Ist Alles so weit vorbereitet, so lassen die Jäger den Korb wieder bis zur Seefläche, und nun steigt ein dritter Mann in denselben und wird von ihnen emporgezogen, bis er durch ein Zeichen zu erkennen giebt, daß er ein Nest gefunden. Behutsam nimmt er nun die Eiderente heraus und läßt sie entfliegen, sieht, ob die Eier ihres Nestes schon bebrütet sind, in welchem Falle er nur die Federn nimmt, und dann durch ein anderes Zeichen zu erkennen giebt, daß er weiter fortgezogen werden will. — Sind die Eier jedoch noch genießbar, so fügt er sie zu seiner Beute und geht dann weiter. Die Eidervögel füllen das Nest nun wieder mit Federn aus und legen abermals Eier; der böse Mensch holt ihnen aber auch diesen Schatz ab und läßt sie erst gegen die Mitte des Sommers, wenn sie zum drittenmale gelegt und nur noch eben Zeit haben zu brüten, in Ruhe, um die Brut nicht zu zerstören. Das gefährliche Spiel wird nun fortgesetzt, bis der Jäger entweder seinen Korb gefüllt hat, oder bis er keine Beute mehr findet. Jetzt wird das Seil mit demselben oder nur sein Korb herabgelassen, während welcher Zeit er sich auf ein in der Mitte angebrachtes Querholz setzt; dann zieht man ihn gegen den zweiten Felsen hin, versieht ihn mit einem leeren Korbe, und er beginnt sein gewagtes Geschäft von neuem, spannt dann das Querseil oben auf dem Gipfel der Felsen über andere Punkte und fährt so fort, bis Alles durchsucht, jedes Nest beraubt ist. An Stellen, wo die Felsen einzeln stehen, und also nicht ein Seil über zwei derselben gespannt werden kann, ist dieses Geschäft noch viel gefahrvoller, indem der Jäger an einem Seile, das um seinen Gürtel geschlungen ist, von zwei Männern herabgelassen wird und stets halb geschunden seine mühevolle Arbeit beendigt; doch wie oft auch die Stricke reißen, Menschen in's Meer stürzen oder zerschmettert stückweise an den Felsen hangen bleiben — die Jagd wird fortgesetzt, und es hat den Isländern noch nicht an Eiern, den vornehmen Leuten des Festlandes aber noch nicht an Daunen der Eidergans gefehlt.

Zimmermann.

5. Der Wallfischfang.

Sehr gefahrvoll ist der Wallfischfang, den außer den Bewohnern des hohen Nordens mehre europäische Völkerschaften betreiben. Von den verschiedenen Nationen, welche daran Theil nehmen, werden Schiffe ausgerüstet, die von ungewöhnlich starker Bauart sein müssen, um einem Druck des Eises widerstehen zu können, der nicht selten Schiff und Mannschaft in die höchste Gefahr, ja wohl ihnen den Untergang bringt. Sie laufen in der ersten oder zweiten Hälfte des April aus ihren Häfen aus, so daß sie den ersten Mai schon im grönländischen Meere zubringen.

Digitized by Google

Dieser Tag ist ein Festtag für die Matrosen und wird ungefähr so gefeiert, wie auf andern Reisen das Passiren des Aequators gefeiert wird. Skoresby beschreibt einen solchen Maimorgen folgendermaßen:

„Die Anstalten fingen damit an, daß auf das Anschlagen von acht Glocken um Mitternacht ein Kranz, der mit Bändern mannigfaltig geziert war, in dem Tauwerk aufgehängt wurde und darüber eine Figur, die den Neptun vorstellte, nebst den Sinnbildern der Fischerei. Dies mußte durch denjenigen von der Schiffsmannschaft geschehen, der zuletzt verheirathet worden war. Darauf ließ sich ein anderer Matrose in der seltsamsten und abenteuerlichsten Verkleidung sehen, der das Schiff begrüßte und befahl, daß die große Raa (Segelstange) abgebraßt (heruntergelassen) werden sollte, und daß man ihm ein Tau für sein Boot gäbe. Unmittelbar darauf stieg eine närrische Gestalt, die den Neptun vorstellte, nebst seiner Gemahlin, einem Barbier und einem Obersteuermann, über die Bänke des Schiffs auf das Verdeck herauf. Jedermann wurde jetzt befehligt, vor diesem Beherrscher der Meere zu erscheinen, und so wie Einer vor ihm vorbeiging, wurde er mit einem schwarzen und weißen Striche von dem Barbier auf das Gesicht bezeichnet. Darauf gingen Ihre Seemajestät hinunter und begaben sich in eine Abtheilung des Zwischendecks, das zu diesem Behufe eigens getrennt worden war, und befahlen, daß Alle, welche das grönländische Meer noch nicht befahren hatten, sich vor Ihr stellen sollten. Sie wurden Einer nach dem Andern Ihr vorgestellt, und Jedem wurden mancherlei drollige Fragen vorgelegt, worauf er sich der etwas derben Operation des Barbiers unterwerfen mußte. So wie ein solcher Neuling eintrat, wurde er mit seemännischer Höflichkeit von Seiner Majestät empfangen, deren feierliches Benehmen und deren Artigkeitsbezeugungen mit ihrem lächerlichen Anzuge und ihrem höchst linkischen Wesen in dem grellsten Gegensatze standen und den Zuschauern zur größten Kurzweil dienten.

„Neptun war eine große, auffallende Figur; auf seinem Rücken hatte er einen gewaltigen Höcker, und seine geschwollenen, dick umwundenen Beine wetteiferten im Durchmesser mit seinem Leibe. Seine Kleidung bestand in einem Matrosenanzug, wozu noch ein Mantel und eine ungeheure Perrücke kam, an der ein Kehrbesen den Zopf vorstellte.

„Sein Gehülfe, dessen Geschäft war, die Operation des Barbierens zu verrichten, war in einen reinlichen Anzug von weißem Nankin, doch nicht ohne einige zweckdienliche Verzierungen, gekleidet, der gegen den Anzug, in welchem Ihre Majestät erschien, wunderlich abstach. Sein Seifenwasser war eine Mischung von Ruß, Schmer, Theer und anderem Schmutz, der eigens hiezu zusammengekratzt worden war; ein Theerpinsel war das Werkzeug, womit er eingerieben wurde, und ein Stück von einem eisernen Reif diente statt des Barbiermessers. Wenn das Einseifen anfing, that Neptun mancherlei Fragen an den Mann, der sich unter den Händen des Barbiers befand, über seine Beschäftigung, seinen Stand, sein Vaterland, und wenn der arme Teufel sich beigehen ließ, zu antworten, so fuhr ihm der Theerpinsel sogleich in den Mund und füllte ihn mit seinem saftigen Inhalt. War derjenige, welcher barbiert wurde, ein braver Mensch von guter Aufführung, so

Digitized by Google

geschah die Operation, wenn gleich immer nicht auf die feinste Weise, doch ohne ihm wehe zu thun; hingegen solche, die sich anmaßten, geschickte Seeleute zu sein, ohne doch die Sache recht zu kennen, und deren Charakter überdies nicht viel taugte, wurden ohne Schonung bearbeitet. Zwei, die man dem Neptun als heuchlerische Leute vorstellte, wurden sogar verurtheilt, zwei- oder dreimal barbiert zu werden, und zwar aus dem Grunde, weil ein Heuchler ein doppeltes Gesicht habe, man also recht tief und derb schaben müsse, damit das falsche Gesicht weg und das wahre zum Vorschein käme.

„Als das Barbieren beendet, und Jedermann für frei erklärt worden war, begann ein zweiter Act, der in einer Maskerade bestand, wobei die ziemlich plump ausgedrückten Charaktere, die nicht sehr mannigfaltig waren, im Ganzen doch nicht übel dargestellt wurden. Als auch dieser Aufzug vorbei war, wurde die Mannschaft auf's Verdeck beordert und gemustert. Darauf ließ ein Jeder seine Geschicklichkeit in körperlichen Uebungen sehen; ein erfahrner Ceremonienmeister machte den Anfang in allerhand Klettern und Springen und die Uebrigen folgten nach, wobei Mancher tüchtig auf's Verdeck hinplumpte und seiner dicken Kleidung nöthig hatte, um sich zu schützen. Bei dieser Art von Spiel bringt die Begierde, sich sehen zu lassen und die Nacheiferung bisweilen ungewöhnliche Anstrengungen hervor. So geschah es bei solcher Gelegenheit, daß vor wenigen Jahren auf einem Schiffe, das an dem Eise im ruhigen Wasser vor Anker lag, der Anführer auf die äußerste Leiste des Schiffs sprang und unter dem Ausruf: „mir nach!“ sich in's Meer stürzte, worin ihm viele seiner Kameraden folgten, von denen mehrere nicht schwimmen konnten. Glücklicherweise gelang es Allen, mit Beihülfe der Steuerleute das Eis zu erklettern, und so lief dieser gefährliche Versuch, den die fröhliche Stimmung hervorgebracht, ohne Schaden ab.

„Auf diese Art von Uebungen folgte ein plumper, aber rascher und kräftiger Tanz, wozu die Musik mit allen Kesseln und Bratpfannen, die nur im Schiffe gefunden werden konnten, gemacht wurde. Das Ganze endigte dann mit einem ordnungsmäßigen Gesang, in den die ganze Mannschaft einstimmte, worauf nach einem dreimaligen Hurrah die ganze Gesellschaft aus einander und an die Arbeit ging.“

Mit solchen Scherzen und Späßen erheitern sich die Matrosen, geben sie sich Muth und Kraft zur Arbeit, die sie in einem höchst anstrengenden Grade zu verrichten haben; denn keine Reise um die Welt bietet diese Gefahren und Anstrengungen, wie sie eine Reise auf den Wallfischfang selbst im glücklichsten Falle stets wiederkehrend mit sich bringt; mit solchen Spielen vertreiben sie sich die müssige Zeit, da, wenn sie einmal im Eismeere sind, von Erheiterung, Lust und Vergnügen nicht mehr die Rede ist.

Sobald das Schiff dem Polarkreise sich nähert, woselbst die Heimath der Wallfische ist, schaut man immerfort umher nach Beute, und wo sich in der Entfernung Etwas zeigt, das einem Wallfische ähnlich ist, da wird ein Boot ausgesetzt und darauf Jagd gemacht. Ein Boot der Art ist mit den kühnsten erfahrensten Matrosen besetzt und trägt außer diesen einen oder zwei Männern, welche geschickt eine

Digitized by Google

Lanze zu werfen und möglichst kräftig und weit zu schleudern wissen. Die Lanze, welche man hiezu braucht, heißt Harpune (ihr Führer Harpunirer); sie hat ein schweres Eisen mit starken Widerhaken, so daß, wenn sie geworfen und in das Fleisch des Thieres eingedrungen ist, man sie nicht wieder herausziehen kann. Da, wo die Lanze sich mit dem Schafte vereinigt, hat das Eisen einen starken Ring, durch den eine Leine gezogen wird, die der Harpunirer zum Theil in der Hand hält, die aber zum großen Theile auf eine leicht bewegliche Winde gerollt ist.

Hat man nun einen Wallfisch zu Gesicht bekommen und ihn so weit erreicht, daß es möglich ist, die Lanze zu brauchen, so stellt sich der Harpunirer auf den Schnabel des Boots, faßt die Harpune und ein Stück der Leine in die rechte, ungefähr doppelt so viel, als die Entfernung des Wallfisches vom Boote beträgt, in die linke Hand, und wirft nun mit aller Kraft seine Lanze in die Seite des Thiers. Dem Wurfe folgt gewöhnlich ein starker Blutstrahl; das verwundete Thier flieht, nicht von dem Boote hinweg, sondern in die Tiefe des Meers hinab. Geschähe dieses nicht, kehrte sich der Wallfisch um, und richtete er nur einen Schlag nach dem Boote, so wäre diese Art des Wallfischfangs sogleich vorüber; wenn er geraden Weges fortschösse, so könnte er das auch mit solcher Schnelligkeit bewirken, daß ihm zu folgen ganz vergebliche Mühe wäre, denn er würde das Boot zwischen die Eisschollen ziehen, selbst sich vielleicht unter dieselben verbergen, und so wäre, wie es denn auch mitunter wirklich geschieht, die Beute verloren; — allein der Wallfisch sucht sein Heil nicht in der Flucht in die Weite, sondern in die Tiefe, er stellt sich auf den Kopf, sinkt unter, und mit seinem Schweife hin und her schlagend, theilt er das Wasser mit ungeheurer Kraft, so daß er mit Blitzesschnelligkeit niederfährt. Von der Rolle läuft nun die darauf gewickelte Schnur ab; nähert sie sich ihrem Ende, so wird schnell eine zweite und dann eine dritte eingehängt; endlich aber, wenn man nicht mehr genug Leinen hat, hängt man eine starke Rinds- oder Seehundsblase daran und läßt nun den Wallfisch ziehen. Das Letztere ist immer ein unangenehmer Fall, man wagt dabei immer das angeschossene Thier; denn falls dasselbe sich unten in seiner unermeßlichen Tiefe rechts oder links wendet, kann der Harpunirer dies durchaus nicht wissen, er muß es dem guten Glück überlassen, ob dasselbe ihm den verwundeten Koloß wieder zuführt, ob er die mit dem Thiere heraufkommende Blase sieht; — war aber die Leine lang genug, d. h. der Meeresboden nicht so tief, daß er nicht mit der Leine, die das Boot bei sich hatte, zu ergründen gewesen wäre, so folgt dasselbe ihm ohne Beschwerde und kann ganz ruhig des Thieres Wiederkommen erwarten, was über kurz oder lang geschehen muß, da dasselbe nicht, ohne Luft zu schöpfen, unter Wasser bleiben kann.

Wenn der Harpunirer glücklich geworfen hat, so ruft er: „getroffen!“ und nun heißt sein Boot das Festboot, weil es den Wallfisch fest hat. Es wird auf dem Boote eine Flagge ausgesteckt, welche dem Schiffe, zu dem es gehört, als Zeichen dient: sogleich stampft die Wache auf dem Schiffe wiederholt auf das Verdeck; wer noch schläft, springt, wie er da ist, aus der Hängematte, läuft mit den zusammen-

Digitized by Google

gebundenen Kleidern in der Hand herbei und drängt sich in die Boote. Wäre auch die Temperatur auf Null, und man hörte „getroffen!" so sind doch die Matrosen im Augenblicke da, wenn auch nur halb bekleidet. Der Lärm, der bei dem Ausrufe „getroffen!" in einem Schiffe entsteht, macht auf schlafende Personen, die dies nicht kennen, einen ganz besonderen Eindruck. Oft wird es für das Zeichen eines Unglücks gehalten, oder man glaubt, wie es wirklich einem Engländer begegnet ist, die Leute wären alle närrisch. Schlimmer ging es einem Andern, der durch den ungewöhnlichen Lärm aufgeschreckt, auf das Verdeck läuft, und da er sieht, daß die Leute nach dem Boote rennen, sich einbildet, das Schiff wäre im Begriff zu sinken. Er bemüht sich daher, auch in ein Boot zu kommen; aber da alle besetzt sind, wird er überall zurückgestoßen. Außer sich vor Angst, fängt er an zu schreien: „Was soll ich machen? will mich Niemand mitnehmen."

Haben die Boote jenes erreicht, von welchem der Wallfisch harpunirt worden ist, so taucht er auch gewöhnlich schon wieder aus seinem geheimnißvollen Reich auf, weil es ihm an Luft fehlt. So wie dieses geschieht, wird er von allen Seiten umringt, man wirft noch mehrere Harpunen nach ihm, sticht mit langen Lanzen ihm in die gefährlichsten Stellen, sucht durch die Leinen der Harpunen zu verhindern, noch einmal die Tiefe zu suchen, was nun freilich die dünnen Stricke nicht hindern könnten, was aber der Schmerz ihm wehrt, der sich auf das schrecklichste vermehren muß, wenn er, um unterzusinken, an vier, fünf Orten seines Körpers das Fleisch von den Knochen sich losreißen fühlt. So kämpft er stundenlang gegen die Mückenstiche, welche die kleinen unbedeutenden Menschlein ihm beibringen, bis er endlich der Zahl derselben erliegt.

Nicht immer aber ist dieses so gefahrlos, wie es hier beschrieben wird; — einmal kommt der angestochene Wallfisch, welcher senkrecht in die Tiefe fuhr, eben so senkrecht herauf, und das Schifflein mit den Matrosen wird von ihm gehoben und zerbricht auf seinem Rücken; ein andermal schlägt er beim Untertauchen mit seinem Schweif die Schaluppe mitten von einander; oder minder unglücklich, doch schon traurig genug, es verunglückt ein einzelner Mann, was sehr häufig geschieht, und wovon Skoresby ein Beispiel erzählt.

„Es hatten sich zwei Boote von den Schiffen entfernt, um Wallfische aufzusuchen; sie machten Jagd auf ein solches Thier, das sie in eine Heerde von Wallfischen führte. Ihre Anzahl war so groß, daß das Blasen durch die Nasenlöcher gar nicht aufhörte, und sie glaubten, daß es wohl nicht weniger als hundert gewesen sein könnten. Aus Furcht, sie aufzuschrecken, ohne einen zu bekommen, blieben sie einige Zeit ruhig, ohne eine Bewegung zu machen, um einen günstigen Augenblick zu einem Angriffe abzupassen. Eins dieser Thiere kam endlich so nahe an das Boot, in welchem ein Matrose, Namens William Carr, der Harpunirer war, daß dieser wagte, auf ihn zurudern zu lassen, obgleich der Wallfisch ihnen entgegenkam und keinen sonderlichen Erfolg versprach. Gleichwohl gelang es ihm zu seinem Unglück, das Thier mit seiner Harpune zu treffen. So wie dies geschehen war, fuhr dasselbe mit großer Schnelligkeit an dem Boote vorüber; dadurch

Digitized by Google

wurde die Leine von der Harpune aus ihrer Lage geworfen, und anstatt über den Vordersteven zu laufen, (ein krummgebogenes starkes Stück Holz, eine Verlängerung des Kiels) lief sie über den Dollbord, eine Planke, über den Seitenwänden des Schiffchens liegend. Dies hatte die Folge, daß dasselbe auf einer Seite so niedergebogen ward, daß Wasser hineinlief. In dieser dringenden Gefahr ergriff der Harpunirer, der ein wackerer, thätiger Mann war, die Leine und suchte sie wieder an ihren Ort zu bringen, wodurch das Boot aufgerichtet worden wäre, denn so schnell der Wallfisch herniederschießt, so kann er, so lange die Leine ungehindert über die Vorderspitze läuft, doch das Boot nicht so niederdrücken, daß sein Steuer senkrecht in die Luft gerichtet wäre, dagegen es sehr leicht ist, dieses mit einer oder der andern Seite zu bewerkstelligen.«

»Durch irgend einen besondern Umstand, den die Matrosen nicht anzugeben wußten, schlang sich die Leine um seinen Arm und riß ihn in einem Augenblick über Bord und unter das Wasser hin, daß er nicht wieder zum Vorschein kam. Das Unglück geschah so schnell, daß nur ein einziger Mann, der gerade seine Augen auf ihn gerichtet hatte, sah, was mit ihm vorging; als das Boot sich wieder gerade stellte (was den Augenblick darauf geschah, ob es gleich halb voll Wasser war), fragten die andern Matrosen, welche sich bei dem Schrei des Einen, der Carr hatte in's Wasser fallen sehen, umsahen, zu gleicher Zeit, was mit ihm geschehen sei. Es ist kaum möglich, sich eine plötzlichere und unerwartetere Todesart zu denken; die mörderische Kugel, welche mit einer Schnelligkeit durch die Luft fliegt, die sie unsichtbar macht, bringt selten einen so augenblicklichen Tod hervor; die Geschwindigkeit, mit der ein Wallfisch im Anfange niederschießt, beträgt acht bis neun Meilen in einer Stunde oder funfzehn Fuß in einer Secunde; — da nun der unglückliche Mann bei seiner Beschäftigung mit der Leine gerade am Rande des Wassers stand, und die Leine straff angezogen sein mußte, so konnte zwischen dem Augenblick, da sie ihn umschlang, und dem Verschwinden desselben kaum eine Drittelsecunde verfließen.

Das Unglück hatte die Leute so bestürzt gemacht, daß sie, als der verwundete Wallfisch wieder heraufkam, ihm nicht gehörig zusetzten; er erhielt zwar noch eine Harpune und ein paar Lanzenstiche, allein er entkam dennoch, indem er sich losriß, und sie hatten zu dem Unglücke, das sie betroffen, nicht einmal die Genugthuung, das Thier, welches dieses Unglück veranlaßt, zu ihrer Beute gemacht zu haben. Später versuchte Scoresby, die Wallfische durch Congrev'sche Raketen zu erlegen, welches zwar vollkommen glückte, doch seine Schwierigkeiten haben mag, da man bis jetzt nicht hörte, daß diese Methode sich verallgemeinert.

Wenn ein Wallfisch gefangen und getödtet ist, so wird er durch die Boote an's Schiff gebracht, mit Ketten daran befestigt, und nun steigen die Matrosen mit Eisspornen an den Füßen, d. h. mit unterwärts gerichteten Stacheln unter den Sohlen oder Fersen, auf den Wallfisch — eine Vorsicht, welche nöthig ist, damit man auf der glatten, schleimigen Haut des erlegten Thiers nicht ausgleite. Der in der Regel einen Fuß dicke Speck wird nun in breiten Streifen abgehauen,

Digitized by Google

von dem Körper abgelöst und in Tauen auf das Schiff gezogen. Hier schneidet man es in so kleine Stücke und Streifen, daß es in die Fässer, welche zu seiner Aufnahme bestimmt sind, gefüllt werden kann, worauf man dieselben verspundet. Dies ist eine höchst unangenehme schmutzige Arbeit; das leicht schmelzbare Fett trieft von jedem Stückchen ab, besudelt die Arbeiter, macht den Boden, das Verdeck, so glatt, daß man bei der geringsten Neigung des Schiffes sich nicht mehr auf den Füßen erhalten kann, sondern hinfällt, sich in Oel und Thran badet; ungesund aber, was man oft sagen hört, ist die Arbeit nicht, da, wenn sich auch Geruch entwickelt, es doch kein fauliger, sondern der natürliche Fettgeruch ist.

Außer dem Speck ist das Fischbein die Hauptsache an dem Wallfisch. Dieses steckt, wie bereits angeführt, in der oberen Kinnlade und vertritt nicht sowohl die Stelle der Zähne, als die eines Seihers oder Siebes für das Thier. Es wird an den Wurzeln herausgehauen, gereinigt und in den obersten Räumen des Schiffes verpackt, weil es das Leichteste an der ganzen Ladung ist. Speck, oder, wenn man landete und Zeit hatte, das letztere auszulassen, statt dessen der bereits fertige Thran, füllt in großen Fässern die untersten Räume des Schiffs.

Das Fischbein wird zu sehr verschiedenen Dingen gebraucht und ist daher ein wichtiger Handelsartikel; nicht bloß Regenschirme, Reitpeitschen macht man, nicht bloß Körbchen und Hüte flicht man davon, sogar Perrücken hat man aus den Haaren verfertigt, zu denen sich das Fischbein zerlegen läßt, und die Bewohner der Nordländer machen Bogen und Pfeile, Stricke und Netze daraus. Die ungeheuern Knochen der Kinnlade dienen zu Thorgerüsten und tragen die schwersten Thüren. Allein nicht nur dieses ist's, was man vom Wallfisch braucht, sondern auch die Leber wird zu Thran verkocht, die Zunge wird gegessen, das Gehirn zu Wallrath ausgelassen u. s. w.

Zimmermann.

6. Gefecht mit einem Raubschiffe.

Gegen zwei Uhr nach Mitternacht vernahm ich in der Ferne ein Geräusch wie Ruderschläge. Ich ergriff den Nachtgucker, (ein Fernrohr, das zum Gebrauche bei Nacht besonders eingerichtet ist,) und erblickte wirklich ein Fahrzeug, das mit aller Kraft auf uns zuruderte. Ich weckte nun den wachthabenden Steuermann, und da dieser das Fahrzeug für ein nordafrikanisches Raubschiff erkannte, so wurde augenblicklich Lärm gemacht.

Auf den Ruf: „alle Mann hoch!“ war sogleich die ganze Mannschaft beisammen. Sie suchte alle Flinten, Pistolen, Säbel, Piken und Aexte hervor, lud die Kanonen mit Glas, Nägeln und gehacktem Blei und legte Pulver und Kugeln, so wie auch Handgranaten, auf dem Verdeck nieder.

Mittlerweile waren die Barbaresken sehr nahe gekommen. Man rief ihnen durch das Sprachrohr zu, um eine Erklärung über ihre Absicht zu erhalten. Sie antworteten mit einem Kanonenschusse, der jedoch

Digitized by Google

das Ziel verfehlte. Wir konnten ihn nicht gleich erwiedern, weil das Fahrzeug von vorn kam, wo man keine Kanonen darauf richten konnte. Endlich aber drehten die Wellen unser Schiff, so daß es dem feindlichen die linke Seite zukehrte. Wir feuerten nun die vier Kanonen dieser Seite auf die Seeräuber ab und richteten, wie es schien, eine große Verwüstung unter ihnen an; denn sie erhoben ein fürchterliches Geschrei und Wehklagen. Dessen ungeachtet ließen sie sich nicht abschrecken, uns näher zu kommen, und waren, ehe man die Kanonen zum zweitenmal laden konnte, auf der Seite des Schiffes, an dem sie das ihrige mittelst großer Haken befestigten.

Das Fahrzeug wimmelte von Menschen, unter welchen aber große Verwirrung herrschte. Sie wurde bald noch größer, als unsere Leute das kleine Gewehr abfeuerten und dann einen Hagel von Granaten nachfolgen ließen. Die Räuber waren indeß keine müssige Zuschauer. Sie unterhielten, um uns von der Schiffseite zu verjagen, ein lebhaftes Feuer, daß jedoch, da unser Schiff hoch über dem ihrigen emporragte, und jeder Schuß über uns hinweg flog, ohne Wirkung war. Nach einiger Zeit begannen sie mit dem Säbel im Munde, zu entern oder am Schiffe heraufzuklettern.

Obschon dieser Angriff durch den Umstand, daß es uns an Enternetzen fehlte, sehr begünstigt wurde, so that dennoch unsere Mannschaft, von Muth und Besonnenheit geleitet, kräftigen Widerstand. Kaum zeigte sich über dem Schiffsbord ein Kopf oder eine Hand, so waren Stöße mit den Piken, oder die Hiebe der Säbel und Aexte darauf gerichtet.

Auf diese Weise mißlang es dem Feinde, das Verdeck zu ersteigen. Er stand daher nach einiger Zeit vom Entern ab, machte sein Schiff von dem uns'rigen los und segelte fort, während man abermals einen Regen von Flintenkugeln und Granaten auf ihn hinabschickte. Er nahm dann seine Stellung etwa zweihundert Schritt weit vor unserm Schiffe und begann, seine 24pfündige Kanone darauf spielen zu lassen. Es erhielt alle vier oder fünf Minuten einen Schuß, und obgleich die meisten Kugeln fehl gingen, durchbohrten doch mehre den Bug, so daß das Wasser in den Raum drang, und der Zimmermann über Bord steigen mußte, um in die gemachten Oeffnungen hölzerne Pfröpfe zu schlagen. Da unser Schiff der Windstille wegen sich nicht regieren ließ, so mußten wir dem Beginnen des Feindes unthätig zusehen. Doch verdankten wir seiner Ungeschicklichkeit im Feuern, daß er den Zweck, uns zur Uebergabe zu nöthigen, nicht erreichte.

Endlich brach die Morgendämmerung an. Wir sahen nun deutlich, wie sehr die Barbaresken gelitten hatten. Ueberall zeigten sich verbundene Köpfe, Arme und Beine; auch schien die Zahl der Waffenfähigen sehr vermindert zu sein, wiewohl sie sich immer noch auf achtzig Mann belaufen mochte.

Jetzt konnte man auch die ganze Einrichtung des Raubschiffes übersehen. Es war eine Art Galeere, die ungefähr hundert Fuß in der Länge und zwanzig in der Breite hatte. Die Höhe des Verdecks über dem Wasserspiegel betrug kaum vier Fuß. Auf jeder Seite zählte ich zwanzig Ruder und eben so viel Ruderbänke. Zwischen diesen, das

Digitized by Google

heißt mitten auf dem Verdeck, befand sich ein Gang, welcher von dem vordern nach dem hintern Theile des Schiffes führte. Hinten stand eine Art Hütte, die Wohnung des Capitains, vorn war die erwähnte Kanone aufgepflanzt, und ich erwähne hier beiläufig, daß die afrikanischen Raubgaleeren selten mehr als eine Kanone haben, weil ihre Mannschaften sich auf das Entern verlassen. Ueber der Kanone befand sich ein Back, welches in einen Schnabel ausging, der statt des Bugspriets diente. Das Takelwerk bestand aus einem Haupt- und einem Fockmast. Beide waren sehr kurz und ohne Stengen; auch fehlte es ihnen an Wänden. Jeder führte ein einziges aber ungeheures Segel und zwar von der dreieckigen Art, die man lateinische nennt. An der Raaspitze des Hauptmastes war die marokkanische Flagge aufgezogen.

Die Galeeren überhaupt sind Fahrzeuge, welche den Kriegsschiffen des Alterthums am nächsten kommen, indem ihre Form sich in mehr als zweitausend Jahren wenig verändert hat. Man findet dergleichen fast bei allen Völkern am Mittelmeere, so wie auch in Schweden, wo sie unter dem Namen »Scheerenflotte« bekannt sind. Da die Galeeren nicht tief im Wasser gehen, so dienen sie besonders zum Bewachen der Küsten; aber die größten Vortheile gewähren sie bei einer Windstille, weil sie eben so schnell rudern als segeln. Dagegen können sie in ungestümem Wetter die offene See nicht halten und lassen sich deßhalb zu langen Reisen nicht füglich gebrauchen. Dessen ungeachtet wagen die afrikanischen Seeräuber, auf dem hohen Meere damit zu kreuzen; ja man hat zuweilen solche Raubgaleeren nordwärts vom Vorgebirge Finisterre angetroffen.

Als die Sonne aufging, erhob sich ein leises Lüftchen von Westen. In gleichem Maße, womit die Windstille den Feind begünstigt hatte, kam nun der Wind uns zu statten. Man setzte sogleich die Segel bei, drehte das Schiff und schoß Kugeln über Kugeln auf die Galeere ab. Sie zog dann, wahrscheinlich, um zu entkommen, ebenfalls ihre Segel auf; aber in diesem Augenblicke wurde die Raa ihres Hauptmastes von einem Schusse zersplittert. Unsere Leute feuerten indessen unabläßig fort, so daß die Räuber bis zur Verzweiflung getrieben wurden. Letzterer hatte beim Herabsturz der Raa die marokkanische Flagge, welche daran befestigt war, auf dem Hinterdeck aufgepflanzt; jetzt nahmen sie dieselbe ab und steckten zum Zeichen, daß sie um Frieden baten, eine weiße Fahne auf.

So sehr Herr Feddersen geneigt war, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, so viel Mühe kostete es ihm, seiner Mannschaft gleiche Gesinnungen einzuflößen, da sie vor Wuth sich zu rächen, brannte, und gern die Galeere in den Grund gebohrt hätte. Doch endlich gelang es, sie zu besänftigen. Das Feuern hörte auf. Die Galeere ruderte näher und hielt dann in einiger Entfernung still.

Auf dem hintern Deck derselben zeigte sich der Capitain mit dem Sprachrohr in der Hand, um mit uns zu sprechen. Aber wie groß war unser Erstaunen, als er uns in deutscher Sprache, und zwar in Hamburger Mundart, anredete. Dieser Mann hatte eine weißere Gesichtsfarbe, als die übrigen Räuber, und ein angenehmes Aeußeres, das durch eine prächtige türkische Kleidung noch mehr gehoben wurde.

Digitized by Google

Sein Anliegen war, daß wir ihm beistehen möchten, sein bis zum Versinken leck geschossenes Fahrzeug auszubessern, indem er allen uns zugefügten Schaden zu ersetzen versprach und hinzufügte, daß er dies um so eher thun könnte, da ihm sein besseres Geschick am Tage zuvor einige Kisten mit spanischen Piastern zugeführt hätte.

Herr Feddersen, der hinter dieser Sprache eine verborgene List vermuthete, gab kurz zur Antwort, daß er sich mit einem Räuber in keinen Vertrag einlassen könnte. Er befahl hierauf, alle Segel auszuspannen, und in kurzem war die Galeere weit hinter unserm Rücken.

Richter.

7. Der Araber in der Wüste.

Die Grenze des Landes ist erreicht, vor dir liegt das stille Meer der Wüste, eine unermeßliche Sandebene. Du betrittst sie mit einem geheimen Schauer. Noch eben hast du Menschenstimmen gehört, den Gesang der Vögel, das Gebrüll, das Geblök der Heerden, die Schalmei des Hirten, das Rauschen des Windes in den Bäumen. Nach und nach verschwindet Alles, Alles. Das bunte Spiel der Farben hört sogar auf. Du siehst Nichts als die graue, unbewegliche, gerade Linie der Sandebene und das blaue Gewölbe des Himmels darüber hingespannt, und zwischen beiden Nichts, gar Nichts.

Je weiter du fortschreitest, desto mehr hört das Leben auf. Der Lebensathem der Natur, den du nicht geachtet hast, steht still, das Säuseln der Luft in den sparsamen Grashalmen. Die Stille ist furchtbar, beängstigend.

Kein Hügel, nicht der eines Maulwurfs, zwischen dir und dem Horizonte. Du mit deinen Kamelen bist der Einzige in der Natur.

Du ziehst weiter, du horchst durch die lebenslose Stille nach einem Tone, der dich leiten könnte, und Alles schweigt. Schweigend zeigt jetzt dein Führer, dessen Auge die Wüste und die Furcht geschärft haben, dir ein paar Lanzen, die über dem Sande hervorragen. Du erblickst Nichts. Dann siehst du zwei schwarze Punkte am Horizonte mit deinem Fernglase, die der Führer für zwei Reuter erkennt. Sie haben dich lange erblickt, denn sie halten. Dann nähern sie sich vorsichtig; dein feiges Feuergewehr, vor dem sie allein zittern, die Söhne der Wüste, hält sie vom Raube ab.

Du betrachtest sie. Schwarz, klein und hager sind sie, das Bild ihrer dürren Wüste. Du fragst: „Wo hat der Emir sein Haus? Ich bin sein Freund. Ich habe seinen Schutzbrief.“ Sie begleiten dich freundlich zum Lager, wohin du willst. Sie zeigen dir seine Zelte. Du siehst Nichts, Nichts mit deinem Fernrohre, was ihr Falkenauge sieht.

Du lagerst am Abend, und am Morgen siehst du einen schwarzen Punkt, der immer sich vergrößert; du näherst dich gegen Abend. Du würdest das Lager bei Nacht erreichen; aber deine beiden Führer warnen dich. Große, böse Hunde umstreifen des Nachts in großen Kreisen das sichere Lager und zerreißen Jeden, der sich nähert.

Digitized by Google

Früh am Morgen erreichst du den Kreis schwarzer Zelte; in der Mitte steht das größere grüne des Emirs, von den Zelten seiner Familie umgeben, abgesondert von den Zelten seines Stammes durch einen weiten Raum.

Der Führer bringt dich vor sein Zelt, das er gestern verlassen hat, um die Wüste zu durchstreifen.

Da siehst du seine drei Knaben und ein Mädchen nackend noch schlafen. Ein dreijähriger Knabe ruht auf einer Stute; zwischen den Hühnern und zwischen und auf den Pferden schlummern die andern.

Die Stute hebt das Haupt auf, schüttelt vorsichtig das schlafende Kind von ihrem Halse und steht auf, ihren Herrn zu begrüßen. Sie tritt über die schlafenden Kinder vorsichtig hinweg.

Es reicht der Araber, der nun dein Wirth ist, dir die Hand und ruft: „Friede sei mit dir!" dieselben Worte, die Abraham vor Jahrtausenden sagte, und du antwortest ihm: „Mit dir sei Friede!" Dann hebt er deine Hand zwölf und mehreremale empor und küßt die seine und fragt zwölfmal: „Wie befindest du dich mein Bruder?" Und zwölfmal fragst du dasselbe ihn.

Dann küßt er dir den Bart; denn der Mann trägt im Morgenlande einen Bart; nur der Sclave nicht, nicht der, auf dem Schande oder Schmach ruht. Er sagt dabei: „Der Segen Gottes zieht mit dir in mein Zelt, in unser Lager; drum sei mir herzlich willkommen!"

Du antwortest ihm mit ähnlichen Worten. Er küßt deinen Bart mit einem neuen Complimente. Du antwortest.

Jetzt faßt er deine Hand und führt dich in den Mensil, oder das Gastzelt des Emirs, dem der Knabe deines Führers schon Nachricht gegeben hat.

Du findest schon die Leute des Emirs, die Tapeten auf dem Fußboden ausbreiten, Polster und Kissen.

Der Emir tritt in das Zelt, dich zu begrüßen. Eben die langen Complimente, Umarmungen und Küsse des Bartes. Man bringt den Kaffee, die Pfeife. Deine Kamele werden abgepackt, deine Pferde besorgt, getränkt, gefüttert. Man fragt dich höflich, was du willst, ob du die Nacht im Lager bleiben, ob du weiter, wohin du reisen willst.

Du erklärst die Art deines Geschäftes. Man bringt das Mittagsessen. Die Vornehmsten des Lagers leisten dir Gesellschaft; du erhältst den Ehrenplatz. Man trägt dir auf das Beste, was man hat: Reis, Milch, Käse, Früchte, Honig. Ist dein Wirth ein Emir, so erhältst du Fleisch, gesotten, gebraten. Man langt mit der rechten Hand zu, die linke berührt das Essen nie. Man trocknet die Hand mit dem Schnupftuche, das man über die Knie breitet. Man schweigt während des Essens von jedem Geschäfte. Jeder kämmt mit den Fingern seinen Bart, den Engel bewohnen. Man giebt Kaffee und die Pfeife, und nun fängt man an zu reden. Man ist heiter, man erzählt aus: „Tausend und eine Nacht."

Bleibst du nur die Nacht im Lager und gehst den andern Morgen wieder, um den Emir zu sehen, oder um eines andern Geschäfts willen, so giebt man dir ein Frühstück; der Scheich erkundigt sich nach deiner Gesundheit, nach deinem Schlafe.

Digitized by Google

Du reisest ab, der Scheich entschuldigt sich, daß er dich nicht besser hat aufnehmen können. Er beklagt sich über die Kürze deines Aufenthalts. Das Abschiednehmen ist eben so wortreich. Man umarmt sich, man giebt sich hundertmal den Segen des Himmels; dann kommen die Bartküsse. Dann steigt man zu Pferde. Man hat Lebensmittel für dich auf deine Kamele gepackt, Hafer für deine Pferde; man begleitet dich, sind die Wege gefährlich, bis in's nächste Lager.

Man hätte dich, wenn eins deiner Pferde krank war, oder dein Geschäft dich länger aufhielt, noch acht Tage so behandelt. Du giebst, willst du, heimlich beim Abschiede den Bedienten des Scheichs oder des Emirs eine Kleinigkeit, und die Segnungen der guten Leute schallen hinter dir noch lange her. Aus Strobach's Lesebuch.

VII. Erzählungen aus der Weltgeschichte.

---

1. Cyrus. Crösus. Solon.
555 vor Christi Geburt.

Dem Astyages, Könige von Medien, träumte einmal, seine Tochter Mandane gösse so viel Wasser auf die Erde, dass ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern, die man hier wie in Aegypten sehr hoch schätzte, den Traum vor, und sie deuteten ihn so: es solle von Nandane einst ein Sohn geboren werden, der ganz Asien beherrschen werde. Astyages erschrak darüber so sehr, dass er seine Tochter nach der kleinen, unbedeutenden Landschaft Persis schickte und sie dort an einen Perser von guter Geburt verheirathete. Sie gebar einen Sohn, den sie Cyrus nannten. Kaum hatte der König dies erfahren, so liess er das Kind vor sich bringen und gab es einem seiner Hofleute, Harpagus, mit dem Befehle, es zu tödten. Der Mann hatte Mitleiden mit dem Kinde; anstatt es zu tödten, gab er es einem Hirten, damit dieser es irgend wohin in einen Wald lege und es da seinem Schicksale überlasse. Der Hirt brachte es seiner Frau. Diese hatte gerade ihr Kind verloren und nahm mitleidig den kleinen Knaben als ihr eigenes Kind auf. Cyrus wuchs heran und wurde schön und stark. An einem Tage, als er mit andern Kindern spielte, wählten ihn die zu ihrem Könige. Eins von den Kindern wollte ihm nicht gehorchen, und Cyrus, als König, liess ihm Schläge geben Der Knabe lief zu seinem Vater, und der Vater, ein vornehmer

Mann, forderte vom Könige, dass dieser den Hirtenknaben Cyrus bestrafe. Der König liess ihn kommen. Cyrus stand unerschrocken vor ihm und sagte mit Freimüthigkeit, er sei von den Knaben im Spiele zum Könige erwählt worden und habe sich seines Rechtes bedient. Der Muth des Knaben, sein Stolz und einige Züge, die den Astyages an seine Tochter erinnerten, machten den König aufmerksam. Er erkundigte sich bei dem Hirten; der gestand Alles. Doch hatte Astyages den Knaben lieb gewonnen und schickte ihn seiner Tochter nach Persien; an dem Hofmanne aber, welcher den Befehl, das Kind zu tödten, nicht vollzogen hatte, nahm er eine blutige Rache. Er liess des Harpagus Kinder tödten, zerhauen und einige Stücke davon kochen, die er dem Vater zu essen gab. Nach der Mahlzeit entdeckte er dem Hofmanne, was er gegessen habe, und sagte ihm dabei, dies sei die Strafe seines Ungehorsams. Der beleidigte Vater verbarg seine Wuth und schwieg; aber er wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, sich zu rächen.

Den Astyages beruhigten indess die Traumdeuter durch die Erklärung, sein Traum sei erfüllt, dadurch, dass Cyrus von den Knaben zum Könige erwählt worden sei; und nach einigen Jahren liess der Grossvater ihn mit der Mandane nach Medien kommen. Der junge Cyrus, in der strengen, kriegerischen Lebensweise der Perser auferzogen, konnte sich des Lachens kaum enthalten, als er an dem Hofe des Astyages Alles so weibisch geputzt sah. Astyages sass auf einem prächtigen Throne; seine Backen, Lippen und Stirne waren bemalt, Augenbraunen und Haare gefärbt; er hatte goldene Ketten um den Hals, Armbänder an den Händen. Cyrus sprang, wie er in das Zimmer trat, auf den geputzten Alten zu, fiel ihn um den Hals und rief: „O was ich für einen schönen Grossvater habe!“ Seine Mutter fragte ihn lächelnd, ob er denn schöner wäre, als sein Vater. „Unter den Persern,“ antwortete Cyrus, „ist mein Vater der schönste; aber unter den Medern habe ich keinen gesehen, der so schön wäre, wie mein Grossvater.“ — Dem Alten gefiel die Antwort. Er beschenkte den Knaben reichlich, und bei Tische musste Cyrus immer neben ihm sitzen. Den Cyrus, der an die Mässigkeit der Perser gewöhnt war, dünkte es sonderbar, dass man so vielerlei Speisen auftrug. Er sah lange zu; endlich sagte er zu dem alten Könige: „Aber, lieber Grossvater, du hast doch schrecklich viel Mühe, satt zu werden, wenn du von dem Allen essen musst.“ Astyages lachte und sprach: „Glaubst du denn, dass dies hier nicht viel besser sei, als eure persischen Mahlzeiten?“ „Ich weiss nicht,“ antwortete Cyrus, aber wir werden viel geschwinder und leichter satt, als ihr. Uns ist Brot und Fleisch genug, um satt zu werden; ihr aber, ach, was braucht ihr für Arbeiten und Umschweife, bis ihr so weit kommt.“ — Mit Erlaubniss des Alten vertheilte er darauf von den Speisen unter die Diener; nur dem Mundschenken, Sakas,

Digitized by Google

gab er Nichts. Der König, welcher den Sakas liebte, fragte den Cyrus im Scherz: „Warum giebst du denn diesem Nichts, den ich doch so lieb habe?“ — „Und warum hast du ihn lieb?“ fragte Cyrus. „Siehst du nicht,“ antwortete der König, „wie schön er den Wein eingiesst und kostet und mir zureicht?“ — „O,“ rief Cyrus, „das kann ich so gut, als er und noch besser; denn ich will dir den Becher nicht halb austrinken, wie er.“ Darauf nahm er den Becher, goss aus der Schale Wein ein und reichte ihn dem Könige. „Aber,“ sprach der Alte, „du musst auch den Wein kosten.“ „Das lasse ich wohl,“ rief der Kleine, „denn ich weiss, es ist Gift darin. Ich habe das neulich wohl bei deinem Gastmahle gesehen.“ — „Wie das?“ rief der Alte. — „Wisst ihr nicht mehr, wie ihr von Verstand und Sinnen kamet, sobald er euch zu trinken gegeben hatte? Was war das für ein Lärm? Wie habt ihr durch einander geschrien und gelacht! Die Sänger schrien sich die Kehlen heiser, kein Mensch verstand sie, und doch rieft ihr alle Wunder! So lange ihr sasst, sprach Jeder von seiner Stärke; sobald ihr aufstandet zum Tanzen, fielet ihr über eure eigenen Füsse. Ihr wusstet alle nicht mehr, was und wer ihr seid; du nicht, dass du König bist, und die nicht, dass sie Unterthanen sind.“ — „Aber,“ sprach Astyages, „wenn dein Vater trinkt, berauscht er sich nie?“ — „Nie!“ — „Und was macht er denn?“ — „Er hört auf, zu dürsten, sonst Nichts.“ — Durch diese und ähnliche niedliche Einfälle machte Cyrus sich sehr beliebt. Astyages liess ihn reiten, jagen und erlaubte ihm, was er wollte. Cyrus wurde mit jedem Tage männlicher, und da er endlich in einem kleinen Treffen mit einem benachbarten Volke sich vor allen Andern hervorgethan hatte, wurde er der Abgott des ganzen Volkes.

Harpagus sah dies gern. Er gewann sich die Freundschaft des Cyrus und entdeckte ihm endlich, welche grausame Absichten sein Grossvater mit ihm gehabt hätte. Er wusste das Gemüth des Jünglings so aufzureizen, dass, da die Perser zugleich auf Abfall von Medien dachten und den Cyrus zurück wünschten, dieser nach Persien zurückging und sich an die Spitze seines Volkes stellte. Astyages, vielleicht schon vorher misstrauisch und kalt gegen Cyrus, hiess, wie er diesen Aufstand erfuhr, Alle tödten, die ihm die Erhaltung des Cyrus gerathen hatten. Nur den Harpagus liess er leben; ja er stellte ihn sogar an die Spitze des Heeres gegen Persien. Harpagus zog aus; wie er aber den Cyrus traf, ging er mit dem ganzen Heere zu ihm über, und Cyrus ward König von Persien und Medien. Seinen Grossvater behielt er als Gefangenen bei sich.

Einige umliegende Völker, zuerst die Armenier, welche den Medern Tribut bezahlt hatten, glaubten ihn dem Cyrus, einem Perser, weigern zu können. Cyrus fiel unerwartet in ihr Land ein und nahm die ganze armenische Königsfamilie gefangen. Diese fürchtete Tod oder ewige Gefangenschaft. Doch Cyrus

Digitized by Google

liess sie mit einer so freundlichen Grossmuth frei, dass er sich in diesen seinen Feinden seine treuen Bundesgenossen und Freunde gewann und in Verbindung mit den Armeniern alle Nachbar-Könige zwang, sich den Persern zu unterwerfen.

Der mächtigste unter diesen war der durch seine Reichthümer sprichwörtlich gewordene Krösus, König der Lydier in Kleinasien. Dieser war eifersüchtig auf des Cyrus wachsende Macht und ihm feind, dass er seinen Verwandten Astyages vom Throne gestossen hatte. Er versammelte ein grosses Heer; doch ehe er ausrückte, schickte er grosse Geschenke an die Priester, von welchen man glaubte, dass die Götter durch ihren Mund die Zukunft offenbarten, und liess fragen, ob er den Cyrus angreifen solle. Die Antwort lautete: „Geht Krösus über den Halys so wird er ein grosses Reich zerstören.“ — Der Halys war ein Fluss, welcher das damals sehr weit ausgebreitete Reich des Krösus von Armenien trennte, das nun auch dem Cyrus gehörte. Krösus zweifelte nicht, dass die Antwort ihm einen glücklichen Erfolg verhiesse, wenn er den Cyrus in seinem Reiche angriffe. Er ging über den Halys, es kam zu einem hartnäckigen Treffen, worin aber kein Theil siegte. Indess zog Krösus sich zurück, um ein stärkeres Heer zu sammeln, und entliess bis dahin seine Soldaten. Aber unvermuthet folgte Cyrus dem sicheren Könige, schlug ihn und eroberte seine Hauptstadt Sardes. Cyrus hatte befohlen, alle Lydier zu tödten, ausgenommen den Krösus. Seine Soldaten mordeten auf eine schreckliche Weise, und schon war auch einer im Begriff, den Krösus, den er nicht kannte, zu durchbohren, als der älteste Sohn des Königs, der bis dahin stumm gewesen war, auf einmal schrie: „Schone des Königs!“ — Der Soldat führte den Krösus gefangen zu Cyrus; es ward dem Morden Einhalt gethan, aber der König der Lydier sollte lebendig verbrannt werden. Man errichtete einen Scheiterhaufen und setzte den Krösus mit vierzehn der vornehmsten Lydier hinauf. Als das Feuer den Scheiterhaufen ergriff, schrie der Unglückliche in den Flammen: „O Solon! Solon! Solon!“ — Cyrus wurde begierig, zu wissen, wen er riefe. Krösus schwieg anfangs; endlich antwortete er: „Ich rufe einen Mann, den ich allen Königen zum Lehrer setzen möchte!“ — Cyrus ward neugierig, befahl den Scheiterhaufen zu löschen und den Krösus zu ihm zu führen. Man hatte Mühe, das Feuer, das schon stark um sich gegriffen hatte, zu bändigen; ein starker Regen aber kam dem Könige zu Hülfe, und er wurde gerettet. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, sprach er:

„O Cyrus, es werden wenige Menschen sein, die vom Glück so hoch erhoben und von ihm wieder so tief gestürzt worden sind, als ich. Wenn du willst, dass ich länger leben soll, so wird der heutige Tag vielleicht in mir gut machen, was ein allzuerwünschtes Leben verdorben hat. — Ich habe ein grosses Reich beherrscht, und wenn du meine Schätze und

Digitized by Google

Reichthümer wirst gesehen haben, so wirst du bekennen, dass ich gestern noch der reichste König von ganz Asien war. Ich glaubte auch, ich wäre der glücklichste.

„Einst kam ein weiser Mann aus Griechenland, mit Namen Solon, zu mir. Ich liess ihm alle meine Schätze zeigen und war eitel genug, zu hoffen, er werde über meine Reichthümer erstaunen und mich den Glückseligsten aller Menschen preisen. Als er aber schwieg, und das Alles nur ansah, wie Sand und Kieselsteine, sagte ich zu ihm: Solon, du bist so weit in der Welt umhergereist und hast so viele Menschen gesehen; sage mir: wen hältst du für den Glückseligsten? Solon antwortete: einen Bürger von Athen, Tellus. Ich wunderte mich, dass er einen gemeinen Bürger mir vorzöge und fragte weiter, warum er den für glückselig hielte. Er sprach: dieser Tellus lebte zu Athen, als die Stadt in ihrem blühendsten Zustande war. Er hatte Kinder und Kindeskinder und nie eins verloren; er hatte sein genügendes Auskommen, und auf diese Weise glückselig und zufrieden, gelangte er zu einem hohen Alter und starb in einem siegreichen Treffen für sein Vaterland, und dieses setzte ihm aus Dankbarkeit ein Denkmal seiner Thaten. — Aber wen, fragte ich, hältst du nachdem für den glücklichsten? — Zwei griechische Jünglinge, Kleobis und Biton. Sie waren Griechen, hatten ein sehr gutes Auskommen und so viel Geschicklichkeit und Stärke des Leibes, dass sie beide zugleich in einem unserer Kampfspiele den Preis davon trugen. Dabei hatten sie eine so innige Liebe zu ihrer greisen Mutter, dass, als diese einst zu einem Opfer der Juno fahren sollte, und die Ochsen, die sie vorspannen wollte, ausblieben, die beiden Brüder sich an den Wagen spannten und ihre Mutter bis zum Tempel zogen. Als die Griechen bewundernd umherstanden, die Männer die Tugend der Jünglinge erhoben, die Weiber das Weib selig priesen, das solche Söhne geboren hätte, wurde die glückliche Mutter so gerührt, dass sie vor dem Altare zur Göttin betete, sie möge ihren Kindern geben, was sie für das Beste für sie hielte. Und nach der Mahlzeit legten die Jünglinge sich nieder in dem Tempel, um zu schlafen, und erwachten nicht wieder. Die Griechen aber setzten ihnen Ehrensäulen, zum Denkmal ihrer That und ihres schönen Todes.

„Als ich das hörte," fuhr Krösus fort, „konnte ich meinen Verdruss nicht länger halten, sondern sagte: Solon, so sehr verachtest du meine Glückseligkeit, dass du mich mit diesen nicht einmal vergleichen willst? Und Solon antwortete mir: O Krösus! in einer langen Zeit muss der Mensch Vieles sehen, was er nicht zu sehen wünscht, und Vieles leiden, was er gern abwenden möchte. Du, o König, bist ein Herr vieler Güter und vieler Völker; aber ich werde dich nicht eher glücklich nennen, als bis ich weiss, dass du auch ein glückliches Ende gehabt habest. — Auch giebt es viele Menschen, die bei allem Ueberfluss nicht glückselig sind, und wieder andere,

Digitized by Google

die bei mittelmässigen Reichthümern des höchsten Glücks geniessen. Denn wer nur keinen Mangel fühlt, kann in stiller Niedrigkeit gesunder sein, weniger Böses leiden, mehr körperliche Kraft und mehr geistige Gaben besitzen, kann seine Kinder besser erziehen; und kommt dann noch ein gutes Ende hinzu, so ist er, was du suchst, ein glückseliger Mann. Die Götter überhäufen Viele mit Wohlthaten, aber eher man es sich versieht, nehmen sie ihnen Alles hinweg, und stürzen sie tiefer, als sie dieselben zuvor erhöheten. — „So sprach der Weise,“ erzählte Krösus, „aber ich verachtete ihn und liess ihn nie wieder vor mich. Von der Zeit an ging mir Alles übel. Mein ältester Sohn war stumm; mein zweiter Sohn ward mir von einem Freunde umgebracht; alle Städte, Länder, Völker und Reichthümer habe ich verloren und bin jetzt selbst in deiner Gewalt. Nun weisst du, warum ich den Solon rief; mache jetzt mit mir, was dir gut scheint.

Cyrus, hiedurch an den möglichen Wechsel des eigenen Glücks erinnert, schenkte dem Krösus das Leben, behielt ihn als Freund bei sich, und Krösus leistete nachher durch seine Klugheit dem Perserkönige gute Dienste. — Doch schickte Krösus seine Fesseln den Priestern und liess sie fragen, warum sie ihm für seine vielen Geschenke eine so falsche Antwort gegeben hätten. Sie antworteten: „Was das Schicksal will, können wir nicht hindern. Auch haben wir dich nicht betrogen; „du würdest ein grosses Reich zerstören,“ war unsere Antwort. Wir entschieden aber nicht, welches, ob das feindliche, oder eigene. Da nun der Götterspruch so unvorsichtig nach deinem Wunsche ausgelegt, so hast du dir dein Unglück selbst zuzuschreiben.“

Der Sieg über Krösus schreckte ganz Asien, insbesondere die Griechen an der Westküste von Kleinasien, die den Krösus hatten unterstützen wollen. Sie schickten daher Gesandte an Cyrus und liessen ihm Freundschaft und Bündniss anbieten, die er ihnen vorher angeboten, und die sie nicht angenommen hatten. Cyrus erzählte den Gesandten statt der Antwort eine Fabel: „Es war einmal ein Fischer, der sass lange am Ufer und pfiff den Fischen zum Tanz; sie wollten aber nicht kommen. Da nahm er sein Netz und fing sie; und als er sie an's Land zog, und sie da um ihn herum sprangen, sagte er: hört jetzt nur auf zu tanzen, da ihr vorhin auf mein Pfeifen nicht habt tanzen wollen.“ — Einer der Generale des Cyrus unterwarf ihm darauf die asiatischen Griechen, wiewohl sich mehrere darunter tapfer wehrten, und einige lieber ihr Vaterland verliessen, als Sclaven der Perser sein wollten. Ein Haufen der von hier auswandernden Griechen ging nach Frankreich und baute unten an der Küste des mittelländischen Meeres die Stadt Marseille, die älteste Stadt, von der wir in Frankreich wissen. — Cyrus selbst zog gegen Babylon, und ungeachtet der hohen und dicken Mauern und der tiefen Gräben bezwang er die

Digitized by Google

Stadt durch List. Er liess das Wasser des Euphrat durch einen Kanal ableiten, und in einer Nacht, als die Babylonier ein Fest feierten, marschirten die Perser das trockene Bette des Flusses hinab unter der Mauer durch, überfielen die unbewaffneten, zum Theil berauschten Bürger, und Cyrus ward Herr von Babylon und dem ganzen babylonischen Reiche. So erstreckte sich des Cyrus Herrschaft vom mittelländischen Meere bis nahe an den Indus. Sein Sohn eroberte Aegypten, und der darauf folgende König, Darius, erweiterte das Reich in Osten und Westen; er eroberte Land am Indus und ging über den Hellespont durch Thratien bis jenseit der Donau. Auch Griechenland gedachte er zu unterjochen; hier aber scheiterte die Macht des siegreichen Eroberers an dem geistvollen Muthe eines kleinen Volkes. **Bredow.**

2. Schlacht bei Thermopilä und Salamis.

480 v. Chr. Geb.

Darius, heftig erbittert gegen das Völklein der Athener, das einzige, das ihm zu widerstehen sich erkühnte und es vermochte, liess durch sein ganzes weit ausgebreitetes Reich Werbung anstellen, an allen Küsten Schiffe erbauen; und wiewohl er starb, setzte doch sein Sohn Xerxes diese furchtbaren Rüstungen mit gleicher Wildheit fort und brachte endlich ein Heer zusammen, das grösste, das bisher die Welt gesehen hat, ein Heer von einigen Millionen Menschen, eine Flotte von zwölfhundert Kriegsschiffen und dreitausend Proviantschiffen; und an die Spitze des Heeres stellte er sich selbst, der göttlich verehrte König der Perser. Auf einer langen Brücke über den Hellespont (die Meerenge der Dardanellen) führte er sieben Tage lang das Fussvolk von Asien nach Europa; durch ein Vorgebirge, Athos, das mittelst einer schmalen Landenge mit dem festen Lande zusammenhing, liess er einen Kanal graben, damit die Flotte dort durchschiffen könnte, weil bei der Umschiffung dieses Vorgebirges die erste Flotte durch Sturm gelitten hatte. Wie eine Sündfluth überschwemmte sein Fussvolk alle Länder nordwärts von Griechenland; da war kein Gedanke an Widerstehen; die meisten griechischen Völker schickten Erde und Wasser dem nahenden Sieger entgegen; Alles schien verloren; denn wie hätten die Bürger zweier Städte, Athen's und Sparta's, mit der geringen Anzahl ihrer Verbündeten je hoffen können, gegen ein Heer von Millionen zu siegen? Doch der feurige Muth eines Mannes beseelte endlich Alle, da es Freiheit, Vaterland und Leben galt; seine kühne Verschlagenheit rettete Griechenland; und höher als der Name Miltiades stieg der Ruhm des Themistokles. — Er, der schon als Knabe feurig und klug, nie müssig, doch gern allein war, der als Jüngling in einer fröhlichen Gesellschaft, wo die

Digitized by Google

Zither herumging, dass Jeder ein Liedchen darauf spielte und dazu sänge, die Zither weiter gab mit der Antwort: „Spielen und Singen kann ich nicht; aber einen Staat berühmt und gross machen, die Kunst glaube ich zu wissen:“ — dieser Themistokles, den die Siegeszeichen des Miltiades nicht ruhig schlafen liessen, jetzt ein gereifter Mann, reiste und schickte überall im ganzen Griechenlande umher, verband Athen fest mit Sparta, söhnte uneinige Staaten mit einander aus und vereinigte sie gegen die Perser.

Oben im Norden Griechenlands macht ein hohes steiles Gebirge die Grenze, dessen ungeheure Felswände in die Wolken ragen, und durch die nur ein einziger langer, schmaler Durchgang führt. Vor diese Schlucht, die Griechen nannten sie von einem benachbarten Städtchen Thermopylä, stellten sich viertausend Griechen unter dem tapfern spartanischen Könige Leonidas. — Xerxes kam und wunderte sich nicht wenig, dass man es noch wage, sich ihm zu widersetzen. Er schickte einen Kundschafter ab, die Grösse des feindlichen Heeres zu erforschen. Der brachte die Nachricht, es sei ein kleines Häuflein; Einige davon sängen, Andere flöchten sich die Haare, Andere stellten Kampfspiele an. Der persische König staunte über die Furchtlosigkeit und Ruhe. Er schickte einen Herold und liess ihnen die Waffen abfordern. „Komm und hole sie!“ war die Antwort. Er schickte abermals und lud den Leonidas unter grossen Versprechungen ein, zu ihm überzugehen. „Die Spartaner,“ antwortete er, „sind nicht gewohnt, Ehre durch Verrath zu erkaufen.“ — Ein Grieche, der die unabsehbaren Schaaren der Perser aus der Ferne erblickt hatte, kam erschrocken zurück und rief: „Man kann die Sonne nicht sehen vor der Menge ihrer Lanzen!“ Ein Spartaner antwortete gelassen: „Desto besser, so werden wir im Schatten fechten.“ — Die Perser zogen in den Hohlweg ein; aber so viele hineinkamen, so viele sanken unter den Schwertern der Griechen. Kein Grieche wich; so oft die Perser eindrangen, so oft wurden sie über die Leichen der Ihrigen zurückgedrängt. Xerxes wählte die Tapfersten seines Heeres aus; auch sie fielen. Jetzt wollte kein Perser mehr angreifen, und die Soldaten mussten mit Geisseln in den Hohlweg hineingeprügelt werden. So wäre vielleicht der spottende Uebermuth des stolzen Perserkönigs schon hier gedemüthigt worden, wenn nicht ein Verräther, dessen Namen Griechenland und die späteste Nachwelt mit Abscheu nannte und nennt, Ephialtes, den Persern einen schmalen Fusssteig entdeckt hätte, auf dem sie unvermerkt ihre Truppen über das Gebirge führen konnten. Dies gelang; die dort zur Wache stehende kleine Schaar der Griechen sah sich übermannt und zog sich zu Leonidas zurück. Er, jetzt rings von Feinden eingeschlossen, sandte den grösseren Theil seines Heeres fort; und nachdem er den Persern noch eine blutige Niederlage

Digitized by Google

beigebracht hatte, fiel er selbst mit allen seinen Soldaten, auch im Tode unbesiegt.

Nun durchzog das persische Heer den engen Pass von Thermopylä, verheerte das Land der Griechen und nahete der Stadt Athen. Die Athener erkannten, dass sie sich in ihrer Stadt nicht halten könnten, zumal da alle übrigen Griechen sie verliessen und sich in die untere südliche Halbinsel zurückzogen, die nur durch eine schmale Landenge mit dem übrigen Griechenlande zusammenhing. Diese schmale Enge befestigten sie, zogen querüber eine starke Mauer und überliessen Athen ihrem Schicksale, — Themistokles beredete seine Mitbürger, Häuser und Habe preis zu geben und nur sich selbst zu retten. Wehmüthig schieden die Athener von ihrer Stadt; Weiber, Kinder und Greise wurden nach den benachbarten Inseln und Küsten übergeführt; alle waffenfähige Mannschaft aber ging zu Schiffe, um zur See vom Feinde die Vaterstadt wieder zu erkämpfen. Kaum hatten sie die Stadt verlassen, so folgte Xerxes, bedeckte das ganze Land mit seinen Schwärmen, und die Athener mussten es vom Meere her ansehen, wie ihre Stadt, ausgeplündert, in Flammen aufging. — Zu gleicher Zeit kam die persische Flotte gegen die Küste von Athen. Die übrigen Griechen, welche, wiewohl höchst ungern, ihre Schiffe noch in Verbindung mit den athenischen gelassen hatten, wollten jetzt fliehen, als sie das ganze Meer mit persischen Segeln bedeckt sahen; und selbst die kriegerischen standhaften Spartaner, die diesmal einen feigen Anführer hatten, wollten die Athener verlassen. Da rettete Themistokles Griechenlands Freiheit und Ehre durch eine kühne List. Die andern Griechen hatten sich nämlich schon verabredet, sie wollten in der nächsten Nacht mit ihren Schiffen wegsteuern. Themistokles, der dies erfuhr, schickte an den König der Perser und liess ihm sagen: „König, ich meine es gut mit dir. In der nächsten Nacht will aus der Bucht, in welcher hier bei Salamis die griechische Flotte liegt, ein grosser Theil der Schiffe entfliehen. Umringe die Bucht, und es wird dir ein Leichtes sein, die Schiffe zu fangen.“ — Xerxes folgte dem Rathe, umschloss die Bucht, und die Griechen, welche entfliehen wollten und sich so unerwartet vom Feinde umringt sahen, waren gezwungen zu streiten. Zugleich hatte Themistokles die ganze athenische Flotte zum Empfange der Perser gerüstet; diese griff tapfer an und das machte bald den andern Muth. Ueberdies liefen die persischen Schiffe in Gewässern, die sie nicht kannten, in der Dunkelheit der Nacht häufig gegen Klippen; von der grossen Anzahl ihrer Schiffe konnten in der Enge der Bucht nur wenige zum Gefechte kommen; sie drängten sich so in einander, dass sie weder rückwärts noch vorwärts konnten; und wurde ein Schiff von den Griechen zurückgeworfen, brachte es zugleich mehreren andern Verderben. So gerieth die ganze persische Flotte in Verwirrung, als jetzt noch dazu alle kleinasiatischen Griechen,

Digitized by Google

die in dem persischen Kriegszuge waren, zu den Griechen übergingen. Was von der persischen Flotte entkommen konnte, floh in der grössten Eile; und Xerxes, der vom Lande her, auf einem Throne sitzend, stolz zugesehen hatte, floh, wie er seine Schiffe sich zerstreuen sah, als wäre auch sein Landheer geschlagen, mit solcher Eile, dass er alle Kostbarkeiten im Stiche liess, keinen Rasttag machte, kaum des Nachts ruhete, und als er am Hellespont ankam und die Schiffbrücke durch Sturm zertrümmert fand, einen leichten Fischernachen bestieg und während eines heftigen Sturms mit Lebensgefahr nach Asien übersetzte, um nur vor der Verfolgung der Griechen gesichert zu sein. Sein grosses Heer folgte, aber Krankheit und Hungersnoth rieben einen grossen Theil desselben auf; nur dreihunderttausend Mann blieben oben nordwärts an der Grenze von Griechenland stehen. Diese brachen im nächsten Jahre, 479 vor Christo, abermals über Griechenland herein, überschwemmten das ganze Land und verwüsteten die Mauern, Häuser und Tempel Athens, die von der ersten Zerstörung von Xerxes übrig geblieben waren, wurden aber jetzt zu Lande und zu Wasser so entscheidend geschlagen, dass die Trümmer der Flotte und Landarmee sich eilend nach Persien zurückzogen; und der stolze Perserkönig es nie wieder wagte, die Griechen in Griechenland anzugreifen.

Griechenland erkannte, dass es seine Errettung einzig den Athenern verdanke und unter den Athenern vor allen dem Themistokles. Die Spartaner führten ihn triumphirend nach ihrer Hauptstadt Lacedämon, gaben ihm einen Oliven-Kranz als Preis der Weisheit, schenkten ihm den schönsten Wagen, der in ihrer Stadt zu finden war, und liessen ihn feierlich durch dreihundert Jünglinge bis an die Grenze begleiten. — Als darauf fast ganz Griechenland versammelt war, um nach alter Sitte Wettkämpfe im Rennen, Fahren, Ringen zu feiern, und auch Themistokles dabei erschien, erregte er so sehr die Aufmerksamkeit des gesammten Griechenlands, dass alle Zuschauer der Kämpfenden vergassen und den ganzen Tag nur die Augen auf ihn richteten. Einer zeigte ihn dem Andern mit Verwunderung und Freude, sein Name tönte von allen Lippen, und innig gerührt gestand Themistokles seinen Freunden, dass dieser Tag der schönste seines Lebens sei. Bredow.

3. Fabricius und Pyrrhus. 279 vor Chr. Geb.

Romulus Stadt war von Tag zu Tag mächtiger geworden, und von ganz Italien gefürchtet, stand das kriegerische Rom da. Da kam etwa 280 v. Chr. aus Epirus, einer Landschaft des nördlichen Griechenlands, ein mächtiger König über das Meer; er hiess Pyrrhus; er wollte sich mit den Römern messen. In der ersten Schlacht siegte er, hauptsächlich durch Hülfe

gewisser Thiere, welche die Römer mit dem höchsten Erstaunen betrachteten; denn noch nie hatten sie solche zu Gesichte bekommen. Es waren Elephanten. Auf den Rücken dieser ungeheuern Thiere waren hölzerne Thürmchen befestigt, von welchen herab 16 Soldaten mit Lanzen und Pfeilen stritten; auch die Elephanten selbst, namentlich wenn sie erst durch Wunden gereizt waren, packten mit ihrem Rüssel feindliche Soldaten, schmetterten sie zu Boden und zermalmten sie mit ihren Füssen, die eher dicke Säulen, als bewegliche Glieder eines Thiers zu sein schienen. Trotz des ungewohnten Anblicks, des geheimen Grauens vor diesem unbekannten Feinde, hatten die Römer mit aller Tapferkeit Widerstand geleistet, und Pyrrhus rief voll Bewunderung aus: „mit solchen Soldaten wollte ich die ganze Welt erobern!“ Mit einem solchen Feind wünschte er doch Frieden zu haben und knüpfte Unterhandlungen an. Aber die Römer, obschon besiegt, verlangten voll Stolz, dass er Italien räume, sonst könne von Frieden nicht die Rede sein. Und als Pyrrhus seinen Gesandten fragte, wie er Rom gefunden, antwortete ihm dieser: „Wahrlich! Rom kam mir vor, wie ein grosser Tempel, und der Senat als eine Versammlung von Göttern.“

Bei diesen Verhandlungen kam auch ein Römer als Abgesandter in des Pyrrhus Lager, Fabricius mit Namen, der durch seine Rechtschaffenheit sich die allgemeine Achtung erworben hatte. Da der König wusste, in welchem Ansehen er in Rom stand, so suchte er ihn zu gewinnen, um durch ihn den ersehnten Frieden zu bewirken. Er liess ihn daher allein zu sich kommen und sprach zu ihm: „Ich weiss, lieber Fabricius, dass du ein kriegserfahrner und tugendhafter Mann und dennoch arm bist; das thut mir leid. Erlaube mir daher, dass ich dir von meinen Schätzen so viel gebe, dass du reicher seist, als die andern Senatoren. Denn das ist der beste Gebrauch, den Fürsten von ihren Reichthümern machen können, dass sie grossen Männern damit aushelfen. Ich verlange von dir dafür nichts Entehrendes, sondern nur, dass du deinem Volke zum Frieden räthst. Ich brauche einen tugendhaften und treuen Freund, und du einen König, welcher dich durch seine Freigebigkeit in den Stand setzt, mehr Gutes, als bisher zu stiften.“ War das nicht fein gesagt und lieblich zu hören? Und hatte nicht der König seine Absicht, den Fabricius zu bestechen, sehr prächtig verhüllt? Und was sagte Fabricius dazu? Er antwortete: „Ich danke dir, lieber König, für die gute Meinung, die du von mir hast; aber ich wünsche auch, dass du sie behaltest. Darum nimm dein Geld zurück. Du hast ganz recht, dass ich arm bin. Ich habe einen kleinen Acker und ein Häuschen und lebe nicht von Zinsen und der Arbeit von Sclaven; aber dennoch bin ich glücklich; denn ich werde von meinen Mitbürgern geachtet, gehe mit den Reichsten und Angesehnsten, als meines Gleichen um. Mein Acker giebt mir

Digitized by Google

das Nothwendige. Jede Speise schmeckt mir, weil sie der Hunger gewürzt hat, und nach der Arbeit lohnt mir sanfter Schlaf. Freilich kann ich Nothleidenden nicht beistehen; aber ich gebe von dem Wenigen, das ich habe, gerne so viel, als ich vermag. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, als Konsul ohne Verbrechen Reichthümer zu sammeln; aber ich zog es vor, meine Soldaten reich zu machen und selbst arm zu bleiben, weil ich so mich glücklich fühle. Behalte also dein Geld, und ich will meine Armuth und meinen guten Namen behalten.“ Der König hörte nicht ohne stillen Aerger, aber doch auch nicht ohne Bewunderung die mannhafte und stolze Antwort. Er beschloss einen Versuch zu machen, ob denn Furcht eben so wenig Gewalt über diese Römerseele habe, als der Reiz des Goldes. Am folgenden Tage liess er daher seinen grössten Elephanten hinter eine Tapete stellen und sorgte, dass Fabricius gerade davor seinen Platz erhielt. Pyrrhus sprach laut und mit Unmuth; da flog der Vorhang in die Höhe, und brüllend streckte der Elephant seinen ungeheuern Kopf mit dem langen Rüssel über den Fabricius hin. Aber Fabricius wandte sich unerschrocken um, sah das Thier von oben bis unten an und sprach dann ruhig: „so wenig, als mich gestern dein Geld rührte, schreckt mich heute dein Elephant.“

Fabricius war wieder zurückgekehrt. Da erhielt er von dem Leibarzt des Pyrrhus einen Brief, in welchem dieser sich erbot, seinen Herrn zu vergiften, wenn ihm der Römer dafür eine gute Belohnung geben wolle. Fabricius schauderte vor einer solchen Schandthat zurück; er wusste, jede Sünde fällt auf ihren Urheber zurück. Er sandte daher den Brief an Pyrrhus selbst, damit dieser vor einem solchen Bösewicht sich sichere. Wer malt des Pyrrhus Erstaunen? Einen solchen Edelmuth von einem Feind? „Wahrlich!“ rief er aus, „eher wird die Sonne von ihrer Bahn, als Fabricius von dem Pfad der Tugend weichen!“ Den Arzt liess er hinrichten; den Römern aber schickte er, um seine Dankbarkeit zu beweisen, die Gefangenen ohne Lösegeld zurück; und abermals liess er die Friedensanträge erneuern. Die Römer sagten: „für die auch dem Feind schuldige Gerechtigkeit lassen wir uns nicht bezahlen!“ und sandten eben so viele Kriegsgefangene zurück; die Friedensanträge wurden verworfen.

In einer zweiten Schlacht siegte Pyrrhus abermals durch seine Elephanten, verlor aber so viel Leute, dass er ausrief: „noch einen solchen Sieg und ich bin verloren!“

In der dritten Schlacht wurde er geschlagen und floh voll Bestürzung in sein Land zurück. Die Römer waren jetzt Herrn von ganz Italien. Ihr schönster Ruhm aber war die republicanische Einfachheit, die biedre Rechtschaffenheit und strenge Tugendliebe, welche ihre obersten Beamten gerade am meisten zeigten.

Friedrich Haupt.

Digitized by Google

4. Julius Cäsar. 60.

Rom, das einst durch die sittliche Grösse seiner Bürger so hohen Ruhm erlangt hatte, war etwa 44 Jahre v. Chr. Geb. nicht mehr die Wohnstätte der alten Tugenden. Durch ihre bis in das ferne Asien und Afrika sich erstreckenden Eroberungen waren ungeheure Schätze nach Rom gewandert; die alten, einfachen Sitten schwanden, und grenzenlose Ueppigkeit in Kleidung, Wohnung und Lebensweise nahm überhand. „Wehe!" rief einst der strenge Cato, „wehe der Stadt, in welcher ein Fisch mehr kostet, als ein Ochse!" Und dieser Zeitpunkt war für Rom längst gekommen. Die entlegensten Länder und Meere mussten ihre Erzeugnisse auf den Tisch der grossen Herren liefern, nicht weil sie besser und schmackhafter gewesen wären, sondern weil sie mehr kosteten. Ein Römer that es damals allen zuvor an üppiger Schwelgerei, es war der berühmte Lucullus. Einst begegneten ihm Cicero und Pompejus, zwei der angesehnsten Männer jener Zeit, und luden sich bei ihm zu Gaste; um aber jedem unnöthigen Aufwand zuvorzukommen, gestatteten sie es durchaus nicht, dass er seinen Sklaven besondere Aufträge gebe; auch bestanden sie darauf, noch am gleichen Nachmittage das Mahl bei ihm einzunehmen. Nur das vermochte Lucullus von ihnen zu gewinnen, dass er seinem Sklaven sagen durfte, dass sie im Apollo — so hatte er einen Speisesaal genannt — speisen wollten. Wie gross aber war das Erstaunen beider Römer, als sie dessenungeachtet sich mit einem Mahle bewirthet sahen, das 50,000 Drachmen, d. h. etwa 10,000 Thaler gekostet hatte! Lucullus hatte einem jeden seiner Speisezimmer einen besondern Namen gegeben und für jedes einen bestimmten Aufwand festgesetzt.

Aber auch das ärmere Volk wollte nur prassen und nicht mehr arbeiten. Im Anfange, wenn sie aus dem Kriege zurückkehrten, konnten sie das aus ihrer eigenen Tasche — schenkte doch einst Cäsar nach einem glücklichen Feldzug einem jeden seiner Soldaten 1000 Thaler! — war das jedoch durchgebracht, so suchte man sich anders zu helfen: waren sie nicht römische Bürger? und war nicht Rom die Herrscherin des Weltalls? wozu hätte man so viele reiche Städte und Länder besiegt, wenn nicht diese ihre Herren in den Stand setzen mussten, stets in Herrlichkeit und Freuden zu leben? Dies fing man aber nun so an. Die römischen Bürger hatten in ihren Volksversammlungen das Recht, alle öffentlichen Aemter zu vergeben, Richter, Statthalter der Provinzen, Konsuln, Schatzmeister etc. zu ernennen. Das sicherste Mittel, zu einem derartigen Amte zu gelangen, waren nun nicht Kenntnisse, Talent, Redlichkeit, sondern Geld. Der Bewerber ging auf dem Markte umher, schmeichelte jedem, auch dem schmutzigsten Bürger mit freundlichen Geberden und schönen Worten, und ein Sklave griff

Digitized by Google

in den Beutel und gab Geld, bis der Empfänger zufrieden war und dem Geber seine Stimme in der Volksversammlung versprach. Wollte aber Einer recht sicher gehen, so gab er dem Volke noch Spiele und Gastmähler. So liess Cäsar einst alle römischen Bürger in 22,000 Sälen auf das köstlichste speisen. Die Spiele bestanden gewöhnlich in Thiergefechten; in einem ungeheuren Gebäude, Amphitheater genannt, wo das Volk rings auf erhöhten Sitzen, oft zu 80,000, zuschaute, kämpften nämlich reissende Thiere, aus Afrika's glühenden Sandwüsten geholt, mit einander, oder noch lieber mit Menschen, die besonders hierzu gehalten und Gladiatoren genannt wurden; so einst 1200 Menschen gegen 40 Elephanten; eben so häufig fochten auch diese Gladiatoren mit den verschiedensten Waffengattungen gegen einander; und wie jubelte das Volk, wenn hier ein Löwe einen Gladiator zerriss, dort ein Fechter den andern mit einem Netze umschlang und erdolchte! Ihr fühlt, Kinder, wie unmenschlich ein solches Vergnügen ist, und wie jedes sanftere Gefühl erstorben sein muss, wo ein so grässliches Schauspiel geliebt wird. Doch was fragten darnach die selbstsüchtigen Menschen, welche Aemter suchten! Auch die Millionen Geldes, die sie zu solchen Bestechungen verschwenden mussten, brauchten sie nicht zu reuen; kamen sie in ihre Provinz, dann pressten sie den armen Einwohnern in einem Jahre so viel ab, dass der Schaden wieder ersetzt und noch Unermessliches dazu gewonnen war. „O du feile Stadt, die du längst dich selbst verkauft haben würdest, wenn du nur einen Käufer finden könntest!“ hatte schon 50 Jahre früher ein König voll der tiefsten Verachtung ausgerufen, als er aus Rom ritt und nach der Stadt zurückschaute, in der er, grosser Verbrechen angeklagt und überwiesen, doch durch sein Geld sich völlige Straflosigkeit erkauft hatte.

Das war aus der Stadt geworden, die vor etwa 200 Jahren einem bewundernden Fremdling ein grosser Tempel, und deren Rathsversammlung ihm eine Versammlung von Göttern geschienen. Rom führte noch den Namen eines Freistaats; aber wie mag für frei gelten, wer ein Sklave aller Laster ist? wie mag der Andere beherrschen, wer sich selbst nicht mehr zu bezähmen vermag? Zwar gab es noch einzelne würdige Römer, die über den Verfall des Vaterlandes trauerten, und die seinen Untergang herannahen sahen, so gewiss, als jedes Volk, das Frömmigkeit, Tugend und gute Sitten aufgegeben hat, zum Verderben reif ist. Die wenigsten hielten es noch für möglich, diesem Zustand ein Ende zu setzen, wenn nicht dem rohen Haufen seine Macht entrissen würde, und Ein Mann mit Geist und Kraft sich an die Spitze stellte, um die unbändigen Leidenschaften der Menge zu zügeln, Recht, Ordnung und Gesetz wieder zur Herrschaft zu erheben. Viele glaubten, dass dieser Eine Mann gefunden sei in Cajus Julius Cäsar; und fürwahr er hätte es vermocht, durch die ausgezeichneten

Digitized by Google

Gaben seines Geistes und Herzens, das Verderben Roms noch aufzuhalten, hätte er nur der eigenen Herrschgier etwas besser gebieten können.

Julius Cäsar besass eine treffliche Mutter, welche ihm durch würdige Lehrer eine gute Erziehung geben liess. Besonders verdankte er ihr die Freundlichkeit im Umgang, durch die er sich nachher so beliebt zu machen wusste, und die sanfte, einnehmende Beredsamkeit, die ihn den ersten Rednern Roms an die Seite stellte. Seinen von Natur nicht starken Körper wusste er durch Mässigkeit im Essen und Trinken und durch tägliche Uebungen im Laufen, Reiten und Schwimmen so abzuhärten, dass er jede Beschwerde mit Leichtigkeit ertrug.

Rom verstand die Künste des Kriegs, aber nicht die des Friedens. Nach Griechenland und Kleinasien wandten sich desshalb die jungen Römer, wie unsere Jünglinge nach den Universitäten, um dort ihren Geist zu bilden. Auch Cäsar zog dahin. Unterwegs nahmen Seeräuber das Schiff, auf welchem er fuhr; und da sie ihn für einen vornehmen Mann hielten, forderten sie 20 Talente (über 24,000 Thaler) Lösegeld. „Was?“ rief Cäsar, „für einen solchen Mann, wie ich bin, verlangt ihr nicht mehr? Funfzig sollt ihr haben!“ Und sogleich schickte er seine Begleiter aus, das Geld zusammenzubringen. Er blieb indess sechs Wochen in dieser Gefangenschaft und wusste sich bei den Räubern so in Achtung zu setzen, dass er nicht ihr Gefangener, sondern ihr Herr zu sein schien. Wenn er schlafen wollte, gebot er ihnen still zu sein. Zuweilen las er ihnen Gedichte vor, die er gemacht, und lobten sie dieselben nicht, so rief er: „dafür sollt ihr mir büssen; komme ich los, so lasse ich euch alle zusammen an's Kreuz schlagen!“ Endlich brachten seine Leute die 50 Talente Lösegeld. Kaum aber war er frei, so wusste er sich einige starkbemannte Schiffe zu verschaffen, holte die Seeräuber ein, eroberte ihr Schiff, liess sich sein Lösegeld wieder geben und führte die Räuber nach der Küste Kleinasiens, wo er sie zur Bestrafung auslieferte.

Einst trat er in Gades (Cadix in Spanien) in einen Tempel, der mit den Bildsäulen berühmter Helden geschmückt war. Unter diesen bot sich seinem Blick zuerst Alexanders Statue dar; Thränen stürzten ihm aus den Augen. „In meinem Alter,“ sagte er zu seinen Begleitern, „hatte er schon die halbe Welt erobert, und ich — ich habe noch Nichts gethan.“

Als er wieder nach Rom zurückkam, bewarb er sich jetzt auf das ernsteste um die Gunst des Volks. Mit unbegrenzter Freigebigkeit verschenkte er ungeheure Summen an dasselbe. 320 paar Gladiatoren liess er zum Vergnügen der Römer auftreten, alle in silbernen Rüstungen. Seine Bemühungen waren von Erfolg. Als er in seine Provinz abgehen sollte, sagte er: „wenn ich 12 Millionen Thaler wieder gewonnen habe, dann

Digitized by Google

erst kann ich sagen, dass ich Nichts habe.“ Solche Schulden hatte er gemacht. Als er durch ein schmutziges Städtchen in den Alpen reiste, bemerkte einer seiner Begleiter, ob denn auch wohl in diesem Städtchen Neid und Rangstreit herrsche? „Gewiss,“ antwortete Cäsar; ich wenigstens möchte lieber in diesem Flecken der Erste, als in Rom der Zweite sein.“ Und in der That liegt in diesen Worten der Wahlspruch seines ganzen Lebens.

In Rom hatte damals Pompejus allgewaltigen Einfluss. Wäre es beiden Männern lediglich um das Wohl des Vaterlandes zu thun gewesen, sie vereint hätten es vielleicht noch retten können, oder doch den Zusammensturz etwas aufhalten. Da es ihnen aber mehr um eigene Ehre und Herrschsucht galt, führten sie Rom seinem Untergang nur näher, und fielen Beide ihrem Verhängniss.

Wie Cäsar aus seiner Provinz zurückkehrte, erfreute er sich eines solchen Ansehens bei dem Volk, dass er mit dem mächtigen Pompejus und dem reichen Crassus ein Bündniss — Triumvirat genannt — abschloss, zufolge dessen sie sich in das ganze Römerreich theilten, ohne Volk und Senat darüber viel zu fragen. Cäsar hatte sich Gallien, das jetzige Frankreich, gewählt, und verfolgte unausgesetzt seine ehrgeizigen Pläne. Beständig führte er Krieg, theils gegen noch unbezwungene gallische Völkerschaften, theils gegen Britannien, theils gegen Deutschland. Er wurde der Abgott seines Heeres. Pompejus, dem Spanien zugefallen war, blieb in Italien in sicherer Ruhe; der Senat war ihm ganz ergeben. Dieser Zustand dauerte gegen 10 Jahre. Crassus war währenddess gegen die Parther, ein Volk Hochasiens, gefallen. Pompejus liess sich von dem Senat seine Statthalterschaft über Spanien verlängern, wobei er jedoch immer in Rom blieb. Cäsar verlangte jetzt das Gleiche für sich; und da ihm dies durch den Einfluss des Pompejus abgeschlagen, ja da er, wenn er nicht augenblicklich abdanke und nach Rom komme, für einen Feind des Vaterlandes erklärt und den Consuln der Auftrag gegeben wurde, mit den Waffen gegen ihn einzuschreiten: so war sein Entschluss gefasst. Seine Soldaten hingen mit freudiger Begeisterung an ihm, und rasch überschritt er den Rubikon, den Grenzfluss seiner Statthalterschaft — der Bürgerkrieg war erklärt.

Pompejus war darauf nicht vorbereitet gewesen; in stolzer Sicherheit hatte er sich vermessen, „er brauche nur mit dem Fusse auf den Boden zu stampfen, um ganz Italien für sich zu bewaffnen.“ Jetzt ergriff er mit seinen Anhängern schleunig die Flucht. Er wandte sich nach Griechenland. Bei Pharsalus kam es endlich zur Schlacht; Cäsars Kerntruppen erfochten einen glänzenden Sieg, und Pompejus, der alle Besinnung verloren hatte, eilte nicht zu seiner Flotte, auch nicht zu dem unter Cato's Befehl in Afrika stehenden und ihm ganz ergebenen Landheer; er floh auf einem Schiff, nur von Wenigen

Digitized by Google

geleitet, nach Aegypten, wo er treulos ermordet wurde. Als Cäsar in Aegypten landete, überbrachten ihm die Mörder sein Haupt, in der Hoffnung, eine grosse Belohnung zu erhalten. Er aber wandte sein Angesicht ab und weinte Thränen der Menschlichkeit. (Cato glaubte mit des Pompejus Tod und Cäsars Sieg den Untergang der Freiheit Roms entschieden, und in erhabener Schwärmerei beschloss er, diesen Tag nicht zu überleben und entleibte sich selbst in der Stadt Utika, selbst von Cäsar beweint.)

Doch war hiemit Cäsars Sieg noch nicht entschieden. In Spanien standen noch zwei junge Söhne des Pompejus an der Spitze tapfrer Heere, und es galt noch einen heissen Kampf. Einst flohen schon alle seine Soldaten. Da stemmte er sich den Fliehenden entgegen, jagte sie zurück in die Schlacht, und einen Fahnenträger, der in vollem Laufe war, drehte er mit den Worten um: „dort sind die Feinde!“ Der Sieg wurde errungen. Ein andermal, nach verzweiflungsvollem Kampfe, fingen auch seine tapfersten Soldaten zu weichen an. Cäsar sprang vom Pferde, lief durch die Reihen und rief: „Schämt ihr euch nicht, den Cäsar, euern Feldherrn, zweien Knaben in die Hände zu liefern?“ Da auch das nicht mehr half, stürzte er mit Schwert und Schild auf die feindlichen Haufen los und rief: „So sei denn dieser Tag der letzte meines Lebens!“ Das wirkte: die Soldaten fochten wieder mit beispielloser Todesverachtung, bis der blutige Sieg gewonnen war. Und Cäsar gestand, in dieser Schlacht habe er zum ersten Mal für sein Leben gekämpft.

Cäsar bediente sich überall mit verzeihender Grossmuth seines Siegs. Seine Soldaten entliess er reich beschenkt; das Volk fesselte er an sich durch Spiele und Feste; Alles huldigte ihm — Cäsar war in der That Alleinherr. Aber warum ist den Menschen zu ihrem Glück so selten die rechte Mässigung verliehen? Cäsar wurde übermüthig. Es war ihm nicht genug, Gutes zu thun; er wollte auch dafür erkannt sein. Weil er überzeugt war, er könne dem zerrütteten römischen Staate wieder aufhelfen, wollte er es auch thun mit Beiseitsetzung aller üblichen Formen und der republikanischen Einrichtungen. Er vertheilte daher Würde und Aemter nach Willkühr, ohne Senat und Volk mehr zu fragen; edle Männer behandelte er mit Geringschätzung, wenn sie ihm widersprachen und reizte alle entschiedenen Republikaner durch die Aeusserung, die Republik sei nur noch ein leerer Name, zum Hass und Widerstand auf. So kam es, dass mehrere edle Römer endlich sich verschworen, ihn zu tödten. Noch fehlte ein Anführer. Nur Einer schien dies sein zu können: Brutus, ein Nachkomme jenes, der einst die Könige vertrieben hatte; ein tapferer Feldherr und rechtschaffener Mann, von dem Volke hochgeachtet; aber auch — ein Freund, ja sogar Pflegesohn des Cäsar. Ja, von diesem wurde er so geschätzt, dass es nur von Brutus abhing, Cäsars grosse Gewalt zu theilen. Wie konnten für ihren Plan die Ver-

Digitized by Google

schworenen einen solchen Mann gewinnen? Sie kannten des Brutus tugendhaften Republikanismus, seinen Hass aller Tyrannei, seinen Schmerz über Cäsars Gewaltthätigkeit. Und hierauf bauten sie ihren Plan. Oft fand Brutus Zettel auf seinem Richterstuhl: „du bist nicht Brutus!“ — „Brutus, schläfst du?“ — Und an der Statue seines Ahnherrn, des alten Brutus, der den Tarquinius austrieb, stand mehrere Mal: „o dass du jetzt lebtest!“ Brutus kämpfte einen schweren Kampf. Auf der einen Seite zog ihn das Gefühl der Freundschaft und Dankbarkeit zu Cäsar; auf der andern Seite standen Vaterland, Freiheit und republikanische Tugendgrösse Endlich entschied er sich für die letztere und trat nun mit Cassius an die Spitze der Verschwörung. Cäsar ging damit um, sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen. Man beschloss, dem zuvor zu kommen; der 15. März sollte sein Todestag sein. — Cäsar wurde gewarnt und hatte schon auf Bitten seiner Gemahlin, die einen schrecklichen Traum gehabt, beschlossen, an diesem Tage nicht in den Senat zu gehen. Einer der Verschwornen aber bestimmte ihn theils durch Ueberredung, theils beinahe mit Gewalt, mitzugehen. „Er solle bedenken, wie es den Senat beleidigen müsse, so umsonst sich versammelt zu haben.“ Noch vor der Treppe gab ihm ein Grieche einen Brief, in welchem die ganze Verschwörung enthüllt war, mit der Mahnung, ihn sogleich zu lesen. Die Verschwornen hindern ihn daran, und Cäsar tritt in den Saal ein. Nachdem er sich niedergelassen, drängen sich die Verschwornen um ihn; einer tritt vor und bittet um die Begnadigung seines Bruders; die Verschwornen unterstützen das Gesuch. Cäsar, durch ihre ungestüme Zudringlichkeit unwillig gemacht, schlägt es ab. Da fasst ihn einer am Mantel und reisst ihm denselben von der Schulter herab. „Dies ist Gewaltthätigkeit!“ ruft Cäsar. Und wirklich war dies das Zeichen zum Angriff. Denn in dem Augenblicke zuckte Casca seinen Dolch und brachte ihm eine Wunde im Nacken bei. Das Verhängnissvolle des Unternehmens hatte jedoch den Casca ängstlich gemacht; er zitterte, als er stiess, und die Wunde war nicht gefährlich. Schnell fährt Cäsar von seinem Stuhle auf. „Verruchter Casca, was beginnst du?“ ruft er, stösst den vor ihm Stehenden zurück, greift nach Cascas Dolch und sucht zu entfliehen. Aber in demselben Augenblicke trifft ihn ein anderer Stoss. Die Senatoren, die Nichts von dem Anschlag der Verschwornen wussten, geriethen in die grösste Bestürzung, aber keiner wagte es, Cäsar'n beizustehen. Indessen haben alle Verschwornen die Dolche gezuckt und dringen mit solcher Wuth auf Cäsar ein, dass sich viele von ihnen in dem Getümmel selbst verwunden. Jetzt sieht er, dass es unmöglich ist, zu entfliehen; gleichwohl vertheidigt er sich noch, so gut er kann. Als er aber den Brutus, seinen vertrautesten Freund, unter den Verschwornen erblickt, da sinkt sein Muth. „Auch du, mein Sohn?“ ruft er aus. Jetzt widersetzt er sich nicht

Digitized by Google

mehr; er verhüllt sich in seine Toga und giebt sich ruhig den Stössen Preis. Von 23 Wunden durchbohrt, sank er an der Bildsäule des Pompejus nieder. — Einen grössern Mann als ihn hat Rom nicht wieder hervorgebracht.

Aber all' dies edle Blut war umsonst vergossen; das ungeheure Opfer hatte Brutus ohne Erfolg gebracht — die Freiheit ward nicht gerettet. Die Mörder mussten vor dem aufgebrachten Volk aus Rom fliehen. Octavian und Antonius verfolgten sie. In Mazedonien, in den Ebenen von Philippi kam's zur Schlacht. Das Heer des Brutus und Cassius wird geschlagen. Beide stürzen verzweifelnd in ihr eigenes Schwert; Brutus mit den Worten: „Tugend, so bist du also nur ein Scheinbild auf Erden!" Der Unglückliche! Er hatte vergessen, dass sein Volk der Freiheit nicht mehr fähig war, nachdem es Tugend und Frömmigkeit üben verlernt hatte.

Eilf Jahre später (31 vor Chr.) war Octavian unter dem Namen Augustus Kaiser des römischen Reichs; die Republik hatte aufgehört zu sein.

Friedr. Haupt.

5. Hermann, der Befreier Deutschlands.
9 nach Chr. Geb.

Durch einen gefährlichen Aufruhr, der in Dalmatien und Pannonien (dem heutigen Ungarn) entstanden war, wurde Tiberius von dem Rheine und der Elbe auf einen andern Kriegsschauplatz abgerufen. An seine Stelle kam an den Rhein Quintilius Varus, ehemaliger Statthalter in Syrien, der sich gegen die armen Deutschen alle ersinnlichen Bedrückungen erlaubte, Geld von ihnen erpresste, sie aussog und ihre Länder ganz nach römischer Art einzurichten suchte.

Besonders empfindlich fiel den ehrlichen Deutschen, dass man sie nach römischen Gesetzen richten und das dasige Advokatenwesen bei ihnen einführen wollte. Wenn sie vorher einen Streit unter sich hatten, so gingen sie zu ihrem Richter, trugen ihm die Sache mit wenigen Worten vor, und in einer Viertelstunde war Alles entschieden. Nun aber ging es ganz anders. Durch die Künste der römischen Sachwalter und Rechtsverdreher entstand über eine Kleinigkeit ein langer Process, und die beste Sache ging verloren. Noch mehr wurden sie empört durch den Anblick der Ruthen und Beile, die man täglich vor ihren Augen umhertrug, und die sie, die nie vorher körperliche Strafe empfunden hatten, als ein Zeichen einer schimpflichen Knechtschaft ansahen. Darüber ergrimmten die Deutschen in ihren Herzen und verfluchten die Hudeleien ihrer Tyrannen. Noch weher mochte es ihnen thun, dass man, um sie besser in Gehorsam zu erhalten, die hoffnungsvollsten Söhne ihrer Fürsten als Geisseln nach Rom abführte. Doch sie hatten Unrecht,

Digitized by Google

hierüber zu klagen, denn in Rom lernten erst die edlen Fürstensöhne die Kunst, die Römer zu besiegen.

Auch Hermann, oder Arminius, wie die Römer ihn nannten, ein deutscher Fürstensohn, war unter jenen Geisseln, wurde aber nicht als ein Gefangener behandelt, sondern durfte frei umhergehen und wurde ganz wie ein junger Römer unterrichtet. So hatte er nun Gelegenheit, die römische Kriegskunst kennen und einsehen zu lernen, dass seine Landsleute mit ihrer rohen Tapferkeit allein nie etwas gegen so geübte Feinde ausrichten würden. Um desto aufmerksamer war er auf Alles, was er sah, fest entschlossen, nach seiner Rückkehr Gebrauch davon in seinem Vaterlande zu machen und seine Nation von dem drückenden Joche der Ausländer zu befreien.

Endlich schlug die Stunde seiner Rückkehr; er langte wieder an in Deutschland, zur Zeit, da Varus es aussog und unter einem schweren Drucke hielt. Hermann verbarg seine Gesinnungen und suchte die Gunst und Freundschaft des Tyrannen zu erwerben, was ihm auch vollkommen gelang. Vermuthlich hielt er es für erlaubt, der Gewalt mit List zu begegnen und der Tyrannei Verstellung entgegenzusetzen. Varus machte es zu jener Zeit ungefähr eben so, wie Kaiser Napoleon in unsern Tagen. Er nahm nämlich deutsche Truppen in sein Heer auf und suchte ein deutsches Volk durch das andere zu unterjochen. Hermann trat ohne Bedenken mit andern Fürsten in seine Dienste; er glühete dem Scheine nach von treuem Eifer und erwarb sich so Varus Zutrauen, das römische Bürgerrecht und die Würde eines römischen Ritters. In der Stille aber bereitete er Alles zum Verderben der Feinde seines Vaterlandes.

Mehrere Jahre waren schon verflossen. Er benutzte diese Zeit, den Häuptern der deutschen Völkerschaften die Lage des gemeinsamen Vaterlandes vorzustellen, ihnen die Schande, das Joch der Römer zu tragen, fühlbar zu machen und sie zur Rache gegen ihre Unterdrücker zu entflammen. „Wählet," sprach er am Schlusse seiner letzten Rede, „ihr Fürsten und Edle unsrer Nation, unter Freiheit und Knechtschaft; unter Ehre und Schande, unter einem rühmlichen Tode für Volk und Vaterland und dem schmählichen Joche übermüthiger Fremdlinge! Die Stunde der Befreiung, wenn ihr frei zu sein begehrt, darf nicht länger hinausgerückt werden, sprecht, was wollt ihr?" Freiheit, Freiheit! schrien sie einmüthig und beschworen den Bund der Rache an dem Altar ihres Kriegsgottes Wodan.

Alle Anstalten zur Ausführung ihres Anschlages wurden nunmehr getroffen. Um das römische Heer zu schwächen und zu zerstreuen, sollten zu gleicher Zeit mehrere deutsche Völkerschaften einen Aufstand erregen und zwar an entgegengesetzten Orten. Dieser Plan wurde ausgeführt und gelang vollkommen. Varus sah sich genöthigt, bald hier, bald dorthin eine Legion zu senden, um den Aufruhr zu dämpfen. Als er endlich nur noch drei Legionen (27 bis 30,000 Mann mit Ein-

Digitized by Google

schluss der Hülfsvölker) bei sich hatte, erschienen Eilboten, die Nachricht von einer furchtbaren Empörung brachten, welche an der Weser ausgebrochen war. Sie musste ungesäumt und mit grosser Kraft gedämpft werden, wenn sie nicht weiter um sich greifen sollte. Varus nahm sich vor, sich selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen und die Rebellen zu züchtigen. Dies wünschten die deutschen Fürsten; sie bestärkten ihn in seinem Vorsatz und versprachen, ihm ungesäumt mit ihren Truppen nachzufolgen.

Dies thaten sie denn auch wirklich; aber nicht um ihm beizustehen, sondern um seine Legionen vernichten zu helfen. Varus wurde zwar von dem Cheruskerfürsten Segest, einem Feinde Hermanns, noch vor seinem Abzuge gewarnt; allein der römische Feldherr glaubte dem Fürsten nicht, weil er wusste, dass Herrmann ihm seine schöne Tochter Thusnelde entführt hatte, und also Feindschaft unter ihnen herrschte. So ging er nun seinem Verderben entgegen. Die Deutschen erwarteten ihn in dem Teutoburger Walde, in dem heutigen Lippe, auf Bergen, die ein enges Thal umschlossen, durch das ihn seine Strasse führte. Durch einen lang anhaltenden Regen war der sumpfige Boden ganz unwegsam geworden. Ueberall sanken die Römer ein, und ihre Bogen und Pfeile wurden durch die Nässe beinahe ganz unbrauchbar. In diesem kläglichen Zustande hatten sie den stürmischen Angriff der Deutsehen von den Bergen herab auszuhalten. Die Pfeile regneten auf sie von allen Seiten. Sie wollten wieder zurück, allein umsonst. Hermann, der den Nachtrab des römischen Heeres befehligte, welcher aus lauter Deutschen bestand, fiel von hinten über sie her und richtete, anstatt ihnen Hülfe zu leisten, eine schreckliche Niederlage unter ihnen an. Zu spät öffnete Varus jetzt die Augen über Hermanns Treulosigkeit. — Die Verzweiflung gab seinen Legionenn Kraft sich durchzuhauen und das freie Feld zu erreichen. Bald aber kamen sie in einen andern Wald, wo sie von den Deutschen zum zweitenmale umzingelt wurden. Die Römer verschanzten sich und leisteten noch Gegenwehr bis zum dritten Tage. Länger aber konnten sie sich ohne Lebensmittel und bei den fortwährenden Regenströmen nicht halten. Das ganze Heer wurde vernichtet; um den Feinden nicht in die Hände zu fallen, stürzte Varus sich selbst in sein Schwert.

Eine Menge gefangener Römer wurde nun zu den Altären der Deutschen geschleppt und dem Kriegsgotte Wodan geopfert; ihre Köpfe steckte man als Siegeszeichen auf die umherstehenden Bäume. Varus Haupt aber wurde dem König der Marcomannen, Marbod, und von diesem dem Tiberius zugeschickt. Alles, was nicht zusammengehauen oder den Göttern geopfert wurde, verurtheilte man zu ewiger Knechtschaft. Am grausamsten verfuhren die Deutschen mit den zurückgebliebenen römischen Advocaten und andern Rechtsverdrehern, die sich

Digitized by Google

so verhasst bei ihnen gemacht hatten. Dem einen hieben sie die Hände ab, dem andern wurden die Augen ausgestochen, noch andern die Zunge aus dem Halse gerissen mit dem Zuruf: „Zische nun, Natter!“

Dies war die berühmte Hermannsschlacht, die unweit des Städtchens Detmold vorgefallen ist. Als Kaiser Augustus Nachricht davon erhielt, rief er untröstlich, die Hände ringend, einmal über das andere aus: „O Quintilius Varus! gieb mir meine Legionen wieder!“ Er rannte dabei mit dem Kopfe gegen die Wand und liess sich zum Zeichen seiner Trauer einige Monate lang Bart und Haare wachsen. In ganz Rom und seinen Umgebungen entstand die grösste Bestürzung, denn man glaubte, die furchtbaren Deutschen seien schon an den Stadtthoren.

Alle Festungen der Römer an dem Rhein, der Weser und Elbe wurden nun von den Siegern zerstört, und sämmtliche Denkmäler ihrer Herrschaft vernichtet. Jerrer.

6. Muhamed. 622

In der grossen asiatischen Halbinsel, die Arabien heisst, und deren Einwohner theils von ihren Viehheerden, theils vom Handel leben, wurde etwa zwanzig Jahre nach Justinian, Mahomed, oder wie wir ihn nennen, Muhamed geboren. Sein Vater hiess Abdalla, sein Geburtsort Mecca. Der Vater starb schon, als der Kleine erst zwei Monate alt war und hinterliess Nichts, als fünf Kamele und eine alte Sclavin. Im sechsten Jahre nahm ihn sein alter Grossvater und im neunten sein Oheim Abu-Taleb zu sich; beide hielten ihn zur Thätigkeit an, und letzterer nahm ihn mit auf seine Handelsreisen, die er in die Gegend von Damaskus zu unternehmen pflegte. Der Knabe wuchs indessen heran und zog die Augen Aller durch seinen kräftigen Wuchs, durch sein edles Gesicht und durch das Feuer, das aus seinen schwarzen Augen strahlte, auf sich. Wenn er mit festem Schritte einherging und den stolzen Nacken zurückwarf, ahnte Jeder in ihm den künftigen Herrscher, und öffnete er seinen Mund, so riss er durch seine feurige Beredsamkeit Alles hin. Vom fünfundzwanzigsten bis vierzigsten Jahre führte er mit grosser Thätigkeit und Treue die Handelsgeschäfte einer alten, reichen Wittwe, Chadidscha, die ihm endlich aus Dankbarkeit ihre Hand gab und ihn dadurch zu einem reichen Kaufmanne machte. In ihren Geschäften hatte er oft weite Reisen gemacht, mit Karavanen ferne Länder durchzogen und die Menschen und ihre Sitten aufmerksam beobachtet. Auch die Lehrsätze der mosaischen und christlichen Religion waren ihm nicht fremd; denn Alles, was ihn näher zur Kenntniss der göttlichen Dinge hinzuführen verhiess, zog ihn mächtig an, und oft sah man ihn bei den Karavanen, wenn die andern

Digitized by Google

Handelsleute fröhlich beisammen waren und lustige Lieder sangen oder ihre Reiseabenteuer sich erzählten, einsam auf seinem Kamele reiten und in tiefen Gedanken Nichts merken, was um ihn her vorging. Nach und nach gab er die Handelsgeschäfte auf, weil sie sein tiefes Gemüth nicht ansprachen, und zog sich in die Einsamkeit zurück. Ganze Wochen nun brachte er in düstern Höhlen, schauerlichen Felsklüften oder menschenleeren Wüsten zu, und seine Gedanken verloren sich da in Grübeleien über religiöse Dinge. Der Glaube, in welchem er auferzogen war, die Lehrsätze des Moses und unsers Religionsstifters gingen da vor seiner Seele vorüber; aber keine dieser Religionen befriedigte sein Gemüth. Den Aberglauben seiner Landsleute erkannte er alsbald als Thorheit; aber auch die andern Glaubenslehren befriedigten ihn nicht. Die mosaische Lehre schien ihm so engherzig und feindselig, und gegen die christliche Religion wurde er misstrauisch, als er hörte, dass sie so viele Streitigkeiten in den griechischen Provinzen veranlasse. Kurz, er beschloss, eine neue Religion zu stiften, die das enthielte, was von den andern Religionen sein feuriges Gemüth am meisten ansprach. Ueber diesen Gedanken vergass er Hören und Sehen und oft Essen und Trinken. Kein Wunder, dass ihm bei seiner lebhaften und nun stark erhitzten Einbildungskraft manchmal Dinge vorkamen, die nur aus dieser glühenden Phantasie hervorgingen. Da sah er oft sich mit Engeln, wilden Thieren, Ungeheuern und Teufeln umgeben, und immer fester wurde die Ueberzeugung in ihm, dass er von Gott zu seinem Propheten bestimmt, und dass Alles das wahr sei, was er sich einbildete. So hatte er drei Jahre lang, meist in tiefer Einsamkeit, über seinen Schwärmereien gebrütet, als er einst vierzig seines Stammes zu einem mässigen Mahle einlud, ihnen seine Erscheinungen erzählte und ihnen im Vertrauen eröffnete, dass Gott ihn zu seinem Propheten bestimmt habe. Da lachten ihn Alle aus; nur Ali, sein Vetter, sprang auf und rief feurig aus: „Ja, es ist ein Gott, und du bist sein Prophet!" Aber darüber verlachten ihn die Andern nur noch mehr, und als nun Muhamed sie Ungläubige schalt, so wurden sie seine erbitterten Feinde und trachteten ihm nach dem Leben. Mit wüthender Feindschaft verfolgten sie ihn und seine Anhänger, die sich von Tage zu Tage mehrten, und ruhten nicht eher, bis sie ihn aus Mecca vertrieben hatten. Er floh nach Medina, einer Stadt, die sich schon früher für seine Lehre entschieden hatte und ihn mit Frohlocken aufnahm. Von nun an nahm seine Macht reissend zu; daher man auch von seiner Flucht den Anfang seiner Religion datirt, und die Muhamedaner von hier an ihre Jahre zählen. Sie fällt in's Jahr 622 und wird im Arabischen Hedschra genannt. Von Medina aus zog nun der neue Prophet mit seinem Haufen in der Gegend umher, raubte und plünderte und theilte die Beute redlich mit seinen Genossen, die nun durch das Band der Liebe und des

Digitized by Google

Vertrauens fest an ihn geknüpft waren. Und wo konnten sie es auch besser haben? Von Natur hat der Araber Hang zum Unstäten und zum Räuberleben, und so lange sie unter Muhameds Fahne fochten, fehlte es ihnen an Nichts. Endlich war er so stark, dass er seine Feinde in Mecca überfiel, die damals schon den Arabern heilige Stadt eroberte und Alle, die bisher die Waffen gegen ihn getragen hatten, entweder niederhieb, oder sie zwang, zu ihm überzutreten. Während die christliche Religion durch die sanftere Gewalt der Wahrheit sich Eingang verschafft hatte, wurde die muhamedanische durch die Waffen ausgebreitet. Nachdem Muhamed Herr von ganz Arabien war, griff er auch die umliegenden Länder an und gab so seinen Nachfolgern das Beispiel, ein eroberndes Volk aus den Arabern zu machen. Alle unterworfenen Völker mussten Muhamedaner werden; selbst an den damaligen griechischen Kaiser schickte er eine Aufforderung, seine Lehre anzunehmen, erhielt aber eine höfliche, doch ablehnende Antwort. Als Muhamed starb, legte man ihn in einen eisernen Sarg und begrub ihn in Medina, wo man noch den Sarg in einer reichgeschmückten Moschee sehen kann. Er hängt an der Decke, der Sage nach, an einem ungeheuern Magneten. — Das heilige Buch, in welchem Muhameds Lehre verzeichnet ist, heisst der Koran und enthält viel Gutes, aber auch vielen Aberglauben. Darin aber verdienen die Muhamedaner, die sich selbst Moslemin oder Gläubige nennen, viel Lob, dass sie ihr heiliges Buch so achten, dass sie es sorgfältig aufheben, nie umherwerfen und es nur mit heiliger Hochachtung berühren; und man kann sie nicht mehr kränken, als wenn man ihren Koran beschmutzt oder schmäht. Möchten sie darin doch uns nicht beschämen, die wir mit unserer Bibel oft viel sorgloser umgehen!

Nach Muhameds Tode trat gleich ein Anderer an seine Stelle und führte die Araber, die sich auch Mauren nannten, zu neuen Siegen und Eroberungen. Diese seine Nachfolger nannte man Kalifen. Einer dieser Kalifen, Omar, ging endlich über die Landenge von Suez nach Afrika über und eroberte Aegypten. In der Hauptstadt dieses Landes, Alexandrien, war eine ganz unvergleichliche Bibliothek; in weiten Sälen lag auf langen Repositorien eine zahllose Menge von Pergamentrollen, und wer den Namen eines Gelehrten haben wollte, musste in Alexandrien gewesen sein. Hierhin kam Omar. Seine rohen Araber stürzten — so heisst es — in das Bibliothek-Gebäude und hofften hier Schätze zu finden. Wie erstaunten sie über die vielen Rollen mit Schriftzügen, die sie nicht kannten! Sie liefen zu Omar und fragten, was sie mit den Büchern machen sollten. „Ihr sollt sie verbrennen," rief der Barbar; „denn entweder steht dasselbe darin, was im Koran steht, und dann sind sie überflüssig; oder es stehen andere Dinge darin, und dann sind sie verderblich. Also in's Feuer mit ihnen!" — Und darauf wurden mit den Werken

Digitized by Google

des Alterthums, die von einigen ägyptischen Königen mit grossen Kosten zusammengebracht waren, mehrere Monate lang die Badstuben der Stadt geheizt, und viele treffliche Werke, deren Verlust wir noch schmerzlich bedauern, sind dadurch ganz verloren gegangen. Nach seinen Begriffen glaubte der ehrliche Omar nicht unrecht zu handeln; aber wie viele Dinge giebt es nicht, die uns nicht ansprechen und doch für Andere hohe Wichtigkeit haben!

Von Aegypten hatten die Mauren die ganze Nordküste von Afrika längs dem mittelländischen Meere durchzogen, bis an die Strasse von Gibraltar. Nun standen sie Spanien gegenüber und blickten manchmal sehnsüchtig hinüber, auch noch dies schöne Land einzunehmen. Da erschienen spanische Gesandte und baten die Mauren, doch herüber zu kommen und ihnen gegen eine Gegenpartei beizustehen; denn es sei ein Streit in der königlichen Familie entstanden. Die Thoren! Die Mauren liessen sich nicht zweimal bitten; geschwind setzte ein Schwarm unter Tarik 711 über, und in kurzem war ganz Spanien in den Händen der kühnen Eroberer aus Arabien. Die armen Spanier sahen nun ihre Kurzsichtigkeit zu spät ein und fanden nur in dem nördlichen Gebirge einen kümmerlichen Zufluchtsort. Diese Erfolge munterten die Mauren auf, auch über die Pyrenäen zu gehen und in Frankreich einzufallen. Hier trat ihnen aber ein kräftiger Herzog der Franken entgegen, Karl, mit dem Beinamen Martell oder der Hammer, weil seine starke Hand mit dem Schwerte dareinschlug, wie mit einem Hammer. Dieser traf sie mitten in Frankreich und schlug sie bei Poitiers so, dass sie in eiliger Flucht wieder über das Gebirge zurückgingen. Dies war 732 und ist eine sehr wichtige Begebenheit. Denn wäre es dem wackern Karl Martell nicht gelungen, so hätten die Mauren wahrscheinlich auch das übrige Europa bald unterjocht und ihre Religion den Völkern aufgedrungen. Darum muss Karl Martell in dankbarem Andenken stehen. Nach diesem Siege eben erhielt er seinen Beinamen von der Alles zermalmenden Tapferkeit, mit welcher er seinen Streitkolben über den Mohrenschädeln geschwungen hatte. — Schon nach einigen Jahrhunderten entstanden Uneinigkeiten auch unter den maurischen Fürsten in Spanien, und die Christen kamen nun geschwind wieder aus den Bergen hervor und gewannen immer mehr Land, bis endlich im sechzehnten Jahrhunderte die letzten Mauren wieder nach Afrika zurückgetrieben worden sind. Nösselt.

7. Karl der Grosse. 800.

Wo Karl geboren worden, ist ungewiss; nach Einigen in Ingelheim in Rheinhessen, nach Andern in Lüttich, oder in Aachen; noch Andere meinen, im Schlosse Karlsberg in Baiern;

Digitized by Google

im Jahre n. Chr. 742. Aber dass Karl von herrlichen Ahnen stammte, das hat uns die Geschichte aufbehalten. Sein Grossvater war Karl Martel (d. h. der Hammer), der die europäische Christenheit vor dem Schwert und Glauben der Araber schützte, indem er im Jahre 732 in der fürchterlichen Schlacht bei Tours 375,000 Feinde niedermachte — und den Rest sich wieder nach Spanien zurückzuziehen nöthigte. Und Karl's Vater war Pipin, der zwar nur der Kleine hiess, der aber doch eine solche grimme Stärke besass, dass er einst bei einer Thierhetze im Angesichte seiner Franken von den Sitzen hinab sprang und einem Löwen, der einem Büffel auf dem Nacken sass, mit Einem Hiebe den Kopf abschlug, so dass das Schwert noch tief in den Hals des Büffels fuhr.

Unser Karl nun war ein schöner, hochherrlicher Mann. Seine grossen, hellen Augen blickten sanft und wohlwollend; aber wenn er zürnte, glichen sie flammenden Feuern. Eine geradlaufende Nase, gesunde Gesichtsfarbe und schwarz wallendes langes Haar zierten sein Haupt. Er war männlichen und majestätischen Ansehens, und man erkannte in ihm den glorreichen Weltgebieter. Selten unwohl, im Alter nur wenig leidend, ritt er gern aus. Es war sein höchstes Vergnügen. Er eilte durch den grünen Wald und sang ein Lied zum Harfenspiel der Vögel. Keiner seiner Zeitgenossen kam ihm an Stärke gleich, wenn er im Scherze einen gewaffneten Ritter mit einer Hand von der Erde erhob und ein Hufeisen leicht auseinander brach.

Des Kaisers Kleidung war einfach, an Werkeltagen nur solche, welche Frau und Töchter ihm gesponnen und gewoben hatten. Ausländische Tracht hasste er. Einst nahm er viele seines Gefolges, die sich in ausländische kostbare Modepelze gekleidet hatten, im heftigsten Sturmwetter mit auf die Jagd durch Morast und Dornengestrüppe. Arg zerfetzt kehrten sie zurück und waren von ihrer Ausländerei geheilt.

Karl ruhte nur drei Stunden; dann stand er auf, und berief seinen Hof zu Reichsverfügungen. Der lateinischen und selbst auch der griechischen Sprache kundig, hing er doch vor Allem an der Sprache seines deutschen Vaterlandes. Er dichtete selbst Lieder und sammelte die im Munde des Volks verbreiteten Gesänge von den Schlachten und Königen der Vorzeit; fast Nichts davon ist auf uns gekommen. Karl hatte eine Gesellschaft von Gelehrten um sich, mit denen er, den Kaiser ablegend, oft freundlich zusammen kam, um über Kunst und Wissenschaft und die Mittel, das Volk zu bilden, sich mit ihnen zu besprechen. Unsre deutschen Monatsnamen: Hornung, Lenzmonat, Brachmonat, Heumonat, Wonnemonat, etc. rühren von ihm her. Selbst eine deutsche Grammatik soll er verfasst haben. Die Sternkunde, der er ganze Nächte widmete, zog ihn vor allem an. Christ war er mit Herz und Seele, war Freund des Gottesdienstes und verbesserte den Kirchengesang durch

Digitized by Google

die Einführung besonderer Sängerchöre. Die Geistlichkeit ermahnte er zu reiner Frömmigkeit und thätigem Christenthum. In Mainz nahm er einem Domherrn den Gold- und Seidenhut vom Kopfe, als eine Soldatenzier, und hiess ihn den pfäffischen Hochmuth ablegen.

Auch das Schwert zog Karl für das Evangelium, um die heidnischen Sachsen zum Christenthum zu bekehren; aber die blutige Schrift des Schwerts überzeugt nicht. So musste Karl 33 Jahre lang streiten, und am Ende war die Unterwerfung doch keine freudige. Die angebetete Irmensäule war zwar vernichtet; aber Karl konnte doch nicht verhindern, dass im Geheim noch den Götzen geopfert wurde. Besonders zahlreich eilten die Schaaren nach dem Blocksberg, um in der Nacht auf den 1. Mai (Walpurgis) feierliche Opfer und Tänze zu veranstalten. Karl liess zwar Wachen um den Berg stellen; aber diese liessen, wenn die schlauen Heiden in den abenteuerlichsten Verkleidungen auf sie zutanzten, dieselben voll abergläubischer Furcht vorüber. Sie fürchteten in den heidnischen Götzen den Teufel, daher noch jetzt die scherzhafte Sage von der Walpurgisnacht. Die völlige Aussöhnung der Sachsen, sagt man, sei auf folgende Weise vermittelt worden. Herzog Wittekind, ihr tapfrer Führer, schlich sich, um Karl, seinen furchtbaren Gegner, doch einmal in der Nähe zu sehen, in Bettlertracht gehüllt, in's königliche Lager an der Elbe und drängte sich unter dem Bettlerhaufen an den Kaiser heran, als dieser eben aus der Kirche kam. Der Blick seines Auges, die ganze stolze Haltung und ein gekrümmter Finger an der einen Hand, die er ausstreckte, machten diesen aufmerksam. „Du bist nicht der, der du scheinen willst," sprach Karl zu ihm. — „Ich bin ein Fürst, wie du," antwortete unerschrocken Wittekind, „ich bin der Herzog der Sachsen." — Diese Weise gefiel dem grossen Könige wohl; er unterredete sich lange mit ihm über die Gebräuche der christlichen Religion, die der Heide in der Kirche des Lagers gesehen, und Wittekind erklärte sich bereit, die Taufe zu empfangen. Man sagt, er habe in seinem Wappen ein schwarzes Ross geführt und nach der Taufe dasselbe in ein weisses verwandelt. Daher soll in dem braunschweigschen und hannoverschen Landeswappen das weisse Ross stammen.

Auf das ernstlichste sorgte Karl für gute Schulen, in welche alle seine Diener ihre Söhne schicken mussten. Einmal trat er selbst in die Schulstube, hörte aufmerksam zu und liess sich dann die schriftlichen Arbeiten der jungen Leute zeigen. Die Geschickten mussten alle auf seine rechte, die Ungeschickten auf seine linke Seite treten, und da fand es sich, dass die letztern meist die Söhne vornehmer Eltern waren. Er wandte sich zu den fleissigen, aber armen Kindern und sagte: „Ich freue mich, meine lieben Kinder, dass ihr so gut einschlagt; bleibt dabei und werdet immer vollkommner! Ihr verfolgt euer

Digitized by Google

wahres Beste, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber — und hier wandte er sich zornig zu seiner Linken — ihr Söhne der Edlen, ihr feinen Püppchen, die ihr euch so reich und vornehm dünkt und des Wissens nicht nöthig zu haben meint, ihr faulen unnützen Buben, ich sage euch, bei Gott! euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; von mir habt ihr nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiss wieder gut macht!“

Die eignen Söhne liess Karl in allen Wissenschaften unterrichten. In Zucht und Ehrbarkeit erwuchsen die Töchter, welche in Goldseide sticken und spinnen mussten. Der Kaiser ass niemals ohne seine Kinder, liess sich von denselben vor Tische Heldenlieder und alte Geschichten vorlesen und ging dann mit ihnen spazieren. Alle waren gar feinen und holden Wesens; er hatte sie ungemein lieb und sagte oft, wenn eins abwesend war: ich kann nicht leben ohne meine Kinder.“

Karl führte auch Krieg mit den Mauren in Spanien, und es gelang ihm, das Reich durch Eroberung der spanischen Mark bis an den Ebro hin zu erweitern. Der Nachtrab seines Heers, von seinem Neffen, dem wegen seiner wunderbaren Stärke viel besungenen Roland geführt, fiel in einen Hinterhalt. „Die Roncevalschlacht,“ eins der herrlichsten Gedichte des Mittelalters, schildert diesen Untergang. Karls Reich erstreckte sich also von dem Ebro in Westen bis zu der Thris in Ungarn und der Oder, von dem Kanal der Nordsee, der Eyder, der Ostsee im Norden, bis zum Mittelmeer und der Tiber im Süden, umfasste also einen Theil von Spanien, ganz Frankreich, Deutschland, die Schweiz, halb Italien und einen Strich von Ungarn. Die erhabne Idee hatte er verwirklicht, sämmtliche Stämme der germanischen Nation, die zur Zeit der Völkerwanderung die genannten Länder in Besitz genommen hatten, wieder zu Einem Volke, d. h. zu einem zusammenhängenden politischen Ganzen zu vereinigen, und daher nannte er dies Ganze aller germanischen Völkerschaften Diot, d. h. die Nation, woher der herrliche Name Deutsche kommt.

Karls Lieblingssitze waren Aachen und Ingelheim. Sein einziger Erbe war Ludwig. Als Karl die Abnahme seiner Kräfte fühlte, berief er eine grosse Versammlung nach Aachen. Und nachdem er feierlich die Grossen des Reichs ermahnt hatte, seinem Sohne treu zu bleiben, ging er 813 am 16. October im kaiserlichen Schmuck in die Kirche, wo er eine goldene Krone auf den Altar hatte legen lassen. Nachdem er sein Gebet verrichtet, ermahnte er seinen Sohn mit lauter Stimme vor allem Volk, Gott zu fürchten und zu lieben, für die Kirche zu sorgen, sich gegen seine Schwestern und Halbbrüder allezeit gütig zu erweisen, sein Volk zu lieben, wie seine Kinder, den Armen Trost zu verschaffen, getreue und gottesfürchtige Beamten anzustellen, keinen seiner Lehen und Ehren ohne hinlängliche Ursache und Untersuchung zu entsetzen; sich selbst

Digitized by Google

aber vor Gott und den Menschen jederzeit unsträflich zu erhalten. „Willst du das Alles erfüllen, mein lieber Sohn?“ fragte zuletzt der gerührte Greis. Ludwig versprach es mit Thränen. — „Nun wohl, so setze dir selbst die Krone auf, und stets erinnere sie dich an dein Versprechen!“ — Ludwig that es unter lautem Weinen und Rufen des Volks: „Das ist Gottes Wille!“ — Am 28. Januar 814 starb Karl im 72. Jahre seines Lebens, ruhig und gefasst, mit auf der Brust gefalteten Händen und den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Friedr. Haupt.

8. Die Kreuzzüge. 1096.

Schon lange vor dem eilften Jahrhunderte war es gewöhnlich, dass fromme Christen Pilgerreisen nach Jerusalem in das heilige Land unternahmen, wo Jesus Christus, der Stifter ihrer göttlichen Religion, einst lebte, lehrte und wirkte. Sie wollten die Stadt sehen, wo er geboren ward, die Orte, die seine Füsse betraten, und wo er so viele Wunder verrichtet hatte, die Stätte endlich, wo er sich nach bittern Leiden für uns dahin gab in den Tod, und das heilige Grab, von dem sein Leichnam aufgenommen wurde. Der Anblick dieser Orte erweckte in ihnen viele heilige Erinnerungen; er stimmte ihre Seelen zu höherem Glauben, höherer Andacht und Liebe. — Sie fühlten sich zu Jerusalem dem Himmel viel näher, als in ihrem Vaterlande.

Ach, aber das Glück, eine so beseligende Reise zu machen, musste oft theuer erkauft werden! Denn die Sarazenen, die damals im Besitz des heiligen Landes waren, und die auf die schamloseste Weise die heiligen Orte entweiheten, erlaubten sich alle erdenklichen Misshandlungen gegen die armen Pilgrime; viele wurden ausgeplündert, ausgezogen, verhöhnt, auf den Tod geschlagen, oft des Lebens beraubt, und alle mit den schimpflichsten Namen belegt.

So viele Klagen über die Grausamkeit der Muhamedaner hatten schon den Papst Gregor VII. auf den Gedanken gebracht, die Christen zur Wiedereroberung des heiligen Landes aufzufordern; der Plan war aber nicht zur Ausführung gekommen. Nun aber erschien nach seinem Tode bei seinem Nachfolger, Urban II., ein frommer französischer Schwärmer, Peter der Einsiedler genannt. Er war aus Amiens in der Picardie gebürtig und kam daselbst aus Jerusalem, wo er seine Andacht verrichtet und selbst die Gräuel mit angesehen und erfahren hatte, die von den Sarazenen an den pilgernden Christen verübt wurden. Der Mann besass eine feurige Phantasie und viele natürliche Beredsamkeit. Er machte von den Leiden der Christen in Jerusalem eine so lebendige und rührende Schilderung und malte alle Geschichten mit so lebhaften Farben aus, dass

Digitized by Google

Vater Urban ganz erwärmt wurde und bald in heiligem Eifer gegen die ruchlosen Feinde seiner Kirche entbrannte. Peter überreichte ihm auch ein Schreiben von dem Patriarchen zu Jerusalem und berief sich auf einen mündlichen Befehl von Christus selbst, der ihm im Traum erschienen wäre und ihm aufgetragen hätte, den heiligen Vater und alle christlichen Fürsten zur Befreiung des gelobten Landes von dem Joche der Sarazenen aufzufordern.

Urban II. war gleich bereitwillig dazu. Er sah, dass nun der Augenblick zur Ausführung des grossen Plans seines Vorfahren gekommen sei; in Peter aber fand er ganz einen Mann, wie er ihn zur Vorbereitung der Gemüther brauchte. Er versprach ihm alle Unterstützung und sandte ihn vor sich her, wie einen Apostel. „Gehe hin, mein Sohn," sprach er, „wandle von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; erzähle allenthalben, was du gesehen und gehört hast, erwärme die kalten Herzen mit deiner glühenden Beredsamkeit, und der Himmel wird seinen Segen zu deinen Bemühungen geben. Alles Andere überlasse meiner Sorgfalt!"

Da trat nun Peter sein Apostelamt an, setzte sich barfuss mit entblösstem Haupte auf einen Esel, umgürtete seinen ausgehungerten Leib mit einem Strick, nahm ein Crucifix in die Hand und ritt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, wie es ihm der heilige Vater befohlen hatte, erzählte von den Leiden der Christen in dem heiligen Lande, predigte mit flammenden Augen und hinreissender Beredsamkeit Krieg und Rache gegen die Mauren und zeigte einen schriftlichen Befehl dazu vor, der, seiner Versicherung nach, vor seinen Augen vom Himmel herabgefallen war. Alles horchte aufmerksam seiner Rede; alle Herzen wurden erwärmt und entbrannten in heiligem Grimme gegen die Muselmänner.

Auch Papst Urban blieb nicht unthätig; er hielt eine Kirchenversammlung zu Piacenza, bei der sich über 30,000 Menschen einfanden. Alle wurden gerührt bis zu Thränen von der Schilderung der Drangsale christlicher Pilgrime in dem Lande der Ungläubigen; Tausende versprachen, die Waffen gegen sie zu ergreifen; aber es blieb bei dem blossen Versprechen. Auch zu Clermont in Frankreich wurde im Jahre 1095 ein Concilium gehalten; hier aber ging es anders. Die feurigen Franzosen, anstatt zu weinen, ballten die Faust, und als sie zum Zug nach Jerusalem aufgefordert wurden, schrieen alle einmüthig: Dieu le veut, Dieu le veut! (Gott will es, Gott will es!) Der Papst benutzte diese Stimmung, stellte ihnen eine Reise nach Jerusalem als eine Reise zum Himmel vor, versprach ihnen Vergebung der Sünden, Gnade bei Gott und reiche Beute auf Erden. Seine Rede fand Eingang. Sie betrachteten sich fortan als christliche Helden, als Streiter Gottes, und die Aussicht auf unermessliche Schätze, die sie zugleich zu erobern hofften, hatte nicht wenig Einfluss auf

Digitized by Google

ihre erhöhte Begeisterung. Eine Menge müssiger und kampflustiger Edelleute war sogleich entschlossen, den Zug anzutreten. Schon hatte der Papst einen Führer für sie ernannt. Er liess ihn niederknien und heftete ihm eigenhändig ein rothtuchenes Kreuz auf die rechte Schulter. Alle, die gesonnen waren, ihm zu folgen, zeichneten sich auf gleiche Weise; desswegen erhielten sie den Namen, Kreuzfahrer. Bald stellte sich ein trefflicher Feldherr, Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen an ihre Spitze. Wer kein Geld hatte zu der weiten Reise, der verkaufte sein Schloss, seine Feldgüter, seine fahrende Habe an die Klöster und Abteien, die sie meistens um einen Spottpreis an sich brachten und sich so auf Kosten der Kreuzfahrer unglaublich bereicherten. Wer Nichts zu verkaufen hatte und den Zug dennoch mitmachen wollte, der trat in die Dienste eines reichen Ritters und folgte ihm, als Knappe oder Waffenträger.

Die Vorbereitungen wurden schon im Jahre 1095 getroffen. In dem folgenden Jahre 1096 sollte im August das Heer aufbrechen. Peter, der Einsiedler, konnte die Zeit nicht erwarten und ging mit einem Heeresschwarme von 30—40,000 Mann voraus. Auf dem Wege wuchs sein Gefolge bis zu 80,000 Mann. Da ihm das Commando über eine so grosse Menschenmenge, die sich alle Ausschweifungen erlaubte, zu beschwerlich war, so übergab er die Anführung der einen Hälfte seinem Freunde, Walter von Habenichts, der diesen Beinamen seiner Armuth wegen erhalten hatte. Meistens waren es Franzosen, Lombarden, Lothringer. Sie nahmen ihren Weg durch Deutschland und Ungarn nach Constantinopel, das damals noch einen christlichen Kaiser hatte. Hier sollte der allgemeine Sammelplatz sein. Unterwegs aber hauseten sie, wie Strassenräuber, und wo man ihnen nicht gutwillig Lebensmittel verabfolgen liess, da raubten sie dieselben mit Gewalt, unter Schlagen und Morden. In Deutschland, wo man sie anfangs, als Wahnsinnige, belachte oder bedauerte, gab man ihnen gutwillig, was sie bedurften; in Ungarn aber, wo man nicht so zuvorkommend war, und sich ihre Unbill nicht wollte gefallen lassen, schlug man sie zu Tausenden todt. Kaum brachte Peter den vierten Theil seiner Mannschaft nach Constantinopel.

Bald liessen sich auch die Deutschen von der Schwärmerei der Franzosen und Italiener anstecken. Finsterer Aberglaube, der allerlei bedenkliche Erscheinungen am Himmel zu sehen glaubte, erhitzte eine Menge schwacher Köpfe. Es zeigte sich ein furchtbarer Komet mit einem Schweife, der wie ein flammendes Schwert gestaltet war; Sterne hüpften von einem Orte zum andern; in Osten und Westen zogen blutige Wolken auf; Feuerstrahlen blitzten gegen Norden, und ein grosses Schwert flog, Jedermann sichtbar, durch die Luft. Allgemein verbreitete sich auch die Sage, Karl der Grosse sei wieder von den Todten auferstanden und werde in eigener Person die christlichen

Digitized by Google

Heere gegen die Muselmänner anführen. Alle diese Wunder fanden Glauben, und es sammelte sich bald eine Menge Gesindel. Unter einem gewissen Folkmar vereinigten sich nur allein 12,000 Sachsen; ein Priester, Namens Gottschalk, brachte ein anderes Heer in Franken, und ein Graf Emico eins am Rhein zusammen. Alle zogen gegen Constantinopel. Vorher aber übten sie ihren heiligen Eifer an den verruchten Juden, die Christum gekreuzigt hatten, und erschlugen eine unzählige Menge, besonders zu Mainz, Cöln, Speier und Worms. Dagegen wurde aber auch wieder Gottschalk und seine ganze Rotte von den Ungarn erschlagen.

Zu Constantinopel war indessen ein Haufe italienischer Landstreicher angekommen. Zu jener Zeit herrschte dort der griechische Kaiser Alexius Commenus. Es war ihm sehr daran gelegen, der ungebetenen Gäste so schnell, als möglich, wieder los zu werden; er gab ihnen daher Schiffe, die sie über die Meerenge nach Asien übersetzten.

Nun waren sie in dem heutigen Natolien, aber noch lange nicht in dem heiligen Lande. Sie kündigten ihre Ankunft durch Rauben, Morden, Plündern an, und wütheten nicht nur schrecklich gegen die Muhamedaner, sondern auch bald gegen sich selbst; denn es waren schlimme Misshelligkeiten unter ihnen entstanden. Diesen Umstand benutzte der mächtige Sultan von Nicäa, Soliman, fiel plötzlich mit einem gutgeübten Heere über sie her, und hieb sie fast alle nieder. Kaum blieben dem unerfahrenen Peter, der sich mit Schrecken auf einmal von dem Himmel und allen Heiligen verlassen sah, 3000 Mann, mit welchen er sich auf seine Schiffe flüchtete, und eiligst nach Constantinopel zurücksegelte.

Das Jahr darauf war auch Gottfried von Bouillon mit seinem Heere zu Constantinopel angelangt. Es bestand in 70,000 Fussgängern und 10,000 geharnischten Reitern. In guter Ordnung war es durch Deutschland und Ungarn gezogen; und da es keine Gewaltthätigkeiten verübt hatte, erreichte es ungehindert seinen Bestimmungsort. Dies aber war noch nicht genug. Aus andern Gegenden erschienen noch fünf andere Heere auf dem gemeinschaftlichen Sammelplatze zu Constantinopel. Das erste führte Graf Raimund von Toulouse, das zweite Robert von Flandern, das dritte Robert von der Normandie, das vierte Hugo, ein Bruder des französischen Königs Philipp I., das fünfte Boemund, Herzog von Apulien.

Dem Kaiser Alexius wurde bange vor dieser ungeheuren Menschenmenge. Er nahm zwar die Anführer freundlich auf, um sich dieselben als Freunde zu erhalten, suchte sie aber, so schnell, als möglich, auf seinen Schiffen über das Meer zu befördern.

Wohlbehalten stiegen sie in Klein-Asien an das Land, und zogen gegen Nicäa, die heutige Stadt Isnik. In den dortigen Ebenen wurde Musterung über das ganze Heer gehalten, und

Digitized by Google

siehe da, es bestand aus 100,000 gepanzerten Reitern und 200,000 streitbaren Fussgängern, Weiber und Kinder ungerechnet. Einer solchen Macht konnte Soliman nicht widerstehen; sein Sohn wurde zweimal geschlagen. Die leicht bewaffnete türkische Reiterei erschrak vor den eisernen Reitern und ihren gepanzerten Schlachtpferden, an welchen Pfeile und Säbel abprallten. Doch bald gewöhnten sie sich an ihren Anblick, liessen sich auf kein Treffen mehr ein, und umschwärmten sie nur von der Seite und im Rücken. Nun ging der Zug nach Jerusalem, das von Nicäa ungefähr so weit entfernt liegt, als Riga von Nürnberg. Denkt euch nun ein Heer von weit über 300,000 Mann, mit so viel tausend Pferden, in einem feindlichen Lande und unter einem ungewohnten Himmel, ohne Magazine, ohne Lebensmittel, von allen Seiten angegriffen, oder doch wenigstens geneckt und geängstigt, in der Nothwendigkeit, sich jeden kleinen Vorrath, dessen es bedurfte, durch Blut zu erkaufen, so werdet ihr begreiflich finden, dass auf dem mehr als jahrelangen Zuge die Meisten vor Hunger, Krankheit und Elend umkamen, oder unter den Schwertern und Keulen der Muhamedaner fielen. Wirklich langten nicht mehr, als 60,000 Mann, vor Jerusalem an; doch waren auch in den eroberten Städten ansehnliche Besatzungen zurückgeblieben.

Jerusalem hatte schon an sich eine sehr feste Lage, und wurde von einer starken Besatzung herzhaft vertheidigt. Lange waren daher alle Angriffe vergeblich. Endlich wurden, unter dem Geschrei: „Gott will's! Gott will's!“ dennoch die Mauern erstiegen, und Gottfried von Bouillon war der Erste, der ihre Zinnen betrat. Alle Muhamedaner, die sich jetzt noch widersetzten, wurden niedergehauen; keiner fand Gnade, selbst wehrlose Menschen, Greise, Frauen, Kinder, blieben nicht verschont. Eine grosse Menge Weiber hatte sich mit ihren Säuglingen in ein unterirdisches Gewölbe geflüchtet, und flehte da um Schonung. Umsonst; Alle wurden, zur Ehre des Erlösers, niedergemetzelt. — O die Unmenschen, die den Gott der Langmuth und der Güte durch unschuldiges Blut zu ehren glaubten! Nach diesen Gräuelthaten zogen sie in feierlicher Procession zu dem Grabe Jesu, warfen sich da nieder in brünstigem Gebete, stimmten Lobgesänge an, und feierten ein glänzendes Dankfest. Hierauf wurden alle Juden in der Stadt, die bis dahin von dem Schwerte verschont geblieben waren, in ihre Synagoge zusammengetrieben und in derselben sammt Frauen und Kindern lebendig verbrannt. — Gottes Donner schwieg zu diesen Gräueln, die in seinem Namen begangen wurden. Bald aber wurden die Frevler gewahr, dass der Himmel keinen Gefallen findet an sündigem Wesen, denn die Herrlichkeit ihrer Eroberung war nur von kurzer Dauer.

Den tapfern Gottfried von Bouillon riefen sie nun zum Könige von Jerusalem aus. Schon im folgenden Jahre (1101) starb er aber und überliess die Krone seinem Bruder Balduin.

Digitized by Google

Diese Krone war schwer zu behaupten; denn täglich minderte sich das zurückgebliebene Heer durch Krankheiten und Gefechte mit feindlichen Schaaren, die ringsumher lauerten. Um es zu ergänzen, wurde ein zweiter Kreuzzug gepredigt, der durch die Bemühungen des heiligen Bernhard (eines französischen Abts) im Jahre 1147 wirklich zu Stande kam. Das Heer bestand aus Franzosen und Deutschen, und Kaiser Konrad III. befand sich an der Spitze. Halb kam es aber auf dem Marsche, halb in dem heiligen Lande selbst durch Hunger, Pest und Strapazen um. Dreissig Jahre darauf erschien der mächtige Sultan von Aegypten, Saladin, belagerte die Stadt und nöthigte die Christen, sich ihm zu ergeben. Von jetzt an waren alle Bemühungen der christlichen Völker, sie wieder zu erobern, vergeblich, und der Preis so vieler Mühen, so vieler Opfer, so vieles vergossenen Blutes war auf immer dahin. Eine Menge wohlhabender Familien war durch die Kreuzzüge verarmt, eine Menge anderer ausgestorben. Ihre Güter kamen meistens in andere Hände; die Geistlichkeit aber, die sie grösstentheils an sich zu ziehen gewusst hatte, gelangte zu grossem Reichthume. **Jerrer.**

9. Befreiung der Schweiz. 1307.

Zu Albrecht's I. Zeiten war die Schweiz noch nicht ein geschlossener Staatenbund, wie heutiges Tages, sondern es stand das Land unter mehreren Herren. Ein Stück davon gehörte zu Burgund, ein anderes zu Italien. Dann hatten die Grafen von Habsburg, von Savoyen und andere Herren grosse Besitzungen, und die Abteien und Klöster kleinere Gebiete darin. Die Einwohner von Schwytz, Uri und Unterwalden standen aber unmittelbar unter dem deutschen Reiche und hatten sich schöne Freiheiten und Vorrechte zu erwerben gewusst. Beständig wurden sie jedoch von den benachbarten Bischöfen und andern Feinden in jenen Zeiten des Faustrechts geneckt und beeinträchtiget. Desswegen begaben sie sich unter den Schutz des tapfern Grafen Rudolph von Habsburg, der sich ihrer treulich annahm und sie ritterlich vertheidigte, auch noch als Kaiser mit der ihm eigenen Redlichkeit in ihren hergebrachten Freiheiten zu schützen wusste. Ganz anders dachte aber sein Sohn Albrecht, der sich weigerte, ihre Rechte zu bestätigen. Gern hätte er ihnen seine Söhne als Regenten aufgedrungen und sie so zu seinen Unterthanen gemacht. Die ehrlichen Schweizer aber wollten frei leben und sterben und, wie ihre Väter, Niemanden, als dem deutschen Reiche angehören. Dieses nahm ihnen Kaiser Albrecht sehr übel, und anstatt sie gegen Gewaltthaten zu vertheidigen, liess er sie durch seine Reichsvögte auf das grausamste bedrücken. Der eine von diesen Vögten hiess Gessler, der andere Landenberg.

Digitized by Google

Gessler bewohnte einen Thurm in der Landschaft Uri, Landenberg ein Habsburgisches Schloss in Unterwalden. Beide drückten und plagten die armen Schweizer auf das unbarmherzigste, ahndeten die kleinsten Vergehungen mit der grössten Strenge, erhöheten willkürlich die Abgaben, nahmen den Landleuten, wenn sie nicht bezahlten, das Vieh weg, liessen sie gefangen in feste Thürme schleppen und behandelten sie mit tyrannischem Uebermuthe. Die Schweizer klagten und klagten bei dem Kaiser über die Misshandlungen; ihre Beschwerden wurden aber kaum angehört, und die boshaften Vögte drückten sie jetzt noch härter, als zuvor. Landenberg liess unter andern einem Landmanne, Heinrich von Melchthal, die Ochsen von dem Pfluge wegnehmen, und da Melchthal's Sohn, Arnold, sich dem Gerichtsdiener widersetzte und ihn mit rüstigem Arme tüchtig ausprügelte, so liess Landenberg dem alten Vater die Augen ausstechen. Der Sohn aber war flüchtig geworden und hielt sich bei einem Freunde seines Hauses, bei Walter Fürst im Urithal, verborgen.

Nun gerieth der andere Landvogt, Gessler, auf den Einfall, in dem Flecken Altorf, mitten auf dem Markte, einen Hut auf eine Stange aufstecken zu lassen und zu verlangen, alle Vorübergehenden sollten den Hut eben so ehrerbietig grüssen, wie ihn selbst; wer Solches unterliesse und sein Haupt nicht vor dem Hut entblösste, der sollte streng, ja nach dem Befinden mit dem Tode bestraft werden. Mit verbissenem Grimme gehorchten die Altorfer eine Zeit lang diesem schimpflichen Gebote.

Während Arnold von Melchthal bei Walter Fürst das Unglück seines armen geblendeten Vaters und das Elend des ganzen Landes beweinte, kam von dem andern Ufer des Vierwaldstädter Sees, an dem sie wohnten, ein dritter Freund, Werner von Stauffach, herübergerudert. Er hatte von dem despotischen Gessler höchst bedenkliche Worte gehört und war gekommen, ihnen seine Besorgnisse mitzutheilen. Der aufgesteckte Hut und eine Menge anderer Gewaltthätigkeiten kamen zur Sprache. Es erhellte daraus, dass das Uebel immer grösser und grösser werden würde, wenn ihm nicht bei Zeiten Einhalt gethan werden sollte. Dass solcher Tyrannei nicht länger zugesehen werden könne, darüber waren sie einig; über die zweckdienlichsten Mittel mussten sie sich aber erst noch berathen.

Weiterhin entdeckten sie sich einer Anzahl geprüfter Freunde, und in einer bestimmten Nacht brachte jeder der drei Häupter der Verschwörung zehn rechtschaffene und vertraute Männer mit sich auf eine Wiese an dem Waldstädter See. Hier besprachen sie sich mit einander über die tyrannische Unterjochung, die ihrem Vaterlande drohete, und gelobten sich mit einem Handschlage, ihre Unabhängigkeit mannhaft zu behaupten und frei mit den Ihrigen zu leben und zu sterben. Walter Fürst, Arnold von Melchthal und Werner von Staufach hoben hierauf ihre Hände gen Himmel und beschworen mit einem

Digitized by Google

heiligen Schwur, den die Anderen nachsprachen, das, was sie sich gelobt hatten, treulich zu erfüllen und sich einander redlich zu unterstützen.

Wie sie ihren Befreiungsplan ausführen wollten, darüber sollte noch weitere Abrede getroffen werden. Ihr fester Vorsatz war jedoch schon jetzt, alles Blutvergiessen, so viel wie möglich, zu vermeiden.

Nun ereignete sich aber ein unvorhergesehener Vorfall, der sie von einem ihrer Landvögte befreite und sie ermahnte, mit dem andern nicht länger mehr zu zaudern.

Einer ihrer Mitverschwornen nämlich, ein junger, rüstiger Mann und trefflicher Bogenschütze, war vor dem aufgesteckten Hut in Altorf stolz vorübergegangen, ohne den Hut vor ihm abzunehmen. Sogleich liess Gessler ihn vor sich fordern, und da Tell, (so hiess er) die That nicht läugnen und sich nicht darüber verantworten konnte, so wurde er ohne weitere Umstände zum Tode verurtheilt. Der junge Mann fand aber Freunde und Fürsprecher, die um Gnade für ihn fleheten. Gessler gab ihnen lange kein Gehör; endlich aber liess er sich zum Scheine erbitten. „Gut," sagte er, „man rühmt mir diesen Tell als einen vorzüglichen Bogenschützen; er schiesse mir einen Apfel von dem Kopfe seines Söhnchens, und wenn er den Apfel trifft, so sei ihm das Leben geschenkt." — Ihr seht wohl, dass ihm diesen satanischen Gedanken nur die Hoffnung eingab, mit dem Vater zugleich den Sohn, und zwar durch des Vaters eigene Hände, zu morden.

Tell schauderte bei der Vorstellung der Gefahr seines Sohnes, und sein Herz sträubte sich lange gegen die gewagte That; aber er vertrauete endlich Gott und der Sicherheit seines Armes. Und sollte ja der Schuss misslingen, sollte ja der Liebling seines Herzens fallen, nun — so nahm er noch einen Pfeil und gedachte dabei seines Vaterlandes und des Schwures, den er am See ausgesprochen hatte.

Gerüstet mit seiner Armbrust erschien er an dem festgesetzten Tage vor dem Vogte und seinem Gefolge. In Gegenwart einer grossen Menge Volkes wurde dem Knaben der Apfel auf den Kopf gelegt. Mit nassen Augen und beklemmtem Herzen schloss Tell das Kind, ach! vielleicht zum letztenmale, in seine Arme, und ermahnte es, nicht zu wanken. Der Knabe war eines solchen Vaters werth; er sah unverrückt dem Pfeil entgegen. Tell drückte los und siehe da, der Apfel flog zerschossen von des Kindes Kopf. Das Jauchzen des Volkes erfüllte die Luft, und der glückliche Vater sank, dem Himmel dankend, auf seine Kniee nieder. Er hatte ihn wieder, den Liebling der Seele, hatte ihn unverletzt an seinem Herzen und eilte nun, ihn der geängstigten Mutter zurückzubringen.

Einen solchen Ausgang hatte Gessler nicht erwartet, da er es lieber gesehen hätte, wenn statt des Apfels der Knabe selbst gefallen wäre. Doch suchte er seinen Ingrimm hinter einem

Digitized by Google

freundlichen Gesichte zu verbergen. „Gut getroffen!“ sagte er hämisch zu seinen Umgebungen. „Aber warum hast du denn noch einen zweiten Pfeil in deinem Köcher?“ fragte er Tell. „Dieser zweite Pfeil,“ antwortete Tell stolz, mit fester Stimme und glühenden Augen, „war für dich bestimmt, wenn mein Sohn gefallen wäre, und sei versichert, dass ich dein Herz nicht verfehlt haben würde.“ Hoch ergrimmt über diese trotzige Rede, liess der Tyrann den Frevler sogleich wieder in Ketten schlagen, ihn in einen Kahn bringen und auf das andere Ufer des Sees übersetzen, wo er in einem finstern Thurme gefangen sitzen und sein weiteres Schicksal abwarten sollte. Gessler selbst nahm mit einigen seiner Getreuen Platz in dem Fahrzeuge, um an Ort und Stelle persönlich seine Befehle zu ertheilen.

Kaum aber hatten sie die Mitte des Sees erreicht, so erhob sich ein grässlicher Sturm. Die wenigen Ruderer waren zu schwach, der Gewalt des Windes und der Wogen zu widerstehen, die das Fahrzeug umzustürzen drohten. Ihre Kräfte liessen bald nach; sie sehnten sich nach einer Unterstützung und gaben sich alle für verloren, wenn Tell, der mit seinen rüstigen Armen unthätig in Fesseln vor ihnen lag, nicht losgekettet würde und das Steuerruder führte. Gessler, dem sein Leben über Alles ging, und der die drohende Gefahr sah, gab Befehl, ihn loszuschliessen. Er glaubte nicht, zu besorgen zu haben, dass er ihm auf dem tobenden See entspringen würde, und doch entkam er ihm. Mit kräftigem Arm leitete Tell den Kahn nach dem Ufer, wo er wusste, dass eine seichte Stelle war, sprang unversehens in das Wasser und liess das Fahrzeug treiben. Er selbst aber eilte dem Strande zu und floh landeinwärts in das Gebiet der Landschaft Schwytz. Gessler, der auch am Ende das Ufer erreichte, eilte ihm nach mit seinen Leuten und suchte ihn einzuholen; aber Tell, der sich auf seiner Flucht, vermuthlich bei einem der Verschwornen, eine Armbrust verschafft hatte, erwartete ihn in einem Hinterhalte und schoss dem Tyrannen einen Pfeil durch das Herz. Dies geschah in den letzten Tagen des Jahres 1307.

Der erste Schritt war nun geschehen. Einer von den beiden Landesbedrückern lebte nicht mehr; nun war nur noch der andere aus dem Wege zu räumen. Dazu zeigte sich an dem nahen Neujahrstage die erwünschteste Gelegenheit. Es war gewöhnlich, an diesem Tage die kaiserlichen Vögte mit Geschenken aller Art, besonders an Vieh, zu begrüssen. Da machten sich nun zwanzig von den Verschwornen auf den Weg nach Landenbergs Schloss und trieben Schafe, Ziegen, Kälber vor sich her, oder bepackten sich mit Hasen, Hühnern und anderm Geflügel. Landenberg war bei ihrer Ankunft eben im Begriffe, sich in die Kirche zu verfügen, er befahl ihnen, ihre Geschenke nur einstweilen in der Burg abzugeben und seine Zurückkunft zu erwarten. Dies war es, was sie wünschten.

Digitized by Google

Kaum sahen sie sich allein, so zogen sie spitzige Eisen hervor, die sie in dem Busen verborgen hatten, und schraubten sie an ihre knotigen Stöcke. Mit diesen Waffen gingen sie rasch auf die Burgleute los, die nichts Böses ahneten, und machten sie alle zu Gefangenen. Nun wurde ein verabredetes Zeichen mit einem Horne gegeben, auf welches sogleich alle wehrhafte Mannschaft aus Unterwalden mit Waffen aller Art herbeieilte und die Burg besetzte. Unverzüglich wurden vier Eilboten nach allen Gegenden abgefertigt, um den Landesbewohnern die glücklich gelungene That zu verkünden und sie zur Behauptung ihrer Freiheit aufzufordern. Alarmfeuer loderten auf allen Bergen. Von Freiheitsliebe hoch begeistert, griff Alles nach den Waffen, überwältigte die kaiserlichen Unterbeamten und nahm sie gefangen. Kein einziger wurde getödtet, kein einziger Tropfen Blut befleckte den Ruhm dieser schönen Tage. Landenberg suchte zu entfliehen; er wurde aber auf der Flucht eingeholt und mit allen seinen Leuten über die Grenze geschafft. Vorher aber musste er schwören, das Land nie wieder zu betreten.

Dies war der Ursprung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Dem Bunde der ersten drei Landschaften traten bald noch mehr andere bei; im Anfange dieses Jahrhunderts vermehrten sie sich, bis auf dreizehn Cantone; dann kamen noch sechs, und im Jahre 1815 noch drei neue hinzu: so dass gegenwärtig der Schweizer Staat aus zwei und zwanzig Cantonen besteht. Alle folgenden Versuche der östreichischen Fürsten, die Schweizer auf's neue zu unterjochen, waren fruchtlos.

Jerrer.

10. Die Jungfrau von Orleans. 1430.

Die Eifersucht, welche schon während der ganzen Regierung der Capetinger zwischen Frankreich und England geherrscht hatte, gewann bei der Thronbesteigung der Valois neue Nahrung. Bisher hatten sich diese beiden Nationen nur um das Recht und den Besitz einzelner Provinzen gestritten; jetzt galt der Streit den Thron von Frankreich selbst. Denn Eduard II., der damalige König von England, war von mütterlicher Seite ein Enkel Philipp's des Schönen und behauptete als solcher nähere Ansprüche auf den französishen Thron zu haben. Aus diesen gegenseitigen Ansprüchen der beiden Thronbewerber entspann sich zwischen den Franzosen und Engländern ein höchst blutiger Krieg, der mit geringer Unterbrechung ein ganzes Jahrhundert hindurch fortwährte und mit der völligen Vertreibung der Engländer aus Frankreich endete.

Anfangs war das Glück den Franzosen wenig günstig. Eduard III. machte grosse Eroberungen in Frankreich. Er erfocht im Jahre 1346 bei Crecy einen vollständigen Sieg über Philipp; das Jahr

Digitized by Google

darauf eroberte er auch die wichtige Festung Calais an der Enge des Canals. Noch unglücklicher war Frankreich unter Philipp's Nachfolge, Johann II., der sogar selbst in die Gefangenschaft der Feinde gerieth in der Schlacht bei Maupartuis, im Jahre 1356, wo der Prinz von Wales, der von der Farbe seiner Rüstung der schwarze Prinz genannt wurde, sich vorzüglich auszeichnete. Jedoch das grösste Unglück erlitt Frankreich unter Karl VI., der von 1380 bis 1422 auf dem Throne sass. Beim Antritte seiner Regierung war er minderjährig, und als er erwachsen war, fiel er in Wahnsinn. Zur Zerstreuung des unglücklichen Fürsten soll um diese Zeit das Kartenspiel in Frankreich erfunden worden sein, und daher sind bei diesem Spiele die meisten Namen und Bezeichnungen noch jetzt französisch. Es entstand nun ein heftiger Streit um die Regierung unter seinen nächsten Anverwandten, vorzüglich unter den Herzögen von Orleans und Burgund, die das Reich von allen Seiten in Flammen setzten. Der Herzog Johann von Burgund liess den leiblichen Bruder des Königs, den Herzog Ludwig von Orleans, im Jahre 1407 zu Paris ermorden. Während dieser unseligen Streitigkeiten der Parteien im Innern griffen die Engländer das Reich an, schlugen das französische Heer völlig in der Schlacht bei Azincourt (1415) und eroberten das ganze nördliche Frankreich. Und als im Jahre 1419 der Herzog Johann von Burgund von der orleanschen Partei vor den Augen des Dauphin Karl verrätherischer Weise wieder ermordet wurde, stieg die Wuth der Parteien auf's höchste und entzweiete selbst die königliche Familie. Denn die Königin Isabella, eine baierische Fürstin, welche zur burgundischen Partei gehörte, hasste ihren eigenen Sohn, den Dauphin Karl, weil dieser sich an die orleansche Partei geschlossen hatte. Sie ging in ihrer Rachsucht so weit, dass sie ihn selbst um die ihn gebührende Krone Frankreichs zu bringen suchte. Sie verband sich noch enger mit dem nachgelassenen Sohne Johann's, dem Herzoge Philipp dem Guten von Burgund. Beide schlossen mit dem damaligen Könige von England, Heinrich V. zu Troyes einen feierlichen Vertrag, in welchem festgesetzt wurde, dass Heinrich sich mit der Tochter der Isabella vermählen, und dass nach dem Tode des Königs die Krone auf ihn übergeben sollte, mit Ausschluss des Dauphin, der, als mitschuldig an der Ermordung des Herzogs von Burgund, seiner Rechte auf die Krone für verlustig erklärt und aus dem Königreiche verbannt wurde.

Um diesem Vertrage Kraft zu geben, erschien Heinrich V. mit einem grossen Heere in Frankreich und bemächtigte sich eines Platzes nach dem andern. Doch bald rief ihn der Tod mitten aus seiner Siegesbahn. Er hinterliess ein Söhnchen von acht Monaten, das von der burgundischen Partei sogleich als König Heinrich VI. anerkannt wurde. Kurz nach Heinrich V. starb auch der wahnsinnige König Karl VI. Nun nannte sich der Dauphin König Karl VII. und wollte durch die

Digitized by Google

Gewalt der Waffen sein Thronrecht geltend machen. Allein seine Macht war so geringe, dass die Pariser ihm den Spottnamen des „kleinen Königes von Bourges“ gaben, weil er sich in dieser Stadt aufhielt. Und um den Rest seiner Macht völlig zu vernichten, brachen die Engländer und Burgunder vereint auf und eroberten das ganze Land bis an die Loire. Dann schritten sie selbst zur Belagerung von Orleans, um sich einen Weg über die Loire in das südliche Frankreich zu eröffnen. Unter den Franzosen herrschte wegen der wiederholten Niederlagen die grösste Muthlosigkeit. Viele Räthe verliessen in der Stille den Hof ihres Königs Karl. Er selbst dachte schon daran, nach dem entlegensten Süden Frankreichs zu flüchten, wenn das hart bedrängte Orleans den Feinden in die Hände fiele. In diesem Augenblicke der Noth und Gefahr wurde plötzlich der gesunkene Muth des Königs und seines Volks durch ein wunderbares Ereigniss neu belebt und zu ausserordentlichen Thaten begeistert.

Es war der erste März des Jahrs 1429, als ein Mädchen in männlicher Kleidung, von zwei Knappen und vier Dienern begleitet, in des Königs Pallaste erschien und sich als die Befreierin Frankreichs ankündigte. Sie war die Tochter eines Landmannes aus dem Dorfe Domremy in der Champagne, ihr Name Johanna d'Arc, und sie hatte in einem Wirthshause der kleinen Stadt Neufchateau in Lothringen als Magd gedient. Unter den Beschäftigungen ihres Standes war ihr jedoch das Unglück ihres Vaterlandes und ihres jungen liebenswürdigen Königs nicht entgangen. Denn aufmerksam hatte sie die Schilderungen angehört, welche Reisende von der Frechheit der Engländer, der Bedrückung ihrer Landsleute und von dem ihrem rechtmässigen Könige zugefügten Unrechte machten. Alles dieses regte mächtig ihr ohnehin feuriges Gemüth auf; nirgends fand sie Ruhe mehr, Tag und Nacht beschäftigte sie das Schicksal ihres Vaterlandes; endlich glaubte sie, noch sei das Vaterland durch eines Weibes Arm zu retten. Sie bat und flehete inbrünstig zu Gott und sah im Traume Gott selbst und die Schutzheiligen des Landes sie aufmuntern zu dem glorreichen Unternehmen. Voll Begeisterung ihres neuen Berufes wandte sie sich an Baudricourt, den Befehlshaber der benachbarten Stadt Vaucouleurs, und ward von ihm nach Chinon, unweit Orleans, der Residenz Karl's, gesendet. Und ohne Furcht trat sie vor den König und sprach in prophetischem Tone zu ihm: „Wohledler Dauphin, ich bin Johanna, die Magd. Mir ist vom Himmel der Auftrag geworden, Eure Feinde von Orleans zu vertreiben und Euch nach Rheims zu führen. Dort werdet Ihr, nehmet Ihr meine Dienste an, die Krone von Frankreich empfangen, die Euch gebühret.“ Obwohl sie nie vorher den König gesehen hatte, so soll sie ihn doch auf der Stelle aus den anwesenden Hofleuten herausgefunden, und ihm Geheimnisse entdeckt haben, die auf natürliche Weise kein Mensch ausser ihm wissen konnte.

Digitized by Google

Auch soll sie ein in der St. Katharinenkirche zu Fierbois befindliches Schwert, welches seit vielen Jahren ganz in Vergessenheit gerathen war, genau beschrieben und dasselbe begehrt haben. Solche und ähnliche Gerüchte verbreiteten sich unter das Volk; Alle brannten vor Begierde das Wundermädchen zu sehen, welches Gott sich zur Rettung Frankreichs auserkoren habe. Da erschien Johanna auf einem prachtvollen Streitrosse, im Angesichte einer ungeheuern Volksmenge, von der sie mit lautem Zurufe begrüsst ward. Vor ihr her ward ein Banner getragen, auf dem man den Allmächtigen von unzähligen Lilien umgeben, in Gestalt eines ehrwürdigen Greises, mit der Weltkugel in der Hand erblickte. Sie erschien den Zuschauern, als ein überirdisches Wesen; Alle wurden begeistert, Alle hielten sich für unbesiegbar unter der Fahne der Jungfrau und griffen freudig zu den Waffen.

Als die Engländer Nachricht bekamen von dem, was am Hofe Karl's vorgefallen war, spotteten sie des ohnmächtigen und thörichten Versuches, das Schicksal Frankreichs, dessen Rettung Männern nicht gelungen war, nun in die Hand eines schwärmerischen Weibes zu legen. Allein sie vergassen, welch tiefen Eindruck eine auch noch so geringfügige Erscheinung auf ein Volk plötzlich hervorbringen und zu welchen Thaten sie dasselbe begeistern kann. An der Spitze des Heeres eilte die Jungfrau, in der einen Hand das Schwert, in der andern die Fahne, gegen Orleans, um der hartbedrängten Stadt Lebensmittel und Mannschaft zuzuführen. Zuvor jedoch führte sie strenge Zucht und Ordnung beim Heere ein, liess Alle beichten und erfüllte sie mit hohem Vertrauen zu ihr und zu dem, der sie gesandt hatte. Glücklich gelangte sie in die Stadt und wurde, mit Jubel empfangen. Der herzogliche Pallast wurde ihr zur Wohnung eingeräumt, und ein glänzendes Mahl für sie bereitet. Allein nach ihrer gewohnten Mässigkeit nahm sie Nichts davon, als etwas Wein mit Wasser vermischt in einer silbernen Schale, wozu sie ein wenig Brod ass.

Unter der Anführung der Jungfrau machten die Franzosen bald mehre glückliche Ausfälle, griffen die festesten Posten der Feinde an und nahmen ihnen eine Schanze nach der andern fort. Mit jedem Tage hob sich der Muth des französischen Heeres, während ein Grauen, wie vor Geisterspuk, vor dem räthselhaften Wesen sich im englischen Lager verbreitete und den Begriffen jener Zeit gemäss, alle Kräfte der Krieger lähmte. Denn dass Johanna von mehr als menschlicher Art sei, daran zweifelte Niemand; und es half den Anführern der Feinde wenig, wenn sie den Glauben verbreiteten, sie sei des Teufels Werkzeug; denn um so furchtbarer erschien sie nun. Es war kein Halten mehr unter den englischen Soldaten, sobald es hiess: die Jungfrau kommt! Das ganze Belagerungsheer gerieth bald so ausser Fassung, dass schon nach neun Tagen die Belagerung aufgehoben werden musste.

Digitized by Google

So hatte die Jungfrau ihr erstes Versprechen erfüllt; jetzt verliess sie Orleans, um auch ihren zweiten Auftrag, die Krönung des Königs zu Rheims, auszuführen. Sie begab sich nach Tours zum Könige, knieete vor ihm nieder und sprach: „Wohledler Dauphin, (denn so nannte sie ihn immer vor der Krönung) kommet nun und empfanget die heilige Salbung und Eure königliche Krone zu Rheims!“ Obwohl es ein schweres und gefährliches Unternehmen war, bis nach Rheims zu dringen, indem alle auf dem Wege dahin liegenden Festungen in den Händen der Engländer oder Burgunder sich befanden, so beschloss Karl dennoch, der Vorhersagung seiner gottbegeisterten Befreierin zu folgen. Und wirklich öffneten alle Städte auf dem Wege nach Rheims bei dem Erscheinen der Jungfrau ihre Thore; alle Festungen thaten sich vor ihr auf, und die Krönung wurde ruhig vollzogen. Während der ganzen Feierlichkeit stand Johanna, die Fahne in der Hand, neben dem Könige. Nach Beendigung derselben warf sie sich ihm zu Füssen, umfasste seine Kniee und flehete mit Thränen um Erlaubniss, jetzt zu ihrer früheren Beschäftigung zurück zu kehren; ihre Sendung schien nun erfüllt. Allein die Engländer waren noch mächtig in Frankreich, hatten sogar noch die Stadt Paris im Besitze, und um keinen Preis wollte Karl die verlieren, welche ihm bisher so gute Dienste geleistet hatte. Auf sein dringendes Begehren willigte sie endlich ein, bei dem Heere zu bleiben. Allein seit dem Zuge nach Rheims war der Geist von ihr gewichen. Bei den Franzosen erlosch immer mehr die frühere Begeisterung, und die Feinde erholten sich nach und nach von ihrer Furcht und leisteten herzhaften Widerstand. Zwar verrichtete sie noch manche bewunderungswürdige Heldenthat, jedoch im Jahre 1430 wurde sie bei einem Ausfalle aus der Stadt Compiegne von den belagernden Burgunden gefangen genommen und gegen ein hohes Lösegeld an die Engländer ausgeliefert. Diese, hoch erfreut über den herrlichen Fang, schleppten das unglückliche Mädchen mit sich fort nach Rouen und warfen es in einen tiefen Kerker. Mit Muth und Ergebung ertrug sie ein ganzes Jahr alle Leiden ihrer Gefangenschaft. Dann wurde sie als eine Zauberin, die mit den Geistern der Hölle im geheimen Bunde gestanden habe, dem Gerichte übergeben. Unerschrocken beantwortete sie alle ihr vorgelegten Fragen und versicherte, sie habe Alles auf göttlichen Befehl gethan, Gott selbst und die heilige Jungfrau seien ihr erschienen. Darüber wurden ihre Richter höchst erzürnt; sie erklärten ihre Aussage für eine gotteslästerliche Lüge — und verurtheilten sie als Zauberin zum Feuertode. Am 30. Mai 1431 wurde das grausame Urtheil auf öffentlichem Markte zu Rouen an ihr vollzogen. Mit ungewöhnlicher Fassung bestieg sie den Scheiterhaufen, von einem Geistlichen begleitet, der so gerührt und so eifrig im Trösten und Beten war, dass Johanna selbst ihn auf die geschehene Anzündung aufmerksam machen musste. Dann bat sie ihn, wenn er unten sei, ihr das

Digitized by Google

Crucifix recht hoch zu halten. Langsam ward sie darauf zu Asche verbrannt, und diese in die Seine geworfen, damit auch keine Spur von ihr zurückbleibe.

Jedoch führte die Entfernung der Jungfrau das alte Waffenglück der Engländer nicht zurück. Selbst Philipp von Burgund verliess die Partei der Engländer und verband sich mit Karl. Eine Stadt nach der andern ging für die Engländer verloren. Zuletzt besassen sie in Frankreich nur noch Calais, welches sie bis in's sechszehnte Jahrhundert behaupteten. Mit Sehnen und Rührung dachte man nun in Frankreich an den Tod der Jungfrau, welche die Rettung des Reiches so glorreich angefangen hatte. Der König erhob ihre Familie in den Adelstand; sie selbst ward fünf und zwanzig Jahre nach ihrer Hinrichtung feierlich für unschuldig erklärt. In dankbarer Erinnerung an ihre Verdienste wurden ihr auf dem Markte zu Orleans und Rouen Bildsäulen errichtet, die noch vorhanden sind; und ihre wunderbaren Thaten leben bis auf den heutigen Tag in Sagen und Liedern des Volkes fort. Welter.

11. Die Entdeckung von Amerika. 1492.

Es war am 3. August des Jahres 1492, an einem Freitage Morgens, als Columbus mit drei kleinen Schiffen und 120 Mann die kühne Fahrt aus dem Hafen von Palos begann. Am 9. August erreichte man die Canarischen Inseln, wo Columbus sich 3 Wochen aufhielt und dann seine Fahrt den 6. September fortsetzte. Kaum hatte man den 9. September die Canarischen Inseln aus den Augen verloren, als schon einem grossen Theile der Mannschaft der Muth sank und sie in Vorwürfe gegen Columbus ausbrach. Doch gelang es ihm, sie wieder zu beruhigen. Als aber der Wind unaufhörlich 11 Tage hindurch in ihren Rücken blies, und die Schiffenden trotz mancher Land verkündenden Zeichen nur immer in das grenzenlose Meer forttrieb: da schwand ihnen die Hoffnung, je wieder ihre Heimath zu sehen, sie fingen an, ernst und finster vor sich hinzubrüten, zu murren und zu verzweifeln. Endlich drohten sie sogar, Columbus über Bord zu werfen und nach Hause zurückzukehren. Aber auch jetzt stillte Columbus, von dem Gelingen seiner Unternehmung fest überzeugt, bald durch Güte und durch neue Aussichten auf die ihnen bevorstehenden Vortheile, bald durch Drohungen mit der ihm verliehenen unumschränkten Gewalt, den Aufruhr. Am 7. October glaubte man bei dem Aufgange der Sonne Land wahrzunehmen; allein bald überzeugte man sich wieder, dass man durch ein Gewölk getäuscht worden war. Darauf wurde das Murren und der Aufruhr allgemein, indem die Angst vor dem Hungertode oder Schiffbruch Verzweiflung erzeugte. Nachdem Columbus den Aufruhr weder durch gelinde, noch scharfe Mittel zu dämpfen im Stande war,

Digitized by Google

und selbst in der grössten Gefahr schwebte, von den Anführern umgebracht zu werden, machte er ihnen den Vorschlag, dass er, wenn binnen drei Tagen das Land sich nicht zeige, mit ihnen umkehren wolle; wodurch er die Ruhe wieder herstellte. Glücklicher Weise folgten an den beiden nächsten Tagen solche Erscheinungen, welche auch dem Furchtsamsten Muth einflössten. Man sah ein neu abgeschnittenes Rohr auf dem Wasser treiben, fischte ein bearbeitetes Stück Holz nebst einem Bunde Gras auf, welches letztere erst vor kurzem am Ufer eines Flusses ausgerissen worden zu sein schien, sah den Zweig eines Dornbusches nebst dessen Frucht und fühlte ungleichen Wind, besonders Nachts; was der erfahrene Columbus nur von der Nähe des Landes erklären konnte. Nun verwandelte sich die Verzweiflung der Mannschaft in lautes Hoffen. Er benachrichtigte sie noch vor dem Ablaufe des dritten Tages, dass er diese Nacht Land zu erblicken hoffe und befahl den Steuermännern wachsam und auf ihrer Hut zu sein. Am 11. October, Abends um 10 Uhr, erblickte Columbus ein Licht in der Ferne, das hin und her bewegt wurde. Auch zwei andere Reisende, die er zu sich rief, sahen dasselbe, und wie es seinen Standort veränderte. Zwei Stunden nach Mitternacht, also den 12. October, riefen zwei Matrosen der Pinta, welche vorauseilte: „Land! Land!" und gaben noch andere Zeichen der Freude. Sie hatten auch die Küste in der That entdeckt und waren nur noch zwei Meilen davon entfernt. Bei Tagesanbruch sah man eine schöne, flache Insel, in dem Schmucke der Tropenvegetation. Columbus kleidet sich in Scharlach, befiehlt die Anker fallen zu lassen, die Boote zu bemannen, und mit einer eigens zu diesem Zwecke verfertigten Fahne in der Hand, betritt er das Boot. Ein grünes Kreuz, zu dessen beiden Seiten die Anfangsbuchstaben der Namen beider spanischen Monarchen und unter denen Kronen prangten, sah man auf den Fahnen, welche die Befehlshaber in ihren Händen flattern liessen. So nahten sich die ersten Europäer dem lieblichen Gestade. Columbus stieg zuerst an's Land, fiel auf seine Kniee, welchem Beispiele die ganze mit ihm gelandete Mannschaft folgte und betete: „Allmächtiger, ewiger Gott, der du durch die Kraft deines heiligen Wortes Himmel, Erde und das Meer erschaffen hast, Lob, Ehre und Preis sei deinem heiligen Namen! Angebetet werde deine Majestät, die du durch deinen geringen Diener, damit sie in diesem entfernten Theile der Erde verehrt werde, hast verkündigen lassen." Nach diesem Gebete erhob sich Columbus, zog das Schwert, liess die königliche Fahne wehen und nahm im Namen der Kronen Spaniens feierlich vom Lande Besitz. Nachdem alle Formen beobachtet waren, liess er sich, als Vice-König, Admiral und Stellvertreter der Souveraine Gehorsam leisten und durch den Eid der Treue huldigen. Seine ganze Mannschaft drängte sich um ihn, fiel ihm vor die Füsse, küsste seine Hände voll Dankbarkeit, und

Digitized by Google

äusserte das höchste Entzücken, verbunden mit tiefster Bewunderung und Ehrfurcht. Der bisher von ihnen verachtete Ausländer wurde nun zu den grössten Menschen gezählt und fast angebetet. Schüchtern und mit ängstlichem Staunen sah allem diesen ein kupferfarbenes Volk zu, welches das ganze Ufer besetzt hatte, und mit zitternder Neugierde die Schiffe betrachtete, die es für Ungeheuer hielt. Als die nackten Wilden wahrnahmen, dass ihnen kein Leid geschah, nahten sie sich den Fremden, ihre Kleidung, Waffen, Boote, die Hautfarbe, besonders aber die majestätische Gestalt des Admirals bewundernd. Sie waren mit grösster Ehrfurcht und allen Zeichen der Anbetung genahet, wurden aber zutraulich, als sich der Admiral gegen sie so freundlich und liebreich benahm. Nun glaubten sie, die Fremden seien vom Himmel herabgestiegen, und hielten sie für himmlische Wesen. Die Spanier betrachteten diese Naturkinder, die völlig nackt, mit verschiedenen Farben bemalt und meistens von schlanker Gestalt und von angenehmen Gesichtszügen waren, und schwarzes, buschiges Haar hatten, mit nicht geringerer Neugierde. Columbus glaubte nicht anders, als dass er Indien berührt habe; er gab daher den Eingebornen den Namen Indier, der damals ohne alle Untersuchung angenommen wurde und später auf alle neuentdeckten wilden Völker überging; ja sogar dem Lande blieb der Name, das noch heute Westindien heisst.

Diese erste Insel, von den Eingebornen Guanahai genannt, erhielt von Columbus den Namen San Salvador und ist eine der Lucayischen oder Bahama-Inseln. An dem Landungsplatze, der jetzt Port Howe genannt wird, steht gegenwärtig ein Landhaus, das zu Ehren des Columbus den Namen Columbia führt.

So war der Anfang der Entdeckung eines neuen Erdtheils gemacht, und rasch folgten sich nun die weitern Entdeckungen. Am 14. October 1492 verliess Columbus Guanahai mit 7 Indianern, als Dolmetschern, um das verheissene Goldland aufzusuchen; denn als die Spanier bei den Indianern, von welchen viele in den Ohren und am Halse Goldplättchen trugen, nach dem Orte gefragt hatten, woher sie dieses Gold hätten, wiesen sie nach Süden, als dem Lande, woher das Gold käme. Wäre nun Columbus gegen Westen fortgesegelt, so würde er Mexico aufgefunden haben; aber der Weg nach Süden führte ihn zu der grossen Menge von grösseren und kleineren Inseln, welche wir jetzt mit dem Namen der grossen und kleinen Antillen und Westindien bezeichnen. Er entdeckte auf der Fortsetzung seiner ersten Entdeckungsreise ausser vielen andern Inseln auch die grossen, Cuba und Hispaniola, oder St. Domingo (jetzt Hayti). Am 16. Januar 1493 trat er seine Rückreise nach Spanien an und gelangte nach vielen Gefahren am 15. März in den Hafen von Palos, wo Jubel die Stadt erfüllte, die jauchzend dem landenden Admiral entgegenströmte. An der Spitze der Bürgerschaft empfing den Entdecker einer neuen Welt der

Magistrat dieser Stadt. Unter dem Geläute der Glocken und im Triumphe ward er durch die Strassen geführt, und allgemein war die Bewunderung. Von da glich seine Reise zu den königlichen Majestäten zu Barcelona einem Triumphzuge, da von allen Seiten das Volk dem ausserordentlichen Manne entgegenströmte, der so Wunderbares vollbracht hatte. Als er in Barcelona ankam und vor den Majestäten im feierlichen Aufzuge erschien, wobei die mitgebrachten Indianer, Goldbleche und Goldkronen und andere bis dahin nie gesehene Producte allgemeine Verwunderung erregten, ward er mit den grössten Ehrenbezeugungen empfangen. Der König und die Königin, auf ihrem Throne ausserhalb ihres Pallastes sitzend, erhoben sich, als er nahte, nahmen ihn, indem er zu ihren Füssen fiel, bei der Hand, und befahlen ihm, sitzend zu erzählen, und Jedermann durfte zuhören. Sein Vortrag war so edel, dass alle Zuhörer davon entzückt wurden. Dann fiel der König und die Königin und alle Anwesende auf die Kniee und brachten Gott ihren Dank dar. Von diesem Tage an ging der König nie öffentlich aus, ohne den Kronprinzen zur Rechten und Columbus zur Linken zu haben. Alle Vornehmen folgten dem Beispiele des Königs, dem Admiral alle möglichen Ehren zu beweisen. Demselben wurden auch auf's neue alle ihm früher bewilligten Vorrechte bekräftigt und neue hinzugefügt. Um alle Streitigkeiten zu vermeiden, die wegen der Länderentdeckungen zwischen den Kronen Spanien und Portugal entstehen könnten, wendete man sich an den Papst, damals Alexander VI., und dieser bestimmte nun, als Grenze für die schon entdeckten und noch zu entdeckenden Länder, eine Linie, welche er von einem Pol zum andern, 100 Meilen von den Azoren und dem grünen Vorgebirge, zog, und erkannte alles innerhalb dieser Linie Gelegene Spanien zu. Mittlerweile waren zu einer zweiten Expedition 12 grosse und 5 kleinere Schiffe mit 1500 Mann ausgerüstet, mit welchen Columbus und sein Bruder Diego den 25. September 1493 aus der Bai von Cadix abfuhren und nach einer sehr glücklichen Fahrt, indem er sich südlicher, als das erstemal, hielt, den 3. November Dominica und in den folgenden Tagen die meisten übrigen westindischen Inseln entdeckte, worauf er 1496 nach Spanien zurückkehrte. 1498 unternahm er seine dritte Fahrt nach der neuen Welt, indem er seinen Lauf noch südlicher hielt, und entdeckte nicht allein die südlichsten der westindischen Inseln, worunter die grosse Insel San Trinidad, sondern auch das feste Land von Amerika, namentlich den Theil, welcher der Insel San Trinidad gegenüber liegt, und wo der grosse Orinocostrom seine Mündungen hat (also den Theil Südamerika's, der zu der jetzigen Republik Venezuela gehört), und fand durch verschiedene Umstände seine Vermuthung zu der Ueberzeugung gesteigert, dass diese grosse Landstrecke, die er jetzt aufgefunden hatte, keine Insel, sondern festes Land sei, und sprach am 1. August 1498 diese

Digitized by Google

Ueberzeugung aus: so dass ihm die Ehre der ersten Entdeckung nicht allein der Inseln, sondern auch des festen Landes von Amerika, ungeschmälert bleiben muss.

Unterdessen hatte sich ein Ungewitter über Columbus Haupt zusammengezogen, indem durch falsche Anklagen und Beschuldigungen von Missvergnügten, die aus Westindien nach Spanien zurückgekehrt waren, die königlichen Majestäten sich bewogen gefunden hatten, eine Commission zur Untersuchung nach Amerika abzusenden. Unglücklicher Weise war diese dem erbittertsten Feinde des Columbus, dem Francesco Bovadilla, übertragen worden, der in Hispaniola den Admiral mit seinen drei Brüdern in Fesseln legen und nach Spanien bringen liess. Gefesselt kehrte also Columbus 1500 nach Spanien zurück, wo er von Cadix aus seine und seiner Brüder Ankunft in Ketten den Monarchen meldete. Beschämt gaben Ferdinand und Isabella Befehl, die Ketten ihnen abzunehmen und den Admiral an den königlichen Hof zu Granada zu senden, wo er mit vieler Höflichkeit und schönen Worten empfangen wurde. Die Königin brach beim Anblick dieses grössten Mannes ihrer Zeit in Thränen aus. Columbus selbst ward dadurch gerührt; er fiel vor ihr auf seine Kniee, und konnte vor Schluchzen kein Wort vorbringen. Die edle Königin ermuthigte ihn mit Sanftmuth und Gnade; sie richtete ihn auf, tröstete ihn; und nun begann der grosse Mann seine Rechtfertigung. Vollkommen gereinigt stand er da. Oeffentlich missbilligten die Monarchen den Missbrauch ihres Namens, sprachen die Entsetzung Bovadilla's aus und verhiessen Columbus die unmittelbare Einsetzung in seine Aemter, Würden, Besitzungen und Rechte. Bovadilla ward zwar abberufen, aber nicht bestraft; und nie wurde Columbus wieder in seine Statthalterschaft eingesetzt. Der grosse Mann, der Spanien so wichtige Dienste geleistet hatte, musste in solcher Dürftigkeit leben, dass er jetzt oft nicht Platz hatte, wohin er sein Haupt legen, nicht so viel Geld, wovon er der Herberge wo er blieb, seine Zeche bezahlen konnte.

Endlich sendete man ihn zum viertenmale 1502 nach Amerika mit einer Expedition von 4 Schiffen und 150 Mann; doch erhielt er die ausdrückliche Weisung, nur im Falle der Noth auf seiner Fahrt in Hispaniola zu landen. Auf dieser seiner vierten und letzten Reise kam er an die Küsten von Jukatan und Panama, und entdeckte also jenen Theil des Festlandes, der sich zwischen Truxilla und der Landenge von Panama oder Darien hinzieht, das schöne Land vom Cabo Gracias a Dios bis Porto Bello, welche Gegenden jetzt theils zu den vereinten Staaten von Mittelamerika oder Guatemala, theils zu der Republik Neugranada gehören. Von Hispaniola hatte unterdess der neue Statthalter Ovando, der an die Stelle des Bovadilla daselbst eingesetzt worden war, eine Flotte mit grossen Schätzen nach Spanien abgeschickt, ohngeachtet Columbus ihn vor einem bevorstehenden Sturm warnte. Die nicht beachtete Warnung

Digitized by Google

traf leider ein; denn 21 beladene Schiffe von dieser 32 Segel starken Flotte gingen mit allen Schätzen und allen darauf befindlichen Personen, worunter auch Bovadilla und andere Feinde des Columbus waren, unter; nur 11 Schiffe blieben vom Sturme verschont, worauf das noch übrige Vermögen des Columbus und seiner Brüder sich befand. Die natürliche Folge war der allgemeine Glaube der alten und neuen Welt an eine Strafe Gottes für die, dem Columbus bewiesene Undankbarkeit. Auf seiner Rückkehr von der Fahrt längs des Festlandes von Amerika wurde er von der Strömung an die Südküste Cuba's geworfen und war in Gefahr, im Meere zu versinken; er sah sich also genöthigt, in Jamaika auf den Strand zu laufen. Der unedle Statthalter auf Hispaniola, Ovando, wurde zwar vom Unfalle des Columbus in Kenntniss gesetzt, liess ihn aber ein ganzes Jahr lang in Jamaika ohne Hülfe. Unsäglich sind die Leiden, die Columbus hier von Krankheit und seiner aufrührerischen Mannschaft erduldete, bis endlich Ovando ihm Hülfe schickte, so dass Columbus nach Hispaniola gelangen konnte. Krank und des Lebens müde, kehrte er endlich 1504 nach Spanien zurück, wo das Maas des Unglücks die höchste Stufe für ihn erreichte, indem auch seine Beschützerin und Gönnerin, Isabella, am 9. November 1504 starb. Der König Ferdinand empfing ihn zwar zu Segovia, wo er damals seinen Hof hielt, dem Scheine nach ziemlich gnädig und machte ihm allgemeine Versprechen; jedoch ohne sie zu erfüllen, und meinte, Columbus könne sich, statt der ihm versprochenen Würden und Vortheile in Amerika, mit einigen Gütern und Einkünften in Spanien begnügen; als wären damit seine grossen Verdienste um Spanien genug bezahlt. Dies schmerzte den Admiral um so mehr, als er darin zugleich eine Bevortheilung seiner Söhne fand. Er unterlag dem Gram über diesen schändlichen Undank und starb am 20. Mai 1506 zu Valladolid. Zuerst wurde er hier beigesetzt, dann sein Leichnam nach Sevilla und 1526 nach der Stadt St. Domingo auf der gleichnamigen Insel (von Columbus Hispaniola genannt, und jetzt gewöhnlich mit dem Namen Hayti bezeichnet) gebracht. Nachdem der spanische Antheil an dieser Insel 1795 an Frankreich abgetreten worden war, wurden die Gebeine des Columbus nach Havana, der Hauptstadt der Insel Cuba, übergeschifft, wo sie noch jetzt in der dasigen Kathedrale ruhen. Columbus hinterliess zwei Söhne, Diego und Ferdinand, von welchen letzterer als Gelehrter lebte und die Lebensbeschreibung seines Vaters verfasste, ersterer aber seines Vaters Ehrenstellen und Einkünfte erbte. Jedoch wurden dem Sohne Diego's seine Rechte auf die Würde eines Vicekönigs und Statthalters gegen Herzogs- und Grafen-Titel und der Zehnte der Erzeugnisse der neuen Welt gegen jährliche 10—12,000 Golddublonen abgehandelt. Die männliche Nachkommenschaft unsers Columbus starb 1578 aus.

Cannabich.

Digitized by Google

12. Napoleon. 1769—1821.

Napoleon Bonaparte war auf keinem Throne geboren; er stammte aus einer armen adeligen Familie in Ajazzio, der bedeutendsten Stadt der Insel Corsika. Sein Vater war Rechtsgelehrter, seine Mutter, Lätitia, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Er war der zweite von acht Geschwistern und 1769 geboren. Schon dem Knaben gab ein Lehrer das Zeugniss: „Ein Corse von Geburt und Charakter. Er wird weit gehen, wenn die Umstände ihn begünstigen.“ Und in der That trat in ihm der leidenschaftliche Hass, der unruhige, kriegerische Geist, die trotzige, unbeugsame Hartnäckigkeit des Corsen bis an's Ende seines Lebens in ausserordentlicher Weise hervor. Die Lebensbeschreibungen Plutarchs gaben seinen ehrgeizigen Wünschen nur neue Nahrung; und Mathematik und Kriegswissenschaft waren seine Lieblingsstudien. In den Kriegsschulen von Brienne und Paris gebildet, trat er, 17 Jahre alt, als Lieutenant in ein Artillerie-Regiment ein. Die Stürme der Revolution vertrieben ihn mit seinen Eltern aus Corsika; so dass diese eine bescheidene Zufluchtsstätte bei Toulon zu finden froh waren. Napoleon, eine Zeit lang ausser Dienste, gelang es endlich, bei der Belagerung des von den Engländern eingenommenen Toulon so sich auszuzeichnen, dass er zum General ernannt wurde. Als aber ein Regierungswechsel in Frankreich eintrat, verlor Bonaparte abermals seine Stelle und wurde bald so unzufrieden mit seiner Lage, dass er dem türkischen Sultan seinen Degen anzubieten beschloss. Da geschah es, dass sich in den Strassen von Paris gegen die Regierung ein Aufruhr entspann. Diese, eines entschlossenen Charakters bedürftig, erinnerte sich jetzt an Bonaparte, machte ihn zum Divisionsgeneral, und er schmetterte die Volkshaufen durch einen Kartätschenhagel erbarmungslos nieder. Jetzt stieg er an Macht und Ansehen. Er wurde Oberkommandant der Armee des Innern. Staunend richteten sich die Augen der Menge auf den erst 26 Jahre alten General mit der hagern Gestalt und dem dunkeln Blick, in dessen tiefstem Grunde man eine Seele schaute, die, nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen, einem an einem Vulkan gewärmten Granit glich. Das blasse Gesicht, von dunkeln Haaren umwallt, verkündete tiefen Ernst und eiserne Beharrlichkeit; die schwarzen Augen blitzten unter den finstern Braunen; aber ein unwiderstehliches Lächeln spielte um seinen Mund, wenn er Jemanden gewinnen wollte.

Um diese Zeit geschah es, dass ein Knabe von 12—13 Jahren eines Morgens bei Bonaparte erscheint. Er vergiesst Thränen und kann lange keine Worte finden. Endlich erfährt Bonaparte, dass er der Sohn des auf dem Blutgerüste umgekommenen Generals Beauharnois ist und sich den Degen seines Vaters zurück erbitten will; derselbe hatte bei der allge-

Digitized by Google

meinen Entwaffnung der Pariser Nationalgarde abgeliefert werden müssen. Bonaparte, gefesselt von der Liebenswürdigkeit des kleinen Bittstellers, gewährt ihm leicht seinen Wunsch, und am andern Tag kommt die trauernde Mutter, ihm dafür zu danken. Der Anblick der reizenden Wittwe, ihr sanftes, gemüthvolles Wesen, macht auf Bonaparte einen tiefen Eindruck. Ihr Reichthum und ihre Verbindungen schmeicheln seinem Ehrgeiz, und er trägt ihr seine Hand an. Die edle Josephine wurde sein Weib. Manchmal wusste ihre Sanftmuth seine Heftigkeit zu mildern und ihn zu edelmüthigen Entschlüssen zu erwecken. Die Franzosen nannten sie später nur „den guten Stern Napoleon's.“ Aber er sollte ihm nicht bis zu seinem Lebensabend leuchten.

Währenddess war Bonaparte zum Oberbefehlshaber des Heers in Italien ernannt worden. Die englischen Minister hatten nämlich gegen das ihnen verhasste republikanische Frankreich eine grosse Verbindung, bestehend aus Oestreich, Russland, Sardinien, dem Kirchenstaat und Neapel, zu Stande gebracht, und zahlten ungeheure Summen Geldes an ihre Verbündeten. Die Volksherrschaft in Frankreich sollte vernichtet werden. Da fasste das Direktorium (so hiess damals die Regierung in Frankreich) den Plan, Oestreich, als den mächtigsten Feind, zuerst anzugreifen und unschädlich zu machen, und zwar mittelst dreier Heere, die von verschiedenen Seiten her auf Wien losstürmen und den Feind in seinem Herzen aufsuchen sollten. Die schwierigste Aufgabe hatte die in Italien stehende Armee zu lösen, welche durch die Lombardei und Tyrol vorrücken sollte. 80,000 Oestreichern mit 200 Kanonen standen nur 30,000 Franzosen mit nur 30 Kanonen gegenüber, und in welchem Zustande! Seit Monaten hatten dieselben keinen Sold empfangen, waren ohne Kleidung, ohne Schuhe, ohne Lebensmittel, fast ohne Waffen. An die Spitze dieses Heeres wurde Bonaparte gestellt. Aber seine Feuerseele wirft schon mit den ersten Worten glühende Funken in die Herzen der jungen Republikaner. Er reitet vor die Front und ruft mit erhobener Stimme: „Soldaten, ihr seid nackt und hungrig. Die Regierung verdankt euch viel. Aber sie kann euch Nichts geben. Die Ausdauer, der Muth, den ihr in diesen Felsen zeigt, sind bewundernswürdig; aber sie gewährten euch keinen Ruhm; kein Glanz fällt auf euch zurück. Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen in der Welt führen; reiche Provinzen, grosse Städte sollen in eure Gewalt fallen; da werdet ihr Ehre, Ruhm und Reichthümer finden. Soldaten! sollte es euch an Muth und Ausdauer fehlen?“

Ihr mögt euch selbst sagen, welchen Eindruck diese Rede auf die ruhmgierigen und ausgehungerten Franzosen machen musste. Aber, was mehr sagen will und Europa mit wachsender Bewunderung erfüllte, Bonaparte wusste diesen Worten auch Wahrheit zu geben. Ich kann euch unmöglich in das

Digitized by Google

Gewühl der Schlachten einführen, das jetzt sich allenthalben erhob und sich mit Blitzesschnelle über die Alpen bis nach Kärnthen und Krain hinwälzte; diese Kämpfe allein könnten ein Buch füllen. Bei Montenotte (April 1796) erfocht Bonaparte den ersten Sieg. Die Schlacht bei Lodi erregte nach seiner eigenen Aeusserung den ersten stolzen Gedanken in ihm, dass er bestimmt sein werde, Europa's Geschicke zu lenken. Die dreitägige Schlacht bei Arcola steigerte den Enthusiasmus seiner Krieger auf's äusserste. Am ersten Tage wäre er fast selbst ein Opfer seines kühnen Muthes geworden. Eine Brücke sollte genommen werden. Aber das Feuer des Feindes war schrecklich. Fast alle Generale waren schon verwundet. Die Soldaten selbst wollen sich der mörderischen Stelle nicht mehr nähern. Da sprengt Bonaparte vor und ruft: „Grenadiere, seid ihr nicht mehr die Tapfern von Lodi?“ Damit springt er vom Pferde, ergreift eine Fahne und stürzt mit dem Rufe: „folgt eurem General!“ auf die Brücke; die Soldaten ihm nach. Allein, von einem mörderischen Feuer empfangen, machen sie auf's neue Halt und — weichen. Schon sinken Bonaparte'ns wenige Begleiter, von feindlichen Kugeln getroffen; der Feind dringt vor, und Bonaparte stürzt über die Brücke in den Sumpf. Jetzt war er von den Seinigen abgeschnitten und verloren. Da sehen ihn seine Grenadiere, und mit dem lauten Ruf: „rettet den General!“ stürzen sie auf die Brücke zurück; und diesem wüthenden Angriff widersteht der Feind nicht länger — und Bonaparte ist gerettet.

Der Friede von Campo Formio (October 1797) machte dem Kriege ein Ende. Frankreich, das so bedrohete und schon allgemein verloren gegebene, hatte gesiegt, gesiegt durch eines Mannes überlegenes Talent; es empfing von Oestreich das reiche Belgien. Die übrigen Feinde, mit Ausnahme England's, wurden zum Frieden genöthigt, zum Theil für Frankreich gewonnen. So glänzend war der Ausgang des Kriegs. Unbeschreiblich war der Enthusiasmus, als Bonaparte in Paris seinen Einzug hielt; und das Direktorium überhäufte ihn, den Retter Frankreichs, mit Ehrenbezeigungen.

Dessenungeachtet hasste es ihn, weil es seinen Ehrgeiz fürchtete, und war froh, als ein, von Bonaparte selbst entworfener Plan ihm Gelegenheit gab, denselben aus seiner Nähe zu entfernen. Die Engländer nämlich, die beharrlich jede friedliche Ausgleichung mit Frankreich ablehnten, und ihm seine ausländischen Besitzungen wegnahmen, hatten in Ostindien eine Hauptquelle ihres Reichthums. Da kam Bonaparte auf den Gedanken, sie in Ostindien anzugreifen, und zwar, um dorthin zu gelangen, zuvor Aegypten wegzunehmen. Ein tiefer Schleier umhüllte das Geheimniss, und erst als die Flotte an Afrika's Küste landete, wurde dem Heer seine Bestimmung mitgetheilt. Im Angesichte der ungeheuren Pyramiden kam es zur ersten entscheidenden Schlacht. „Franzosen,“ rief Bonaparte seinen Soldaten

Digitized by Google

zu, „vergesst nicht, dass von den Höhen dieser Denkmäler vier Jahrtausende auf euch herabschauen!“ Siegreich durchzog er fast ganz Aegypten. Da traf ihn die Schreckensnachricht, dass Nelson, der englische Admiral, seine ganze Flotte in der furchtbaren Schlacht von Abukir vernichtet habe, und dass ein türkisches Heer, von englischen Offizieren befehligt, schon im Anzuge sei. Er beschloss, letzterm durch Syrien und Palästina entgegen zu ziehen, schlug es auch, musste aber, vom Hunger, der Pest und vom Klima verfolgt, unter unsäglichen Leiden des Heers wieder zurückkehren. In Kairo trafen ihn die beunruhigendsten Nachrichten über das Schicksal Frankreichs; all' seine Heere waren geschlagen, alle Eroberungen wieder verloren gegangen. — Bonaparte besinnt sich keinen Augenblick; er lässt das Heer zurück, besteigt ein Schiff und entgeht, nur wie durch ein Wunder, den ihn verfolgenden Engländern, zieht in Paris, wie im Triumph, ein, marschirt mit seinen Grenadieren in den Saal der Regierung, treibt sie mit gefälltem Bajonett auseinander, stürzt so durch einen unerhörten Gewaltstreich das allerdings schwache Direktorium, giebt Frankreich eine neue Verfassung, legt die oberste Gewalt in die Hände dreier Consuln, zu deren erstem er sich selbst macht: und das Alles, ohne irgend einen bedeutenden Widerstand zu finden. So tief war das Ansehn des Direktoriums gesunken, und so allgemein war die Ueberzeugung, nur Bonaparte könne den Staat aus der von dem Auslande drohenden Gefahr retten.

Und in der That, er vollbrachte diese Rettung. Er stieg über den Gotthard, fasste die Oestreicher unvermuthet im Rücken und erfocht bei Marengo einen glänzenden Sieg, und schon im nächsten Jahre (1801) brachte er einen, für Frankreich äusserst vortheilhaften Frieden zu Stande (zu Lüneville); und zum erstenmal seit Beginn der Revolution (1789) hatte Frankreich mit allen seinen Feinden Frieden und feierte in einem wahren Freudenrausche das grosse Friedensfest. Bonaparte zeigte jetzt, dass er auch ausser dem Schlachtfelde gross zu sein vermochte. Er legte die nützlichsten und prachtvollsten Strassen und Kanäle an, beförderte den Handel, die Künste und Wissenschaften, er liess jenes herrliche Gesetzbuch (Code) entwerfen, von dem er noch später, als er das Vergängliche aller irdischen Hoheit hinlänglich empfunden hatte, sagte: „mit diesem in der Hand werde ich auf die Nachwelt kommen!“ Durch eine so rühmliche That, gelang es ihm, zu bewirken, dass die Franzosen durch eine allgemeine Abstimmung (1802) ihn zum lebenslänglichen Consul ernannten und zwei Jahre später gar zum Kaiser! So wunderbar waren die Schicksale dieses Mannes, dass er in dem kurzen Zeitraum von 8 Jahren vom armen Lieutenant bis zum Kaiser eines der ersten Reiche der Welt emporgestiegen war. Wie schön, wenn er diese hohe Stellung durch Mässigung, Weisheit und thätige Menschenliebe zu behaupten gewusst hätte! Aber Napoleon (diesen Namen führte er von jetzt an)

Digitized by Google

liebte nur Eins: das Vergnügen zu herrschen und Völker gegen einander auf die Schlachtbank zu führen; und das stürzte ihn wieder von dem Gipfel seiner Macht.

Die nun in dem Zeitraume von 1804 bis 1812 folgenden Ereignisse kann ich euch unmöglich anders, als nur andeutend darstellen. Fragt eure Väter und Grossväter, ob sie nicht selbst sagen, es dünke sie, wie ein fabelhafter Traum, was für unglaubliche Veränderungen in diesem kurzen Zeitraume sich zugetragen, wie alte ehrwürdige Throne einstürzten, neue errichtet wurden, alte Geschlechter untergingen, neue auftauchten, Verfassungen, deren Ursprung über ein Jahrtausend zurückging, gegen neue gewechselt wurden. Alles Alte schien Europa's Boden verlassen zu sollen, um einer neuen Schöpfung Platz zu machen. Lasst mich in einigen Umrissen euch die wichtigsten Veränderungen, der Zeit noch etwas zurückgreifend, vorüberführen! Im Anfange wurde Alles republicanisirt. In Genua entstand die ligurische, in Oberitalien die cisalpinische, ja selbst im Kirchenstaate, nach Verjagung des Papstes, die römische, in Neapel die parthenopäische Republik; die schweizerische Eidsgenossenschaft wurde, mit Beiseitsetzung aller örtlichen Verhältnisse, zur einen, untheilbaren helvetischen Republik umgewandelt. Kaum aber war Napoleon auf den Kaiserthron gelangt, so gingen neue Verwandlungen vor. Die cisalpinische Republik wurde ein Königreich, und Napoleon selbst mit der eisernen Krone gekrönt. Seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnois, machte er zum Vicekönig; die ligurische Republik (Genua) wurde mit Frankreich vereinigt; die parthenopäische (Neapel) wieder zum Königreich gemacht und zuerst Napoleon's Bruder, Joseph, dann seinem Schwager, Murat, übergeben; die batavische Republik wurde aufgehoben, und Ludwig, ein anderer Bruder Napoleon's, zum König von Holland gemacht; ja 1806 wurde das deutsche Reich, nach einem, mehr als tausendjährigen und in früheren Zeiten höchst ruhmvollen Bestande, förmlich aufgelöst, und an seine Stelle der Rheinbund gesetzt, der nur etwa aus der Hälfte der deutschen Staaten bestand und zum Lenker (Protektor) seines schmachvollen Daseins den gewaltigen Napoleon selbst hatte. Für diese, nur im Interesse Frankreichs vorgenommene Aenderung wurden die Deutschen durch allerlei süsse Locktöne gewonnen. Deutschland hatte bis dahin 1500 Herren gehabt, und diese wurden nun, bis auf dreissig und einige, vermindert, und die Länder der kleineren Fürsten den grösseren übergeben (man nennt diesen der Gesammtheit des Volks zwar nicht unvortheilhaften, aber nichts desto weniger durchaus ungerechten Gewaltstreich die Mediatisation); und die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, so wie der Herzog von Würtemberg, wurden zu Königen erhoben; der Landgraf von Hessen, der Markgraf von Baden zu Grossherzogen etc., ja Hannover wurde England entrissen, zuerst an Preussen gegeben, um auch dieses mit England zu verfeinden;

Digitized by Google

dann aber, nachdem der Kurfürst von Hessen verjagt worden war, mit dessen Ländern zu einem Königreich Westphalen vereinigt, das Napoleon's jüngster Bruder Hieronymus erhielt; ein Grossherzogthum Berg wurde zuerst an Murat, dann an Ludwig's Sohn übergeben. Länder und Völker wurden verschenkt, ohne dass diese nur im mindesten desshalb gefragt worden wären, und in manchen Gegenden wurden in diesen 8 Jahren drei bis vier Huldigungseide an verschiedene Herren geschworen. Oestreich verlor das treue Tyrol, welches mit Baiern vereinigt wurde, und Preussen wurde um vier Millionen Einwohner ärmer. Die spanische und portugisische Königsfamilie, erstere durch schmählichen Verrath, wurden zur Thronentsagung genöthigt, und Joseph zum König von Spanien erhoben. Freilich geschah dies Alles nicht ohne die blutigsten Kämpfe, und der Kanonendonner rollte bald an den Gestaden der Ostsee, bald in der feierlichen Schneeregion der Alpen, bald jenseits der steilen Pyrenäenabhänge. Welches Gedächtniss möchte die Namen der Schlachten und der Tapfern alle, die in jenen Tagen vor dem Ohr des staunenden und zagenden Europa's vorüberrauschten, fassen? Nur wenige Namen darf ich euch melden: 1) die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (1805), wo Napoleon über Russlands und Oestreichs Kaiser einen glänzenden Sieg erfocht; 2) die Schlacht bei Jena (1806), wo Preussen tief gedemüthigt wurde; 3) die bei Aspern (Mai 1809), wo Oestreich, und die bei Wagram (Juli 1809), wo Frankreich siegte und Oestreich zum Frieden zwang.

Damals stand Napoleon in der That auf dem Gipfel seines Ruhms, und er selbst träumte sich unbezwingbar. Um den europäischen Fürsten sich mehr gleich zu stellen und Oestreich sich fester zu verbinden, verstiess er die treue Josephine, indem er sich von ihr scheiden liess, und heirathete Marie Louise, die Tochter des östreichischen Kaisers Franz (1810). Diese gebar ihm einen Sohn, Napoleon II., den er noch in der Wiege zum König von Rom erhob. Wer war je höher gestiegen, als Napoleon, und wer hätte jetzt noch dem Mächtigen widerstehen können? Und doch war er gerade jetzt dem Verhängniss reif. Der Unbändige fiel durch eigene Schuld.

Auf dem Festlande Europa's hatte Napoleon nur noch einen Gegner, der ihm gewachsen scheinen konnte, und den seine Herrschlust nicht länger mehr neben sich leiden mochte — das war das gewaltige Russland; und eben so fühlte der russische Kaiser Alexander, dass er nicht länger mehr einem Kampfe ausweichen dürfe, der zur Behauptung der Selbstständigkeit Russlands unvermeidlich geworden war. Einige fast unbedeutende Ereignisse brachten endlich den lange vorausgesehenen Krieg zum Ausbruch. Napoleon zog mit 617,000 Mann hin gegen Russland's Grenze. Ein schöneres, gebildeteres und besser ausgerüstetes Heer hat wohl die Welt nie gesehen, und für blos menschliche Kraft schien es unbesiegbar. Deutsche aller

Digitized by Google

Stämme, Franzosen, Polen, Italiener, selbst Spanier, wälzten sich dem Norden zu, und überschritten am 24. Juni 1812 den Niemen. Der russische Feldherr wusste wohl, dass die Beschaffenheit des Bodens und des Klima's Napoleons gefährlichster Feind sein werde; er zog sich daher immer weiter zurück. Doch nöthigte ihn der Grimm seiner Russen, dem Feind sich entgegenzustellen; das erstemal geschah dies bei der Vertheidigung von Smolensk, einer für heilig gehaltenen Stadt — sie wurde in einen Aschenhaufen verwandelt; das zweitemal am Flüsschen Moskwa. Eine grässlichere Schlacht ist in neueren Zeiten nicht geliefert worden: 70,000 Todte und Verwundete bedeckten am Abend das Schlachtfeld. Doch schien Napoleon abermals Sieger, weil die Russen sich weiter zurückzogen. Jetzt stand den Franzosen der Weg nach Moskau, der zweiten Hauptstadt des Reichs, offen. Aber es war auch hohe Zeit. Lebensmittel mangelten; weil die Russen Alles vor sich her zerstörten. Die Jahrszeit wurde rauher, und man fürchtete die Schrecken des russischen Winters. In Moskau hatte Napoleon den Seinen nicht blos ruhige Winterquartiere, sondern auch das Ende des ganzen Kampfes versprochen. So sicher war er in seinen Erwartungen. Als daher die Vordersten des französischen Heers die letzte Anhöhe vor Moskau erstiegen hatten, und nun plötzlich die wunderbare Czarenstadt vor sich liegen sahen, durchdrang der Freudenruf: „Moskau! Moskau!“ die Lüfte, und voll freudiger Begier stürmten die Hintern nach, um des lang ersehnten Anblicks sich zu freuen. Und wohl war es ein Anblick zum Erstaunen! 400,000 Einwohner wohnten in diesem wunderlichen Gemisch von den ärmlichsten Hütten und den prächtigsten Marmorpalästen; die Reichthümer Asiens waren hier in den kostbarsten Bazars (Waarengewölben) zur Schau ausgelegt; 1600 Kirchen ragten aus der unübersehbaren Häusermasse hervor; jede Kirche hatte fünf Thürme, deren Dächer mit Blech, Zinn oder Kupfer gedeckt, zum Theil herrlich bemalt, ja selbst vergoldet waren. Der grossartigste Bestandtheil Moskau's aber war der Kreml, eine ungeheure, in Gestalt eines Dreiecks angelegte Festung, inmitten der Stadt, mit unzähligen Thürmen und prachtvollen Palästen, die Residenz des Kaisers. Dieser Stadt nahete sich jetzt das Heer. Aber wunderbar! keine Behörde zog dem Kaiser entgegen, ihn um Schonung der Stadt anzuflehen; nichts Lebendiges wurde vor den Thoren erblickt; die Thore selbst standen weit offen. Einige Officiere, die sich in sie hinein gewagt, brachten die Nachricht, in den Gassen sei es wie ausgestorben. Napoleon wurde bestürzt — eine schwarze Ahnung ergriff seine Seele; er hielt seinen Einzug; es herrschte das Schweigen der Wüste; man hörte Nichts, als die Hufschläge der Rosse und die Fusstritte der Soldaten. Der Kaiser nahm seine Wohnung in dem Kreml, die Soldaten in den Häusern der Stadt; aber fast keine Seele trafen sie in denselben an. Alles hatte die Stadt verlassen; nur hier und

Digitized by Google

da begegneten sie dem, von Mordlust und teuflischer Freude verzerrten Gesicht eines Galeerensträflings, der aber schnell wieder verschwand. Lebensmittel und Reichthümer fanden sie die Fülle, und man fing an, sich froheren Hoffnungen hinzugeben. Da erhoben sich um Mitternacht an drei verschiedenen Orten der Stadt Feuersäulen; die Flamme griff mit Windesschnelle um sich; zwar wurden die Franzosen an zwei Orten des Feuers Meister, aber nicht am dritten; und aus ganz unbewohnten Häusern hörte man einen Knall dringen, sah dann einen leichten Rauch aufsteigen, der immer dicker und dunkler wurde, bis zuletzt eine helle Flamme ausbrach; und schon am zweiten Tage geschah dies an so vielen Orten, dass über die eigentliche Veranlassung kein Zweifel mehr sein konnte. Rostopschin, der Befehlshaber von Moskau, hatte den ungeheuren Plan gefasst, um die Franzosen zu verderben, die ganze herrliche Czarenstadt mit all ihren Reichthümern und Kostbarkeiten aufzuopfern. Die Bevölkerung nöthigte er, mit ihm wegzuziehen; 2000 Verbrecher und Galeerensträflinge aber entliess er aus den Gefängnissen und gab ihnen den Auftrag, durch Brandfackeln, Pechkränze und Granaten die Stadt den Flammen zu übergeben; und mit teuflischer Freude vollzog die mörderische Rotte den schauerlichen Auftrag. Die Flammen wälzten sich währenddess immer näher zum Kreml heran, und der Sturm heulte drein. Napoleon schlief; da erweckte ihn die Helle. Die Nacht schien zum Tag geworden. Voll Entsetzen sprang er auf. „Ist's möglich," rief er aus, „das haben sie selbst gethan? Welche Menschen!" Am dritten Tage waren die Flammen schon so nahe gekommen, dass der Kreml wie von einem Feuermeer umgeben schien. Es war die höchste Zeit, sich zu retten. Noch eine einzige, enge, krumme Strasse bot einen Ausgang. Nur mit Mühe und mit halb verbrannten Kleidern entging noch der Kaiser dem schrecklichen Feuertod. Aber viele der Soldaten suchten, mit Lebensmitteln und Schätzen beladen, vergeblich einen Rückweg; sie starben in den Flammen. Nach sechs Tagen erst erlosch die Gluth; nur der zehnte Theil der einst so herrlichen Stadt war erhalten; alles Uebrige, Paläste und Kirchen versanken in Asche und Graus.

Der Untergang Moskau's war auch das Grab für die Pläne und das Glück Napoleons. Vergebens hatte er noch mit Alexander Friedensunterhandlungen versucht. Der Russe wollte mit keinem Feind unterhandeln, der noch im Herzen seines Landes stand. An ein Winterquartier auf dem Aschenhaufen Moskau's war nicht zu denken; an eine weitere Verfolgung des Feindes eben so wenig; denn die Schlachtreihen der ergrimmten Russen wuchsen in dem gleichen Maasse, als sich die seinen von Tag zu Tag verminderten. Napoleon musste sich zum Rückzug entschliessen und trat ihn am 19. Oktober an. Am 6. November fielen die ersten Schneeflocken, und der russische Winter nahm jetzt seinen Anfang. Die Schauerscenen,

Digitized by Google

die sich von jetzt an ereigneten, theils durch die gerade in jenem Winter so fürchterliche Kälte, theils durch den grässlichen Hunger, theils durch den unbarmherzig verfolgenden Feind, will ich euch hier nicht beschreiben. Ganze Bogen würde das Schauergemälde erfordern, und starres Entsetzen müsste euch ergreifen. Von dem noch vor kurzem so glänzenden Heere gelangten nur wenige Trümmer, fast alle ohne Waffen, in Deutschland wieder an. In Wilna allein lagen 70,000 Leichen; und als der nächste Frühling die Schneerinde schmolz, kamen 243,000 Leichen zum Vorschein, die nun theils verbrannt, theils verscharrt wurden. Der Urheber all dieses Jammers aber hatte sich auf einem Schlitten, nur von einem Kammerdiener begleitet, davon gemacht, um in Paris ein neues Heer auszurüsten.

Aber die Lage der Dinge änderte sich jetzt bedeutend. Das so lange unterdrückte und so schwer beleidigte deutsche Nationalgefühl, schon lange durch Deutschlands edelste Männer aufgeregt, loderte in Flammen reiner Begeisterung auf, und Preussens Volk und König sagten sich in feierlicher Erklärung von dem unersättlichen Eroberer los. Schweden und sogar Oestreich trat den Verbündeten bei, und nach verschiedenen Schlachten kam es endlich in der dreitägigen „Völkerschlacht" bei Leipzig am 16—19. October 1813 zur blutigen, aber gerechten Entscheidung. Napoleon wurde gänzlich geschlagen und floh über den Rhein zurück. Jetzt erhob sich das ganze deutsche Volk. Napoleon rüstete ein drittes Heer aus, und warf sich mit verzweiflungsvoller Kraft den Verbündeten entgegen. Aber der Engländer Wellington hatte in Verbindung mit den Spaniern schon die Pyrenäen überschritten; Holland wurde von den Preussen erobert, und rasch rückten die Verbündeten vor Paris. Ein kleiner Heerhaufen warf sich ihnen mit verzweifeltem Muthe entgegen — Napoleon stand mit dem Hauptheer noch mehrere Meilen entfernt —; die Verbündeten siegten und zogen am 31. März 1814 in Paris ein — unter lautem Jubelruf der Bevölkerung. Auch das französische Volk war der nutzlos vergossnen Ströme Bluts müde; man verlangte die vor 20 Jahren verjagten Bourbonen auf den Thron zurück. Als Napoleon diese Nachricht erhielt, erfasst ihn die Verzweiflung: er nimmt, so berichtet ein Augenzeuge — Gift. Doch seine kräftige Natur rettet ihn durch heftiges Erbrechen von dem Tode. „Gott will es nicht!" rief er, als er wieder zu sich kam, erstaunt aus, unterzeichnete jetzt die ihm vorgelegte Thronentsetzungsurkunde und schiffte sich nach der Insel Elba ein, die ihm mit dem Recht unbeschränkter Herrschaft übergeben wurde. Marie Louise aber folgte ihrem Gemahl nicht in das Unglück, sondern ging mit ihrem Sohne nach Wien. Denn nicht Liebe, sondern kluge Berechnung hatte diesen Bund geknüpft.

In Frankreich regierte jetzt wieder die alte Familie der Bourbonen, aber mit wenig Geschick, so dass die Blicke der

Digitized by Google

Nation sich sehnsüchtig wieder nach Napoleon wandten. Darauf hatte er nur geharrt. Mit 1100 Mann seiner alten Garde landete er am 1. März 1815 unvermuthet in Frankreich und kam schon am 20. Tage in Paris an. Sein Zug war ein langer Triumphzug. Für die Bourbonen erhob sich kein Arm; bestürzt flohen sie aus Frankreich. Aber die Verbündeten rückten rasch heran. Bei Waterloo kam es zur Hauptschlacht, am 18. Juni 1815. Wellington und der tapfere Blücher erfochten hier den vollständigen Sieg; die französische Armee ward vernichtet. Napoleon floh nach Paris und dankte hier zu Gunsten seines Sohnes zum zweitenmal ab; er selbst begab sich an Bord eines englischen Kriegsschiffs, um sich nach Amerika überschiffen zu lassen. Aber nicht sein Sohn, sondern die Bourbonen wurden wieder auf den Thron gesetzt; und er selbst wurde in den fernen atlantischen Ocean, auf das Felseneiland St. Helena verbannt, wo er noch 6 Jahre, getrennt von seiner Familie, nur von wenigen Getreuen begleitet, in dem traurigen Bestreben, die Grösse und Reinheit seiner Gesinnungen und Thaten zu beweisen, verlebte. Ein Magenkrebs machte am 5. Mai 1821 seinem Leben ein Ende.

Friedr. Haupt.

Digitized by Google

Poetischer Theil.

I. Fabeln und Parabeln.

1. Der Schmetterling und die Biene.

Ein schöner bunter Schmetterling
(Ich glaub', es war ein Pfauenauge) hing
An einem Hyacinthenstocke
Und spiegelte mit Wohlgefälligkeit
Im Sonnenglanz sein sammt'nes Federkleid.
Jetzt sah er in dem Kelch von einer Silberglocke
Ein Bienchen. — Voller Zorn schrie er: „Was will das hier?
Ein kleines, so armsel'ges Thier
Wagt sich so nah' zu mir?
Man sieht's an seinem här'nen Rock,
Daß es von Staub geboren ist,
Im Staub zu kriechen, auserkiest,
Bestimmt, sein Bißchen Brot mit Placken zu erwerben
Und in der Dunkelheit zu leben und zu sterben.
Herr Gärtner! (hier rief er den Gärtner zu sich hin)
So wahr ich, seh' Er selbst, das Kind der Schönheit bin,
So ist der Anblick mir nicht länger auszusteh'n!
Vertreib' er doch die schmutz'ge Nachbarin;
Noch besser ist's, den Hals ihr umzudreh'n!"

Der Gärtner hörte lang' schon dem Geschwätze zu.
„Du bunter Taugenichts!" sprach er, „was schwätzest du?
Dir hab' ich Lust, den Hals zu brechen!
Du kannst von deiner Herkunft sprechen?
Du? eine Raupe sonst, für uns die größte Last,
Die du mir Blüth' und Blatt im Lenz zerfressen hast?
Und nun Nichts thust, als in der Luft umher zu gaukeln
Und, auf dein Kleidchen stolz, auf Blumen dich zu schaukeln,
Und wenn du deine Zeit unnütz verthan,
Uns ein Geschmeiß von Raupen herzusetzen?
Und dies Bienchen siehst du mit Verachtung an?
Ja freilich, wenn wir bloß den Werth nach Kleidern schätzen, —
Und doch wiss', wenn Geburt was wär',
Sie ist ein Königskind; allein, sie ist weit mehr,

Digitized by Google

Ist Fleiß und Arbeit selbst, prangt nicht mit falschem Glanze,
Baut Häuser, sammelt mühsam ein,
Und nicht von And'rer Gut, auch nicht für sich allein,
Sie sammelt Schätze für das Ganze.
Wart'! wart'! du sollst es seh'n!" — und hiemit hascht er ihn;
Er zappelte, und wollt' entflieh'n;
Umsonst. Er ward zum Bienenstock getragen
Und in den Korb hineingesteckt.

Hier hatt' er kaum der Bienen Fleiß entdeckt,
Sie ihn, so kriegt ein Schwarm ihn bei dem Kragen
Und schrie: "Fort, fort mit dir;
Kein Stolz und Müssiggang gilt hier!
Wir kennen kein Verdienst, das Stand und Schneider geben,
Und leben nicht, um bloß zu leben;
Wer jenes nicht durch innern Werth erwirbt,
Ist nicht des Lebens werth, und werth nur, daß er stirbt."

Weiße.

2. Der Wiedehopf und die Nachtigall.

Ein Wiedehopf pries sich
Und sein gekröntes Haupt
Der Nachtigall. "Mein Weibchen," sprach er, "glaubt,
Du seist recht häßlich gegen mich."
"Das könnte sein," erwiederte
Die Nachtigall, und flog auf eine Höh',
Und sang,
Und alle Wand'rer blieben steh'n,
Und sagten: "Wie singt sie so schön!
Wie süß ist ihrer Stimme Klang!"
Der Wiedehopf flog hin und her,
Doch Keiner sprach: "Wie schön ist er!"
Denn für die kleine Philomele
War Alles Ohr.

So zieht man insgemein doch eine schöne Seele
Dem schönsten Körper vor.

Gleim.

3. Der Pfau und der Kranich.

Mit einem Kranich zankte sich
Ein stolzer Pfau. "Wie," sprach er, "dich
Wirst du doch nicht mit mir vergleichen?
Du mußt mir ja in Allem weichen,
Sieh' nur einmal mein schönes Kleid
Ist aller andern Vögel Neid;

Digitized by Google

Mein langer spiegelvoller Schwanz
Und meines Halses Wunderglanz
Macht mich zu dieses Hofes Zier.
Doch du, was hast du denn an dir,
Das mir den Vorzug streitig macht?
Du gehst einher in Bauerntracht,
In einem alten grauen Kittel,
Hast keinen Rang und keinen Titel.“

Der Kranich sprach: „Da hast du Recht!
Mein Rang ist klein, mein Rock ist schlecht;
Doch hab' ich hier zwei gute Flügel.
Hoch über Land und Meer und Hügel
Schwing ich mich auf, beseh' die Welt,
Und welches Land mir dann gefällt,
Nach diesem steuert mein Gefieder.
Wenn ich es will, laß ich mich nieder,
Find' aller Orten meinen Herd',
Und esse, was mein Herz begehrt;
Da du hingegen stets im Wust
Auf deinem Hofe bleiben mußt,
Und wenn du dich zum Flug' ermannst,
Kaum auf die Scheuer fliegen kannst;
Drum sieh' mich so gering nicht an!
Nicht immer macht das Kleid den Mann!“

Zachariä.

4. Die Hindin und ihr Kalb.

Auf einer Insel, die der Fuß
Des Jägers nie betreten hatte,
Schlug einst auf einer fetten Matte,
An deren Rand ein heit'rer Fluß
Vorbeiglitt, eine weise Hinde
Mit ihrem kaum entwöhnten Kinde
Ihr Lager auf. Das kleine Thier
War lauter Speck und lauter Leben;
Es hüpfte durch das Lustrevier,
Sprang gaukelnd über Stock und Gräben,
Fraß bis zum Platzen Gras und Kraut,
Trank ohne Durst aus allen Quellen
Lag lungernd bald auf fauler Haut,
Und schaukelte bald in den Wellen
Des Baches seinen feisten Bauch.
Dem Müssiggang und Ueberdrusse
Folgt schlaffer Ekel auf dem Fuße.
So ging es unserm Kälbchen auch.
Es nahte wimmernd sich der Mutter

Digitized by Google

Und sprach betrübt: „ach! ich bin krank;
Wie Galle schmecket mir mein Trank,
Wie dürres Stroh das fettste Futter;
Ich athme Nichts, als faule Luft,
Und wenn wir hier noch lange weilen,
So wird dies Kleethal meine Gruft.“
„Kind,“ rief die Mutter, „laß uns eilen!
Hier kommt es auf dein Leben an.
Fort, in die Welt!“ Gesagt, gethan.
Das Paar verließ die schöne Weide;
Der junge Pilger hüpft vor Freude;
Bedachter war der Mutter Gang;
Allein, sie führte doch den Knaben
Und ließ ihn ganze Stunden lang
Bald durch versengte Haiden traben,
Bald über einen Felsenhang,
Auf dem kein Gräschen sproßte, klimmen.
Er stutzte, fand die Gegend kahl
Und keuchte bei den schroffen Krümmen.
Der Abend kam. Zum erstenmal
Muß er sich nüchtern schlafen legen.
„Sei's,“ denkt er, „morgen bring' ich's ein.“
Kaum schwand der Sterne Demantschein,
So ging auf unwirthbaren Wegen
Die Reise fort. Der arme Tropf
Fing dürre Disteln an zu nagen
Und trank am Ende mit Behagen
Aus einem Sumpf. Er hing den Kopf
Und sprang nicht mehr. Kurz, nach zween Tagen
Ließ die Diät ihm kaum die Macht,
Die müden Knochen fortzutragen.
„Gut, nun ist meine Cur vollbracht,“
Sprach die Mama bei sich und wandte
Durch einen Paß, den sie nur kannte,
Sich nach der Heimath. Es war Nacht,
Als sie mit dem halb lahmen Kalbe
Das Thal, das es gebar, betrat.
„Der Schlaf, mein Kind, ist Nervensalbe;
Genieß ihn.“ Es gehorcht dem Rath.
Die Sonne war schon aufgegangen,
Als es gestärkt den Nacken hebt.
Es sieht den Anger, neu belebt,
In seinem Feierkleide prangen.
Es rafft sich auf; mit leckerm Zahn
Käut es die bunten Balsamkräuter.
„Halt! Mutter, halt! beim großen Pan!“
Rief es, „ich reise nicht mehr weiter;
Hier ist Fortunen's Heiligthum;
Wo könnt' ich es wohl besser finden?

Nein, nein, in diesen holden Gründen
Sei einst mein Grab!" „„Kind sieh dich um,""
Versetzt die Mutter. Nun betrachtet
Es und erkennt, was es verachtet,
Und bleibt vor Scham und Reue stumm.
„Sohn," sprach die Mutter, „willst du wissen,
Wie man ein Gut gebrauchen muß,
So lerne sparsam es genießen;
Die Mäßigkeit würzt den Genuß." Pfeffel.

5. Tamino und Pamina.

Ein Windhund, der Tamino hieß,
Betrug sich oft sehr ungerathen.
Einst stahl er einen ganzen Braten,
Den ohne Schutz der Koch verließ,
Und machte glücklich mit dem Raube
Sich fort in eine Gartenlaube.

Indem er da mit Gier und Hast
Die Zähne brauchte, kam, als Gast,
Ein Löwenhündchen aus dem Hause.
„Herr Kamerad, halb Part vom Schmause!"
Rief's lustig, „meine Wenigkeit
Dient wieder bei Gelegenheit."

„Man sollte sich des Bettelns schämen!"
Sprach jener; „doch zur Noth magst du
Für diesmal einen Mundvoll nehmen."
Pamina langte schüchtern zu.
Indessen donnerten die Flüche
Des Bratenmeisters in der Küche.
Und er errieth den Dieb im Nu.
Er stürmte fort, ihn zu entdecken,
Und feindlich führt ein Ungefähr,
Den beiden Schmausenden zum Schrecken,
Mit einem fürchterlichen Stecken
Ihn schnurstracks in den Garten her.
Tamino setzte, wie mit Schwingen,
Sich über'n Zaun in Sicherheit;
Doch, nicht gebaut zu solchen Sprüngen,
Entkam der Löwenzwerg nicht weit,
Ward jämmerlich vom Koch gebläu't
Und ließ sein Weh durch's Haus erklingen.

„Was giebt's? begann der edle Hund
Sarastro, ein betagter Pudel.
Pamina that ihr Unglück kund.
„O Thörin!" sprach der graue Mund,

„Du hast in diesen Schlägestrudel
Durch einen Fehltritt dich gebracht!
Pfui! deinem Magen bloß zu Liebe
Hast du mit einem Schelm und Diebe
Vertraute Compagnie gemacht.“

„Ach, lieber, alter Vater!“ sagte
Das Hündchen, „warum schmälet ihr?
Tamino, wenn ihn Hunger plagte,
Kam fleißig auch, als Gast, zu mir.
Saht ihr doch selber mich bisweilen
Die kleine Schüssel mit ihm theilen,
Und lobtet mich sogar dafür!“

„Ganz recht,“ erwiederte der Weise,
„Die That war gut, die ich erhob.
Wer fremdem Hunger seine Speise
Mildherzig reicht, verdienet Lob.
Gieb, wem du willst! Da sei Bedenken
Und kalte Vorsicht gern verbannt;
Doch naht man dir sich mit Geschenken,
So nimm sie nur aus reiner Hand!“

Langbein.

6. Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren viel leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mildern.

Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten? —

„O, nein,“ sagte das Schaf; „ich will Nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.“

„Oder,“ fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Speichel legen?“

„Ach,“ versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt.“

„Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben.“

„Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, als der Bock.“

„Und gleichwohl,“ sprach Zeus, „mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere, dir zu schaden, hüten sollen.“

„Müßt' ich das!“ seufzte das Schaf. „O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin; denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.“

Digitized by Google

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund' an, zu klagen. Lessing.

7. Der Fischer und der Schatz.

Ein Fischer, der mit seinen Netzen
Brot und Zufriedenheit gewann,
That einen schweren Zug. Voll Mitleid und Entsetzen
Traf er im Sack des Garns jetzt einen Todten an.
„Der soll," sprach er, „von mir den letzten Dienst erhalten.
Vielleicht, daß in der Todesnacht
Dies seine Seele ruhig macht.
Wie der um's Leben kam, so kann ich selbst erkalten."
Aus Sorgfalt trägt er ihn an einen sichern Platz,
Den nicht die hohe Fluth erreichte;
Da grub er tief und schwitzt' und keuchte
Und fand im Schaufeln einen Schatz.
Der Schickung Hand ist stets bereit,
Der Tugend Werke zu vergelten.
Sie sorgt mit gleicher Wachsamkeit
Für jeden Menschen, wie für Welten.

F. v. Hagedorn.

8. Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen trank und fiel darüber in den Bach.
Dies sah voll Mitleid eine Taube
Und warf ein Blättchen von der Laube,
Worauf sie saß, ihm zu; das Bienchen schwamm danach
Und half sich glücklich aus dem Bach. —
Den andern Tag saß unsre Taube
Zufrieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte jetzt sein Rohr auf sie gespannt.
Mein Bienchen kommt; pick! sticht's ihm in die Hand,
Puff! geht der ganze Schuß daneben.
Die Taub' entflieht und dankt nun auch der Bien' ihr Leben. —
Nimm dich, voll Menschenhuld, des Kleinsten willig an
Und denke, daß dir auch der Kleinste nützen kann.

Michaelis.

9. Der Dachs und das Eichhorn.

Dachs.

Wohin so eilig, kleines Thier?
Komm doch einmal herein!

Eichhorn.

Was willst du denn von mir?

Digitized by Google

Dachs.

Ich seh dir oft aus meiner Wohnung zu
Und wundre mich, wie unermüdet du
Von einem Zweig zum andern hüpfest
Und durch die Nußgesträuche schlüpfest,
Und wie du keine Ruh' und Rast
Vom Morgen bis zum Abend hast.
Wie kannst du das in aller Welt ertragen?
Und noch so munter sein und so geschwind,
Als keine andern Thiere sind?
Und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen?

Eichhorn.

Mein lieber Dachs, das ist nicht schwer zu sagen.
Wenn ihr so stets in euren Löchern lauert,
Als wäret ihr lebendig eingemauert,
Und nur von eurem Fette zehrt,
Da ist es wohl nicht fragenswerth,
Warum sogar das Gehen euch beschwert.
Denn bei der übertrieb'nen Ruh'
Nimmt unsre Trägheit täglich zu;
Wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
Wird täglich mehr darin geübt.

Grimm's Fabelbibliothek.

10. Die Schnecke und die Frösche.

Ein großer Haufen Frösche saß
An einem Teich, im grünen Gras;
Sie machten sich mit Hüpfen, Springen,
Mit Schwimmen, Quacken, Schreien, Singen
Sehr lustig. Eine Schnecke sah
Dies voller Neid und sprach: „Ja, ja!
Das glaub' ich wohl, ihr habt gut lachen
Und könnt euch hier wohl lustig machen!
Ihr habt vier schöne, lange Beine,
Damit springt ihr von Rain zu Raine;
Doch ich, ich unglückselig Thier,
Ich krieche stets im Staube hier
Und schleppe noch von Ort zu Ort
Mein Haus, wie einen Buckel fort.“
Indem ließ sich der Storch hernieder;
Den Fröschen bebten alle Glieder;
Er stach und fraß in sie hinein
Und schluckte hinter Groß und Klein.
„Ei,“ sprach die Schnecke nun voll Muth,
„Ich seh', mein Buckel ist ganz gut;

Digitized by Google

Den will ich künftig lieber tragen,
Als so mein Leben stets zu wagen."

Zachariä.

11. Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder fest zusammenzog,
Sah einst mit Neid und Unverstande
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
"O Muschel, wie beglückt bist du!
O! daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus seiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen."
"Ich," sprach sie, "sollte mich zwar schämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That sieht's jetzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch, dienet, es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen,
So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz." Er kommt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
"Mach' auf," schreit er, "denn ich ersticke"
"Bald," spricht sie, "will ich dich befrei'n;
Sieh erst der Mißgunst Thorheit ein
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dir's gefällt, zufrieden sein."

12. Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Hause trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen
Und kriegte Lust, sich anzubauen;
Ein edler Trieb; denn eig'ner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
"Hier wohn ich," sprach er, "wie ein König,
Dergleichen Nester giebt es wenig."
Kaum stand das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bei der Gefahr,
Daß unser Hänfling auswärts war;
Er käm, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könnte hier nicht sicher sein.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin
Und baut in niedriges Gesträuche,
So scheu macht ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andern Mal davon zu ziehn.

Da baut er sich das dritte Haus
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe,
Ein Ort, der in der Ruhe liegt;
Da lebt er noch und lebt vergnügt.

* * *

Vergnügte Tage findet man,
Woferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten;
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sei dein eig'ner Herr und Knecht,
Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

Lichtwer.

13. Die Sonne und die Thiere.

„O Sonne, scheine nicht so heiß!
Ich muß vor Mattigkeit und Schweiß
Bei meiner Arbeit hier erliegen!"
So rief der Esel. — „Dank für deinen Schein,
O Sonne!" rief die Schlange. „Mit Vergnügen
Leg' ich mich stundenlang hinein."
— Die Eule schrie: „Verschone mein Gesicht
Mit deinem mir verhaßten Licht,
O Sonne! Kann ich doch kein Schlupfloch finden,
Wohin dein Strahl nicht dringt! Ich werde noch erblinden!
— „Wohlthät'ge Sonne, sei mir lange noch geneigt!"
Hub eine Feldmaus an. „Es reifen meine Aehren;
Vollauf kann ich mich wieder nähren!"
— Die Sonne hört es an, scheint fort und — schweigt.

Willamov.

Digitized by Google

14. Die Amsel.

Eine Amsel, schwarz wie Kohlen,
Mit dem Schnabel, gelb wie Gold,
Wohnte dort, wo aus dem hohlen
Fels das klare Brünnlein rollt;
Und ihr lieblich Lied verhallte
Flötend rings im ganzen Walde.

Sieh da, zwischen grünem Laube,
Scharlachroth und schön und frisch,
Lacht der Vogelbeeren Traube
Aus dem schattigen Gebüsch.
Und die Amsel, gleich dem Pfeile,
Fliegt d'rauf zu in wilder Eile.

Aber bei den schönen Beeren
Hängt das böse Schlingenpaar,
Sicherer sie zu bethören,
Fest gedreht aus feinem Haar.
Ach, kaum pickt sie in die Traube,
Wird sie selbst dem Tod zum Raube.

Jugend, Jugend, laß dich warnen!
Schau das arme Thierchen hier!
Laß dich nicht von Lust umgarnen,
Trau nicht blindlings der Begier!
Manches Mädchen, mancher Knabe
Hörte nicht und ruht im Grabe.

Chr. Schmid.

15. Die kluge Maus.

Eine Maus kam aus ihrem Loche und sah eine Falle. „Aha!“ sagte sie, „da steht eine Falle! Die klugen Menschen! da stellen sie mit drei Hölzchen einen schweren Ziegelstein aufrecht, und an eines der Hölzchen stecken sie ein Stückchen Speck. Das nennen sie denn eine Mausefalle! Ja, wenn wir Mäuschen nicht klüger wären! Wir wissen wohl: wenn man den Speck fressen will, klapps! fällt der Ziegelstein herunter und schlägt den Näscher todt. Nein, nein! ich kenne eure List.“

„Aber,“ fuhr das Mäuschen fort, „riechen darf man schon daran. Vom bloßen Riechen kann die Falle nicht zufallen. Und ich rieche den Speck doch für mein Leben gern. Ein bischen riechen muß ich daran!“

Es lief unter die Falle und roch an dem Specke. Die Falle war aber ganz lose gestellt, und kaum berührte es mit dem Näschen den Speck, klapps! so fiel sie zusammen, und das lüsterne Mäuschen war zerquetscht.

Digitized by Google

Wenn du deine Lüsternheit nicht ganz und gar zu bekämpfen verstehst, so bringt sie dich doch noch immer in Gefahr.

Grimm's Fabelbibliothek.

16. Die Vorsicht.

Ein junges, muthiges Roß,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel,
Als Freiheit, Müssiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los
Und floh davon auf grüne Weiden;
O, welche Freuden!

Der Lenz und Sommer strich
In frohem Müssiggange hin;
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn;
Es lebte jetzt und freute sich;
Allein, der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wiesen wurden leer;
In Lüften stürmt' ein rauher Nord;
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort
Und fand kein Dach, kein Futter mehr;
Jetzt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.

„Ich Thor!“ rief es, „ach! ach!
Hätt' ich die kurze schöne Zeit
Das Bischen Arbeit nicht gescheut, —
Jetzt hätt' ich Hafer, Heu und Dach.
Wie schändlich! für so kurze Freuden
So lang' zu leiden!“

17. Die Mücke.

„Einen größern Bösewicht,
Als die Schwalbe, kenn' ich nicht;
Kaum hat eine uns gesehen,
So ist's auch um uns geschehen.“

Dieses war das Klagelied
Einer Mücke, und sie flieht
In den nächsten Stall. „Hier drinnen
Sind nicht solche Mörderinnen.“

Doch, welch' schreckliche Gefahr
Nimmt sie hier von neuem wahr!
Ueberall sieht sie an Mauern
Spinnen in Geweben lauern.

Digitized by Google

„Wie viel schlimmer! doch warum,“
Rief sie, „bin ich denn so dumm?
Offen stehn mir ja Paläste;
Da vertilgt man solche Gäste.“

Kaum gedacht und auch geschehn.
Sie flog in ein Schloß. „Wie schön!
Sorgenlos darf ich hier leben,
Nicht vor Schwalb' und Spinne beben.“

Sieh', der Abend kommt heran.
Man steckt zwanzig Lichter an.
„Welch' ein Schimmer! Welch' Vergnügen,
Wie am Tag' umher zu fliegen!“ — —

Aber ach! was sie bedroht,
Was sie ängstlich floh, den Tod,
Fand sie hier; von Lust bethöret,
Ward sie schnell zu Staub verzehret.

Kind, wenn du Gefahren siehst,
Thust du wohl, wenn du sie fliehst;
Doch lern' auch Gefahren meiden,
Die sich in Vergnügen kleiden.

Grimm's Fabelbibliothek.

18. Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damon's Freuden,
Frei im Gemach ihr Lied oft sang,
Und, ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärk'rer Stimme sang,
Saß jetzt dem Spiegel gegenüber
Und sang und sah ihr eig'nes Bild
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über
Und bildete zu ihrer Pein
An ihrem eig'nen Wiederschein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöh'te sie die Stimme;
Allein umsonst war Kunst und Müh',
Stets sang der Wiederhall, wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du,
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Gellert.

Digitized by Google

19. Die beiden Ziegen.

Zwei Ziegen begegneten sich auf einem schmalen Wege, der über einen tiefen, reißenden Waldstrom führte; die eine wollte herüber, die andere hinüber.

„Geh' mir aus dem Wege!“ sagte die eine. „Das wäre mir schön,“ rief die andere. „Geh' du zurück und laß mich hinüber; ich war zuerst auf der Brücke.“

„Was fällt dir ein?“ versetzte die erste; „ich bin so viel älter, als du, und soll dir weichen? nimmermehr!“

Beide bestanden immer hartnäckiger darauf, daß sie einander nicht nachgeben wollten; jede wollte zuerst hinüber, und so kam es vom Zanke zum Streit und zu Thätlichkeiten. Sie hielten ihre Hörner vorwärts und rannten zornig gegen einander. Von dem heftigen Stoße verloren aber beide auch das Gleichgewicht; sie stürzten und fielen mit einander über den schmalen Steg hinab in den reißenden Waldstrom, aus welchem sie sich nur mit großer Anstrengung an's Ufer retteten.

Sei nachgiebig gegen Jedermann, besonders gegen den Eigensinnigen und Hartnäckigen! Wenn zwei Eigensinnige einander gegenüber stehen, so thun sie sich beide gewiß mehr Schaden, als die Nachgiebigkeit dem einen von ihnen gebracht hätte.

Grimm's Fabelbibliothek.

20. Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. „Mein liebes Thierchen,“ sagte der Knabe, „ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmanne ging, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß, und der gute freundliche Mann mußte sterben.“

„Ich erstaune,“ sagte die Schlange. „Wie parteiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?“

„Ach, schweig nur,“ erwiederte der Knabe. „Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!“

„Recht mein Sohn,“ fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben in's Wort. „Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja ich will zur Ehre der Menschheit hoffen — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen

Digitized by Google

Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank statt Erkenntlichkeit einwuchern.“ Lessing.

21. Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katze seines Nachbarn hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: „Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiter!“ — „Für wen siehst du mich an?“ fragte der Rabe. — „Für wen ich dich ansehe?“ erwiederte der Fuchs. „Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkommt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?

Der Rabe erstaunte und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrthume nicht bringen. — Großmüthig dumm, ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl, das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas Anderes, als Gift, erloben, verdammte Schmeichler! Lessing.

22. Die beiden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens in dem rheinischen Lande stand einst in seiner Schule und lehrete, und die Söhne und Töchter des Dorfes saßen um ihn her und hörten ihm gerne zu. Denn seine Lehre war kraftvoll und freundlich. Er redete aber von dem gutem und bösem Gewissen und von der leisen Stimme des Herzens.

Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: „Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?“

Da trat ein Knabe auf und sagte: „Ich könnte wohl ein Gleichniß davon erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht sein wird.“

„Erzähle du nur nach deiner Weise,“ antwortete der Lehrer, und der Knabe begann:

„Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweien Wegen, die ich einst wandelte. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörflein zogen, hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, weinte und jammerte die Mutter und wir alle, und sie sendete mich nach der Stadt, den Vater zu erforschen.

Ich ging; aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück; — denn ich hatte den Vater nicht gefunden.

Digitized by Google

Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brausete und heulte in den Eichen und Tannenbäumen und zwischen den Felsen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verloren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wundersam in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. — Da dacht' ich bei mir, also möge wohl dem Menschen um's Herz sein, der mit bösem Gewissen wandelt."

"Kindlein," sagte darauf der Lehrer, "möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchtet, und nur die Stimme des Sturmes und das Geschrei der Raubthiere ertönte? —"

"Ach nein!" riefen die Kinder allzumal und schauderten.

Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen und sprach: "Ein andermal ging ich des nämlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerlei Schönes aus der Stadt geholt zu einem heimlichen Feste, das der Vater unserer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abend zurück. Es war aber im Lenzmond, und ein klarer, schöner Himmel, und überall so leise und still, wie in einem Kämmerlein, so daß man den Gang und das Rieseln des Quellchens am Wege vernahm, und rings umher im Gebüsch sangen die Nachtigallen. Wir beide aber wandelten Hand in Hand und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dacht' ich wieder bei mir selbst, also möge es wohl in der Seele des Menschen sein, der viel Gutes gethan hat."

So redete der Knabe. Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. — Die Kinder aber sagten einmüthiglich: — "Ja! wir wollen gute Menschen werden." Krummacher.

23. Die Sünde.

Erich, der Sohn frommer und liebevoller Eltern, feierte an einem schönen Herbsttage seinen zwölften Geburtstag. Seine Eltern hatten ihn reichlich beschenkt mit mancherlei Gaben und ihm erlaubt, eine Gesellschaft seiner Freunde zu sich einzuladen.

Sie spielten zusammen in dem geräumigen Garten, in welchem auch Erich sein besonderes Gärtchen hatte mit Blumen und Obstbäumen. An der Mauer des Gartens aber standen etliche junge Pfirsichbäume, welche die ersten Früchte trugen. Diese begannen zu reifen, und durch den zarten Flaum, der sie bedeckte, schimmerten schon die röthlichen Wangen. Der liebliche Anblick reizte die Lust der Knaben.

Aber Erich sagte: "diese Pfirsiche zu berühren, hat mir der Vater verboten; es sind die ersten Früchte der Bäumchen, auch hab' ich mein eigen Gärtchen mit allerlei Früchten. Kommt alle von hinnen! Sie möchten uns reizen."

Da sprachen die Knaben: "Was hindert's, daß wir sie kosten! Heute bist du Herr des Gartens, und kein Anderer. Ist nicht dein Geburtstag, und bist du nicht auch ein Jahr älter geworden? Du wirst doch nicht immer ein Kind sein, so man leitet und gängelt.

Digitized by Google

Komm nur einmal in unsern Garten! da wehrt uns Niemand ....“ So redeten die Knaben.

Erich aber sagte: „Ach nein, kommt mit mir, der Vater hat es verboten.“ Da antworteten die Knaben: „Dein Vater sieht es nicht; wie will er es erfahren? Und fragt er, so sagst du, du wissest es nicht.“

„Pfui,“ antwortete Erich, „da müßt' ich ja lügen, und die Schamröthe meiner Wangen würde mich bald verrathen.“

Da sagte der Aelteste: „Erich hat Recht. Hört, ich weiß ein anderes Mittel. Sieh', Erich, wir wollen sie pflücken, dann kannst du darauf schwören, du hättest es nicht gethan.“ Dem stimmten Erich und die Anderen bei und brachen die Früchte und verzehrten sie unter einander.

* * *

Als nun die Dämmerung kam, gingen die Knaben nach ihrer Heimath. Erich aber blieb noch im Garten, denn er scheute das Angesicht seines Vaters, und wenn er die Thür des Hauses hörte, erschrak er, und es grauete ihn in der Dämmerung.

Da kam der Vater selbst, und als Erich seinen Fußtritt vernahm, lief er eilends gegen die andere Seite des Gartens, wo sein eigenes Gärtchen war. Der Vater aber ging und sah, wie sie die Bäumchen beraubt hatten, und rief: „Erich! Erich! wo bist du?“ Als der Knabe seinen Namen hörte, da erschrak er noch mehr und zitterte.

Aber der Vater kam zu ihm und sprach: „Ist das dein Geburtstag und mein Dank, daß du meine Bäumchen beraubst?“

Erich antwortete darauf und sprach: „Ich habe die Bäume nicht angerührt, mein Vater! Vielleicht hat es einer der Knaben gethan.“

Da führte ihn der Vater in das Haus und stellte Erich vor sich in die Helle des Lichts und sagte zu ihm: „Willst du deinen Vater noch täuschen?“

Da erblaßte der Knabe und zitterte und gestand es dem Vater mit Thränen und Flehen.

Der Vater aber sagte: „Von nun an bleibt dir der Garten verschlossen. . .“

Darauf wandte sich der Vater. Erich aber konnte die ganze Nacht nicht schlafen; ihn grauete im Dunkeln; er hörte das Pochen seines Herzens, und wenn er schlummerte, erschreckten ihn die Träume. Es war die schlimmste Nacht seines Lebens.

* * *

Des andern Tages erschien Erich blaß und verzagt, und die Mutter jammerte des Knaben. Darum sprach sie zu dem Vater: siehe, Erich trauert und ist sehr bekümmert, und der verschlossene Garten ist ihm ein Bild des verschlossenen Vaterherzens.“

Der Vater antwortete: „das soll er; darum habe ich den Garten verschlossen.“

„Ach,“ sagte die Mutter, „er beginnt so traurig das neue Jahr seines Lebens.“

„Damit es ihm ein freudiges werde,“ antwortete der Vater.

* * *

Digitized by Google

Nach einigen Tagen sagte die Mutter abermals zu dem Vater: „Ach ich fürchte, Erich könnte an unserer Liebe verzweifeln.“

„Nicht doch,“ erwiederte der Vater, „dem wird sein schuldiges Herz widersprechen. Bisher genoß er unserer Liebe; jetzt lern' er sie erkennen und verehren, damit er sie von neuem gewinne.“

„Aber,“ sagte die Mutter, „erscheint sie ihm nicht in gar zu ernster Gestalt?“

„Freilich,“ antwortete der Vater, „als Gerechtigkeit und Weisheit. — Aber so lerne er, im Bewußtsein seiner Schuld, sie fürchten und ehren. Dann wird sie zu seiner Zeit ihm wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt erscheinen, und er von neuem ohne Furcht sie Liebe nennen. Das wird er; solches verbürgt mir sein Traum.“

Als wiederum einige Zeit verflossen war, kam Erich des Morgens aus seinem Schlafgemache, ruhig und mit ernstem Angesichte. Und er hatte alle Geschenke und Gaben seiner Eltern zusammengelegt in ein Körbchen; das trug er und setzte es vor seinen Vater und seine Mutter.

Da fragte der Vater: „Was willst du, Erich?“ Und der Knabe sprach: „Ich bin nicht werth gewesen der Güte und Liebe meiner Eltern, so bringe ich die Gaben, die ich nicht verdiene. Aber mein Herz zeugt mir, daß von nun an ein neues Leben in mir beginnt. Also vergebt mir und nehmt mich und Alles, was ich von eurer Liebe empfing, zum Opfer.“

Da schloß der Vater sein Kind in seine Arme und küßte es und weinte über ihm. Also that die Mutter.

Krummacher.

24. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eig'nen Händen eine Reihe edler Obstbäumchen gezogen. Zu seiner großen Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig, zu sehen, von welcher Art sie sein möchten.

Da kam der Sohn des Nachbarn, ein böser Bube, in den Garten und lockte den Sohn des Landmanns, also daß sie hingingen und die Bäumchen allesammt ihrer Früchte beraubten, ehe denn sie völlig gereift waren.

Als nun der Herr des Gartens herzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert und rief: „Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verderbt!“

Diese Worte gingen dem Söhnlein des Landmanns sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbarn und sprach: „Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdient habe.“

Da antwortete jener: „Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm sorgfältig verhehlen und auf deiner Hut sein.“

Als aber Gotthold — denn so hieß der Knabe — nach Hause kam und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er

Digitized by Google

nicht, wieder freundlich zu ihm hinaufzusehen. Denn er dachte: Wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe? Kann ich doch mich selber nicht anblicken. Es liegt mir, wie ein dunkler Schatten, in meinem Herzen.

Jetzo trat der Vater herzu und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kinder herbei und freuten sich sehr und aßen. Gotthold aber verbarg sein Angesicht und weinte bitterlich.

Da hub der Vater an und sprach: „Mein Kind, was weinest du? — Und Gotthold antwortete: „Ach! ich bin nicht werth, daß ich dein Kind heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein Anderer erscheine, als ich bin und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eig'ner Quäler zu sein. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen; denn siehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt."

Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: „Ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieses das erste und letzte Mal sei, daß du Etwas zu verhehlen hast. Dann soll es mir nicht leid sein um die Bäumchen.

Krummacher.

25. Das Auge Gottes.

Eli hatte einen Sohn, auf den er seine Hoffnung gesetzt hatte, daß er seines Alters Freude und Stütze sein sollte. Doch der Knabe ward, als er heranwuchs, mürrisch und boshaft und that nicht nach dem Willen des Vaters. Und sein Vater hieß ihn deßwegen More, das heißt, einen Ungehorsamen. Mit jedem Jahre nahm des Knaben Bosheit zu, denn er fürchtete sich nicht vor Gott. Und oft erhob er sich in der Nacht heimlich vom Lager und übte Frevel, denn er sprach: „Es ist finster um mich, der Allerhöchste achtet meiner Sünde nicht." Eli aber alterte vor Gram und durchweinte oft die Nächte um seinen Sohn.

Einst kam Mozal, der weise Gesetzlehrer, welcher im Lande umherzog und des Herrn Rechte verkündigte, zu Eli, dem er schon lange befreundet war. Als Mozal die Trauer des Eli bemerkte, erfragte er die Ursache und sann nach, wie er des alten Vaters Schmerz linderte durch des Sohnes Wiedergeburt.

„Folge mir," — sprach er eines Abends zu More, und More folgte ihm. Und er führte ihn vor die Stadt auf einen Hügel und hieß ihn ruhen. Nun fing er an, mit ihm zu reden von des Auges wundervollem Baue und seiner Kraft, wahrzunehmen, und wie sich im Auge die Seele spiegle. Und More hörte ihn mit Lust, weil er liebreich zu ihm redete. Dann hieß er ihn aufsehen zu dem sternbesäeten Himmel, und ohne weiter mit ihm zu reden, führte er ihn zu Eli's Wohnung zurück.

Und am andern Abend führte Mozal den Sohn Eli's wieder zu dem Hügel und redete dann von dem Urheber des Auges und fragte More: „Der das Auge gepflanzt hat, sollte der nicht sehen und mehr sehen, als die Menschen?“ Und hieß ihn wieder aufblicken zu den Sternen und kehrte, ohne mit ihm weiter zu reden, zurück. More aber dachte den Worten Mozal's nach und wußte nicht, in welcher Absicht dieser ihn Nachts auf den Hügel führte. —

Als Mozal am dritten Abend ihm sagte, daß er ihn auf den Hügel begleiten möchte, fragte More: „warum führst du mich jeden Abend auf den Hügel?“ — Der weise Lehrer versprach, ihm noch heute die Antwort zu geben. Und als sie auf dem Hügel angekommen waren, richtete Mozal seine Blicke zu den Sternen und hieß More solches auch thun und sprach: „Siehst du das zahllose Heer der Sterne? — Es sind die Augen Gottes! Wohin du auch sehen magst, dahin sahen schon vor dir die Augen Gottes. Wohin du sehen willst, dahin sehen sie schon, und mehr, als du siehst, sehen sie. Die Augen Gottes sehen Alles. Sie sehen durch deine Augen in dein Herz, und schließest du sie, sie sehen doch hinein. Und ist auch deinem Auge keines der unzählbaren Augen Gottes sichtbar, verhüllen auch dunkle Wolken deinen Blicken die Augen Gottes, du bist ihnen dennoch nicht verborgen mit allen deinen Gedanken, mit allen deinen Thaten; denn Finsterniß ist ihnen nicht finster, und die Nacht leuchtet ihnen, wie der Tag. Die Augen des Herrn sind viel heller, denn der Menschen Augen, sie sehen Alles, was die Menschen thun, und schauen auch in die heimlichen Winkel.“

Und es kam More bei dieser Rede Angst und Beben an, und aus seiner Brust drängte sich ein tiefer Seufzer. Er gedachte der Nächte, wo er glaubte ungesehene Frevel geübt zu haben. Und Mozal sprach zu ihm: „Auch die ewige Liebe und die verzeihende Huld spiegelt sich in den Augen Gottes.

Und der Jüngling flog an seinen Hals und rief: „Ich will sie verdienen!“ — Und er schlug in sich, und was er that am Tage oder in der Nacht, er blickte auf zu den Augen Gottes. Und oft erhob er sich Nachts von seinem Lager, aber nicht wie vormals; sondern er trug dem Armen Brot in seine Hütte und machte heimlich gut den Frevel, den er gestiftet.

Und Eli wußte nicht, wie dem Knaben geschehen war, denn er war folgsam und freundlich, und durfte ihm kein böses Wort mehr sagen. Er wußte aber nicht, daß der Knabe mit Mozal auf dem Hügel gewesen war. **Krummacher.**

26. Der Schutzengel.

Im Gebirge wohnte eine arme Wittwe, die von mancher Sorge für sich und ihren Knaben Wilhelm bedrängt ward. Aber der Knabe war ein lustiger Knabe, sah fröhlich in den Tag hinein und wußte wenig von der Noth seiner Mutter, denn die Mutter trug ihre Leiden still und mit Geduld. Und als der Knabe eines Abends heim kam,

Digitized by Google

lag seine Mutter krank auf dem Bette. Da ward sein heiteres Auge trüb von Thränen, und er setzte sich zu ihr an das Bett und faßte ihre Hand, drückte sie an sein Herz und weinte. Und er blieb an ihrem Bette sitzen die ganze Nacht, legte ihr oft ihr Kopfkissen zurecht und holte auch manchmal einen Trunk frisches Wasser, daß sie sich ihre lechzenden Lippen labe. Aber die Nacht verging, und als der Morgen kam, war die Mutter noch nicht gesund und fing an bitterlich zu weinen, und der Knabe fragte: „Mutter, warum weinest du?“ Da sprach die Mutter: „sonst, als ich noch gesund war, konnte ich dir des Morgens eine Suppe kochen; ich wollte gern die Schmerzen leiden und sterben; aber daß du darunter leiden mußt, schmerzt mich am meisten.“ — Da konnte er sich nicht mehr halten und lief hinaus, kniete unter der Linde, die vor der Hausthür stand, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er weinte sehr und rief: „Ach, wenn Mutter stirbt, dann bin ich ganz verlassen! Will ja gerne sterben, wenn nur Mutter leben bleibt und nicht mehr weint, denn Mutter ist so lieb und gut. Ach, Gott! Mütterchen ist krank, mach' doch Mütterchen wieder gesund.“ — So betete das Kind. Da trat ihm ein feiner Knabe entgegen mit braunen Augen, krausen Locken und goldglänzenden Flügeln. Und der fremde Knabe trug ein silbernes Körbchen und rief mit holdseliger Stimme und sprach: „Komm, laß uns Beeren pflücken für deine kranke Mutter, sie wachsen dort gleich am Wäldchen.“ — Und Wilhelm ging mit dem fremden Knaben bis zum nahen Wäldchen, und sie pflückten in kurzer Zeit das Körbchen voll der schönsten reifen Erdbeeren, ob es schon noch nicht um die Erdbeerenzeit war; und der fremde Knabe ließ ihm das Körbchen mit allen Erdbeeren und sprach: „Bringe diese Beeren deiner Mutter,“ und verschwand. Aber Wilhelm nahm das Körbchen und brachte es hinein, und seine Mutter verwunderte sich über die schönen frühgereiften Beeren und aß davon und genas zur selben Stunde von ihrer Krankheit und herzte ihren Knaben. Aber der Knabe war fröhlich, daß seine Mutter genesen war, und hüpfte hinaus unter die Linde und rief den schönen Knaben und dankte ihm mit Freudenthränen. Und der feine Knabe kam und ward Wilhelm's Schutzengel, weil er sein gutes Herz erkannt hatte, und leitete ihm sein Schicksal. Und als Wilhelm heranwuchs, ward er ein fleißiger Jüngling, und sein Fleiß wurde gesegnet, und er unterstützte seine Mutter in ihrem Alter und dankte Gott, daß er es konnte. Grimm.

27. Der Gärtner.

Ein Gärtner pflanzte an die Gartenwand ein Bäumchen von besonderer guter Art. So wie es jährlich größer wurde, trieb es starke Sprößlinge; allein der Gärtner schnitt mit jedem Frühjahr und jedem Sommer viele derselben ab; es war wildes Holz, wie er sagte, welches den guten Zweigen schadet, ihnen die Säfte benimmt und sie ganz mit Schatten überzieht. Die Kinder wunderten sich und konnten dies Benehmen nicht begreifen; allein nach einigen Jahren gab das Bäumchen seine ersten Früchte, die den Kindern köstlich schmeckten. Der Gärtner fuhr aber immer fort zu beschneiden.

Digitized by Google

Das Bäumchen ist das Kind; der Gärtner ist der Vater und der Lehrer. Dem Kinde sind von Gott gute Gaben ertheilt und erhebliche Triebe; allein diese arten leicht aus, verderben das Gute an Leib und Seele; daher Vater und Lehrer am Kinde stets zurechtweisen, es belehren, tadeln und selbst züchtigen müssen. Dann wächst zuletzt ein liebenswürdiger Jüngling und nützlicher Mann, eine gute Tochter heran; stets aber muß der Mensch Dies und Jenes an sich bessern.

Haenle.

28. Die Orangen.

Amanda hatte einen kleinen Orangenbaum mit Fleiß und Sorgfalt erzogen. Schon als Kind hatte sie den Kern gelegt, aus dem das schlanke Bäumchen emporwuchs, daher war es ihr auch vor Allem lieb und gewährte ihr täglich neue Freude.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo es, durch des Gärtners Hülfe veredelt, den ersten Lohn treuer Pflege versprach. Schon brachen aus den kräftigen Zweigen die ersten Blüthenknospen hervor; weiß und glänzend wie unberührter Schnee, entfalteten sich die kleinen Kelche und hauchten Wohlgerüche um sich her. Amanda jubelte laut vor Freude, als sie die Blüthen entdeckte, und führte ihre Mutter zu dem Bäumchen; denn es bedarf das kindliche Herz die Wonne der Mittheilung.

„Da steh, du Geliebte," sprach sie mit glänzenden Augen, „zwölf herrliche Blüthen prangen an der Krone des Bäumchens. Nun darf ich der reichlichsten Ernte entgegensehen, und werde alle meine Lieben erfreuen können mit den köstlichsten Früchten!"

„Herrlich stehen die Blüthen, Amanda!" erwiederte die Mutter; „aber hoffe deßwegen nicht, daß sie alle dir bleiben! Vieles erzeugt die Natur, um das Auge zu ergötzen, wenige Blüthen gedeihen zur Frucht! — Aber deshalb traure du nicht! — Ist doch die Hoffnung, die Morgenröthe jeglicher Freude, schon an sich selbst so schön und erquickend, daß wir für diese allein schon dem himmlischen Geber zu danken verbunden sind!"

Und Amanda bewahrte die Rede der Mutter in treuem Herzen und verdoppelte von nun an die Pflege des Bäumchens.

Mit unermüdlicher Sorgfalt trug sie es von einem Fenster zum andern, wo die Sonne am wärmsten schien, und wandte abwechselnd die zarten Zweige dem Lichte zu. Bald waren die schimmernden Blüthensterne völlig erschlossen, herrlich prangte das Bäumchen in seiner blendenden Schöne Amanda betrachtete es an jeglichem Morgen mit neuer Lust, und als nun endlich die weißen Blättchen verwelkten und herabfielen, da sammelte sie den duftigen Schatz und bewahrte ihn sorglich in einem Gefäße.

Verschwunden war nun die Blüthenzier, langsam setzten die Früchte an. Amanda trauerte nicht um den Schmuck des Baumes, sie sah im Geiste die schwellenden Früchte. So schwinden auch glanzlose Stunden in fröhlicher Eile dahin, wenn ein Strahl süßer Erwartungen das Herz belebt.

Schon hatten einige Blüthen die Gestalt runder Früchte gewonnen, indeß andere langsam verdorrten und zur Erde fielen. Amanda stand

Digitized by Google

oft betrachtend vor dem Bäumchen und dachte bei sich: „Können auch nicht alle gedeihen, so werden die wenigen um so schöner zur Reife kommen!“ Und sie zählte ihren Vorrath mit zufriedenem Lächeln und berechnete, wie sie solche vertheilen wollte im Kreise ihrer Freunde.

Die Mutter beobachtete sie oft im Stillen und sprach zu sich: „Wie ist die Jugend so reich an Hoffnung und Liebe! Selbst das Mißlingen des einen Genusses erhöht die Freude des andern. Sie steht im Glauben zu fest, als daß sie ihren schuldlosen Träumen entsagen könnte!“

Schon waren zwei Drittheile der Früchte gefallen, einsam blickten die letzten durch das üppige Laub.

„Für die geliebte Mutter, den theuren Lehrer und mich!“ dachte Amanda in frommer Genügsamkeit; aber die nächste Nacht raubte noch eine derselben, und sie trauerte darüber und betrachtete mit furchtsamem Blick ihre Habe.

Aber, als hätte die Sonne des Kindes Kummer gesehen, versandte sie jetzt ihre erquickendsten Strahlen auf das Fenster Amanda's. Täglich reiften die Früchte schöner heran; schon verlor sich das dunkle Grün in schimmerndes Goldgelb, bis die schwellenden Orangen vollendet hervorstrahlten aus der dunklen Verhüllung. — Aber Amanda berührte das Bäumchen nicht, sie harrte geduldig, bis die saftigen Früchte herabfielen, von der eigenen Schwere gebrochen.

Freudig nahm sie nun die duftige Gabe und legte sie behutsam in eine zierliche Schale und einen blühenden Kranz darüber.

So trug sie das köstliche Geschenk herab in die Laube vor der Thür, wo die Mutter saß und der freundliche Lehrer.

Sittig nahete sie ihnen und legte mit kindlichem Lächeln vor Jeden eine der herrlichsten Früchte, und ihre Augen glänzten voll stillen Entzückens.

Aber die Mutter streichelte freundlich des Kindes rosige Wange und sprach: „So du nun beide vertheilst, was bleibt dir, Amanda, für deine Mühe und Pflege?“

„Habe ich mich denn nicht an den Blüthen gelabt und an dem allmählichen Wachsthum der Früchte, und war das nicht Freude genug, du Geliebte?“

So sagte Amanda, und sah mit heiterm Blicke zu ihr empor.

Da umarmte die Mutter das herzige Kind, und der Lehrer sprach: „Wohl hattest du Recht, o Amanda! der ist nicht arm, der das Gefühl[1] frommer Dankbarkeit auszusprechen vermag in Wort und That! Der schönste Reichthum ist ein Herz voll Liebe, denn jede Entbehrung selbst wird ihm zur Freude, und gewißlich beglückt jegliche Wohlthat den Geber eben so schön, als Jenen, der die Gabe aus den Händen der Liebe empfängt. Agnes Franz.

29. Die Pfirsiche

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht

Digitized by Google

zum erstenmal. Deßhalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und zartem Flaum. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: „Nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt?“

„Herrlich, lieber Vater,“ sagte der Aelteste. „Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt und will mir daraus einen Baum erziehen.“

„Brav!“ sagte der Vater, „das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmanne geziemt! —“

„Ich habe die meinige sogleich aufgegessen,“ rief der Jüngste, „und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O, das schmeckt so süß und zerschmilzt einem im Munde. —“

„Nun,“ sagte der Vater, „du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.“

Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich habe ich verkauft und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf dafür kaufen kann.“

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest!“

„Und du, Edmund?“ fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: „Ich habe meine Pfirsich dem Sohne unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da hab' ich sie ihm auf das Bett gelegt und bin hinweggegangen. —“

„Nun,“ sagte der Vater, „wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?“

Da riefen sie alle drei: „Das hat Bruder Edmund gethan!“ Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge.

Krummacher.

30. Der Spaziergang.

An einem schönen Frühligsmorgen begab sich Anna, Meta und Robert, drei Geschwister von zartem Alter, von ihrem Vater begleitet, auf die Wanderung in das nahe Gebirge. Sie hatten schon viel und mancherlei von der herrlichen Aussicht gehört, die der höchste Gipfel darböte, und brannten vor Neugier, die hohen Wunder der Natur nun bald mit eignen Augen zu sehen. Schon hatten sie den Fuß des erhabenen Berges erreicht; Annchen und Robert sprangen munter und behend, wie Gazellen, den steilen Pfad hinan, während Meta, des Bergsteigens ungewohnt, ermattet zurückblieb, und endlich weinend gestand,

Digitized by Google

daß sie nicht weiter steigen möchte. Betrübt standen die Geschwister um sie her, denn sie fürchteten, nun sei auch ihr Vergnügen zu Ende; der Vater aber, der ihre Freude nicht stören wollte, versuchte es, die Kleine zu beruhigen, und rieth ihr, indeß auf der Wiese zu verweilen, die seitwärts gelegen war, und auf welcher einige Bäuerinnen, Gras mähend, hin und her schritten. Meta bezwang mit Gewalt ihre Thränen, als ihre Geschwister Abschied nahmen, sie wollte nicht zeigen, wie schwer es ihr werde, allein zurückzubleiben. Jene aber versprachen, ihr zur Entschädigung alle seltenen Blumen und Steinchen zu sammeln, die sie auf der Höhe des Berges entdecken würden, und bald schritten die Wanderer rüstig die Höhe hinan. Als sie aber eine Strecke entfernt waren, vermochte Meta ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten; sie beugte ihr Haupt auf einen bemoosten Stein und weinte bitterlich, daß alle ihre Hoffnung umsonst gewesen sei, und sie die erhabenen Felsenbilder nicht schauen sollte, von denen sie so lange gehört und geträumt. — Melancholisch säuselten die hohen Tannen über ihr, als wollten sie einstimmen in ihre Klagen, und dies erhöhete dieselben nur, anstatt sie zu mildern; es war, als wollte die Kleine vergehen in Schmerz und Betrübniß. — Da, als sie endlich wieder die Augen aufschlug, gewahrte sie ein Veilchen im Moose, das sah sie mit seinem offenen blauen Auge so fragend an, als wollte es sagen: „Uebersiehest du uns denn ganz, daß du bitterlich weinst, als wärst du nunmehr um alle Freuden gekommen!“ — Meta bückte sich zu dem Veilchen herab; sein Anblick überraschte sie freudig, denn längst schon waren die ersten Frühlingskinder in ihrem Gärtchen verblüht. Schon wollte sie dasselbe pflücken, als eine Biene summend herabfiel und sich in den Kelch des Veilchens verbarg. Meta sah, wie das kleine Thier mit Wohlbehagen den süßen Thau von der duftigen Blume trank; wie es sich in ihrem Wohlgeruche berauschte und endlich, erquickt und fröhlich singend, davonzog. Ich will das Veilchen nicht brechen, sprach sie leise vor sich hin, vielleicht sparte die Natur absichtlich die süße Blume, um durch sie andere kleine Geschöpfe noch oft zu erquicken. — Als sie weiter umherschaute, bemerkte sie, daß der Platz, auf welchen sie der Zufall verwiesen, gar nicht so leer und so arm an Freuden sei, wie sie es geglaubt hatte; denn rechts und links sproßten die mannigfaltigsten Kräuter, erhoben sich die lieblichsten Blumen. Hier trieb ein Busch Maienblumen die schlanken Stengel voll duftiger Glöckchen aus grüner Blätterfülle hervor, dort nickten goldgelbe Himmelschlüssel herüber, während der spielende West süßen Staub von den balsamischen Blüthenkolben des jungen Weidengebüsches herabwehte und die Gegend mit Wohlgeruch füllte. Dabei zog ein so fröhliches Summen, Schwirren und Tönen durch die Luft, als sei erst heute des Frühlings Lust und Freude laut geworden in den glücklichen Kreisen der weiten lebendigen Welt.

„Wie freundlich ist der gute Gott gegen mich!“ jubelte Meta, „und wie undankbar war ich vorhin, Thränen zu vergießen, hier, wo Alles Genuß und Unterhaltung gewährt!“ Und sie stand auf und ging von einer Blume zur andern, und konnte sich nicht satt sehen an dem Schmelz der Wiese und an dem Treiben der Bienen und Schmetterlinge, welche sie fröhlich umgaukelten. Jetzt kehrte sie, beide Hände voll

Digitized by Google

Blumen, auf ihren Platz zurück. „Ich will mir einen Kranz winden, zum Andenken an diese schöne Stelle!“ sprach Meta, und sie setzte sich auf den bemoosten Stein und begann das bunte Geflecht. Als sie ein Veilchen gesessen, bemerkte sie, daß sich dicht neben dem Baumstamme, unter welchem sie saß, ein Ameisenhaufen erhob, und das Gras und die Hälmchen umher Laubgänge bildeten, durch welche die geschäftigen Bewohner jenes Hügels in verschiedene Gegenden zogen. Sie legte die Blumen hin und beobachtete heimlich die kleinen Geschöpfe. Bald sah sie dieselben in eiliger Hast an dem Stamme der Tanne emporklettern, bald schwer beladen zurückkehren und in dem Hügel verschwinden. Je länger sie lauschte, desto mehr ergötzte sie das Treiben der emsigen Thierchen. Neugierig, das Innere ihrer Residenz zu beschauen, wagte sie es endlich, mit einem Stäbchen den Hügel zu lüften; doch bröckelte sie nur eine kleine Scholle los, um nicht das künstliche Werk zu zerstören. Aber wie fuhr sie zurück, als nun plötzlich im ängstlichen Tumult die ganze Ameisenwelt der kleinen Spalte zu entströmen schien. In einem Augenblicke war der ganze Hügel bedeckt; die drohende Gefahr schien die stillen Bewohner desselben sämmtlich außer Fassung gebracht und allgemeinen Aufstand verursacht zu haben. Alles irrte durch einander; große Bürden tragend, taumelten einige daher, und Meta schloß aus der Aengstlichkeit dieser Beladenen, daß dies wohl Mütter sein müßten, die ihre Kindlein trügen, und dies machte, daß sie es bereuete, die armen Geschöpfe durch ihre Neugierde gestört zu haben. — Als sich die Schaar ein wenig verlaufen, gewahrte sie, daß der Hügel lange gewölbte Gänge enthielt, und dieser künstliche Bau doch von diesen kleinen Thierchen allein so wunderbar und bequem aufgeführt sei. — Sie konnte ihres Erstaunens kein Ende finden, und unwillkürlich rief sie, ihre Hände andächtig faltend:

„Wie groß ist Gott, daß er auch dem geringen Geschöpfe solche Geschicklichkeit gelehrt und also für sein Dasein gesorgt hat, und wie liebevoll muß dieser große Schöpfer sein, daß er auch in diese kleinen Herzen das Gefühl zärtlicher Sorgfalt gelegt hat, welches diese Thierlein eine Last tragen lehrt, welche größer ist, als sie selbst!“

Immer tiefer versenkte sie sich in die Betrachtung der göttlichen Allmacht und Güte; es war, als sei ihr erst jetzt das Auge aufgegangen für die zahllosen Wunder der Liebe; sorglicher betrachtete sie jede Blume, jedes Insekt, was ihren Blicken begegnete, und in jedem fand sie eine neue Aufforderung, den weisen Schöpfer desselben zu lieben und laut zu preisen.

„Arme Meta, wie lange mußtest du hier allein sitzen und harren, während wir so vieles Herrliche sahen!“ — So riefen jetzt die Geschwister, dem Vater voran eilend und die einsame Schwester mit zärtlicher Liebe umschlingend. —

„Beklagt mich nicht,“ ihr Geliebten!“ gab Meta zurück; „was ihr auch gesehen haben möget, ich habe den Schöpfer gewiß gleich euch bewundern und lieben gelernt!“ und sie erzählte mit liebenswürdigem Entzücken von dem Veilchen, den Bienen, den Ameisen, und was sie Alles habe entdeckt und empfunden.

Gerührt schloß der Vater das heitere Kind an seine Brust. „Ich

Digitized by Google

wollte euch mit der Größe des Schöpfers inniger vertraut machen," sagte er freundlich; doch du konntest uns auf die Bergspitze nicht folgen, da sorgte der liebende Vater an meiner Statt für dich und lenkte deinen Blick auf seine geheimere Werkstätte. Du hast nun Gottes Größe im Kleinen geschaut, und dein Auge sagt mir, du hast ihn erkannt und empfunden! Möge der Eindruck, den seine gewaltigen Schöpfungen auf deine Geschwister gemacht, derselbe sein — und Ehrfurcht und Liebe gegen den großen Weltenvater nie in eurem Herzen erkalten: dann wird er stets um euch sein, und der geringste Raum sich zum Tempel gestalten, wo dankbar Andacht und Liebe ihren Gottesdienst feiern."

Agnes Franz.

31. Die Lehre der Natur.

Unter den Jüngern Hillel's, des weisen Lehrers der Söhne Israel's, befand sich einer, mit Namen Saboth, den verdroß jegliche Arbeit, also, daß er sich dem Müssiggange und der Trägheit ergab. Hillel aber war bekümmert um den Jüngling, und beschloß, ihn zu heilen.

Zu dem Ende führte er ihn hinaus in das Thal Hinnon bei Jerusalem. Daselbst war ein stehendes Gewässer voll Gewürm und Ungeziefer, und bedeckt mit schlammigem Unkraut.

Als sie das Thal erreicht hatten, legte Hillel seinen Stab nieder und sprach: "hier wollen wir ausruhen von unserm Wege." Der Jüngling aber verwunderte sich und sprach: "Wie, Meister, an diesem häßlichen Sumpfe? Merkst du nicht, welch ein vergiftender Dunst daraus emporsteigt?"

"Du hast Recht, mein Sohn," antwortete der Lehrer, "dieser Sumpf gleicht der Seele des Müssiggängers. Wer möchte in seiner Nähe weilen?"

Darauf führte Hillel den Jüngling zu einem wüsten Acker, auf welchem nur Dornen und Disteln wuchsen, die erstickten das Korn und die heilsamen Kräuter. Da lehnte sich Hillel auf seinen Stab, und sprach: "Siehe, dieser Acker hat einen guten Boden, allerlei Nützliches und Erfreuliches zu tragen. Aber man hat sein vergessen und ihn versäumt. So bringt er jetzt stachlichte Disteln und Dornen und giftiges Gesäme; darunter nisten die Schlangen und Molche. Vorhin sahest du die Seele — jetzt erkenne das Leben des Müssiggängers!"

Da wurde Saboth ergriffen von Scham und Reue und sprach: "Meister, warum führst du mich in solche öde und traurige Gegend? Sie ist das strafende Bild meiner Seele und meines Lebens." — Hillel aber antwortete, und sprach: "Da du meinen Worten nicht glauben wolltest, so habe ich versucht, ob die Stimme der Natur zu deinem Herzen dringen möchte." — Saboth aber drückte seinem Lehrer die Hand, und sagte: es ist dir nicht mißlungen; ein neues Leben, du sollst es sehen, ist in mir aufgegangen."

Also geschah es; Saboth ward ein thätiger Jüngling. Da führte ihn Hillel in ein fruchtbares Thal an den Ufern eines klaren Baches, der in lieblichen Windungen zwischen fruchtbaren Bäumen, blumigen

Digitized by Google

Wiesen und dunklem Gebüsch dahin strömte. — „Siehe hier," sagte darauf der Greis zu dem erfreuten Jünglinge, das Bild deines neuen thätigen Lebens. Die Natur, die dich gewarnt hat, mag auch nun dich belohnen."

Ihre Anmuth und Schönheit kann nun den erfreuen, der in ihrem Leben sein eigenes schaut. Krummacher.

32. Die Tollkirsche.

Ein Vater wandelte mit seinen beiden Kindern, einem Knaben und einem Mägdlein, auf den Hügeln, und die Kinder ergötzten sich, Erdbeeren zu suchen, die reichlich am Wege und in den Gründen wuchsen.

Plötzlich vernahm der Vater ein lautes Freudengeschrei der Kinder, und es wunderte ihn, was sie gefunden haben möchten. Er trat hinzu und sah, wie jedes Kind eine schöne Frucht, gleich einer Kirsche, in den Händen trug und sie beschauete, um sie zu essen.

Aber der Vater nahm ihnen die Kirschen, warf sie auf die Erde und zertrat sie vor ihren Augen. Darauf riß er die Pflanze aus der Erde und zertrat sie, sammt den Kirschen, die daran saßen.

Da murreten die beiden Kinder und sahen den Vater an mit Unmuth. Der Vater aber schwieg, und ging weiter. Endlich fragten die Kinder, und sprachen: „Wie konntest du, lieber Vater, also die schöne Frucht und uns die Freude verderben? Warum thatest du das?"

„Kinder," antwortete der Vater, „hättet ihr diese Frucht gegessen, so wäre es euer beider Tod gewesen. Es war eine Tollkirsche, eine tödtliche Giftpflanze."

Da sahen die Kinder beschämt vor sich nieder, und dankten dem Vater, und sprachen: „lieber Vater, warum sagtest du uns dieses nicht? Wir hätten dich dann nicht betrübt durch unser thörichtes Murren."

Der Vater antwortete: „eben euer Unmuth und Murren hat mich daran gehindert. Hatte ich euch denn gewehrt, die süßen und heilsamen Erdbeeren zu pflücken? — Jetzt wisset ihr, welche Freuden ich euch versage." Krummacher.

Digitized by Google

II. Erzählungen, Balladen, Idyllen und Legenden.

1. Die verirrten Kinder.

„O Mutter, laß doch in den Wald uns geh'n,
Es sind jetzt die Beeren so reif und schön;
Wir wollen gewiß nicht toben und springen
Und die schönsten alle dir, Mütterchen, bringen."

Das Mutterherz will der Kinder Freude,
Der ängstlichen Sorge läßt es nicht Raum;
„Doch verliert euch nicht in die Weite,
Suchet hübsch nur an des Waldes Saum;
Des Himmels Gnad' euch schütz' und geleite!"

Und lange folgt den fröhlichen Kindern
Der Mutter trübe lächelnder Blick;
Sie nur können den Kummer ihr lindern,
Sie nur sind ihr einziges Glück,
Seit aus der Seinen friedlicher Hütte
Dort in der Schlachten blutige Mitte
Riß den Gatten die Kriegs-Trompete,
Daß er des Vaterland's Heil mit errette.

Schon dreimal hat der Frühling sich erneuert,
Seit blutend er von ihr einst Abschied nahm.
Noch hat sie nicht die Wiederkehr gefeiert;
Zurück zur Heimath noch kein Gatte kam.
Da glaubt' sie ihn für immer, ach! verloren;
Nur der Gedanke stärkt ihr krankes Herz,
Daß Gott zum Opfer ihn für's Vaterland erkoren,
Und im Gebet bekämpft sie ihren Schmerz.

Fort eilen die Kinder mit Hüpfen und Springen;
Im fröhlichen Scherze, mit Jauchzen und Singen,
Wird laut nach der lachenden Beere gesucht.
Es ist auch so schön in der lieblichen Frische,
Und tief aus des Waldes dunklem Gebüsche
Blickt immer schöner die lockende Frucht.
Sie vergessen der Mutter ernstmahnende Lehren;
Nur, als sich die Sonne dem Untergang naht,

Digitized by Google

Da wollen sie um nach der Hütte sich kehren;
Doch, wo ist der heimwärts führende Pfad?
Und sie suchen, und suchen und können nicht finden,
Die Freude wird bald zu Angst und Leid,
Und tief in des Waldes verwachsenen Gründen
Führt der irrende Schritt von der Hütte sie weit.

Schon beginnt des Abends Riesenschatten
Mit der dunkeln Nacht sich ernst zu gatten.
Es verstummt der Vögel muntrer Chor.
Leiser rauscht's nun in den alten Eichen,
Düster wird es unter ihren Zweigen,
Düster schaut es aus dem Busch hervor.

Nur der Kinder Ruf tönt durch das Schweigen;
— Noch will sich kein Ausweg ihnen zeigen —
Antwort giebt das Echo schauerlich,
Und an eines Felsens schroffem Hange
Setzt, ermüdet von dem weiten Gange,
Heftig weinend, jetzt der Knabe sich.
Doch die Angst im kindlichen Gemüthe
Stillt die Schwester in dem Abendliede,
Das der Mutter Liebe sie gelehrt:
„Guter Gott, in deiner ew'gen Gnade
Führ uns auf des Lebens dunklem Pfade;
Deine Hand das Böse von uns wehrt!“

Doch hatte sie kaum noch die Worte gesprochen,
Als sie plötzlich ein Rauschen unterbrochen,
Das in dem Dickicht sich ihnen naht.
Und die Kinder seh'n zu ihrer Freude
Sich bald einen freundlichen Mann zur Seite,
Der mit den Worten zu ihnen trat:
„Ihr habt euch verloren, ihr armen Kleinen, —
Ich hörte von ferne euch rufen und weinen, —
Wie kommt ihr denn in den Wald so tief?“
Auch in dem nämlichen Augenblicke
Giebt laut das Echo den Ruf zurücke,
Mit dem die Mutter den Kindern rief.

Mit Jubeln die Kleinen ihr Antwort geben;
Und schon mit der Freude sel'gem Erbeben
Sie die Wiedergefund'nen an's Mutterherz schließt.
Sie herzt und küßt, die ihr wieder geschenkt,
Und kaum sie der Nähe des Fremden gedenkt,
Der in stummem Entzücken die Scene genießt.
Doch als sie näher in's Auge ihn fasset,
Vor Schreck und Freude sie plötzlich erblasset
Und stürzt halb sinnlos an seine Brust;

Digitized by Google

O er ist's ja, der lange so heiß Ersehnte,
Den sie schon unter den Todten wähnte!
Wer nennt des Wiedersehns göttliche Lust?

Heiß drückt er an sich die längst schon Erkannte,
Und wie nun die Mutter die Kinder ihm nannte,
Zu viel der Freude zum Herzen ihm dringt.
Und, stumm von dem übermächt'gen Entzücken,
Glänzt ihm die Thräne der Freud' in den Blicken,
Ein Himmel in seinen Busen sinkt.

Da umarmen sich All' in unendlicher Freude,
Und fern tönt vom Dorfe das Abendgeläute,
Das zum Gebet die Herzen erhebt:
„Der Herr in seiner unendlichen Gnade
Führt sicher zum Ziel uns auf dunklem Pfade;
Uns Allen ein liebender Vater lebt!“

2. Der Fremdling am Weihnachtsabende.

Felder ruh'n im weißen Kleide,
Ströme fließen träg' und matt;
Aber, wie des Lenzes Freude,
Rauscht es drinnen in der Stadt;
Herrlich und mit Lust zu schauen
Geh'n die Straßen, wie durch Auen.

Und ein Fremdling kommt gegangen,
Ernst betrachtend steht er da.
Auf dem Markte, — welch ein Prangen!
Wie ein Garten, fern und nah;
Grüne Lust nach allen Seiten
Lacht, umdrängt von frohen Leuten.

Büsche hangen über Quellen;
Vögel schweben im Gebüsch;
Lämmer steh'n an Silberwellen,
Nippen, wie so zart und frisch!
Ganze Heerden zieh'n in's Freie
Nach der ländlichen Schalmeie.

Bäume schwanken, heimgetragen,
Goldner Früchte voll und schwer;
Und ein freundlich Grüßen, Fragen,
Froh Getümmel hin und her
Wallt die Straßen auf und nieder,
Kommt und geht und kehret wieder.

Und das Abendfest versammelt
Nun bei Kerzen Jung und Alt;
Drinnen lacht es, hüpft und stammelt,
Bis ein lautes Lied erschallt,
Das vom Thurm zu Aller Ohren
Ruft: „Ein Kind ist uns geboren!“

Und bei dieses Liedes Tönen
Regt nach gleicher Festeslust,
Nach der Heimath, stilles Sehnen
Tief des fremden Mannes Brust;
Droben, mit dem Glanz der Sterne,
Schwebt sein Wünschen in die Ferne.

Durch die Straßen, kerzenhelle,
Treibt's ihn weiter, wie mit Hast;
Wo er weilt, vor jeder Schwelle,
Läßt die Freude ihm nicht Rast:
„O wie glücklich sind zu nennen,
Die der Trennung Schmerz nicht kennen!“

Und, den Blick zur Nacht gewendet,
Wandelt er, bis fern hinaus

Arm und klein die Stadt sich endet;
Sieh! da steht ein finstres Haus,
Das, — durchtönt von schwacher Klage, —
Traurig blieb am frohen Tage.

„Schmerz will ich in Lust versenken,
So mein eignes Herz erfreu'n!
Kommen will ich mit Geschenken!
Welch ein Jubel wird das sein,
Wenn hinein zu muntern Knaben
Tritt ein Mann mit reichen Gaben!“ —

Also sprach er; — auf der Stelle
Eilt er auf den Markt, und hier
Schöpft er aus der Gaben Quelle,
Bringt es hin zur stillen Thür;
Um und um den Leib behangen,
Treibt zur Eil' ihn das Verlangen.

Heimlich nahen rege Schritte,
Leise, leise klopft es an,
Und herein zur stillen Hütte
Kommt mit Freundesgruß ein Mann;
Liebe blickt aus braunen Locken;
Doch die Kinder fliehn erschrocken.

„Euch soll Christus auch erscheinen!“
So ertönt sein holder Gruß.
Forschend wenden sich die Kleinen,
Und vom Scheitel bis zum Fuß
Mißt die Mutter ihn mit Blicken,
Staunt, und ahnet das Entzücken.

Welch ein Tag nach langem Harme!
Zu dem Himmel blickt sie auf,
Und — in ihres Gatten Arme
Stürzt die Frau; — der Thränen Lauf
Redet weiter ihre Freude;
Stumm vor Staunen sind sie beide.

Der hinaus ging, zu erwerben,
Findet hier sein schönstes Gut;
Hier entkam sie dem Verderben
Eines Kriegs mit schnellem Muth.
Die er fern geglaubt in Schmerzen,
Ruhet jetzt an seinem Herzen.

„Ja! — ich halte dich umfangen!
Theures Weib, ich bin bei dir!
All' mein Wünschen und Verlangen
Trieb mich fort. — Zu dieser Thür
Zog ein Stern an deinem Himmel
Mich hinab aus dem Getümmel!“

Engel haben ihn geleitet
Und mit himmlisch heiterm Sinn
Sich die Freude selbst bereitet,
Ihn, — durch Irren her und hin, —
Zu den Seinen heim zu führen,
Sie, die heut die Welt regieren.

„Gott mit uns! — die Wolken schwinden!
Sterne leuchten durch die Nacht!
Laßt die Kerzen uns anzünden,
Daß die Hütte freundlich lacht!
Engel riefen: „Fried' auf Erden!
Tag muß in der Hütte werden!“

Um den Vater, welch' Frohlocken!
Um die Gaben, welche Lust!
Spielend in des Vaters Locken
Ruht das Kleinst' an seiner Brust.
Kosend es an's Herz zu pressen,
Macht ihn alles Leid vergessen.

Froh in seiner Kinder Mitte,
Wie vom Maimond mild umglüht,
Wird zur Heimath ihm die Hütte,
Und es tönt des Festes Lied,
Wie ein Lied auf grüner Haide,
Nun der Engel Lust und Freude.

St. Schütze.

Digitized by Google

3. Der Christabend.

Still, was schleicht dort so alleine,
Jammert dort in Frost und Wind?
Seh' ich recht, im Mondenscheine,
Ist's ein schmächtig blasses Kind.

Traurig schlüpft es durch die Gassen, —
Leicht und dünn ist sein Gewand, —
Irrt so unstät und verlassen;
Niemand führt es an der Hand.

Horch: es wimmert leis' im Sturme!
„Lieber Gott im hohen Thron!
Zählt' ich recht —, vom Stephansthurme
Rief die Glocke sieben schon!“

„Soll ich mich zurücke wagen
In der alten Base Haus?
O gewiß! sie wird mich schlagen,
Denn ich blieb zu lange aus!“

„Nein! ich will noch länger bleiben,
Weht der Schnee gleich in's Gesicht,
Mich auf off'ner Straße treiben; —
Dem Empfang' entgeh' ich nicht!“

„Welch ein Glanz dort in den Buden!
Alles bunt in Lampenschein!
War's wohl Spott? die Händler luden
Freundlich mich zu kaufen ein.“

„Wie die Messingkännchen locken!
Körbchen, ganz von Lahn und Schmelz,
Gärtchen, Schäfchen, gold'ne Docken,
Handschuh — hu! von warmem Pelz!“

„Aber leer sind meine Taschen,
Trock'ne Rinden hab' ich kaum;
Alles darf sich freu'n und naschen —
Doch wer putzt für mich den Baum?“

„Ha! wie hell wird's in den Zimmern! —
Und die Thüre, lang bewacht,
Thut sich auf — ihr seht es flimmern,
Was das Christkind euch gebracht!“

„Schau! dort an des Marktes Ecke
Guckt das Volk zum Fenster 'nein;
Ha! wie flammt es an der Decke!
Dort mag Pracht und Reichthum sein!“

Digitized by Google

„Ei, ich möcht' es auch wohl sehen,
Doch ich schäme mich im Troß;
Drum zur Thüre will ich gehen,
Und dann bück' ich mich an's Schloß.“ —

Und sie geht, und durch die Spalte
Sieht man Silberleuchter stehn;
Weihrauchdüfte zieh'n in's Kalte;
Hohe Wallrathskerzen weh'n.

Blendend weiße Linnen wallen
Um die Fenster lang und weit;
Festlich, wie in Kirchenhallen,
Ist die Flur mit Sand gestreut.

Hyazinthen, Tulpen blühen,
Veilchen auch, wie im April;
Doch kein Athem scheint zu ziehen;
Alles ist so schön, so still!

Reich besetzte Kissen glänzen —
Ach! sie schauet sich fast blind —
Unter Palmen, Silberkränzen,
Schläft ein holdes Jesuskind.

Also wähnt sie, und das Prangen
Uebertäubt den innern Schmerz;
Gluth erscheint auf blassen Wangen,
Und Entzückung hebt das Herz,

Hebt die Hand, zu Gott zu beten;
Furchtsam schleicht sie durch die Thür;
„Laßt mich nur von ferne treten!
Hohe Herrschaft, laß mich hier!“

Sieh! da rauscht Gewand von Seide!
Eine schlanke, blasse Frau
Naht im schwarzen Flor und Kleide,
Himmlisch schön im Thränenthau.

„„Komm doch näher, liebe Kleine!
Willst du meinen Engel sehn?
Ach! ich hatte nur das Eine,
Und doch mußt' es von mir geh'n!““

„„Morgen früh wird sie begraben —
Zur Bescherung kauft' ich ein —
Oben liegt's noch; willst du's haben? —
Bist, wie sie, so blond und fein!““

Digitized by Google

„„Sprich, wer bist du?““ — „Eine Waise;
Seit dem Jahr ist Mutter todt;
Oft klag' ich am Grabe leise
Ihr, der Guten, meine Noth.“

„Bald ein Jahr — um Weihnacht deckte
Noch der Sarg die Mutter nicht.
O! am Christtagmorgen weckte
Mich ein buntes, helles Licht.“

„Fern scholl Orgelklang und Mette,
Und, behängt mit Mütz' und Tuch,
Stand ein Tannenbaum am Bette,
Der vergüld'te Aepfel trug.“

„Jetzt — das Bett ist mir genommen,
Das der Mutter sauer ward; —
Läg' ich bei der lieben Frommen,
Tief, o tief im Sand verscharrt!“

„Denn ich bin bei bösen Leuten,
Unter harten Menschen nun,
Die stets zanken, lästern, streiten —
Und ich will ja Alles thun!“

„Gern im Felde und im Garten
Graben, bis die Sonne sinkt,
Gern die kleinen Kinder warten,
Gern gehorchen, wenn man winkt!“

„„Kind, wie heißt du?““ — „Willmer's Lotte!“
„„Und wie alt?““ — „Bin sieben Jahr!“
„„Wär's ein Wink vom lieben Gotte?
Just so alt, wie Lottchen war!““

„„Du, mein Kind, zu Gott erhoben!
Dächt'st du mein in jenem Land? —
Ja, mein Lottchen, du dort oben
Hast die Waise mir gesandt!““

„„Wohl, ich schwör's bei diesem blassen
Lieben Engelsangesicht,
Nie will ich die Kleine lassen,
Läßt sie Gott und Tugend nicht!““

Wiederhall zog durch die Gassen;
Chorgesang bei Fackellicht
Scholl: „Von Gott will ich nicht lassen,
Gott verläßt die Seinen nicht!“

Fr. Kind.

Digitized by Google

4. Sanct Menrad.

Tief in einer stillen Wüste,
Dort im lieben Schweizerland,
Steht ein alterndes Capellchen
Nebst dem moosbewachs'nen Zellchen
An der rauhen Felsenwand.

In der kleinen Klause lebte
Vor uralter, grauer Zeit
Menrad, mit den Silberhaaren,
Reich an Tugend und an Jahren,
In dem Ruf' der Heiligkeit.

Wenn noch kaum die Morgenröthe
Durch die Tannenwipfel drang,
Tönete schon laut und helle
In dem Thürmlein der Capelle
Seines Glöckleins frommer Klang.

Gott weih't er den goldnen Morgen,
Kniete, himmelwärts den Blick,
Am Altare manche Stunde,
Sang auch oft mit frohem Munde
Gottes Lob — der Tugend Glück.

Drauf ging er in's kleine Gärtchen,
Grub es um mit eigner Hand,
Setzt' und tränkte manche Pflanze,
Bis der Mond mit hellem Glanze
An dem dunkeln Himmel stand;

Saß dann in der Gartenlaube
An dem Tisch mit frommem Dank, —
Aß genügsam, froh und heiter,
Selbstgebaute Frücht' und Kräuter,
Und die Quelle war sein Trank.

Doch das liebste der Geschäfte
War ihm armer Wand'rer Pfleg',
Herzenslust ihm, die Verirrten
In der Zelle zu bewirthen,
Sie zu führen auf den Weg.

Weit und breit im ganzen Lande
Ward als Vater er geehrt;
Mancher kam mit schwerem Herzen,
Fand hier Lind'rung seiner Schmerzen,
Ging getröstet und belehrt.

Selbst des wilden Waldes Thiere
Ehreten den Gottesmann,
Hüpften froh um ihn mit Schmeicheln,
Ließen wohl von ihm sich streicheln,
Blickten ihn so traulich an.

In des Winters rauhen Tagen
Kamen arme Vögelein
In die warme Zelle gerne,
Pickten hingestreute Kerne,
Flogen heimisch aus und ein.

Doch vor allen ein Paar Raben,
Fast, als hätten sie Verstand,
Waren herzlich ihm gewogen,
Kamen an den Tisch geflogen,
Aßen zahm aus seiner Hand.

So floß, wie am nahen Felsen
Durch des Thälchens sanftes Grün
Sich ergoß die Silberquelle,
Still und ruhig, rein und helle
Seine Lebenszeit dahin.

Einst vor Tagesanbruch kniete
Er vor dem Altar so da,
Auf dem, in der Jungfrau Armen,
Voller Huld und voll Erbarmen,
Man den Himmelsknaben sah.

Eine Silberlampe brannte
Vor dem lieblichen Gemäld',
Die ein Ritter, dessen Wunden
Menrad liebevoll verbunden,
Einst dem Kirchlein zugestellt.

Während so der Alte betet,
Stürzt herein ein Räuberpaar;
Unter ihren Mörderhänden
Muß er, ach! sein Leben enden —
Blutbespritzt steht der Altar.

Mit der schweren Lampe schleichen
Scheu die Mörder sich davon —
Dem Gerichte zu entlaufen
Und das Silber zu verkaufen,
Ihrer Mordthat Sündenlohn.

Digitized by Google

Aber horch, welch' ein Gekrächze,
Das so schau'rlich Rache ruft! —
Sieh, die treuen Raben eilen
Schnell, gleich abgedrückten Pfeilen,
Kläglich schreiend, durch die Luft.

Wild die schwarzen Flügel schlagend,
Stürmen rauschend sie heran,
Und mit scharfgespitzten Krallen
Und mit starren Schnäbeln fallen
Wüthend sie die Mörder an.

Fruchtlos trachten die zu fliehen,
Schutz zu suchen fern und nah;
Sieh, die Schreckensvögel weichen
Keinem Drohen, keinen Streichen —
Immer sind sie wieder da.

Armer Hirten Söhne wurden
Dieses Schauspiel bald gewahr;
"Seht des frommen Menrad's Raben!"
Schrieen die erschrock'nen Knaben,
Und schon kommt der Hirten Schaar.

Fest, mit starken Fäusten, greifen
Sie das freche Mörderpaar,
Führen sie zu Menrad's Zelle,
Finden dort in der Capelle
Menrad's Leichnam am Altar.

Wie versteinert steh'n die Hirten,
Todtenblässe im Gesicht;
Drauf in furchtbarem Gedränge
Führet ihre ganze Menge
Fort die Mörder vor Gericht.

Schnell, wie Gottes starker Donner
Schwer von Berg zu Berge hallt,
Breitet sich die Trauersage,
Schrecken, Angst und laute Klage
Rings umher durch Feld und Wald.

Sieh, der Landvogt, ernst und strenge,
Sitzt schon auf dem Richterthron;
Rings umstürmt ihn Volksgetümmel,
Und an Gottes hohem Himmel
Siehet man die Raben schon.

Durch's Gedränge schleppt die Mörder
Jetzt die Hirtenschaar herbei,
Bringet vor die schwere Klage —
Wie zum Zeugniß der Aussage
Tönt der Raben Rachgeschrei.

Bleich und zitternd steh'n die Mörder,
Leugnen nicht den blut'gen Mord;
Staunend schweigt der Richter lange —
Stille harrt das Volk, und bange —
Endlich — horcht! nimmt er das Wort:

"Gott du bist," — ruft er mit Eifer,
"Und gerecht ist dein Gericht!
Zittert, heimliche Verbrecher!
Gott ist böser Thaten Rächer, —
Ziehet alle einst an's Licht." —

Schaudernd stand die bange Menge,
Tief durchdrang, gleich einem Pfeil,
Furcht sie vor dem höchsten Richter —
Und das Haupt der Bösewichter
Fiel, wie's Rechten's, unterm Beil.

Christoph Schmid.

5. Die beiden Boten.

(Eine Volkssage.)

Ging einst ein Bote über Land
Bei nächt'ger Sterne Funkeln;
Es war sein Weg ihm wohl bekannt,
Er hat den sichern Stab zur Hand,
Und's graut ihn nicht im Dunkeln.

Digitized by Google

Frisch naht er sich dem finstern Wald
Und schreitet rasch im Düstern,
Wo keines Sängers Weise schallt,
Wo einsam nur sein Fußtritt hallt,
Und leis' die Wipfel flüstern.

Da glaubt er nah' am schilf'gen Moor
Ein'n Wand'rer zu erblicken;
Er steht, — er horcht, — er spitzt das Ohr, —
Da tritt es hinterm Baum hervor,
Winkt mit vertrautem Nicken.

„Grüß' dich!“ — so ruft's ihm freundlich zu, —
„Laß dir vor mir nicht grauen!
Bin auch ein Bote, so wie du,
Früh auf, — früh auf, — spät erst zur Ruh,
Stets unterwegs zu schauen.“

„Bist du ein Bote, so wie ich,
Und soll mir nun nicht grauen,
So sage mir, wer sendet dich?
Wie heißt dein Ort, dein Name? sprich!
Dann will ich dir vertrauen.“

Der Fremde sprach: — „ich bin gesandt
Von dem, — den Alle kennen;
Die Heimath mein' heißt Ruheland;
Mein Name klingt: Aus Gottes Hand;
So magst auch du mich nennen.“ —

Der Bote denkt: — „Gar wundersam
Klang zwar, was ich vernommen;
Doch was von deinen Lippen kam,
War christlich, wie sein eig'ner Nam',
Mag wohl der Seele frommen.“

Sie gehen schweigend ihren Gang,
Bis sich die Wege theilen. —
Dem Boten wird's so ahnungsbang,
Als jetzt der Fremde spricht: — „entlang
Des Bachs dort muß ich eilen.

Allein, mein Werk ist bald verricht't;
Wo ich bin, gilt kein Säumen.
Auch du, mein Bote, zaudre nicht!
Vollbring' die aufgetrag'ne Pflicht,
Dann darfst du ruh'n und träumen!“

Und leise wandelnd, — gleitend schier,
Wie West ob Blumenbeeten, —

Digitized by Google

Sieht dort aus nied'rer Hüttenthür,
Und aus Palastes Pforten hier
Der Bot' ihn ruhlos treten.

Und als nun wiederkommt die Nacht,
Schon tief die Schatten sinken,
Der Bote all sein Werk vollbracht,
Und heimwärts schon sich aufgemacht,
Sieht er den Fremden winken.

„Da bist du ja, du treues Blut!
Nun darf ich mich entdecken;
Du thust dein Werk im frommen Muth,
Dafür erschein' ich mild und gut
Dir heut', — darfst nicht erschrecken.

Sieh mir in's Auge! — Kennst du mich?
Ich bin der Freund der Müden.
Nach Tageshitze kühl ich dich
Mit leisem Fittig sänftiglich,
Weh' dich in Schlaf und Frieden!“ —

Da leuchtet's auf, wie Morgenroth;
Der Bote, — voll Verlangen, —
Ruft laut: — „du, Erdenlust und Noth,
Leb' wohl!“ — sinkt nieder und — ist todt; —
Doch lächeln Mund und Wangen.

Carl v. Miltitz.

6. Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn,
(Erzählte mir mein Freund) beschloß ich, auszugehn.
Ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
Der, seiner Miene nach, die eingelauf'nen Schulden,
Nebst dem, was er die Messe noch gewann,
Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon ging vor mir, (ich geb' ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß),
Er ging; doch eh' wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet' uns ein armer schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um Nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar,

Digitized by Google

Mit mehr als Rednerkünsten red'te.
„Ach," sprach er, „ach, erbarmt euch mein!
Ich habe Nichts, um meinen Durst zu stillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich sein;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott, laß ihn nicht ferne sein!"
So sprach der Greis; allein, was sprach der Reiche?
„Ihr seid ein so bejahrter Mann,
Ihr seid schon eine halbe Leiche
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erst Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht." —
Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht. —
„O Gott! du weißt's!" Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein, er rufte mich zurück.
„Ach!" sprach er mit noch nassem Blick,
„Ihr werdet euch vergriffen haben;
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring' euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!"
„Ihr," sprach ich, „sollt es Alles haben;
Ich seh, daß ihr's verdient; trinkt etwas Wein dafür!
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?"
Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehn schon manche Frag' an ihn.
Allein indem ich nach ihm fragte,
War er seit einer Stunde todt.
Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern red'te.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brot
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unbillig red'te,
Und der vielleicht ihn jetzt bei Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!
So sprach mein Freund und bat, die Müh' auf mich zu nehmen
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl, ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld, versteht, der schämt sich ewig nicht.

Gellert.

Digitized by Google

7. Das gute Rosenmädchen.

Es war der schönste Mondenschein,
Und Hannchen saß, vom Hauche
Des Mai's umlispelt, ganz allein
Am grünen Fliederstrauche.
Da ruhte sie von ihrem Fleiß
Oft unter dem Geschlängel
Der schönen Zweige, hell und weiß,
Umleuchtet, wie ein Engel.

Da wimmert was vom Zaune her;
Sie sieht es dunkel schimmern.
Gott! denkt das gute Hannchen, wer
Mag da so kläglich wimmern!
Es kommt. — Ein alter armer Mann
Hängt da an seinen Krücken.
„Wer seid ihr?“ fragt ihn Hannchen; „kann
Ich euch womit erquicken?“

„Dir sei's,“ hub jetzt der Alte an,
„Wer du auch sei'st, geklaget!
Ich bin ein armer alter Mann,
Den Durst und Hunger plaget.
Mein Sohn war ein Soldat, der mir
Mein wenig Brot erworben;
Und nun, mit Thränen sag' ich's dir, —
Und nun ist er gestorben.

Der gute Hans! Gott weiß, er war
Ein herzensguter Bube.
Dies Unglück bringt mein graues Haar
Gewiß bald in die Grube.
Sieh', Kind, so häng' ich, krank und schwach,
In diesen Lumpen; Keiner
Verschafft mir Brot und Dach und Fach;
Kein Mensch erbarmt sich meiner.

Mein Hüttchen mußt' ich, weil die Pacht
Dazu mir fehlte, räumen;
Halb nackend lieg ich manche Nacht
Seitdem frei unter Bäumen,
Und bitte, weil ich Nichts als Noth
Hinfort zu hoffen habe,
Den lieben Gott um meinen Tod
Und Ruh' im stillen Grabe.“

Ach! süßes Mitleid, fromm und weich,
Schwimmt hell in Hannchen's Blicken.
„Kommt nur,“ so spricht sie, „ich will euch
So gut ich kann, erquicken!“
„Das willst du?“ sprach der Arme, ach!“
Du willst dich mein erbarmen?“
„Hier ist mein Arm! ihr seid zu schwach;
Ich diene gern den Armen.

Mein Vater nimmt sich euer an,
Wenn ich ihn darum bitte;“
Und so führt sie den armen Mann
An ihrem Arm zur Hütte,
Und macht ein Lager ihm, so gut
Es möglich ist; „und morgen,“
Spricht Hannchen, „habt ihr ausgeruht,
So will ich weiter sorgen.“

„Nun gute Nacht!“ sie geht zur Ruh',
Am Schlummer sich zu laben,
Froh schließt sie ihre Augen zu,
So wohlgethan zu haben.
Kaum schaut nach einer süßen Nacht
Der Tag vom Himmel nieder,
Auf Hannchen's Fenster, so erwacht
Das gute Mädchen wieder.

Und fröhlich eilt sie dann mit Brot
Und Milch zu ihrem Alten.
Sie kommt und findet ihn schon todt,
Die Hände fromm gefalten.
Gewiß hatt' er für Hannchen noch
Zu Gott zuletzt gebetet.
„Ach,“ weinte sie, „so hat ihn doch
Sein Elend schon getödtet!

Digitized by Google

Doch wohl ihm, er hat ausgequält!
Mit nassem Angesichte
Geht sie zum Vater und erzählt
Ihm weinend die Geschichte.
Der Vater, nur ein Bauersmann,
Drückt ihre Hand in seiner:
„Wohl Kind! nimm dich des Elends an,
Denn keine Freud' ist reiner.

O, das Gefühl ist gar zu süß,
Wenn wir geholfen haben!"
So sprach der brave Mann und ließ
Die Leiche drauf begraben;
Und Greis und Jüngling, Jeder blickt
Voll Freude nach der Wohnung,
Wo Hannchen sich verbirgt, und schickt
Ihr Kränze zur Belohnung.

Bei'm nächsten Rosenfeste drängt
Man sich zu Hannchen's Hütte;
Beschämt tritt sie heraus und hängt
Nun schwebend in der Mitte.
So fromm auch noch manch Mädchen war,
So ließ man doch nicht loosen;
Schnell hängt in Hannchen's blondem Haar
Der schöne Kranz von Rosen.

Und Alles ruft mit Jubelschrei,
Kein Mädchen sei bewährter
In jeder Tugend, keines sei
Der Unschuld Tugend werther!
Und Alles jauchzt; nur Hannchen schweigt
Bei'm froh'sten Rundgesange.
Bei jedem Wort des Lobes steigt
Die Röthe ihrer Wange.

So würdig sie ihr Kränzchen trägt,
So würdig auch die Lieder
Des Volks ihr Opfer sind, — sie schlägt
Im Tanz die Augen nieder.
Nachdem fand sie oft ohne Spur,
Von wem, bekränzt ihr Mädchen;
Sprach man von ihr, so hieß sie nur,
Das gute Rosenmädchen.

8. Das Brot des heiligen Jodocus.

Zu prüfen seines Dieners Lauterkeit,
Kam einst der Herr vor Sanct Jodocus Thür,
In ärmlicher Gestalt, und bat um Brot.

„Gieb," sprach Jodocus, „gieb ihm, guter Schaffner!"
„Herr," sprach der Schaffner, „nur ein Brot ist übrig;
Was bleibt denn dir und mir und unserm Hunde?"
„Gieb immer," sprach der Abt, „der Herr wird sorgen!"

Der Schaffner nahm das Messer, zirkelte
Mit Fleiß und schnitt genau das eine Brot
In vier ganz gleiche Stücke, reichte eins
Dem Bettler hin, und sprach nicht allzu freundlich:
„Eins dir, eins mir, dem Abte eins, eins dem Hunde!"
Jodocus lächelt', und der Bettler ging.

Nicht lang, und in noch ärmlich'rer Gestalt
Kam abermals der Herr, und bat um Brot.
„Gieb," sprach Jodocus, „gieb mein Stücklein ihm!
Der Herr wird sorgen." Und der Schaffner gab's.

Digitized by Google

Nicht lang, und noch verhungerter erschien
Zum drittenmal der Herr, und fleht' um Brot.
„Gieb," sprach Jodocus, „o gieb dein Stücklein ihm!
Der Herr wird sorgen." Und der Schaffner gab's.

Nicht lang, und lahm, blind, nackt und bloß erschien
Zum viertenmal der Herr, und fleht' um Brot.
Jodocus sprach: „gieb ihm des Hundes Stücklein!
Der Herr wird sorgen, der die Raben speist!"

Der Schaffner gab das Stück. Der Arme ging,
Und eine Stimm' erscholl: „groß ist dein Glaube,
Du, deines Meisters echter Jünger, groß;
Und wie du glaubtest, so soll dir gescheh'n."

Der Schaffner trat an's enge Fenster, schau!
Da landeten im nahen Fluß vier Schifflein,
Mit Brot und Obst und Oel und Wein befrachtet.

Der Schaffner eilte freudig an den Strand.
Von Menschen fand er keinen, fand dafür
Am Ufer eine weiße Flagge wehen,
Woran in Goldschrift diese Worte flammten:

„Vier Schifflein sendet, der die Raben speist,
Dem Abt, der heute viermal ihn gespeiset,
Ihm eins, dem Schaffner eins, und eins dem Hunde;
Das eierte bleibt des Senders armer Sippschaft."

Kosegarten.

9. Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang;
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen, zu preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb' und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie, wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seeen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;

Digitized by Google

Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke d'rüber her,
Und mitten stand ein Häuschen d'rauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?"

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort;
Zerstoben und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel erbarme dich!"

Hoch auf den fernen Ufern stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! so nenn' ihn! nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch galoppirt ein Graf hervor
Auf hohem Roß, ein edler Graf.

Digitized by Google

Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! Komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! halloh! frisch auf, gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an;
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Um Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!

Digitized by Google

Der Bauer wagt' ein Leben d'ran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier,“ rief der Graf, „mein wack'rer Freund!
Hier ist dein Preis! komm her! nimm hin!“ —
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil;
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!“
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken, und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

Bürger.

10. Johanne Sebus.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluthen spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“ —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind'!
Die schwache Frau! — Du gehst davon!“ —
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück; uns Allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch nur meine Ziege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sicheres Land,
Schön' Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll;
Verwegen in's Tiefe willst du hinein!“ —
„Sie sollen und müssen gerettet sein!“

Digitized by Google

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön' Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch, gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand; ein Meer erbraust's;
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein';
So sollten sie alle verloren sein!
Schön' Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut?

Schön' Suschen steht noch, wie ein Stern,
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn;
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.

Kein Damm! kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt ist Alles mit Wasserschwall;
Doch Suschen's Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön' Suschen beweint, —
Und dem sie, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Göthe.

11. Der dankbare Sohn.

Wo flammenträchtig der Berg sich hebt,
Von Donnern oftmals der Boden bebt,
Da wohnten am grünenden Strande
Zwei Fischer einsam seit Jahren schon;
Es wand um den Vater und blühenden Sohn
Die Treue noch heil'gere Bande.

Denn einst, als der Knabe mit raschem Muth,
Die Netze zu füllen, der off'nen Fluth
Den morschen Nachen vertraute,
Da riß ihn gewaltig die Strömung fort,
Daß nirgend er einen rettenden Port,
Nur dräuende Klippen erschaute.

Er steuert kämpfend auf fährlicher Bahn;
Bald schleudert die schäumende Brandung den Kahn,

Bald stauchen zurück ihn die Wellen,
Bis endlich die Wirbel das schwankende Schiff,
Es hebend und senkend, am scharfen Riff
Durchbohren und gänzlich zerschellen.

Schon sinkt Pietro im Antlitz der Bucht;
Es schwinden die Kräfte; vergeblich sucht
Er Rettung des Lebens im Schwimmen;
Da winkt durch dämmernden Abendschein,
Weit ragend, ein zackig Korallengestein;
Es glückt ihm, das Riff zu umklimmen.

„Wo weilt doch heute der Knabe so lang?“
Ruft ahnend der harrende Vater, und bang
Verläßt er die Hütte von Schilfe;
Da tragen die kühlen Lüfte vom Meer
Durch's Rauschen der Wogen Töne her,
Als rief' dort Jemand um Hülfe.

Und, schnell zu helfen mit rüstiger Hand,
Entathmet, läuft er hinab zum Strand;
Trüb', düster fluthen die Wellen;
Doch jetzt in stillem, erhabenem Lauf
Steigt mild der leuchtende Vollmond auf,
Daß silberfunkelnd sie schwellen.

Und als den geschärfteren Blicken nun weit
Die duftige Meeresfläche sich beut,
Von schattenden Ufern umfangen,
Da hallt auf's neue der jammernde Ton,
Und Marco gewahret den einzigen Sohn
Am jähen Korallenriff hangen.

Da bebt ihm das Herz, es stockt sein Hauch,
Es starrt mit Entsetzen gen Himmel das Aug',
Verzweiflung will grimmig ihn fassen;
Ach, nirgends am Strande erblickt er ein Boot —
Doch kann er den Knaben in Todesnoth,
Den Sohn, den Geliebten, verlassen?

Ob rauscht die Brandung so dumpf und schwer,
Und landwärts wehen die Winde her,
Hier gilt nur keckes Ermuthen;
Er hebt zu Gott nur einmal die Hand,
Und wirft sich dann von Ufers Rand
Hinab in die schäumenden Fluthen,

Zertheilt die Wogen mit nerviger Faust,
Das Aug' zur Klippe, ob's Herz auch graust,

Digitized by Google

Mit schwindelnden Blicken erhoben;
Ob nicht den Knaben die Kraft verläßt —
Er hängt ja, gleich dem Meerschwalb'-Nest,
Den Felsen umklammernd, dort oben!

Jesus Maria! jetzt stürzt er herab
In's schwarze, rauschende Wassergrab;
Sein Haar nur sieht man noch blinken.
Da stärkt die Liebe des Schwimmenden Kraft,
Die Hand des verzweifelnden Vaters errafft
Die Locken des Knaben im Sinken.

Und als er den bebenden Jüngling umfaßt,
Da dünkt ihn gering nur die theure Last
Und nahe der Raum bis zum Lande;
Er bringt ihn, rudernd mit einem Arm,
Doch ach! zu neuem, unsäglichem Harm,
Als Leiche zum dämmernden Strande.

Das Aug' ist gebrochen, der Athem entflohn;
Er ruft ihn vergebens mit zärtlichem Ton,
Hält eng' ihn erwärmend umfangen;
Und siehe! der Schimmer Selene's bricht
Auf's neu' durch die Wolken; in ihrem Licht
Kehrt Roth auf die schneeigen Wangen,

Kehrt Lächeln und Feuer dem starrenden Blick
Und Leben den stockenden Pulsen zurück;
Sie richten die Herzen nach oben
Und heben die Hände zum Sternenlicht,
Den einzigen Retter, wenn Hülfe gebricht,
Mit brünstiger Seele zu loben. —

Nun wand um den Vater und blühenden Sohn
Er dankt ihm ja zwiefach das Leben schon —
Die Treue noch heil'gere Bande;
Sie wohnten, wo gähnend der Berg sich hebt,
Von inner'n Donnern der Boden oft bebt,
Still glücklich am grünenden Strande.

Und als nun das Alter silberweiß
Die Locken gefärbt dem welkenden Greis,
Als Krankheit ihm nahet und Schwäche,
Fühlt er sie minder; es leitet und hebt
Der Jüngling den Kranken, oder schwebt
Nach Nahrung auf spiegelnder Fläche.

Als sanfter Schlummer einst Marco erquickt,
Stand freundlich Pietro zum Lager gebückt,

Digitized by Google

Bei frühem, heiterem Morgen;
Da wankte die schilfene Hütte, es scholl
Tief unter den Füßen ein dumpfes Geroll,
Daß beide sich anschau'n und horchen.

Und immer dumpfer erdröhnet der Ton;
Der Vater, erblassend, spricht: „eile, o Sohn,
Und schaue hinaus vor die Hütte!"
Ihm dringet entgegen sulphurischer Duft,
Er eilt durch die schwere, verfinsterte Luft
Zum Hügel mit flüchtigem Schritte.

Es braust in den Wolken, der Boden braust,
Und durch die wankenden Wälder saust,
Dumpf grollend, ein furchtbar Geheule.
O Jammer! des Berges roth glimmender Bauch
Dampft schwarzen sonnenverdunkelnden Rauch
In himmelan steigender Säule.

Schwer ruht auf der Landschaft verderbliche Nacht,
Durchzüngelt von Blitzen, und schrecklicher kracht
Es nun in den Tiefen, und Flammen
Durchbrechen die Mitte, entwallen dem Mund,
Es spaltet sich plötzlich der glühende Schlund,
Und Felsen stürzen zusammen.

Roth wölben sich Wolken, es flammt das Meer,
Es schäumt durch den Bergriß furchtbar ein Wehr
Der feurigen rauchenden Masse;
Hilf, Himmel! jetzt bahnt sich die wogende Gluth
In langsamer, feurig verzehrender Fluth
Zum Strande die schreckliche Gasse.

Zum Strande, wo einsam, von Binsen umweht,
Das niedrige, schilfene Hüttchen steht,
Wohl fern von dem rettenden Hügel;
Doch eilt auch der Jüngling zum Tode zurück,
Es leih'n ihm, zu theilen des Vaters Geschick,
Die Angst und die Dankbarkeit Flügel.

Und als er den bebenden Alten erfaßt,
Da dünket nur leicht ihn die theure Last,
Und fern nicht vom Hügel die Hütte;
Voll Hoffnung schauet er himmelauf —
Doch, ach! kaum hat er begonnen den Lauf,
Da hemmt die Last ihm die Schritte.

Er muß es vollenden! Er ringet nach Luft,
Doch mehr noch beklemmt ihn der Schwefelduft,

Digitized by Google

Es brechen die Knie ihm zusammen;
Es breitet die Lava sich weiter umher,
Es wälzen sich schneller hinab nach dem Meer
Die Bäche von schäumenden Flammen.

Und ob er sich sinkend noch einmal errafft,
Dahin ist die letzte, gesammelte Kraft,
Er sinkt mit dem Alten zur Erde.
„O Vater, mein Vater! nur kurz sei die Rast“ —!“
Er schaut, indem er ihn zärtlich umfaßt,
Zum Himmel mit fleh'nder Geberde.

Auch Marco starrt finster wolkenan,
Und dann nach der rauchenden Feuerbahn,
Und spricht: „was willst du hier sterben?
Wohl morgen ereilt ja mich Alten der Tod;
D'rum fliehe! Dies sei dir mein letztes Gebot!
Du sollst nicht um Marco verderben!“

Doch, ob auch durch die schreckliche Nacht
Auf's neu' jetzt und dumpfer der Donner kracht,
Und feuriger züngeln die Blitze;
Ob schneller und immer näher daher
Nach beiden schäumet das feurige Wehr,
Das Gras schon versenget vor Hitze;

Der fromme Pietro verweigert das Flieh'n,
Er liegt vor dem finstern Greis auf den Knie'n,
Ruft feurig, mit heißerm Umfassen:
„Verließest du auf der Korallenbank
Mich auch, mein Vater? ich soll zum Dank
Im Flammentode dich lassen?“

Noch einmal erhebt er, liebeheiß,
Mit beiden Armen den wehrenden Greis,
Ob Rettung noch wolle gelingen;
Jetzt sinkt, wie sterbend, des Vaters Haupt;
Er selbst, durch die Schwere der Kraft beraubt,
Vermag nicht, das Ziel zu erringen.

Wo, mild von Cypressen und Pinjen umweht,
An altem Gemäuer ein Heil'genbild steht,
Ergreift ihn ein tödtlich Ermatten;
Verschmähend des eig'nen Lebens Gewinn,
Legt sanft er auf's Moos den Vater hin
In feurig durchschimmerten Schatten,

Schaut nieder mit liebendem, flehendem Aug',
Forscht sorglich in ihm nach Lebenshauch,

Digitized by Google

Preßt an sich des Greises Hände,
Und betet: „gieb schnellen vereinigten Tod,
O Heil'ger! vermag nicht dein mächtig Gebot,
Daß von uns das Gluthmeer sich wende!“

Ein furchtbarer, knallender Donner erschallt,
Laut brüllend regt sich die Riesengewalt,
Daß Berge und Wälder erzittern;
Aufflammt das Meer und brauset und zischt,
Aufspritzt zu den Wolken rauchender Gischt,
Der Erdball scheint zu zersplittern.

Nach Kurzem erwacht, wie vom Traume, das Paar,
Sich fest noch umarmend, und sieh! es war
Der Boden nicht ferne gesprungen,
Und, wo sich abwärts das Ufer gesenkt,
Da war, durch die furchtbare Schlucht gelenkt,
Zum Meer die Lava gedrungen.

Sie knie'n vor dem Heil'gen mit stillem Flehn
Und wähnen, durch ihn sei das Wunder geschehn;
Verderben ergriff ja die Runde,
Und wo sonst das schilfene Hüttchen stand,
Peitscht grausend die Meereswoge den Strand:
Das Hüttchen versank mit dem Grunde.

Und als nun beruhigt das bebende Land,
Da legt auf Pietro der Vater die Hand,
Daß Gott nach Verheißung ihm lohne,
Weil treu er verharrt in der Flammennoth. —
Der Herr hat den Segen vom vierten Gebot
Erfüllt an dem dankbaren Sohne!

Denn ihm ist entstammt ein blühend Geschlecht,
Stets übend die Jugend, die Treue, das Recht;
Noch führt in der bräutlichen Krone
Die Enkel zum Spalt, wo der Heilige steht,
Der Priester, erneut dort, von Pinjen umweht,
Die Kunde vom dankbaren Sohne!

Fr. Kind.

12. Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen!“

Digitized by Google

„Ich bin,“ spricht Jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch, willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir, als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht, nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen!“

Und er kommt zum Freunde: „der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit; —
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande!

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen.
Der Andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:

Digitized by Google

„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth,
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnet das Ufer, und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollet ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich;
„Ich habe Nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen, erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er; die Andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und, von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee:
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und horch! da sprudelt es, silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor, ein lebendiger Quell;
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,

Digitized by Google

Will eilenden Laufes vorüberfliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorgen Qualen;
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! Du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er,
Mit hoffender Seele, der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht,
Ein Retter, willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen,
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht!
Er schlachte der Opfer zweie;
Und glaube an Liebe und Treue.“

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und siehet das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget;
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Staunen ergreifet das Volk umher;
In den Armen liegen sich Beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen,

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn, —
So nehmet auch mich zum Genossen an,

Digitized by Google

Ich sei, gewährt' mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!“

Schiller.

13. Ibrahim.

Eh' Ferdinand mit frommer Wuth
Die Mauren von sich stieß,
Floß Omar's junges Heldenblut
Durch Gusmann's Ritterspieß.

Aus Furcht der Rache (reich und groß
War dieser Sarazen)
Floh Gusmann und blieb athemlos
Vor einem Garten stehn.

Hoch war die Mauer, doch er schwang
Sich, wie ein Pfeil, hinein
Und fand in einem Bogengang
Den Herrn des Guts allein.

Er fleht um Schutz. Mit seinem Stab
Schlug Emir Ibrahim
Voll Ernst jetzt einen Pfirsich ab
Und theilte ihn mit ihm.

„Nimm hin,“ sprach er, „du bist mein Gast!
Dies ist des Schutzes Pfand,
Den du von mir zu hoffen hast;“
Und gab ihm seine Hand.

Doch plötzlich rief ein Mütterlein
Den edlen Greis hinaus;
Er schloß, um unentdeckt zu sein,
Den Gast in's Gartenhaus.

Drei Stunden harrt er hier voll Gram;
Ihm scheint kein Mondenlicht,
Bis sein Beschützer wiederkam,
Mit Thränen im Gesicht.

„Den du erschlugst, grausamer Christ,“
Sprach er, „der war mein Sohn;
Schön ist die Rache, schöner ist
Gehalt'ner Treue Lohn.

Fleuch! Vor dem Gartenthore steht
Mein bestes Pferd. Man sucht
Dich an der See. Fleuch nach Toled'!
Gott schütze deine Flucht!“

Siehst du im Greis den halben Gott?
Wer wohlthut seinem Feind,
Mein Kind, wär' er ein Hottentott,
So ist er Gottes Freund.

Pfeffel.

14. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europen's
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Cultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeck's übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne

Digitized by Google

Heim zu seinen tiefverdeckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd, unter kaltem Regen,
Eilete der gute wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich lege,“
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden!“ —
„Willst du, mißgestaltet's Ungeheuer,“
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!“
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal' und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er, bis zur zwölften Stunde,

Digitized by Google

Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?“ brach mit Schreckentone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,“
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege!“

„Kommt herein,“ versetzt der Unbekannte,
„Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte.“
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste
Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wild'ster Krieger,
Schrecklich, stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal' und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?“

Digitized by Google

Wie vom Blitz getroffen, stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In den Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden klugen, weißen Leute,
„Seht, wir Wilden sind doch beff're Menschen!“
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Seume.

15. Amynt.

Amynt, der sich in großer Noth befand
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche ging des Armen Bitte ein.
Doch gleich auf's erste Wort? ach nein!
Er ließ ihm Zeit erst Thränen zu vergießen;
Er ließ ihn lange trostlos stehn
Und oft um Gottes Willen flehn
Und zweimal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf
Und fuhr ihn (denn dafür war er ein reicher Mann)
Bei jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fing er an, sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab.
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschießen,
Und dies Procent zog er gleich ab.

Indem, daß noch der Reiche zählte,
So trat sein Handwerksmann herein
Und bat, weil's ihm am Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig sein
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
„Ihr kriegt jetzt Nichts,“ fuhr ihn der Schuldner an.
Allein, der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholtenmalen,
Ihm die paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf; „geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!“
„Ein Schelm? das wäre mir nicht lieb.

Ich werde gehn und Sie verklagen;
Amynt dort hat's gehört.“ — Und eilends ging der Mann.

„Amynt!“ fing drauf der Wuchrer an,
„Wenn sie euch vor Gerichte fragen,
So könnt ihr mir ja zu Gefallen sagen,
Ihr hättet Nichts gehört. Ich will auch dankbar sein
Und euch, statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dies würde mir ein ew'ger Vorwurf sein.
Kurz, wollet ihr mich nicht als Zeuge kränken,
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.“

„Herr,“ sprach Amynt, „ich habe seit zwei Tagen
Für meine Kinder nicht satt Brod.
Sie werden über Hunger klagen,
Sobald sie mich nur wiedersehn.
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen,
Allein, ich will's mit Gott ertragen;
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu sein. Gellert.

16. Pipin der Kurze.

„Der Stärkste soll König der Starken sein,
Der Größte Herrscher der Großen!
Nicht ziemt's, daß Jenem so schwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorsam weihn;
Zu Childerich sei er verstoßen!“

So murmelt's frecher und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vasallen.
„O seht auf die Franken, ihr Völker, her,
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürst ist er,
Wohl wird's euch herrlich gefallen!

Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
Ein Aefflein auf hohem Kamele,
Reicht just sein Helmbusch dem Marschall an's Maul;
Doch ist er auch klein, so ist er nicht faul
Zu trotzigem, stolzem Befehle.“

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüstern,
Mit Murren folgend, gen Welschland ziehn,
Ihm säumig gehorchen und frevelhaft kühn
Sich mürrischer täglich verdüstern.

Digitized by Google

Und stark im Geiste, gewaltig und klug,
Erwägt er's mit weisen Gedanken.
„„Sei heut' des Weges, der Mühen genug,
Gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug!
Errichtet zum Fechtspiel die Schranken!“

„„Herbei gebracht der gewaltige Leu!
Den Kämpfer will ich ihm stellen! — ““
Wohl seltsam scheint die Bestellung und neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
Die trotzigen, stolzen Gesellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
Dahinter die Sitze der Ritter,
Erhaben des Königs Balcon. — Da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
„Wie schwach doch, wie schwankend das Gitter!

Ein Ruck mit der mächt'gen Tatz', und es fällt,
Und das Ungethüm sitzt uns im Nacken.
Durch der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er sich trefflich sicher gestellt,
Zu schaun, wie die Krallen uns packen!“

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
An der Schranke geöffnet das Pförtchen.
Und der Thiere König, er schreitet heraus,
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und keiner redet ein Wörtchen.

Doch zweifelnd sieht sich der Löwe befrei'n
Und reckt in der Freiheit die Glieder,
Und schreitet getrost in die Schranken hinein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reih'n,
Laut gähnend, und strecket sich nieder.

Vom Balcon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
„„Ihr mannlichen, trotzigen Krieger,
Da schauet ein Kampfspiel, ein würdiges, schaut!
Wer sich zu messen mit diesem getraut,
Den nenn' ich den ersten der Sieger.““

Und ein Zischeln, ein Murmeln, ein Murren erklingt,
Dumpf nur im Beginnen und leise,
Bald, wie wenn, stärker und stärker beschwingt,
Mit wogenden Fluthen die Windsbraut ringt,
So sauset's und brauset's im Kreise.

Und kecklich empor tritt Gerhard von Stern,
Der frechste der frechen Kumpane;

Digitized by Google

„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn!
Auf, tanze denn, Hoheit, wir lassen dir's gern;
Herab von dem sichern Altane!“

„„So sei's!““ spricht Pipin, und sich schwingend im Satz
Springt der Kurze, doch markig und sehnig,
Vom Balcon herab auf den sandigen Platz:
„„Auf, Bruder Leu, auf, wetze den Tatz'!
Auf, König, dich fordert ein König!““

Und schlägt ihn mit flacher Kling' auf den Bug
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Auf schnellt der Leu, wuthschauernd, im Flug,
Doch dringt, eh' die Tatze, die zuckende, schlug,
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entsprudelt' dem grausigen Schlund
Und über sich stürzt er, und wendet
Drei=, viermal die Augen rollend im Rund,
Drei=, viermal geißelt der Schweif den Grund,
Und er streckt sich und zuckt und verendet.

Stolz schaut der König im Kreise herum,
Und die Ritter athmen beklommen
Und blicken zu Boden erstaunt und stumm,
Und der Hohe dreht still verachtend sich um —
Kein Murren ward weiter vernommen.

K. Streckfuß.

17. Harras, der kühne Springer.

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen,
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht, —
Da begann sich's im Thale zu regen;
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr;
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Der Harras, der muthige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut' zu erreichen
Und die feindliche Burg zu besteigen.

Digitized by Google

So stürmen sie fort in Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen.
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen.
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt,
Das Hifthorn ruft furchtbar zum Streite!
Und die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpfdonnernd wiederklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
Sie achten's nicht in des Kampfes Glut,
Und Keiner will sich ergeben,
Denn Freiheit gilt's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
Der Uebermacht muß es erliegen!
Das Schwert hat die Meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch und schlägt sich durch,
Und sein Roß trägt den muthigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn flüchtig hat er des Weges nicht Acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich d'rein,
Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen nur brausen;
Er steht an des Tschopauthals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöh'n
Sieht er seine schimmernde Veste steh'n.
Sie blickt ihm freundlich entgegen.
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als ob's ihn hinüber rief;
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl funfzig Klaftern tief,
Schreckt das Roß, es schäumt in den Zügel.

Digitized by Google

Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab,
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle;
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß,
Aber scheu vor dem Abgrund, bäumt sich das Roß;
Doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
Und es setzt hinab in die Fluthen.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt;
Ihn beschützen höh're Gewalten.
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten.
Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen steh'n an des Ufers Rand,
Und begrüßen freudig den Schwimmer: —
Gott verläßt den Muthigen nimmer!

Körner.

18. Der Löwe.

„Horch! ergellt von Karmel's Höh'n
Nicht ein banges Klaggestöhn?
Brüllt's nicht dort im Wiederhall
Dumpf, wie ferner Donnerschall?
Pfeift's nicht scharf, wie Windsgezische,
Durch die Tamaridenbüsche?"

Heiser kreischt der Jammerschrei,
Ruft des Helfers Arm herbei;
Ja, es scheint, der Kampf ist hart —
Tummle, tummle dich, Astart!
Auf! die Unschuld zu erretten,
Laß das Leben uns verwetten.

Also, hohen Muthes, spricht,
Eingedenk der Heldenpflicht,
In der Wüste Sandesspur
Ritter Godefroi La Tour,
Er, der wackerste der frommen
Franken, die das Kreuz genommen.

Und es fühlt Astart den Sporn,
Sprengt durch Distel, Schilf und Dorn,
Stürzt mit brausender Gewalt
In der Steinkluft finstern Spalt,
Stutzt und zittert, weicht und schäumet
In's Gebiß, und scheut und bäumet;

Denn, wie Gluth in tiefer Schacht
Glimmernd bei dem Schatze wacht,
Wie durch Donnerwolken licht
Schwefelschein des Blitzes bricht,
Dreh'n sich, funkelnd, schnell und schneller
Eines Löwen Augenteller.

Wüthend schüttelt er das Haupt,
Kämpft und ächzt und brüllt und schnaubt!

Digitized by Google

Einer Riesenschlange Reif
Windet sich um Wanst und Schweif;
Gierig wühlen ihr Zähne
In der blutbespritzten Mähne.

Düster glüht ihr wälzend Aug',
Zischend speit sie Gift und Rauch;
Der geschuppte Leib umschlingt
Enger ihn, je mehr er ringt,
Selbst die ausgestrafften Branken
Sucht das Scheusal zu umranken.

Und schon sinkt der Leu im Kampf,
Athemlos von Druck und Dampf;
Da ruft Gottfried: „Mag zum Lohn
Mir des Wüth'gen Rache droh'n,
Doch soll von des Unthiers Ringen
Ihm mein Degen Lösung bringen!“

Hoch vom angesprengten Pferd
Schwingt La Tour das breite Schwert;
Flugs mit scharfem Zuge spellt
Er den Bauch, von Gift geschwellt;
Züngelnd, schnappend, dräuend zücken
Ringelnd Haupt und Schwanz und Rücken.

Plötzlich von der Würg'rin frei,
Athmet stark der edle Leu,
Brüllt zum Himmel jauchzend auf,
Schüttelt Mähne, Branke, Lauf
Und vergißt des Dankes Pflichten
In der Freude Rausch mit nichten.

Sanft zu Gottfried kriecht er hin,
Schmeichelt ihm mit Lammessinn,
Leckt des Schildes Silberrand
Und die tapf're Eisenhand,
Und von nun an folgt der Leue
Ihm, als Herrn, mit Hundestreue,

Folgt ihm, dienend, auf dem Fuß
Ueber Steppen, Berg und Fluß,
Kos't am Tag' ihn und bewacht
Mann und Roß bei dunkler Nacht,
Jagt ihm täglich frische Beute,
Ficht im Kampf an seiner Seite.

Längst erbebt das Heidenthum
Vor des Löwenritters Ruhm; —
Und es wendet sich sein Blick
Nach der Heimath Flur zurück;
Auch die Dankbarkeit des Leuen
Soll der Freunde Kreis erfreuen.

Doch, so viel er Schiffer dingt,
Und so reichen Sold er bringt,
Keiner nimmt den starken Leu'n
In die sich're Barke ein;
Sehnend nach dem Vaterlande,
Läßt der Ritter ihn am Strande.

Da erhebt der edle Leu
Fern am Ufer Klaggeschrei,
Läuft, dem Schiffe zugewandt,
Aengstlich auf und ab am Strand,
Steht und stürzt vom Felsenbogen
In der Tiefe schwarzen Wogen;

Kämpft und ringt und brüllt und keucht,
Daß entsetzt das Meervolk fleucht.
Schäumend und mit wilder Wuth
Wogt um ihn erzürnt die Fluth;
Oftmals schon von ihr umschlungen,
Hat er sich empor geschwungen.

„Schaut, was dort der Sturz erfaßt!“
Ruft der Schiffer hoch vom Mast;
Gottfried springt in Ahnungseil'
Vom Verdeck auf's schwanke Seil,
Schärft den Blick und sieht mit Zagen
Seines Löwen Mähne ragen.

Auch der Leu wird sein gewahr,
Scheint ermuthigt wunderbar;
Hebt, vom Strudel schon errafft,
Hoch sein Haupt mit letzter Kraft,
Schaut nach ihm mit stillem Gruße
Und versinkt im Wogenschusse.

Fr. Kind.

Digitized by Google

19. Die Tabackspfeife.

Gott grüß euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnen Reifchen,
Was wollt ihr für den Kopf?

„O, Herr! den Kopf kann ich nicht lassen:
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet, sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mäh'n.“

Ein andermal von euren Thaten!
Hier, Alter, seid kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Ducaten
Für euren Pfeifenkopf!

„Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust;
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel
(Er hätt' es auch gethan),
Und trug ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt, —
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie, wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß.“

Ihr rührt mich, Freund, bis zu den Zähren,
O sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann.

„Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort lag sein Gut am Rhein.“ —
Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

Kommt, Freund! ihr sollt bei mir nun leben,
Vergesset eure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walter's Reben
Und eßt von Walter's Brot!

„Nun, topp! ihr seid sein wahrer Erbe,
Ich ziehe morgen ein,
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein.

Pfeffel.

Digitized by Google

20. Das Feuer im Walde.

Zween Knaben liefen durch den Hain,
Und lasen Eichenreiser auf,
Und thürmten sich ein Hirtenfeu'r,
Indeß die Pferd' im fetten Gras'
Am Wiesenbache weideten.
Sie freuten sich der schönen Gluth,
Die, wie ein helles Osterfeu'r,
Gen Himmel flog, und setzten sich
Auf einen alten Weidenstumpf.
Sie schwatzten dies und schwatzten das,
Vom Feuermann und Ohnekopf,
Vom Amtmann, der im Dorfe spukt'
Und mit der Feuerkette klirrt',
Weil er nach Ansehn sprach und Geld,
Wie's liebe Vieh, die Bauern schund,
Und niemals in die Kirche kam.
Sie schwatzten dies und schwatzten das,
Vom sel'gen Pfarrer Habermann,
Der noch den Nußbaum pflanzen thät,
Von dem sie manche schöne Nuß
Herabgeworfen, als sie noch
Zur Pfarre gingen, manche Nuß!
Sie segneten den guten Mann
In seiner kühlen Gruft dafür,
Und knackten manche schöne Nuß
Noch einmal in Gedanken auf. —
Da rauscht' das dürre Laub empor,
Und sieh', ein alter Kriegesknecht
Wankt durch den Eichenwald daher,
Sagt: Guten Abend! wärmet sich
Und setzt sich auf den Weidenstumpf.
Wer bist du, guter alter Mann?
Ich bin ein preußischer Soldat,
Der in der Schlacht bei Kunersdorf
Das Bein verlor und, leider Gott's!
Vor fremden Thüren betteln muß.
Da ging es scharf, mein liebes Kind!
Da sauseten die Kugel uns
Wie Donnerwetter um den Kopf!
Dort flog ein Arm und dort ein Bein!
Wir patschelten durch lauter Blut
Im Pulverdampf! Steht, Kinder, steht!
Verlasset euren König nicht!
Rief Vater Kleist; da sank er hin.
Ich und zwei Bursche trugen flugs
Ihn zu dem Feldscher aus der Schlacht.
Laut donnerte die Batterie!
Mit einmal flog mein linkes Bein
Mir unterm Leibe weg! — O Gott!
Sprach Hans und sahe Töffel an,
Und fühlte sich nach seinem Bein:
Mein' Seel'! ich werde kein Soldat,
Und wand're lieber hinterm Pflug.
Da sing' ich mir die Arbeit leicht
Und spring' und tanze, wie ein Hirsch,
Und lege, wenn der Abend kommt,
Mich hintern Ofen auf die Bank.
Doch kommt der Schelmfranzos zurück,
Der uns die besten Hühner stahl,
Und unser Heu und Korn dazu,
Dann nehm' ich einen rothen Rock
Und auf den Buckel mein Gewehr!
Dann komm nur her, du Schelmfranzos! —
Hans, sagte Töffel, lang einmal
Die Kiepe her, die hinter dir
Im Riedgras steht, und gieb dem Mann
Von unserm Käs' und Butterbrot!
Ich samml' indessen dürres Holz;
Denn sieh, das Feuer sinket schon.

Hölty.

21. Das große Loos.

„Frau!“ sagte Meister Till, „ich muß
Zuletzt noch aus der Stadt; so schlecht steh'n uns're Sachen.
Doch rührten wir wohl jemals Hand und Fuß,
Dem Glück ein Pförtchen aufzumachen?
Pfui! laß uns nicht so schläfrig sein!

Laß uns noch heut' ein Lotterieloos kaufen!
Durch dieses Thürchen schleicht gewiß das Glück herein
Und bringt uns Gold= und Silberhaufen."

Frau Till, ein Weibchen guter Art,
Sprach immer Ja zu allen Dingen.
Das Loos kommt an, wird heilig aufbewahrt,
Und unser Pärchen borgt und spart,
Um nach und nach den Einsatz zu erschwingen.
Doch das papierne Pförtchen stand
Ein halbes Jahr Fortunen offen.
Und immer noch ließ sie, als wär's ihr nicht bekannt,
Vergebens ihren Einzug hoffen.

Jetzt krähte schon der muntre Hahn
Den Morgen der Entscheidung an,
Und Till sprang jubelnd aus dem Bette:
"He, Weibchen, freue dich mit mir!
Das große Loos — was gilt die Wette? —
Bekommt kein Menschenkind, wie wir.
Ein gold'ner Traum hat's mir versprochen,
Und Träume halten gern mir Wort;
Bemüh' dich nicht, Kaffee für mich zu kochen;
Ich will gleich fort, in's Lotteriehaus fort.
Zum letzten Mal vielleicht berühren meine Sohlen
Den harten Pflasterweg; denn, steht das Glück uns bei,
Alsdann ade Fußgängerei!
Ich lasse stracks mir eine Sänfte holen,
Und mache mich vor Stolz so schwer, wie Blei.
Die Sänfte, Kind, sei dir so gut, als Brief und Siegel,
Daß uns das große Loos gehört.
Erblickst du sie, dann wirf vor Freude, wie bethört,
Flugs Teller, Schüsseln, Töpf' und Tiegel
Und Schrank und Tisch und Stuhl und Spiegel,
Wirf, wie man sagt, das ganze Haus
Zum Fenster Schlag auf Schlag hinaus!
Was wollen wir den alten Plunder schonen?
Wir werden bald in gold'nen Zimmern wohnen." —

Er rannte fort, und seine Gattin sprach:
"Karl, lauf dem Vater schnell an's Lotteriehaus nach,
Und laure vor der Thür, bis man vom Saal hernieder
Nach einer Sänfte läuft und ruft;
Dann aber komm im Fluge wieder,
Gleich einem Vogel in der Luft!"

Das Knäbchen hatte schier drei Stunden lange Weile
Und hörte noch von dem, was er begierig dort
Erwartete, kein stummes Wort;

Digitized by Google

Doch plötzlich sprang in höchster Eile
Jemand die Trepp' herab, und oben rief's: „Fort, fort!
Nur eine Sänfte gleich! Geschwind, um Gottes willen!" —
Karl fragte schnell: „Für wen? mein lieber Mann!" —
Der Renner flog vorbei und fuhr ihn unsanft an:
„Für wen denn sonst, als Meister Tillen?"

Der Bube stob hinweg, als ritt er, gleich Kurier,
Auf Doctor Faust's berühmtem Mantel.
Die Mutter harrt auf ihn mit flammender Begier,
Und schwärmte, da er stammelnd ihr
Bericht gab, wie verletzt vom Gifthauch der Tarantel;
Sie sprang bachantisch wild mit aufgelöstem Haar,
Und schleuderte durch's Fenster, was im Zimmer
Wand-, niet- und nagelfest nicht war.
Mit Brummen überstieg das Sänftenträgerpaar
Die vor der Thür gehäuften Trümmer.

Man öffnet jetzt das kleine Haus
Und denkt, Herr Till wird flink heraus,
Trotz einem jungen Böcklein, springen;
Doch welch ein Schreck! Er liegt darin,
Bewegungslos und ohne Sinn,
Als sollte man für ihn die Todtenmesse singen.
Man spritzt ihm Wasser in's Gesicht,
Man heult und schreit ihm in die Ohren;
Vergebens! Er ermannt sich nicht,
Und scheint für diese Welt verloren.

Allein nach kurzem Zeitverlauf
Schlug er, geweckt durch das Getümmel,
Die Augen mählich wieder auf,
Und seine Gattin rief: „o tausend Dank dem Himmel!
Ha, Männchen," fuhr sie fort, „ward dir vor Freude schwül?
Ja, ja, das große Loos ist traun kein Pappenstiel!
Doch hätt' ich dich darüber in der Blüthe
Des Lebens eingebüßt, (davor mich Gott behüte;)
So wär' die Lotterie dennoch ein böses Spiel." —

„Das ist sie!" sprach er matt, „ich fiel
In Ohnmacht über — unsre Niete." —

Das Dreißigtausendthaler-Loos
Warf einem reichen Mann Fortuna in den Schooß.
Man munkle, wie man will, von dieser Menschenclasse,
Daß sie sich mit Gefühl und Mitleid nicht befasse; —
Mich freut's, daß ich von dem, der jenes Loos gewann,
Ein andres Liedchen singen kann.
Er hörte kaum durch fliegende Gerüchte

Digitized by Google

Till's tragikomische Geschichte,
Da rief er seufzend aus: „Der arme gute Mann!
Nein, ich will wahrlich nicht verschulden,
Daß er vor Gram vergeht! Geschwind, geschwind, Johann!
Lauft hin und bringt ihm — diesen Gulden!" —

Langbein.

22. Abdallah.

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht;
Es weiden um ihn die Kamele, die achtzig, sein ganzes Gut.
Er hat mit Kaufmannswaaren Balsora glücklich erreicht;
Bagdad zurück zu gewinnen, wird, ledig, die Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Quelle, zu Fuß, am Wanderstab,
Ein Derwisch ihm entgegen, den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl',
Und loben den Trunk der Quelle, und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise theilnehmend einander gefragt,
Was jeder verlangt zu wissen, willfährig einander gesagt;
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort:
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend, und kenne wohl den Platz
Und könnte dahin dich führen, den unermeßlichsten Schatz.
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
Wohl achtzig, wohl tausend Kamele; es würde zu merken nicht sein."

Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz;
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllt ihn ganz.
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
Dir kann der Schatz nicht nützen; du machst mich glücklich und reich.

Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kamele mein';
Nur achtzig Kamelelasten, es wird zu merken nicht sein.
Und dir, mein Bruder, verheiß' ich zu deines Dienstes Sold
Das beste von allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold.

Darauf der Derwisch: „mein Bruder, ich hab' es anders gemeint:
Dir vierzig Kamele, mir vierzig, das ist, was billig mir scheint.
Den Werth der vierzig Thiere empfängst du millionenfach.
Und hätt' ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach!"

„Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin!
Wir theilen gleich die Kamele, wir theilen gleich den Gewinn."
Er sprach's, doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten leid;
Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Digitized by Google

Und so erhoben die Beiden vom Lager sich ohne Verzug,
Abdallah treibt die Kamele, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet, eng und schmal,
Sich eine Schlucht, zum Eingang in ein geräumig Thal.

Schroff, überhangend, umschließet die Felswand rings den Raum;
Noch drang in diese Wildniß des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Thieren Abdallah sich verweilt,
Der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge vertheilt.

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reisig, und steckt den Haufen in Brand;
Er wirft, so wie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein
Mit seltsamem Thun und Reden viel kräftige Spezerei'n.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsternd schier den Tag;
Die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag;
Die Finsterniß entweichet, der Tag bricht neu hervor:
Es zeigt sich in den Felsen ein weit geöffnet Thor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
Aus Edelgestein und Metallen von Geistern der Tiefen erbaut;
Es tragen goldne Pilaster ein hohes Gewölb' von Krystall,
Hellfunkelnde Karfunkel verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den goldnen Pilastern, unerhört,
Das Gold hoch aufgespeichert, deß Glanz den Menschen bethört;
Es wechseln mit den Haufen des Goldes, die Hallen entlang,
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

Abdallah schaute betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz;
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllt ihn ganz.
Sie schreiten zum Werke; der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt;
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrthum, und wechselt die Last, und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, deß Glanz ihn berauscht;
Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

Geladen sind die Kamele, schier über ihre Kraft.
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft.
Der geht den Gang zu Ende, und öffnet eine Truh',
Und nimmt daraus ein Büchschen, und schlägt den Deckel zu:

Es ist von schlichtem Holze, und was darin verwahrt,
Gleich werthlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart.
Er hat es prüfend betrachtet: das war das rechte Geschmeid';
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Digitized by Google

Darauf schreiten hinaus die Beiden, und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt gethan.
Der Schatz verschließt sich donnernd; ein Jeder übernimmt
Die Hälfte der Kamele, die ihm das Loos bestimmt.

Sie brechen auf, und wallen zum Quell der Wüste vereint,
Wo sich die Straßen trennen, die Jeder zu nehmen meint;
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuß;
Abdallah zeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust;
Des Andern vierzig Lasten, sie dünken ihn eig'ner Verlust:
Ein Derwisch solche Schätze, die eig'nen Kamele, das kränkt!
Und was bedarf der Schätze, der nur an Allah denkt?

„Mein Bruder, hör' mein Bruder!“ so folgt er seiner Spur;
„Nicht um den eig'nen Vortheil, ich denk' an deinen nur;
Du weißt nicht welche Sorgen, und weißt nicht, welche Last,
Du an den vierzig Kamelen dir aufgebürdet hast.

Noch kennst du nicht die Tücke, die in den Thieren wohnt.
O glaub' es mir! der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch ich's wohl mit achtzig; dir wird's mit vierzig zu schwer.
Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr.“

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn;
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn.“

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seiner Gier:
Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe sie mir.
Er kehrt zurück im Laufe: es muß versuchet sein;
Er ruft: ihn hört der Derwisch, und harret gelassen sein.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o traue meinem Wort!
Du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kamelen nicht fort;
Die widerspenstigen Thiere sind störriger, denn du denkst:
Du magst es dir bequemer, wenn du mir zehen noch schenkst.“

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was du mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn;
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn.“

Und wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht,
Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht.
Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne sich zu scheun,
Noch zehen von den zwanzig, und von den zehen neun.

Digitized by Google

Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt;
Noch dieses ihm abzufordern, des Herzens Gier ihn treibt.
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfasset seine Knie:
„Du wirst nicht Nein mir sagen; noch sagtest du Nein mir nie.“

„So nimm das Thier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt!
Es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht werth.
Sei fromm und weis' im Reichthum, und beuge vor Allah dein Haupt,
Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt.“

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seinem Sinn:
Wie mochte der Thor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?
Da fällt ihm ein das Büchschen: das ist das rechte Geschmeid';
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!

Er kehrt zurück: „mein Bruder, mein Bruder! auf ein Wort!
Was nimmst du doch das Büchschen, das schlechte, mit dir noch fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?“
„So nimm es!“ spricht der Derwisch, und legt es in seine Hand.

Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
Als er auch noch das Büchschen, das räthselhafte, hält.
Er spricht, kaum dankend, weiter: „so lehre mich nun auch:
Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?“

Der Derwisch: „groß ist Allah, die Salbe wunderbar;
Bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschauest du klar
Die Schätze, die schlummernden alle, die unter der Erde sind;
Bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind.“

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, du magst es besser, traun!
Bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schaun!“

Willfährig thut's der Derwisch: da schaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, schimmernde Erz,
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
Sie schlummern unten, und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

Er schaut's und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz;
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllt ihn ganz.
Er denkt: „würd' auch bestreichen mein rechtes Aug' zugleich,
Vielleicht besäß' ich die Schätze, und würd' unermeßlich reich.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letzten Mal mich an:
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan!
Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre du mir,
Dann scheiden unsere Wege, und Allah sei mit dir!“

Digitized by Google

Darauf der Derwisch: „mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund;
Ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund;
Ich will nach allem Guten, das ich dir schon erwies,
Die strafende Hand nicht werden, die dich in's Elend stieß.“

Nun hält er fest am Glauben, und brennt vor Ungeduld;
Den Neid, die Schuld des Herzens, giebt er dem Derwisch Schuld;
Daß dieser so sich weigert, das ist für ihn der Sporn:
Der Gier in seinem Herzen gesellte sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lachen: „du hältst mich für ein Kind,
Was sehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind.
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan,
Und wisse, daß, falls du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann.“

Und wie er noch der Drohung die That hinzugefügt,
Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt;
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht:
Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwisch, arger Derwisch, du doch die Wahrheit sprachst!
Nun heile, Kenntnißreicher, was selber du verbrachst!“
„Ich habe Nichts verbrochen; dir ward, was du gewollt:
Du stehst in Allah's Händen, der alle Schulden zollt.“

Er fleht und schreit vergebens, und wälzet sich im Staub;
Der Derwisch, abgewendet, bleibt seinen Klagen taub.
Der sammelt die achtzig Kamele, und gen Balsora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

Die nicht er schaut, die Sonne, vollbringet ihren Lauf;
Sie ging am andern Morgen, am dritten wieder auf;
Noch lag er da verschmachtend; ein Kaufmann endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

Chamisso.

23. Peter in der Fremde.

Der Peter will nicht länger bleiben,
Er will durchaus fort in die Welt.
Dies Wagestück zu hintertreiben,
Der Mutter immer schwerer fällt.
„Was willst du — spricht sie — draußen machen?
Du kennst ja fremde Menschen nicht;
Dir nimmt vielleicht all' deine Sachen
Der erste beste Bösewicht.“ —

Digitized by Google

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
Wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
Sein längst gesung'nes Reiselied.
Er meint: — „Die Fremde nur macht Leute;
Nicht in der Nähe wohnt das Glück.“
Drum sucht er's auch recht in der Weite; —
Doch kehrt er mit der Zeit zurück. —

Zu Hülfe ruft man alle Basen,
Und jede gab dazu ihr Wort;
Doch, Peter läßt nicht mit sich spaßen,
Der Tollkopf will nun einmal fort.
Da sprach die Mutter voller Kummer:
„So sieh doch nur den Vater an,
Der reiste nie, und ist nicht dummer,
Als mancher weit gereiste Mann.“ —

Doch Peter läßt sich nicht bewegen,
So daß zuletzt der Vater spricht:
„Nun gut! — ich wünsch' dir Glück und Segen!
Fort sollst du! — doch nun säum' auch nicht.“ —
Nun geht es an ein Emballiren
Vom Fuß hinauf, bis an den Kopf;
Man wickelt, daß auch Nichts kann frieren,
Das dickste Band um seinen Zopf.

Jetzt endlich ist der Tag gekommen,
Gleich nach dem Essen geht es heut';
Voraus ist Abschied schon genommen,
Und Alles schwimmt in Traurigkeit. —
Die Eltern das Geleit ihm geben,
Bis auf das nächste Dorf hinaus,
Und weil da ist ein Wirthshaus eben,
Hält man noch einen Abschiedsschmaus.

Ein Fläschchen Wein wird vorgenommen,
Und still wird Peter, — mäuschenstill;
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
Und Peter seufzt: — „nun — wie Gott will!“
Er muß die Augen öfters reiben,
Nimmt Abschied noch einmal recht schön,
Und sagt: — „man soll nur sitzen bleiben;
Denn weiter lass' er Keinen gehn.“

Und endlich wankt er fort, der Peter,
Obgleich es ihn beinahe reut; —
Nach jeden hundert Schritten steht er,
Und denkt: — wie ist die Welt so weit!“

Digitized by Google

Das Wetter will ihn auch nicht freuen,
Es weht der Wind so rauh und kalt;
Er meint: — „es könne heut' noch schneien,
Und schneit's nicht heut', so schneit's doch bald.“

Jetzt schaut er bang zurück, — jetzt geht er
Und sinnt, — wie weit er heut' wohl reist; —
Jetzt kommt ein Kreuzweg, — ach! da steht er,
Und Niemand, der zurecht ihn weist. —
„Ach!“ — seufzt er, — „so was zu erleben,
Gedacht' ich nicht; — daß Gott erbarm'! —
Hätt' ich der Mutter nachgegeben,
So säß ich jetzt noch weich und warm.“

„Wie konnt' ich so mein Glück verscherzen!
Ich war doch wirklich toll und dumm! —
Wie würde mich die Mutter herzen,
Kehrt ich an diesem Kreuzweg um!“ —
Und rasch beschließt er, sich zu drehen,
Wie, wenn man was vergessen hat,
Und rennt — — ich hätt' ihn mögen sehen,
Zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Eltern saßen unterdessen
Im Wirthshaus noch in guter Ruh',
Bekämpften ihren Gram durch Essen
Und tranken tief gerührt dazu.
Der Peter ließ sie gern beim Schmause,
Ihn reizte nur der Heimath Glück;
Drum lief er spornenstreichs nach Hause
Auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh' und Ferne
Sein Fuß sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne
Incognito noch in die Stadt.
Doch kaum ist er nun heimgekommen,
So schallt Gelächter durch das Haus:
Das hätt' er übel fast genommen,
Allein, er macht sich nichts daraus.

Man scherzt': — „du mußt mit Meilenschuhen
Gewandert sein; — drum setz' dich auch
Nun hinter'n Ofen, um zu ruhen,
Und pfleg' am Brodschrank deinen Bauch!“ —
Er thut's; jetzt treten seine Alten
Betrübt zur Stubenthür herein.
Die Mutter seufzt mit Händefalten:
„Ach, Gott! wo mag mein Peter sein?“

Digitized by Google

Da kriecht der Peter vor, und schmunzelt:
„Was klagt ihr denn? — hier bin ich ja!“
Die Mutter jauchzt, — der Vater runzelt
Die Stirn und spricht: — „schon wieder da? —
Nun, wie ich's dachte, ist's geschehen!
Die Mutter war nun, wie verwirrt;
Ich hab's dem Burschen angesehen,
Wie weit die Reise gehen wird.“

Die Mutter jubelte, durchdrungen
Von frommem Dank: — „'s ist besser so!
Nun hab' ich wieder meinen Jungen
Gesund zu Haus, deß bin ich froh!“ —
Doch Peter sagte ganz beklommen:
„Hätt' ich nur nicht geglaubt, es schnei't, —
Und wär' der Kreuzweg nicht gekommen,
So wär' ich jetzt, — wer weiß, wie weit.“

Eberhard (nach Grübel).

24. Die Wehklage.

Graus war die Nacht, und um den Giebel
Der Pachterwohnung heulte Sturm;
Der fromme Greis las in der Bibel,
Und sieben schlug's im Kirchenthurm.
„Gott!“ rief Lenore mit Erbleichen,
„Schon sieben — und Georg nicht hier!
Sein dunkler Weg streift hin an Teichen;
Ach, welches Unglück ahnet mir!“

Der Sohn des Försters in der Heide
War ihr verlobter Bräutigam,
Und glühend schlug ihr Herz vor Freude,
Wenn der geliebte Jüngling kam.
Ein Jahr lang trat er alle Tage
Bei Sonnenuntergang in's Haus;
Doch mit dem fünften Glockenschlage
Kam heut' die Nacht, und er blieb aus.

Lenore flog ihm bang' entgegen
Und stürzte bald mit starrem Blick
Und athemlosen Herzensschlägen
In's väterliche Haus zurück.
„Helft!“ rief sie, „helft! — Im Uferschilfe
Des Rohrteichs stöhnt ein Klageton,
Es ist Georg — er ruft um Hülfe —
Ach, Vater, rettet euren Sohn!“

Digitized by Google

Der Alte schüttelte bedächtlich
Die grauen Locken. „Kind, du weißt,
Seit hundert Jahren wimmert nächtlich
Dort einer edlen Gräfin Geist.
Verirrt bei Nacht zum Pfuhl der Unken,
Ist sie mit Wagen und Gespann
Im bodenlosen Moor versunken
Und warnt nun jetzt den Wandersmann.“

„O, laßt das Märchen!“ bat Lenore,
„Kommt, rettet, eh' das Herz ihm bricht!
Sein Angstruf drang zu meinem Ohre,
Und seine Stimme täuscht mich nicht.“
So bat sie knieend, bat unsäglich;
Doch, bauend auf der Sage Wort,
Blieb Vater Martin unbeweglich,
Und die Verzweiflung riß sie fort.

„Zu Hülfe!“ schrie sie vor den Thüren
Des Dorfs: — ein Mensch ertrinkt im Teich!
Er ächzt und winselt! — Laßt euch rühren,
Um Christi Wunden bitt' ich euch!“ —
Doch, wie durch einen Bund verschworen,
Versetzten Alle träg' und lau:
„Da wäre jeder Schritt verloren,
Es ist das Weh der Klagefrau.“ —

„Gott!“ rief sie mit erhobnen Armen,
„Kein Felsenherz bewegt mein Flehn;
Du, Geist der Liebe, hab' Erbarmen,
Und gieb mir Kraft, ihm beizustehn!“
Schnell fühlte sie, daß eine Quelle
Voll Muth in ihrer Brust entsprang,
Und heldenkühn flog sie zur Stelle,
Wo noch das Wehgeschrei erklang.

Dem Greise ward im öden Hause
So bang', als läg' auf ihm die Welt.
Er wankte zitternd durch die grause
Sturmvolle Winternacht in's Feld;
Er rief in das Geheul des Windes
Lenore'ns Namen hundertmal.
Doch, statt des hochgeliebten Kindes,
Antwortet ihm der Wiederhall.

Die Dorfschaft, von ihm aufgeboten,
Entschloß sich jetzt zum Rettungsgang,
Und zwanzig Kiefersackeln lohten
Um Mitternacht den Teich entlang.

Digitized by Google

Da fand man — Schrecken ohne Gleichen! —
Unfern vom Ufer, in dem Ried —
Die Brust an Brust erstarrten Leichen,
Die selbst des Todes Macht nicht schied.

Mit geisterbleichem Angesichte
Sank Martin in der Nachbarn Arm,
Und diese traurige Geschichte
War ewig ihm ein Kelch voll Harm.
Ein grauer Stein, auf dem zwei Tauben
Sich schnäbeln, deckt der Treuen Grab.
„Flieht,“ schrieb man drauf, „den Aberglauben,
Der sie dem Tod zum Opfer gab!“ Langbein.

25. Der große Christoph.

Offerus war ein Lanzenknecht,
Ein Heid' von Kanaan's Geschlecht!
Hätt' einen Leichnam von zwölf Ehlen;
Thät nicht gern gehorchen, lieber befehlen.

Er kümmert' sich nicht sehr darum,
Was And're schelten gerad' und krumm,
Dacht' nur an Balgen, Stechen und Raufen,
Wollt' nur dem Größten die Haut verkaufen.

Und als er vernahm, in dieser Zeit
Sei der Kaiser das Haupt der Christenheit,
Sprach er: „Herr Kaiser, wollt ihr mich haben?
Keinem Kleinern mag ich das Herz darum laben.“

Der Kaiser sah an die Simson's-Gestalt,
Die Hünenbrust und der Fäuste Gewalt,
Und sprach: „Willst du zu ewigen Zeiten
Mir dienen, Offere, so kann ich's leiden.“

Alsbald erwiedert der grobe Gesell:
„Mit ewigem Dienen geht's nicht so schnell;
Doch so lang' ich bin unter euern Hatschieren,
Soll euch Keiner in Ost und West turbiren!“

D'rauf zog er mit dem Kaiser durch's ganze Land,
Welcher an ihm ein groß Gefallen fand;
Alle Kriegsleut' beim Handgemeng' wie beim Becher,
Gegen Offerum waren nur arme Schächer.

Und der Kaiser einen Harfner hätt',
Der sang von früh Morgens, bis zu Bett;

Digitized by Google

Und war der Kaiser matt vom Marschiren,
So mußte der Spielmann die Saiten rühren.

Und einst ging die Sonne zu Rüste bald,
Da schlug man die Zelte vor einem Wald;
Der Kaiser thät wacker trinken und schlingen,
Einen lustigen Schwang mußte der Spielmann singen.

Und dieweil der Spielmann des Bösen gedacht,
Hat der Kaiser vor die Stirne ein Kreuzlein gemacht.
Spricht laut Offerus zu seinen Genossen:
„Ei, sagt, was treibt heut' der Herr für Possen?"

Da spricht der Kaiser: „Offere, hör' an,
Ich hab's wegen des bösen Feindes gethan;
Der soll mit mächtigem Wüthen und Brausen
In diesem bezauberten Wald oft hausen!"

Das bedünket Offero wunderbar,
Spricht zu dem Kaiser trotzig: „Fürwahr,
Ich hab' ein Gelüst nach Keulern und Hirschen,
Ei, lasset in diesem Walde uns pürschen!"

Der Kaiser spricht sänftlich: „Offere! nein,
Das Jagen in diesem Walde laß sein;
Denn wenn du suchst für den Wanst 'n Braten,
Könnte der Feind deiner Seele schaden."

Da ziehet Offerus ein schiefes Maul
Und spricht: „Herr Kaiser, die Fische sind faul;"
Thut eure Hoheit vor'm Teufel erbeben,
So will ich dem größern Herrn mich ergeben.

Fordert gelassen darauf seinen Zehrpfennig und Lohn
Und wandert ohne langes Valet davon,
Zieht lustig fort, und ohn' alles Säumen
Mitten in den Wald nach den dicksten Bäumen.

Im Walde, auf wilder Haide, war
Von schwarzen Schlacken ein Teufelsaltar.
D'rauf schimmern bleiche Menschengebeine
Und Pferdegerippe im Mondenscheine.

Doch läßt sich Offerus darob nicht grau'n,
Thut gemächlich die Schädel und Knochen beschau'n,
Ruft dreimal mit lauter Stimme den Argen,
Und setzt sich dann nieder, und fängt an zu schnarchen.

Doch als nun erschienen die Mitternacht,
Bedünkt's ihm, als ob die Erde erkracht!
Er sieht auf einem kohlpechschwarzen Rosse
Einen mohrischen Ritter mit großem Trosse;

Digitized by Google

Der gebeut den Andern, fürder zu ziehn,
Und reit't mit großer Gewalt auf ihn,
Will ihn durch große Verheißung verbinden:
Doch Offerus spricht: „Das wird sich finden!"

Und ziehet mit ihm durch die Reiche der Welt,
Sich bei ihm besser, als beim Kaiser gefällt;
Braucht selten den Helm und den Harn'sch zu poliren,
Kann spielen, saufen und bankettiren.

Doch als sie einst auf dem Heerweg zieh'n,
Steh'n aufgericht't drei alte Kreuze vor ihn'n;
Da kriegt der Mohrenprinz plötzlich den Schnupfen,
Und spricht: „Laß uns durch den Hohlweg schlupfen."

„Ich glaube, ihr weichet dem Galgenholz!" —
Spricht Offerus und nimmt die Armbrust und Bolz,
Zielt frech nach dem Kreuze in der Mitten;
Da ruft Satan leise: „welch' grobe Sitten!" —

„Weißt nicht, der in armer Knechtes-Gestalt
Ist Maria's Sohn, übt große Gewalt?" —
„Wenn's so ist, . . . ich kam zu euch ungeheißen,"
Spricht Offerus . . . „jetzt will ich weiter reisen!"

Fort eilt er vom Satan mit Lachen, fragt dann
Nach Maria's Sohn jeden Wandersmann;
Doch weil ihn Wenig' im Herzen tragen,
Weiß auch Keiner die Wohnung des Herrn zu sagen;

Bis Offerus einst zur Abendstund'
Einen alten frommen Einsiedel fund;
Der giebt ihm ein Lager in seiner Klause
Und schickt ihn am Morgen nach der Karthause.

Dort hört der Herr Prior Offerum an
Und zeigt ihm klärlich des Glaubens Bahn,
Sagt, daß er fasten und beten müßte,
Wie Johannes Baptista in der Wüste.

D'rauf dieser: „Heuschrecken und Honig pur,
Alter Herr! sind gänzlich wider meine Natur;
Kann man nicht anders im Himmel bekleiben,
So will ich am End' lieber außen bleiben!

Der Prior sprach warnend: „du ruchloser Mann!
So fang' es auf andere Weise an
Und schick' dich zu einem guten Werke . . ." —
„Hm! das läßt sich hören, dazu hab' ich Stärke!" —

Digitized by Google

„Schau, dort fließt ein gewaltiger Strom,
Versperrt frommen Pilgern den Weg nach Rom;
Nicht leidet die Fluth weder Steg noch Brücken;
D'rum leihe den Gläubigen deinen Rücken!“

„Wenn also dem Heiland gefällig ich bin,
Gern trag' ich die Wandersleut' her und hin!“
D'rauf baut er ein Hüttlein von Schilfesmatten
Und lebt bei Bibern und Wasserratten;

Trägt von Stund' an von einem zum andern Strand
Getrost, wie ein Kamel und Elephant;
Und wollen die Leute ihm Fährgeld geben,
So spricht er: „Ich trage für's ew'ge Leben!“

Und als nun nach manchem langen Jahr
Das Alter Offero gebleicht das Haar,
Ruft's einst bei Sturmnacht kläglich: „Du lieber,
Du guter, großer Offere, hol' über!“

Offerus zwar müd' und schläfrig ist,
Denkt aber treulich an Jesum Christ,
Greift gähnend nach dem Tannenstamme,
Seinem Stäblein in hohem Wasser und Schlamme;

Watet durch's Wasser, kommt dem Ufer nah;
Doch sieht er keinen Wand'rer da;
Denkt: hab' einmal geträumet wieder!
Legt sich auf's Ohr und schnarchet wieder.

Und als er kaum entschlafen ist,
Ruft's abermals nach kurzer Frist
Gar kläglich, beweglich: „du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über!“

Offerus steht zwieer geduldig auf,
Beginnt auf's neue den Wasserlauf;
Doch so weit des Flusses Ufer gehen,
Ist weder Mann, noch Maus zu sehen.

Er legt sich nieder, schläft brummend ein;
Da hört er's zum drittenmale schrein,
Gar klar und bittend: „Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über!“

Zum dritten nimmt er den Tannenstab,
Steigt in den kalten Strom hinab,
Spricht unwirsch: „Nun endlich muß ich finden,
Mich soll der Donner . . . verzeih' mir die Sünden!“

Digitized by Google

Find't auch ein zartes Junkerlein,
Mit gold'nem Krausshaar und lichtem Schein;
Ein Lammesfähnlein in der Linken,
Ein Weltküglein in der Rechten blinken.

Das Knäblein schaut' ganz sanft herauf;
Er hebt es mit zwei Fingern auf,
Setzt's auf den Kopf und brummt: „der Kleine
Könnt' wohl spazieren bei Tagesscheine!"

Doch als er nun kommen in die Fluth,
Wird's centnerschwer auf seinem Hut;
Er zieht den Junker herab an den Beinen
Und denkt: wer sollt's von dem Büblein meinen?

Und immer schwerer wird die Last;
Das Wasser wuchs ihm zu Häupten fast.
Große Tropfen ihm von der Stirne troffen;
Bald wär' er mit dem Junker ersoffen.

Als er ihn endlich bracht' an's Land,
Setzt er sich keuchend an den Strand,
Spricht: „Herrlein, ich bitte, nicht wieder zu kommen;
Denn diesmal hab' ich Schaden genommen."

Da taufet der holdselige Knabe ihn,
Spricht: „wisse, dir sind alle Sünden verzieh'n;
Und ob auch deine Glieder zerschellten,
Sei fröhlich, du trugest den Heiland der Welten!"

„Zum Zeichen pflanz' in die Erd' deinen Stab,
Der, lange verdorrt, keine Blätter mehr gab;
Am Morgen wird er sich grünend weisen,
Und du sollst nun Christophorus heißen."

Da faltet Christophorus seine Händ',
Spricht betend: „ich fühl's, es nahet mein End';
Meine Gebeine zittern, die Kräfte schwinden,
Und Gott hat vergeben all' meine Sünden."

Der Junker verschwand in helles Licht!
Christophorus fiel auf's Angesicht,
Steckt dann sein Stäblein in die Erde
Und schauet, ob es grünen werde.

Und sieh! am Morgen war es grün,
Fing an, wie Mandel, roth zu blühn;
D'rauf haben die Engel nach dreien Tagen
Den Christoph in Abraham's Schoß getragen.

F. Kind.

Digitized by Google

26. Die Neujahrsnacht.

Um des traulichen Kamines
Wohlgeschürte Flammengluth
Saß mit fünf geliebten Kindern
Fischer Ellrich, fromm und gut.
Unter fröhlichem Geschwätze
Saßen sie und flochten Netze,
Daß zur Frühlingsfischerei
Alles in Bereitschaft sei.

Des Decembers letzter Abend
War im Flug' herangenaht;
Unter Schnee und Eis begraben
Lagen draußen Steg und Pfad;
Spleißendach und Fensterpfoste
Knitterten im Winterfroste,
Und vom nahen Fichtenwald
Blies der Nordwind stürmisch kalt.

„Kinder, welch' ein Schreckens-wetter!"
Rief besorgt der Vater aus.
„Wohl so mancher arme Wand'rer
Schweift jetzt fern von Hof und Haus,
Wünscht umsonst mit Schmerzge-berde,
Auszuruh'n am warmen Herde;
Ach! wie gerne gönnten wir
Ihm das beste Plätzchen hier!

Aber horcht! habt ihr's ver-nommen?
Klang es nicht, wie Klageton?
Still doch nur! jetzt rief es wieder, —
Jetzt zum drittenmale schon.
Richtig! von dem Erlenteiche
Kommt es her. Flink, Rudolph, reiche
Die Laterne von der Wand!
Flink den Lichtstumpf angebrannt!" —

Grauen überfiel den Fischer,
Als er vor die Thüre kam
Und durch Sturm und Schneege-stöber
Das Geächz' auf's neu' vernahm.
Durch verschneite Wiesensteige,
Nach des Teiches Erlgezweige
Brach er mühsam sich die Bahn,
Um zum Rettungsdienst zu nah'n.

Mit Gefahr des eig'nen Lebens
Glückt ihm endlich das Bemüh'n,
Einen Mann in braunem Mantel
Unter'm Eis hervorzuzieh'n.
Nach der wirthlich stillen Hütte
Lenkt er des Erstarrten Schritte,
Wo ihm die willkomm'ne Gluth
Neu belebte Kraft und Muth.

Und was Küch' und Keller hegen,
Brot und Milch und Fisch und Ei,
Brachte, seinen Gast zu pflegen,
Vater Ellrich jetzt herbei.
An der Sorge Theil zu haben,
Eiferten mit Lust die Knaben,
Und zur Dienstgeschäftigkeit
Sah zwölf Hände man bereit!

Aber mit verschloss'nen Mienen
Saß der Fremdling am Kamin,
Der, verschmähend Trank und Speise,
Sich nach Ruh' zu sehnen schien.
Alsobald mit rüst'ger Schnelle
Schlug man ihm die Lagerstelle;
Und mit stillzufried'nem Sinn
Streckt er sich zum Schlummer hin.

Während sich ihm, hart zur Seite,
Vater Ellrich niederließ,
Lagerten sich auch die Knaben
Und entschliefen sanft und süß.
Unterm Fluge der Minuten
Lösten des Kamines Gluthen
Sich in Asche nach und nach;
Stille ward es im Gemach. —

Doch als von der Wanduhr eben
Mitternacht verkündigt war,
Rief es plötzlich durch die Stille:
„Heil und Glück zum neuen Jahr!"
Rasch ermuntert, blickt' und schaute
Ellrich um sich her und traute
Staunend seinen Augen kaum
Bei dem Glanz im Hüttenraum.

Digitized by Google

Harfentöne hört' er klingen,
Und von Blüthenduft umwallt,
Stand der Fremdling ihm zur Seite
In verklärter Lichtgestalt.
Einen Kranz von Maienglocken
Trug er in den blonden Locken,
Und vom gold'nen Gurt umspannt
War sein himmelblau Gewand.

Und mit sanften Engelsworten
Rief er dem Erstaunten zu:
„Friede dir! ich bin und heiße
Nicht ein Sterblicher, wie du.
Deinem frommen Sinn zu lohnen,
Schwebt ich aus beglücktern Zonen
Thatenprüfend erdenwärts;
Sage, was begehrt dein Herz?“

„Himmelsbote,“ rief der Fischer,
„Friedensengel, Sohn des Lichts!
Ich verehre dich im Staube;
Doch für mich begehr' ich Nichts.
Willst du, hold der frommen Bitte,
Segnend scheiden aus der Hütte,
Ach, so wende, statt zu mir,
Dich zu diesen Fünfen hier!“ —

„„Wohl, so soll aus diesen Häuptern
Dir das schönste Glück erblüh'n,
Welches je die Himmelsmächte
Einem Sterblichen verlieh'n!
Dieser Erde höchster Segen
Strahl' im Bild dir jetzt entgegen!““
Sprach's, und reicht' ihm silberklar
Einen Wunderspiegel dar.

„Ach! das sind sie alle Fünfe!“
Jauchzte Vater Ellrich auf;
„Alle Fünfe! Keiner fehlet!
Alle wuchsen fröhlich auf!
Leicht erkenn' ich alle wieder!
Wie so schlank sind ihre Glieder,
Wie so blühend ihr Gesicht! —
Aber — Fischer sind es nicht!

Denn mit schön genähten Kleidern
Sind sie stattlich angethan.
Auch der Glanz des Hausgeräthes
Kündigt keine Fischer an. —
Aber, was muß ich erblicken!
Will ein Blendwerk mich berücken?
Ist es Streit und Hader nicht,
Der aus ihren Mienen spricht?“

„„Wahrheit ist es,““ rief der Fremde,
„„Die im Zukunftspiegel ruht.
Jeder sitzt auf freiem Erbe,
Reich begabt an Ehr' und Gut;
Auch in Streit sind sie befangen;
Doch dein Herz darf nicht erbangen,
Frömm'rer Zwist erhob sich nie;
Um den Vater streiten sie. —

Ihn, der früh den Keim der Tugend,
In ihr junges Herz gelegt,
Den Begründer all' des Glückes,
Das zum Dank sie froh bewegt,
Ihn, den Greis, will Keiner missen,
Jeder, statt ihn fern zu wissen,
Will auf eig'nem Grundesrain
Seines Alters Pfleger sein!““ —

Da verhüllte Vater Ellrich
Sein Gesicht in's Bettgewand,
Die Entzückung auszuweinen,
Die sein volles Herz empfand.
Aufwärts lenkt' er dann auf's neue
Seinen Blick in frommer Scheue;
Doch es herrschte, stumm und leer,
Tiefe Nacht jetzt um ihn her.

Die Erscheinung war verschwunden;
Das Vertrauen blieb ihm nah',
Und auf seiner Lagerstätte
Saß er eifrig betend da,
Bis die Schatten sich verloren,
Und, von oben neu geboren,
In das duftige Gemach
Das ersehnte Frühroth brach.

Stimmend in den Gruß des Engels:
„Heil und Glück zum neuen Jahr!“
Fiel sein Schimmer auf der Knaben
Schlummernd Antlitz rosigklar.
In der Traumlust süßem Beben

Digitized by Google

Schien sich ihre Brust zu heben,
Und auf seinem Hoffnungsglück
Weilte still des Fischers Blick.

Und noch oft im Lauf des Tages,
Ueberwältigt vom Gefühl,
Weint' er stille vor sich nieder
Bei der Knaben frohem Spiel.
Denn begabt mit Ehr' und Gute,
Wie ihr Bild im Spiegel ruhte,
Stellten sie sich wunderbar
Seinem Blicke wieder dar. —

Aber was der Wunderspiegel
Ihm prophetisch offenbart,
Blieb mit unverletzter Treue
Tief in seiner Brust verwahrt;
Bis die segensreiche Kunde,
Die er aus des Engels Munde
In geweih'ter Nacht empfing,
Fröhlich in Erfüllung ging.

Prätzel.

27. Der Seegreis und die Fischerin.

Ein Fischer stand am blauen See,
Die Netze auszustellen.
Gleich tausend Flöckchen Silberschnee,
So blitzt es auf den Wellen;
Denn tausend Fischchen allzumal
Sind in das Netz gegangen
Und freu'n sich der Gespielen Zahl,
Bis sie sich seh'n gefangen.

Bald eilt die schöne Fischer-Maid
Herbei mit leichtem Tritte,
Daß sie dem Vater Hülfe beut
Und schafft den Fang zur Hütte.
Sie bringt mit manchem Schmeichelwort
Die Fischlein zu den Körben
Und trägt sie ohne Ahnung fort,
Wie schwer es sei, zu sterben.

Da braust die Fluth, des Sees Rohr
Beginnt im Sturm zu wiegen,
Und aus dem Schilfe kommt empor
Ein hoher Greis gestiegen.
Und halb verdrießlich schüttelt er
Die Fluth von Haupt und Wangen,
Und so, als ob er König wär',
Kommt er einhergegangen.

„Glück zu, Herr Meister! Kannst wohl heut'
Kaum deinen Fang bezwingen? —
Bist du zu einem Tausch bereit,
Soll's täglich so gelingen!“
Der Fischer spitzt das Ohr und lauscht,
Ihn lüstet's nach der Beute;
Die Hütte hätt' er selbst vertauscht,
Glückt es ihm stets, wie heute.

„Die Fischlein meine Kinder sind!“
Sprach Jener, „nimm die Meinen,
Und gieb mir nur das einz'ge Kind,
Die Maid dort, von den Deinen!
Ich sah dich mit den Kindern dein
Oft kosen und dich laben;
Die Fische sind so stumm, wie Stein, —
Will eine Tochter haben!“

Der Fischer aber lacht und spricht:
„Das wär' ein schön Verlangen!
Mein Töchterchen erhältst du nicht,
Könnt' ich auch Wallfisch' fangen.
Es wird ja wohl Jahr ein und aus
Auch ohne Tausch noch gehen!“
Und damit eilt er froh nach Haus,
Und läßt den Alten stehen.

Allein, von Stund' an ist der See,
Als wär' er ausgestorben.
Leer kommt das Netzlein in die Höh',
Und Nichts wird mehr erworben.
Die Armuth macht sich offenbar,
Die Noth sitzt mit zu Tische.
Viel Kinder hat der Fischer zwar,
Doch leider keine Fische.

Digitized by Google

Und als er einstmals sitzt und sinnt
Und weiß es kaum zu tragen,
Schleicht sich zum See sein schönes Kind,
Dort einen Zug zu wagen.
Sie faßt das Netz mit kund'ger Hand,
Wirft's in die Fluthen nieder.
Und setzt sich fröhlich an den Strand
Und singt gar süße Lieder.

Und wie, wenn bei des Frühlings Weh'n
Die fernen Sänger kommen,
Kann Fischlein auch nicht widersteh'n
Und kommt herbeigeschwommen.
Wie auch der Seegreis furchtbar droht,
Er kann sie nicht erwehren.
Sie stürzen willig in den Tod,
Das süße Lied zu hören.

Da faßt die Maid das Netzlein an
Und zieht es schnell zu Lande
Und füllt den kleinen Fischerkahn
Mit Fischen bis zum Rande.

Und weil sie emsig wirkt und schafft,
Fast bis der Abend winket,
Vergeht ihr nach und nach die Kraft,
Und Arm und Wimper sinket.

Da kommt der Seegreis aus dem Rohr
Still lauernd hergegangen,
Zieht schnell ein gold'nes Netz hervor,
Das Mägdlein d'rin zu fangen,
Und reißt es mit geheimer Lust
Hinunter in die Tiefe
Und legt es still an seine Brust,
Auf daß es weiter schliefe.

Der Fischer hat seit dieser Zeit
Der Fische viel gefangen.
Allein, sein Kind blieb weit, ach! weit,
Konnt' nicht mehr es erlangen. —
Ihr, Mädchen, schau't nur auf dem See
Tief in die Fluthen nieder,
Da blickt sie zu euch in die Höh',
Und winkt, und grüßt euch wieder.

Houwald.

28. Des Fischers Haus.

Sein Haus hat der Fischer gebaut,
Es stehet dicht an den Wellen;
In der blauen Fluth sich's beschaut,
Als spräch' es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die sind so dicht,
Voll Korn und Wein sind die Räume;
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die umsaust nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen;
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.

Aufsteiget kein Wasserweib,
Euch zu retten, ihr Stillen, ihr Guten!
Und lockt mit dem seligen Leib
Ihn hinab in die schwellenden Fluthen.

„Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!“
So spricht er und schnellt in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.

Und euer Leben ist aus;
Der Fischer mit frohem Behagen,
Er tritt in das stattliche Haus,
An den harten Stein euch zu schlagen.

Digitized by Google

Und als sie hier die Kinder seh'n,
Da bleiben sie erschrocken steh'n
Und rufen ihren Jungen: „Fort!
Die Schläfer sind ja Menschen dort!
Erweckt sie nimmer, laßt sie ruh'n,
Damit sie uns nichts Böses thun.
Es war ein Mensch, der in der Schling'
Mein armes Männchen gestern fing!
Es war ein Mensch mit Hund und Roß,
Der euren Vater hetzt' und schoß;
Der Mensch ist nur im Schlafe mild,
Doch, wenn er wacht, oft hart und wild,
Hat kein Erbarmen mit dem Thier!
D'rum laßt uns fliehen, fort von hier!"

Und Häschen läuft und Zeisig fliegt,
Doch Knab' und Mägdlein schlummernd liegt;
Und beiden, wie im Traum, es kam,
Als ob die Thierchen, fromm und zahm,
Liebkosend sich an sie gewagt
Und manch verständlich Wort gesagt.
Und als sie beide endlich wach,
Da schau'n sie aller Seiten nach;
Doch still und leer ist Strauch und Baum.
„O weh, es war ein bloßer Traum;
Fort, Bruder, fort, ich fürchte mich!
'S ist hier so öd' und schauerlich!"

Als Knab' und Mägdlein heimwärts springt,
Hoch in der Luft das Vög'lein singt:
'S wär' nirgends öd' um euch und leer,
Wenn nicht der Mensch so grausam wär';
Wenn er nicht selbst das Thier verscheucht',
Das sich vertrauend zu ihm neigt. —
So aber geh' er hübsch allein,
Herr Mensch, ich mag nicht bei ihm sein!

Ihr, die ihr's kennt, und die ihr's wißt,
Wie süß der Funke Leben ist,
Die ihr ihn ehrt und sorgend schont,
Gleichviel in welcher Brust er wohnt,
Die ihr leichtsinnig Nichts zerstört,
Selbst wenn's zu Thieres Lust gehört,
Und die ihr denkt: das kleinste Thier
Hat einen Vater doch mit mir!
Geht nur getrost durch Wald und Flur,
Euch grüßt mit Freude die Natur;
Vor eurem freundlichen Gesicht
Entfliehen ihre Kinder nicht;

Digitized by Google

Doch wo ich Einen finden sollt',
Der anders dächt und anders wollt',
Da stimm' ich mit den Vög'lein ein:
„Herr Mensch, ich mag nicht bei dir sein!“ Houwald.

30. Geisterbesuch auf dem Feldberg.

Wenn ich glaubte, der Dengelgeist, ihr Knaben von Todtnau,
Sei ein böser Geist, so weiß ich's nun anders zu sagen.
Aus der Stadt wohl bin ich und will's auch redlich bekennen,
Manchem Kaufherrn verwandt, wenn auch im siebenten Gliede,
Aber ein Sonntagskind. Wenn irgendwo lustige Geister
Auf den Kreuzwegen stehen in alten Gewölben sich zeigen
Und verborgenes Gold bewachen mit feurigen Augen,
Oder mit bittern Thränen vergossenes Blut abwaschen
Und mit Erde verscharren, mit rothen Nägeln verkratzen, —
Sieht es mein Auge beim Wetterleuchten. Sie wimmern gar schmerzlich.
Und wenn mit schönen blauen Augen heilige Engel
In der tiefen Nacht in stillen Dörfern umhergehn,
An den Fenstern lauschen und, hören sie liebliche Reden,
Lächelnd sie sich anschau'n und sich an die Hausthüre setzen
Und die frommen Leut' im Schlaf vor Schaden bewahren:
Oder wenn ihrer zwei oder drei sich angehn auf dem Kirchhof
Und einander sagen: „Da schläft eine liebende Mutter,
Da ein armer Mann, doch hat er Niemand betrogen;
Schlafet sanft und wohl! wir wollen euch wecken, wenn's Zeit ist,“ —
Sieht es mein Aug' im Sternenlicht, und ich höre sie reden.
Manche kenn' ich bei'm Namen, und wenn wir einander begegnen,
Bieten wir uns die Zeit und wechseln Reden und Antwort.
„Grüße dich Gott! Hast du gute Sache? — „Gott dank' dir! so ziemlich!“
Glaubt's, oder glaubet es nicht. — Eines Tages schickt mich der Vetter,
Als zum Kaffee die Butterwekchen köstlich uns schmeckten,
Todtnau zu, mit dem und jenem verdrießlichen Auftrag,
„Halt er sich nirgends auf und schwatz' er nicht thöricht in's Blaue,“
Ruft mir der Vetter noch nach, „und laß er nicht seine Dose
In dem Wirthshaus liegen, wie's sonst bei'm Herrn der Gebrauch ist!“
„Auf und fort“; ich geh', und was mir der Vetter befohlen,
Hab' ich richtig besorgt. Jetzt sitz ich zu Todtnau im Adler —
Und jetzt geh' ich spazieren und glaube, der Weg sei bekannt mir,
Glaub' ich sei am Dorf, endlich klettr' ich hinten am Feldberg; —
Mich verlockten die Vögel und an den Bächlein die Blümchen.
Das ist mein Fehler, — Alles kann mich erfreu'n und bethören.
Darüber wird es kühl, und die Vögel sitzen und schweigen;
Da und dort steckt ein Stern das Köpfchen am düsteren Himmel
Schon heraus und sieht, ob wohl die Sonne hinab sei,
Ob er wohl kommen dürfe, und ruft den Andern: „nun kommt nur!“
Alle Hoffnung war mir geschwunden. D'rauf leg' ich mich nieder.

Digitized by Google

Eine Hütt' ist dort, und es ist ein Aermchen voll Stroh drin.
„O, du liebe Zeit," so denk' ich, „wär' ich daheim nur,
Oder wär's Mitternacht schon! Es wird doch wohl ein Gespenstchen
Irgend dahinten sein und erwachen, wenn es dann zwölf schlägt,
Und mir die Zeit vertreiben, bis früh die himmlischen Lichter
An der Morgenluft ausgehn, und wird das Dorf mir wohl zeigen."
Und jetzt, wie ich so sprach und mit dem vorderen Finger
Nach dem Stand des Uhrzeigers fragt' (für das Aug' war's zu finster),
Und wie die Uhr mir sagt', Elf sei vorüber, und wie ich
Da mein Pfeifchen herausnahm und dachte: „nun rauch' ich noch Taback,
Daß ich nicht einschlaf'" — ei, mein Himmel, da fangen ja plötzlich
Ihrer zwei ein Gesprächlein an. Wie hab' ich gelauschet! —
„Nicht wahr, ich komme heut' spät? Es ist ein Mädchen zu Mambach
Heut' gestorben; sie hatt' ein Fieber und leidige Gichter.
Ihr ist wohl. Ich hab' ihr den Todesbecher gegeben,
Daß es leichter ging, und ihr die Augen geschlossen
Und gesagt: Schlaf wohl! wir wollen dich wecken, wenn's Zeit ist. —
Willst du so gut sein und ein wenig Wasser mir holen
In der silbernen Schaal'? ich will meine Sense nun dengeln."
Dengeln? dacht' ich — ein Geist? und schlich ganz leis' aus der Hütte.
Wie ich schaue, so sitzt ein Knabe mit goldenen Schwingen
Und mit weißem Gewand und rosenfarbigem Gürtel
Schön und lieblich da, und neben ihm brennen zwei Lichtlein.
„Alle guten Geister," sag' ich, „Herr Engel, Gott grüß' dich!"
„Loben ihren Meister!" sagt darauf der Engel, „Gott dank' dir!"
Nichts für ungut, Herr Geist, und wenn eine Frage erlaubt ist,
Sag', was hast du denn zu dengeln? — „Die Sense!" versetzt er.
„Ja, das seh' ich," erwiedr' ich, und eben das möcht' ich gern wissen,
„Wozu du eine Sense brauchst." — „Zum Mähen! Wozu sonst?"
Sagt er zu mir. D'rauf sag' ich: „Und eben das möcht' ich gern wissen"
Sag' ich zu ihm: „Ist's erlaubt? was hast du denn nur zu mähen?" —
„Gras! Und was hast denn du so spät da hinten zu thun, sprich?" —
„Nicht gar viel," versetz' ich, „ich rauch' ein wenig Taback hier;
Hätt' ich mich nicht verirrt, wohl wär' mir zu Todtnau im Adler.
Aber der Frag' zu gedenken, so sage mir, willst du so gut sein,
Was du mit dem Grase willst machen?" — Da sagt er: „ei, füttern!"
„Eben das nimmt mich wunder! Du hast, bei Gott, keine Kuh doch?" —
„Nein, eine Kuh eben nicht, doch Kälber," sagt er, „und Esel."
„Siehst du dort jenen Stern?" Er zeigt einen Stern mir am Himmel.
„Christuskindleins Esel und des heiligen Fridolin's Kälbchen
Athmen die Sternenluft dort oben und warten auf Futter;
Und dort wächst kein Gras, dort wachsen Nichts als Rosinen,"
Hat er gesagt, „und Milch und Honig rieseln in Bächen.
Aber die Thiere sind eigen; sie wollen ihr Gras jeden Morgen
Und eine Handvoll Heu und Wasser aus irdischen Quellen.
D'rum will ich dengeln jetzt und will das Gras mir dann mähen.
Bist du nicht so höflich und sagst, du wollest mir helfen?"
So hat der Engel gesagt. D'rauf sag' ich wieder zum Engel:
„Sieh', das ist so eine Sache. Ich würd' es gar gern thun,

Digitized by Google

Davon wissen die Stadtleute Nichts; wir rechnen und schreiben,
Zählen Geld, das können wir, und messen und wägen;
Laden auf und laden ab, und essen und trinken.
Was man braucht für den Mund, in Küche, Keller und Kammer,
Strömt zu allen Thoren herein in Körben und Wannen;
Durch alle Gassen läuft es und ruft an jeglicher Ecke:
Kaufet Kirschen, kaufet Butter, kaufet Endivien!
Kaufet Zwiebel, Petersilie und gelbe Rüben!
Schwefelhölzchen! Schwefelhölzchen! Erdenkohlraben!
Regenschirme, wer kauft? Wachholderbeeren und Kümmel!
Alles für baares Geld und Alles für Zucker und Kaffee. . .
Trankst du auch schon Kaffee, Herr Engel? Wie schmeckt er dir? rede!
„Sprich mir nicht so seltsam," versetzt der Engel und lächelt.
„Nein, wir trinken Himmelsluft und essen Rosinchen,
Vier, nicht mehr, jeden Tag, und an den Sonntagen fünf wohl.
Komme nur, wenn du mit willst; denn sieh, jetzt geh' ich und mähe!
Hinter Todtnau hinab, am Weg', am grasigen Abhang." —
„Ja, Herr Engel, freilich will ich, wenn du mich mitnimmst.
Allmählich wird es kühl. Ich will die Sense dir tragen.
Magst du ein Pfeifchen Taback rauchen, so steht dir's zu Diensten."
Bald darauf ruft der Engel: „Puhuh!" Ein feuriger Mann steht
Schnell wie der Blitz da. „Komm und leucht' uns hinab gegen Todtnau!"
Spricht's, und vor uns her schreitet nun der Puhuh in Flammen,
Ueber Stock und Stein und Dorn, eine lebende Fackel.
„Nicht wahr, es ist bequem so?" sagt jetzt der Engel. „Was machst du?
Warum schlägst du denn Feuer? und warum brennst du dein Pfeifchen
Nicht am Puhuh an? Du wirst ihn doch etwa nicht fürchten?
Solch ein Sonntagskind, wie du — hätt' er dich gefressen?"
„Nein, Herr Engel, gefressen nicht, doch muß ich bekennen,
Halb nur hab' ich ihm getraut. Gut brennt mein Taback nun;
Diesen Fehler hab' ich, ich fürchte die feurigen Männer.
Lieber sieben Engel, als solch' einen brennenden Teufel!"
„Wahrlich, es ist eine Schmach," sagt der Engel jetzt, „daß die Menschen
So vor Gespenstern sich fürchten, und sie hätten's nicht nöthig.
Nur zwei Geister sind den Menschen gefährlich und furchtbar:
Irrgeist nennt man den ersten und Plagegeist ist der zweite;
Und der Irrgeist wohnet im Wein. Aus Kannen und Krügen
Steigt er dem Mann' in den Kopf und raubt und zerrüttet die Sinne;
Jener Geist führt irr' im Wald auf Wegen und Stegen,
Alles bewegt sich im Kreis; der Boden will unter ihm brechen.
Brücken schwanken; Berge bewegen sich; Alles ist doppelt.
Nimm dich vor ihm in Acht!" D'rauf sag' ich wieder zum Engel:
„Das ist ein Stich, er blutet nicht! Ich verstehe, Herr Engel!
Nüchtern bin ich gewiß. Ich hab' ein einziges Schöppchen
In dem Adler getrunken, frage den Adlerwirth selbst nur.
Aber sei so gut und sage mir: wer ist der and're?" —
„Wer der andere ist?" sagt der Engel, „das möchtest du wissen?
Wohl ein böser Geist — Gott wolle dich vor ihm bewahren.
Wenn du Morgens früh erwachst um vier oder fünf Uhr,

Digitized by Google

Steht er vor dem Bett' mit großen, feurigen Augen,
Sagt dir guten Tag mit glühenden Ruthen und Zangen.
Da hilft kein: Das walte Gott, und hilft kein Ave Maria.
Wenn du beten willst, so hält er schnell dir den Mund zu;
Wenn du gen Himmel blickst, so streut er dir Asch' in die Augen;
Hast du Hunger und iss'st — in die Suppe wirft er dir Wermuth;
Willst du am Abend trinken, so mischt er dir Gall' in den Becher.
Läufst du, wie ein Hirsch, so folgt er und bleibt nicht dahinten.
Schleichst du, wie Schatten, so sagt er: nun, wir wollen Gemach thun.
Steht er nicht in der Kirche, und sitzt er nicht zu dir im Wirthshaus?
Wo du gehst, und wo du stehst, sind Nichts als Gespenster.
Gehst du in's Bett und schließest die Augen — so sagt er: Es eilt nicht
Mit dem Schlafen. Hör', ich will dir Etwas erzählen:
Weißt du noch, wie du stahlst, und wie du die Waisen betrogest?
So und so, und dies und das, und wenn er am End' ist,
Fängt er von vornen an und sehr wird der Schlaf dich nicht stärken."
So hat der Engel gesagt, und wie ein feuriges Eisen
Hat der Puhuh gesprüht. D'rauf sag' ich wieder: "Ich bin doch
Auch ein Sonntagskind, mit manchem Geist'chen befreundet,
Aber behüte mich Gott der Herr." D'rauf lächelt der Engel:
"Halt rein dein Gewissen — das geht über Fasten und Segnen.
Und nun gehe den Fußpfad hinab, dort unten liegt Todtnau,
Nimm den Puhuh mit und lösch' ihn aus auf der Wiese,
Daß er nicht in die Dörfer rennt und die Scheunen dort ansteckt.
Gott sei mit dir und erhalte dich wohl!" D'rauf sag' ich: "Herr Engel!
Gott der Herr sei mit dir, und zürne nicht! Wenn du zur Stadt kommst
In der heiligen Zeit, so besuch' mich, du wirst mich erfreuen.
Sieh', dich erwarten Rosinchen und Hypokras, wenn er dir mundet.
Rauh ist die Sternenluft, besonders neben der Birsig —"
D'rüben graute der Tag, und wirklich kam ich gen Todtnau
Und schritt wieder Basel zu im lieblichen Schatten.
Als ich nach Mambach kam, da trug man das Mädchen zu Grabe
Mit dem heiligen Kreuz' und mit der verblichenen Fahne,
Mit dem Kreuz' auf dem Sarg', und Alle weinten und schluchzten.
Habt ihr's denn nicht gehört? Er will sie ja wecken, wenn's Zeit ist.
Und am Dienstag d'rauf, da kam ich wieder zum Vetter;
Meine Dose ließ ich richtig irgendwo liegen.

Nach Hebel.

III. Lieder und elegische Gedichte.

1. Sonnenaufgang.

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus,
Es giebt hier was zu sehen;
Und ruft den Vater auch heraus,
Die Sonne will aufgehen.
Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf
Und alle Abend unter.
Geht immer und scheint weit und breit,
In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,
Wie wir es nöthig haben.
Von ungefähr kann das nicht sein,
Das könnt ihr wohl gedenken;
Der Wagen da geht nicht allein;
Ihr müßt ihn zieh'n und lenken; —
So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was sich gebühret;
D'rum muß Wer sein, der an der Hand,
Gleichwie ein Lamm sie führet.
Und der hat Gutes nur im Sinn;
Das kann man bald verstehen;
Er schüttet seine Wohlthat hin
Und lässet sich nicht sehen
Und hilft und segnet für und für,
Giebt Jedem seine Freude,
Giebt uns den Garten vor der Thür
Und uns'rer Kuh die Weide;
Und hält euch Morgenbrot bereit,
Und läßt euch Blumen pflücken
Und stehet, wann und wo ihr seid,
Euch heimlich hinter'm Rücken;
Sieht Alles, was ihr thut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege,
Weiß, was euch frommt, und was euch kränkt,
Und liebt euch alle Wege,
Das Sternenheer hoch in der Höh',
Die Sonne, die dort glänzet,
Das Morgenroth, der Silbersee,
Mit Busch und Wald umkränzet,
Dies Veilchen, jener Blüthenbaum,
Der seine Arm' ausstrecket,
Sind, Kinder, seines Kleides Saum,
Das ihn vor uns bedecket,
Ein Herold, der uns weit und breit
Von ihm erzähl' und lehre,
Der Spiegel seiner Herrlichkeit,
Der Tempel seiner Ehre,
Ein mannichfaltig groß Gebäu,
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu'
Uns durch die Fenster scheinet.
Er selbst wohnt unerkannt darin
Und ist schwer zu ergründen;
Seid fromm und sucht von Herzen ihn,
Ob ihr ihn möget finden!

Claudius.

2. Morgenlied eines Landmanns.

Da kommt die liebe Sonne wieder,
Da kommt sie wieder her!
Sie schlummert nicht und wird nicht müde
Und läuft doch immer sehr.

Sie ist ein sonderliches Wesen;
Wenn 's Morgens auf sie geht,
Freut sich der Mensch und ist genesen,
Wie beim Altargeräth.

Digitized by Google

Von ihr kommt Segen und Gedeihen;
Sie macht die Saat so grün,
Sie macht das weite Feld sich neuen
Und meine Bäume blüh'n.

Und meine Kinder spielen d'runter
Und tanzen ihre Reih'n,
Sind frisch und rund und roth und munter,
Und das macht all' ihr Schein.

Was hab' ich dir gethan, du Sonne!
Daß mir das wiederfährt?
Bringst jeden Tag mir neue Wonne,
Und bin's fürwahr nicht werth.

Du hast nicht menschliche Geberde,
Du issest nicht, wie wir;
Sonst holt' ich gleich von meiner Heerde
Ein Lamm und brächt' es dir.

Und stünd' und schmeichelte von ferne:
„Iß und erquicke dich,
Iß liebe Sonn', ich geb' es gerne,
Und willst du mehr, so sprich."

Gott in dem blauen Himmel oben,
Gott denn belohn' es dir!
Ich aber will im Herzen loben
Von deiner Güt' und Zier.

Und weil wir ihn nicht sehen können,
Will ich wahrnehmen sein,
Und an dem edlen Werk erkennen,
Wie freundlich er muß sein.

O! bis mir denn willkommen heute,
Bis willkomm'n, schöner Held,
Und segn' uns armen Bauersleute
Und unser Haus und Feld!

Bring' unserm König heut' auch Freude
Und seiner Frau dazu;
Segn' ihn und thu' ihm Nichts zu Leide
Und mach' ihn mild, wie du!

Claudius.

3. Morgenlied.

Erwacht in neuer Stärke,
Begrüß' ich, Gott, dein Licht
Und wend' auf deine Werke
Mein frohes Angesicht.
Wie herrlich strahlt die Sonn' empor
Und weckt des Lebens lauten Chor!

Wir fei'rten All' ermattet
Und sehnten uns nach Ruh;
Da schloß, von Nacht umschattet,
Dein Schlaf die Augen zu;
In Nest und Höhle lag das Thier,
Gedehnt auf weichem Lager wir.

Da floß aus deiner Fülle
Erquickung unbemerkt;
Wir lagen sanft in Stille,
Aufathmend und gestärkt.
Wir fühlten unser Leben kaum,
Und um uns spielt' ein leichter Traum.

Es schwebet leis' am Himmel
Die Mutherfreuerin,
Die Nacht im Sterngewimmel,
Und thaute Segen hin
Und goß, ging Einer wo noch spat,
Ihm Dämmerlicht auf seinen Pfad.

Bald hellte sich die Frühe
Im kühlen Morgenwehn.
Auf einmal steigt, o siehe!
Die Sonne, roth und schön;
Erst Berg und Wipfel, dann das Thal,
Mit Thau beträpfelt, glühn im Strahl.

Von Jubel lebt's und webet
Durch Feld, Gebüsch und Luft;
Das Vieh voll Muthes strebet
Und schnaubt den frischen Duft;
Das Vög'lein schüttelt sich vom Thau,
Fliegt auf und singt im hellen Blau.

Mit heiterm Aug' und sinnend
Geht nun der Mensch und schafft,
Sein Tagewerk beginnend,
Voll Lust und junger Kraft;
Er geht mit Singen und Gebet,
Und was er vornimmt, das geräth.

Gott, deine Sonne taget
Und strahlt uns Lieb' und Macht!
Wohl uns hinfort, wann's taget
Nach uns'rer letzten Nacht!
O Gott, in deinem Sonnenschein,
Wer wollte nicht auch gern erfreun!

Voß.

4. Morgenlied.

Sieh', wie der Hain erwacht,
Wie von umglänzten Höhen
Bei leisem Windeswehen,
In frische,
Bethaute Büsche
Die Morgenwonne lacht!
Wonne, wo die Blüthen wallen;
Wo die Vögel locken, Wonne!
O sieh'! da strahlt die Sonne
Herauf in voller Pracht!

Hier, wo die Blume bebt,
Wo sich die Bäche kräuseln,
Vernimm der Liebe Säuseln,
Das milde
Durch die Gefilde,
Wie Frühlingsathem, schwebt.
Liebe führt den Sonnenwagen;
Liebe streut die Blüthen nieder.
Sie weckt den Hain, den wieder
Gesang und Lust belebt.

Hör' ich des Waldes Chor
Die süße Liebe singen!
Es fleugt auf gold'nen Schwingen,
Wenn Seelen
Sich ihr vermählen,
Der Geist zum Licht empor.
Liebe nur kann Freude geben,
Liebe tröstet unter Sorgen.
Sie ruft zum ew'gen Morgen
Aus Grüften einst empor.

Jacobi.

5. Tischlied.

Gesund und frohen Muthes
Genießen wir des Gutes,
Das uns der große Vater schenkt.
O, preist ihn, Brüder, preiset
Den Vater, der uns speiset
Und mit des Weines Freude tränkt.

Er ruft herab: „es werde!“
Und Segen schwellt die Erde,
Der Fruchtbaum und der Acker sprießt;
Es lebt und webt in Triften,
In Wassern und in Lüften,
Und Milch und Wein und Honig fließt.

Dann sammeln alle Völker:
Der Pferd'- und Rennthiermelker
Am kalten Pol, von Schnee umstürmt,
Der Schnitter edler Halme,
Der Wilde, welchen Palme
Und Brotbaum vor der Sonne schirmt.

Gott aber schau't vom Himmel
Ihr freudiges Gewimmel
Vom Aufgang bis zum Niedergang;
Denn seine Kinder sammeln,
Und ihr vereintes Stammeln
Tönt ihm in tausend Sprachen Dank.

Lobsinget seinem Namen
Und strebt', ihm nachzuahmen,
Ihm, dessen Gnad' ihr nie ermeßt
Der alle Welten segnet,
Auf Gut' und Böse regnet
Und seine Sonne scheinen läßt!

Mit herzlichem Erbarmen
Reicht eure Hand den Armen,
Weß Volks und Glaubens sie auch sein!
Wir sind (nicht mehr, nicht minder),
Sind Alle Gottes Kinder
Und sollen uns wie Brüder freu'n!

Voß.

Digitized by Google

Ich werf' mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn,
Und sehne mich danach.

Claudius.

10. Abendlied.

Nacht und Still' ist um mich her!
Kaum ein Lüftchen regt sich mehr;
Nur der liebe Mond bescheint
Noch so einsam seinen Freund.

Tausend Thränen sind versiegt,
Tausend Sorgen eingewiegt;
Neuen Frieden, neue Ruh'
Führt die Nacht den Müden zu.

Jede stürmische Begier,
Jeder Wunsch ist still in mir,
Der mir um das eitle Spiel
Dieser Welt wohl sonst entfiel.

Mache And're groß und reich,
Glück der Welt, mir gilt es gleich;
Nichts stört mich in meiner Ruh
Wenn ich Gutes denk' und thu'.

Kann ich reines Herzens nur
Dich bewundern, o Natur!
Kann ich nur an Freundes Hand
Wandeln bis zum Grabesrand:

O, was wünsch' ich dann wohl mehr?
Rings blüh'n Freuden um mich her!
Und mit frohem, leichtem Sinn
Leb' ich so mein Leben hin.

11. Abendlied.

Groß und rothentflammet schwebet
Noch die Sonn' am Himmelsrand,
Und auf blauen Wogen bebet
Noch ihr Abglanz bis zum Strand;
Aus dem Buchenwalde hebet
Sich der Mond und winket Ruh'
Seiner Schwester Erde zu.

In geschwoll'nen Wolken ballet,
Dunkler sich die rothe Gluth;
Zarter Farbenwechsel wallet
Auf der Rockenblüthe Fluth;
Zwischen schwanken Halmen schallet
Reger Wachteln heller Schlag,
Und der Hirte pfeift ihm nach.

Wohlgeruch entsteigt den Auen
Dort in zartgewund'nem Duft,
Und die jüngsten Stauden thauen
Kühles Labsal durch die Luft.
Jedes Blümchen saugt mit lauen
Lippen, und das Gräschen sinkt
Unter Perlen, die es trinkt.

Ihre Ringeltauben girren
Noch die Täuber sanft in Ruh';
Düst're Fledermäuse schwirren
Nun dem glatten Teiche zu,
Und der Käfer Schaaren irren,
Und der Uhu, nun erwacht,
Ziehet heulend auf die Wacht.

Mit dem Köpfchen im Gefieder
Schlummern uns're Sänger nun;
Es verstummen ihre Lieder;
Selbst die lauten Staare ruh'n
Auf den schwanken Binsen wieder;
Nur die Nachtigall allein
Freut sich noch im Mondenschein.

Wie, auch in der Stille rege,
Mit dem Anbeginn der Nacht,
Nach der mannichfalt'gen Pflege,
Nun die Mutter ist bedacht,
Daß sie ihre Kindlein lege;
Wie sie Jedes letzten Gruß
Noch belohnt mit weichem Kuß:

Digitized by Google

Also nach des Tag's Getümmel
Schaut der ew'gen Liebe Blick
Durch den sternenvollen Himmel
Auf die Erde noch zurück.
Früh vernimmt sie das Gewimmel
Der erwachten Erd', und spät
Hört sie den, der einsam fleht.

Wenn die Nachtigallen flöten,
Hebe dich, mein Geist, empor!
Bei des jungen Tag's Erröthen
Neig', o Vater, mir dein Ohr!
Von der Erd' und ihren Nöthen
Steig', o Geist! — Wie Duft der Au,
Send' uns, Vater, deinen Thau!

F. L. v. Stolberg.

12. Der Mond.

In stillem, heiterm Glanze
Tritt er so mild einher;
Wer ist im Sternenkranze
So schön geschmückt, als er?

Er lächelt still bescheiden,
Verhüllt sein Angesicht,
Und giebt doch so viel Freuden
Mit seinem trauten Licht.

Er lohnt des Tag's Beschwerde,
Schließt sanft die Augen zu
Und winkt der müden Erde
Zur stillen Abendruh.

Schenkt mit der Abendkühle
Der Seele frische Lust;
Die seligsten Gefühle
Gießt er in uns're Brust.

Du, der ihn uns gegeben
Mit seinem trauten Licht,
Hast Freud' an frohem Leben;
Sonst gäbst du ihn uns nicht.

Hab' Dank für alle Freuden,
Hab' Dank für deinen Mond,
Der Tageslast und Leiden
So reich, so freundlich lohnt!

Claudius.

13. Die Blumen.

In des Winters Stürmen schliefen
Wir an warmer Mutterbrust;
Holde kleine Engel riefen
Uns heraus zur Frühlingslust.

Hundertfarbig, ohne Mühe
Webt die Mutter unser Kleid;
Aus dem reinen Thau der Frühe
Macht sie unser Festgeschmeid'.

Liebliche Gerüche hauchen
Wir im heitern Raum umher.
Tausend junge Leben tauchen
Liebend sich in dieses Meer.

Fährt der Winter auch hernieder,
Geh'n wir in der Mutter Haus;
Nach den Stürmen ruft sie wieder
Uns zum Frühlingsfest heraus.

Wilmsen.

14. Märzlied.

Nun, da Schnee und Eis zerflossen,
Und des Angers Rasen schwillt,
Hier an rothen Lindenschossen
Knospen bersten, Blätter sprossen,
Weht der Auferstehung Odem
Durch das keimende Gefild.

Veilchen an den Wiesenbächen
Lösen ihrer Schale Band;
Primelngold bedeckt die Flächen;
Zarte Saatenspitzen stechen
Aus den Furchen; gelber Crocus
Schießt aus warmem Gartensand.

Digitized by Google

Alles fühlt erneutes Leben:
Die Phalänen, die am Stamm
Der gekerbten Eichen kleben,
Mücken, die am Reigen schweben,
Lerchen, hoch im Aetherglanze,
Tief im Thal das junge Lamm.

Seht! erweckte Bienen schwärmen
Um den frühen Mandelbaum;
Froh des Sonnenscheins, erwärmen
Sich die Greise; Kinder lärmen,
Spielen mit den Ostereiern
Durch den weißbeblümten Raum.

Sprießt, ihr Keimchen, aus den Zweigen,
Sprießt aus Moos, das Gräber deckt,
Hoher Hoffnung Bild und Zeugen,
Daß auch wir der Erd' entsteigen,
Wenn des ew'gen Frühlings Odem
Uns zur Auferstehung weckt!

Salis.

15. Liedchen beim Aussäen der Blumen.

Sink', o Körnlein, denn hinab,
Sink' in's stille, kühle Grab,
In das Bett von Erde!
Erde streu' ich auf dich her,
Bis, mein Körnlein, ich Nichts mehr
Von dir sehen werde.

Wüßtest du, was ich da thu',
Hättest Sprache du dazu,
Ach, du sprächst mit Beben:
„Nie seh' ich die Sonne mehr;
In dem Dunkel um mich her
Endet alles Leben!"

Aber, Körnlein, habe Muth!
Sieh', du liegst ja sanft und gut,
Hast bald ausgeschlafen.
Blickst dann aus dem Grab' hervor,
Blühst als Blume schön empor,
Bist ganz neu geschaffen.

Ich auch sinke einst hinab,
So wie du, in's kühle Grab,
Mich auch deckt die Erde;
Aber herrlicher noch ruft
Aus der stillen, düstern Gruft
Mich des Schöpfers Werde!

Chr. Schmid.

16. Reschen's Engelgruß.

Lebt wohl, ihr Geschwister,
Vater, Mutter, lebt wohl!
Ich euer Geflister
Nicht hören mehr soll.

Ich euere Züge
Nicht kennen mehr kann.
Ihr habt zur Genüge
Mir Liebes gethan.

Du blumiges Feld,
Du blühender Wald,
Du schöne Welt,
Mein Aufenthalt!

Du Frühling klar,
Du Herbst so mild,
Du wechselndes Jahr,
Bunt liebliches Bild!

Hienieden war's schön,
Und soll ich nun gehn,
Um dort in den Höhn
Noch Schön'res zu sehn?

Die Schwestern nicken
Mit stummen Blicken:
O bleibe da,
Du kennst uns ja.

Die Engel steigen
Herab und zeigen:
Hinauf! hinauf!
Mit uns geht dein Lauf. —

Digitized by Google

O Schwesterlein, nicht mir;
O haltet die Hand!
Ein Engelein hat mir
Die Seel' entwandt. —

In Himmelsschein
Wie hoch, wie hoch!
Die Erde, wie klein!
Doch seh' ich euch noch.

Zum Sehen nicht taugen
Die thränenden Augen,
Sonst müßtet ihr sehn
Von hinnen mich wehn.

Fühlt meinen Hauch
Aus Himmelsraum,
Daß er euch tauch'
In sanften Traum!

Im Traum' steig' ich
Zu euch hernieder;
Mein Antlitz zeig' ich,
Mein Lächeln euch wieder.

O wenn ihr mich seht
Noch einmal so schön,
So denkt und gesteht,
Daß Heil mir geschehn.

Und blickt getrost
Zum leuchtenden Ost,
Mit Liebesvertrau'n
Zu jenen Au'n,

Wo sonder Mängel
Die Schwester nun wohnt,
Ein liebender Engel
Euch, über dem Mond.

Rückert.

17. Frühlingslied.

Seht den Himmel, wie heiter!
Laub und Blumen und Kräuter
Schmücken Felder und Hain;
Balsam athmen die Weste,
Und im schattigen Neste
Girren brütende Vögelein.

Ueber grünliche Kiesel
Rollt der Quelle Geriesel
Purpurblinkenden Schaum;
Und die Nachtigall flötet,
Und, vom Abend geröthet,
Wiegt sich spiegelnd der Blüthenbaum.

Alles hüpfet vor Freude:
Dort das Reh auf der Haide,
Hier das Lämmchen im Thal,
Vögel hier im Gebüsche,
Dort im Teiche die Fische,
Tausend Mücken im Sonnenstrahl.

Kommt, Gespielen, und springet,
Denn die Nachtigall singet,
Und sie ladet zum Tanz.
O geschwinder, geschwinder,
Rund herum, wiedie Kinder'
Laßt uns schlingen den fröhlichen Kranz!

Voß.

18. Frühlingslied.

Da lächelt uns wieder der Himmel so blau,
Mit schimmernden Blumen prangt Hügel und Au;
Frisch blüht's um die Wipfel, die Hecken sind Duft,
Und fröhliche Lieder erfüllen die Luft.

In Thälern nur wallen, frei, sonder Verdruß,
Und Hügel besteigen, ist Lebensgenuß;
Wer wollte noch weilen in lärmender Stadt,
Die Nichts als Beschwerden und Schattenwerk hat?

Digitized by Google

Wie bald, ach! verduften die Blumen ihr Sein!
Schon Tausende schlummern im Wiesenthal ein.
Vom Kirschenbaume taumeln schon Blüthen herab
Und decken der Veilchen balsamisches Grab.

Wagener.

19. An einem Frühlingsmorgen.

Wie tönt um mich so süßer Schall!
Schon weckt die frühe Nachtigall
Der kühle Maienmorgen;
Und froh begrüßt vom Vögelchor,
Steigt groß und hell die Sonn' empor,
Die kurz ihr Licht verborgen.

Die Lerch' erwacht auf frischer Au'
Und schüttelt sich den Perlenthau
Vom bräunlichen Gefieder;
Sie schwebt und glänzet kaum gesehn
Und trillert aus besonn'ten Höh'n
Ihr Morgenlied hernieder.

Wohlauf, o neubelebtes Herz,
Der Sängerin dich himmelwärts
Mit Jubel nachzuschwingen!
Wohlauf, dem Herrn, der weit und breit
Allliebend Lust und Leben streut,
Dein Morgenlied zu singen!

Ja, dich, du Segensquell, erhebt
Was nur ein halbes Leben lebt
Und freut sich deiner Güte.
Dir zollt das nied're Veilchen Duft,
Dich preist, gesä't in blaue Luft,
Des Apfelbaumes Blüthe.

Der kleine Fisch im klaren See,
Der rege Wurm auf buntem Klee
Dankt freudig dir sein Leben.
Dir dankt der bunte Bienenschwarm,
Dir Schmetterlinge, frei von Harm,
Die ihrer Hüll' entschweben.

Und hell aus tausend Kehlen schallt
Der Vögel Lied vom Birkenwald
Zu deines Thrones Stufen.
Durch deine Hand gesättigt, ruht
Im hohen Nest des Raben Brut,
Die früh dich angerufen.

Digitized by Google

Das Wild im grünen Dickicht preist
Dich, der's in dunkler Nacht gespeist,
Und legt auf Moos sich nieder.
Froh kehret Roß und Rind und Schaf,
Froh kehrt der Mensch, erquickt vom Schlaf,
Zu Weid' und Arbeit wieder.

Auch ich, o Schöpfer, jauchz' empor
In deiner Schöpfung großem Chor,
Mit Kraft zum Werk' erquicket,
Da rings mein Auge hell und frisch
In's tausendfache Lustgemisch
Belebter Wesen blicket.

O Gott, wie du, von Lieb erfüllt,
Laß immer mich, dein Ebenbild,
Durch's Erdenleben wallen;
Und wenn dies Leben einst verblüht,
Vollkommner dir mein Jubellied
Im Himmelschor erschallen!

Miller.

20. Der Frühlingsabend.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels, bebt
Am zarten Halm der Thau;
Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain, mit Gold bemalt;
Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke strahlt!

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,
Des Hügels Blumenkleid,
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit!

O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ew'gen Liebe Band!
Den Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht!
Du winkst, wenn dort, im ungemess'nen Raum,
Ein Sonnenball vergeht!

Matthisson.

Digitized by Google

21. Der Mai.

Es lächelt auf's neu'
Der fröhliche Mai
In buntem, festlichen Kleide;
Von Höhen und Thal
Tönt überall
Die süße Stimme der Freude.

In Wiesen und Flur
Giebt uns die Natur
Die schönsten Blumen zu pflücken;
D'rum will ich zum Tanz
Mit einem Kranz
Die blonden Haare mir schmücken.

Doch sollt' ich nicht Den,
Der Alles so schön
Erschuf, erst brünstig erheben?
Durch Jubelgesang
Preis' ihn mein Dank,
Doch mehr — mein künftiges Leben!

Weiße.

22. Mailied.

Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt,
Die Blüthen keimen
Auf Gartenbäumen,
Und Vogelschall
Tönt überall.

Pflückt einen Kranz
Und haltet Tanz
Auf grünen Auen,
Ihr schönen Frauen,
Wo junge Mai'n
Uns Kühlung streu'n!

Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen!
Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt!

D'rum werdet froh!
Gott will es so,
Der uns dies Leben
Zur Lust gegeben!
Genießt die Zeit,
Die Gott verleiht!

Hölty.

23. Im Grünen.

Willkommen im Grünen!
Der Himmel ist blau,
Und blumig die Au'.
Der Lenz ist erschienen!
Er spiegelt sich hell
Am duftigen Quell
Im Grünen.

Willkommen im Grünen!
Das Vögelchen springt
Durch Blätter und singt;
Der Lenz ist erschienen:
Ihm säuselt der West
Um's heimliche Nest
Im Grünen.

Willkommen im Grünen!
Aus knorrigem Spalt
Der Eichen erschallt
Das Sumsen der Bienen.
Flink tragen sie heim
Den würzigen Seim
Im Grünen.

Willkommen im Grünen!
Es blöket im Thal
Das Lämmchen, vom Strahl
Der Sonne beschienen;
Das fleckige Reh
Durchhüpfet den Klee
Im Grünen.

Voß.

Digitized by Google

24. Lied im Freien.

Wie schön ist's im Freien!
Bei grünenden Maien
Im Walde, wie schön!
Wie süß, sich zu sonnen,
Den Städten entronnen,
Auf luftigen Höh'n!

Wo unter den Hecken
Mit goldenen Flecken
Der Schatten sich mischt,
Da läßt man sich nieder,
Von Haseln und Flieder
Mit Laubduft erfrischt.

D'rauf schlendert man weiter,
Pflückt Blumen und Kräuter
Und Erdbeer'n im Geh'n;
Man kann sich mit Zweigen,
Erhitzet vom Steigen,
Die Wangen umweh'n.

Dort heben und tunken,
Gleich blinkenden Funken,
Sich Wellchen im Bach;
Man sieht sie verrinnen
Im stillen Besinnen,
Halb träumend, halb wach.

In weiten Bezirken,
Mit hangenden Birken
Und Buchen besetzt,
Geh'n Dammhirsch' und Rehe
In traulicher Nähe,
Von Niemand gehetzt.

Am schwankenden Reisig
Hängt zwitschernd der Zeisig,
Vor Schlingen nicht bang;
Erfreut, ihn zu hören,
Sucht Keiner zu stören
Des Hänflings Gesang.

Hier sträubt sich kein Pförtner,
Hier schnörkelt kein Gärtner
Kunstmäßig am Hain;
Man braucht nicht des Geldes;
Die Blumen des Feldes
Sind Allen gemein.

Salis.

25. Die drei Blümchen.

Es blühen drei Blümchen gar hold und schön
In Gottes reichblühendem Garten;
In Wäldern und Feldern, auf Bergen und Höh'n
Der Engelein Hände sie warten.
Die kindliche Einfalt mit Freuden sie bricht,
Zu Sträußchen sie füget, zu Kränzchen sie flicht.

Das zarte Maiblümchen, so hell und so weiß,
Die Glöcklein wie Perlen gereihet,
Es blüht zu der göttlichen Vorsicht Preis,
Es blühet, der Unschuld geweihet,
Ehrt, sagt das Blümchen, wo immer es blüht,
Den Schöpfer der Blumen mit reinem Gemüth!

Das liebliche Veilchen, bescheiden blau,
In grünende Blättchen verhüllet,
Den Augen verborgen, die Frühlingsau'
Mit süßen Gerüchen erfüllet;

Digitized by Google

Es duftet so heimlich, so süß und mild,
Bescheid'ner Wohlthätigkeit liebliches Bild.

Das holde Vergißmeinnicht malt den Rand
Des Bächleins mit himmlischer Bläue;
Es blühet, und welkte auch rings das Land,
Es treibet der Blüthen stets neue.
Wo Freundschaft und Liebe sich immer erneut,
Da bleibt es der Freundschaft und Liebe geweiht.

Nehmt, Kinder, die holden drei Blümchen hin,
Zum zierlichen Sträußchen vereinet;
Mit frommem, wohlthuendem, treuem Sinn
Bewahret, was jegliches meinet.
So lang' euch der Blümchen Bedeutung entzückt,
Da lebet, wie Engel, ihr froh und beglückt.

Chr. Schmidt.

26. Lied junger Hirten.

Unschuld, Tochter der Natur,
Theures Kleinod bess'rer Herzen,
Gieb uns Kindern dieser Flur,
Daß wir dich doch nie verscherzen!
Uns're Sicherheit und Ruh',
Uns'rer Hütten stille Freuden,
Die die Großen uns beneiden,
Alles, Unschuld, schenkest du.

Wenn der junge Morgen lacht,
Weckst du uns zu leichten Pflichten,
Giebst auf uns're Herzen Acht,
Daß wir sie getreu verrichten.
Zieht der Abend dann auf's Feld,
Lehnen wir die Hirtenstäbe
An die thaubeträufte Rebe
Und vergessen aller Welt.

Redlichkeit und Treue geh'n
Aus und ein zu unsern Thüren;
Gerne lassen wir's gescheh'n,
Daß sie Freunde zu uns führen;
Besser schmeckt das kleine Mahl
Unter grünen Lindensäulen,
Wenn es Freunde mit uns theilen;
Lieder hallen dann in's Thal.

Unser kleines Leben gleicht
Jenem Bach, der uns zu Füßen
Ruhig durch die Wiesen schleicht;
Ruhig sehen wir's verfließen.
Ohne Sorgen, ohne Harm,
Ohne selbstgemachte Plage
Zählen wir die Wonnetage
In der Freiheit Mutterarm.

Die du uns so glücklich machst,
Die du uns und auch daneben
Uns're Lämmerchen bewachst,
Die der Himmel uns gegeben, —
Unschuld, Tochter der Natur,
Weiche nie aus unsern Herzen;
Daß wir dich doch nie verscherzen,
Gieb uns Kindern dieser Flur!

Overbeck.

27. Fischerlied.

Wer gleichet uns freudigen
Fischern im Kahn?
Wir wissen die schmeidigen
Fische zu fah'n.
Wir sitzen, und schweben
Geflügelten Lauf;

Digitized by Google

Wir tanzen und heben
Die Füße nicht auf.

Bald hauchen uns säumende
Lüftchen an's Ohr,
Bald heben uns schäumende
Wogen empor;
Dann brüllt's an den Klippen
Und Felsen hinan,
Dann schüttern die Rippen
Dem taumelnden Kahn.

Doch lacht nur des sausenden
Sturm's unser Muth,
Und erntet der brausenden
Tiefe Tribut.
Wir freu'n uns des Meeres,
So wild es auch scheint,
Und trau'n ihm, als wär' es
Mit Planken umzäunt.

Wir fahren mit sinkendem
Vollmond hinaus,
Und kehren mit blinkendem
Kahne nach Haus;
Uns geben die Netze,
Frühmorgens gestellt,
Lebendige Schätze
Und Abends schon Geld.

Wohl bergen uns schützende
Hütten die Nacht,
Bis wieder das blitzende
Sternchen erwacht. —
So geht es, und nimmer
Geht's anders, als gut;
Ein Fischer hat immer
Gar fröhlichen Muth.

Overbeck.

28. Gott im Frühlinge.

In seinem schimmernden Gewand
Hast du den Frühling uns gesandt
Und Rosen um sein Haupt gewunden.
Holdlächelnd kommt er schon!
Es führen ihn die Stunden,
O Gott, auf seinen Blumenthron.

Er geht in Büschen, und sie blüh'n;
Den Fluren kommt ihr frisches Grün,
Und Wäldern wächst ihr Schatten wieder;
Der West, liebkosend, schwingt
Sein thauendes Gefieder,
Und jeder frohe Vogel singt.

Mit eurer Lieder süßem Klang,
Ihr Vögel, soll auch mein Gesang
Zum Vater der Natur sich schwingen.
Entzückung reißt mich hin!
Ich will dem Herrn lobsingen,
Durch den ich wurde, was ich bin!

O Gütigster! denn wer ist gut,
Wie du, der Allen Gutes thut?
Du sorgtest auch für mein Vergnügen,
Als aus dem großen Plan
Erstaunte Welten stiegen,
Und Sonnen sich geschaffen sah'n.

Schön ist die Erde, wenn sie blüht
Und, ganz um uns're Lust bemüht,
Sich in des Frühlings Farben kleidet,
Und überall voll Pracht,
Selbst wo die Heerde weidet,
In bunter Zierde duftend, lacht! —

Der Gottheit würdiger Altar,
Worauf das blumenreiche Jahr,
O Herr, zu deinem Wohlgefallen
Sein süßes Rauchwerk bringt,
Indeß von Nachtigallen
Ein froher Lobgesang erklingt!

Du hast mit Schönheit, die entzückt,
Das Antlitz der Natur geschmückt,
O aller Schönheit reiche Quelle!
Dir geht kein Wesen vor!
Die reinste Liebe schwelle
Mein ganzes Herz zu dir empor!

Uz.

Digitized by Google

29. Lied.

Auf dem frischen Rasensitze,
Hier am kleinen Wasserfall,
Hör' ich von des Thurmes Spitze,
Frommes Glöcklein, deinen Schall.

Tönst, o Glöcklein, nennst Ihn lauter,
Dem mein Herz entgegen bebt,
Ihn, der freundlicher, vertrauter,
Hier im Grünen mich umschwebt.

Leise murmeln es die Bäche,
Daß Er Flur und Aue liebt,
Daß die Rose, die ich breche,
Mir ein guter Vater giebt;

Daß Er aus der zarten Hülle
Selbst die gold'nen Früchte winkt,
Und durch ihn des Lebens Fülle
Jede neue Knospe trinkt.

Schalle, Glöcklein! ach was bliebe
Jenem Himmel, diesem Grün?
Ach, kein Leben, keine Liebe,
Keine Freude, sonder Ihn!

Morgens, wenn auf Busch und Pflanze
Kühler Thau die Perlen sä't,
Stimmen froh im Sonnenglanze
Vöglein mit in mein Gebet.

Und am Abend, wenn es dunkelt,
Seh' ich Seinen milden Schein.
Wo das Heer der Sterne funkelt,
Wacht Er über Thal und Hain;

Leuchtet mir auf meinen Wegen,
Labt die Wiese, nährt das Feld,
Spricht den väterlichen Segen
Ueber die entschlaf'ne Welt.

Seiner freu' ich mich im Lenze,
Wenn man Veilchenkränze flicht;
Seiner, wenn die Schnittertänze
Sturm und Hagel unterbricht.

Sollt ich Seiner mich nicht freuen?
Singen nicht, daß Wolke, Wind,
Auch die Blitze, wenn sie dräuen,
In des Vaters Händen sind?

Daß an öden Felsenklüften
Liebend er vorüber geht,
Und in düstern Todtengrüften
Des Erhalters Athem weht?

Jacobi.

30. Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben!
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spät und früh
Müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!
Grüner Klee und Kolben schießen;
An der Schmehle schlank und fein
Glänzt der Thau, wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Munt'rer Vögel Melodeion
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis;
Kirsche, Birn' und Pflaum' gedeihen.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Aehre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide;
Weiße Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf!
Gottes Schäflein gehn zur Weide.

Digitized by Google

Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott uns Allen geben!
O dann ist die Erde schön;
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
Ueberziehn den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr;
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.

Rothe Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur.
Bange harrt die Creatur:
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen,
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er, und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

Hebel.

31. Lied der Vögelein.

Von Zweig zu Zweig zu hüpfen,
Durch Wies' und Busch zu schlüpfen,
Zu ruhn in weichen Grases Schooß,
Das ist das Loos
Der kleinen bunten Sänger;
Je länger,
Je lieber! — Süßes Loos;

Im grünen Dämmerscheine,
Im Labyrinth der Haine
Erbau'n wir uns ein blühend Dach;
Der klare Bach
Uns zuzuhorchen, zaudert
Und plaudert
Dann uns're Lieder nach.

Schwebt nieder, laue Lüfte!
O kommt, ihr Wiesendüfte!
Ihr Schmetterlinge, tummelt euch,
Von Zweig zu Zweig
Mit uns'rer Schaar zu spielen
Im kühlen,
Im säuselnden Gesträuch!

Und wenn der Tag geschieden,
Dann eilen wir zufrieden
Zurück zu uns'rer Mutter Schooß.
Das ist das Loos
Der kleinen bunten Sänger;
Je länger,
Je lieber! — Süßes Loos!

32. Wachtellied.

Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor!
„Fürchte Gott! fürchte Gott!“
Ruft mir die Wachtel in's Ohr.
Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,
Mahnt sie den Horcher am Saatengefild:
„Liebe Gott! liebe Gott!
Er ist gütig und mild.“

Wieder bedeutet ihr hüpfender Schlag:
„Lobe Gott! lobe Gott!
Der dir zu lohnen vermag.“
Siehst du die herrlichen Früchte im Feld'?
Sieh' sie mit Rührung, Bewohner der Welt!
Danke Gott! danke Gott!
Der dich ernährt und erhält.

Digitized by Google

Schreckt dich im Wetter der Herr der Natur, —
Bitte Gott! bitte Gott!
Und er verschonet die Flur.
Machen die künftigen Tage dich bang,
Tröste dich wieder der Wachtelgesang:
„Traue Gott! traue Gott!“
Deutet ihr lieblicher Klang.

Lieth.

33. Das Gewitter.

Der Vogel flattert tief und still,
Er weiß gar nicht, wohin er will.
Es kommt so schwarz und kommt so schwer,
Und in den Lüften hängt ein Meer
Von düstern Wolken. Horch, wie's schallt
Am Himmel, und wie's wiederhallt!

In großen Wirbeln fliegt der Staub
Zum Himmel auf mit Halm und Laub!
Und sieh' nur jenes Wölkchen an!
Ich kann mich nicht erfreuen d'ran!
Sieh', wie ein Blümchen man zerflückt,
Wird es zerrissen und zerstückt.

So helf' uns Gott und schirm' uns Gott!
Wie's zuckt durch Wolken feurigroth;
Wie's kracht und stößt! — es ist ein Graus,
Die Fenster beben und das Haus!
Sieh' nur, das Bübchen schläft und ruht —
Und lächelt zu des Sturmes Wuth.

Man zieht die Glocken d'rauf und d'rauf;
Ei nun, es hört d'rum doch nicht auf.
Wie seltsam, uns die Ohren voll
Zu läuten, wenn es donnern soll. —
O helf' uns Gott! Das war ein Schlag!
Du siehst's im Baum am Gartenhag.

Sieh', wie das Bübchen schläft und ruht!
Ihm bangt nicht vor der Blitze Gluth;
Es denkt: „was geht der Blitz mich an?
Er weiß wohin er soll und kann!“ —
Es athmet leis' und drehet sich
Nur lächelnd um. Gott schirme dich!

O sieh' des Blitzes Flammenlicht!
O hörst du denn das Rasseln nicht?
Es kommt. Gott woll' uns gnädig sein!

Digitized by Google

Geht eilig, hängt die Läden ein!
So war es auch im letzten Jahr.
Hin ist der Weizen, das ist klar.

Es rasselt auf dem Kirchenthurmdach
Und von dem Haus! Wie schäumt's im Bach
Ohn' Unterlaß! — daß Gott erbarm'!
Nun sind wir wieder Alle arm! —
Zwar glaubten wir das öfters schon
Und kamen mit der Angst davon.

Sieh', wie das Bübchen schläft und ruht!
Ihm bangt nicht vor des Hagels Wuth.
Es denkt: „Er spricht dem Weinen Hohn,
Läßt mir auch Etwas übrig schon!“
Nun ja, das Vaterherz vergißt
Nie, was dem Kinde nöthig ist.

Gott gebe uns der Kinder Sinn!
Es ist viel Trost und Segen d'rin;
Sie schlafen im Vertrau'n des Herrn,
Wie wild es stürme nah und fern;
Und Er macht auch Sein Sprüchlein wahr
Mit seinen Engeln in Gefahr. —

Wohin entschwand das Wetter grau?
Die Sonn' erglänzt am heitern Blau.
Fast ist's zu spät; doch sei gegrüßt! —
„Noch ist's zu spät nicht,“ sagt sie, „wißt,
Es steht noch mancher Halm im Thal
Und mancher Baum mit Obst zumal.“ —

Ei seht, das Kind ist auch erwacht,
O seht, was es für Aeuglein macht!
Es lächelt, es weiß Nichts davon.
Schau' nur, wie's aussieht da, mein Sohn! —
Der Schelm erfreut sich noch daran!
Geht, richtet ihm sein Breichen an!

Nach Hebel.

34. Die Ernte.

Kein Klang von Allem, was da klingt,
Geht über Sichelklang,
Wenn sie der braune Schnitter schwingt
Zum fröhlichen Gesang.

Das Aehrenfeld in gold'ner Pracht
Rauscht, Halm an Halm gewiegt.
O wie sein munt'res Auge lacht!
Wie ist er so vergnügt!

Schon denkt er sich die Scheuren voll
Und noch ein gut Theil mehr,
Und wie der Thaler klingen soll,
Denkt er sich nebenher.

Kein Paradies, kein Herzogthum

Digitized by Google

Erfreut ihn, wie sein Feld;
Der braune Schnitter gäbe d'rum
Die ganze weite Welt.

Er singt, es zirpt in seinen Ton
Die Grill' ihr schmetternd Lied;
Und nieder sinkt die Garbe schon
Von seiner Sichel Schnitt!

Gemetzelt liegt die ganze Schaar
Der Halme, lang und schwer,
Die dicken Schwaden, Paar bei Paar,
In Wellen rings umher.

Da steht der Schnitter mitten d'rin
Und jauchzet laut in's Thal.
Nun hüpft die schlanke Bäuerin
Daher und ruft zum Mahl.

Die Schüssel dampft, die Kanne blinkt,
Das Mahl schmeckt königlich.
Und seht, der braune Schnitter winkt,
Das Mädchen schürzet sich.

Und wieder hin auf's hohe Feld,
Die Garben aufgefaßt,
Gebunden und emporgestellt,
Und nimmer keine Rast.

Und hui! kommt im vollen Lauf
Der Wagen angerollt;
Er nimmt die reiche Ladung auf
Und glänzt von ihr wie Gold.

Und hui! geht's im raschen Trab,
Getümmelt hinterdrein,
Den stoppelvollen Berg hinab
Zum Scheurenthor hinein.

Kein Fest, kein Freudenspiel, kein Tanz
Kommt diesem Feste bei;
Es fühlet auch kein Städter ganz
Was Erntefreude sei.

Des Ackermannes sauren Schweiß
Belohnet dieses Fest.
Er nimmt und iss't zu dessen Preis,
Der Korn ihm wachsen läßt.

Overbeck.

35. Gottes Güte.

Für wen schuf deine Güte,
Herr, diese Welt so schön?
Für wen ist Blum' und Blüthe
In Thälern und auf Höh'n?
Für wen ist hohe Wonne
Da, wo das Saatfeld wallt?
Für wen bescheint die Sonne
Die Wiesen und den Wald?

Für wen tönt das Getümmel
Der Heerde auf der Au'?
Für wen wölbt sich der Himmel
So heiter und so blau?
Für wen sind Thal und Gründe
So lieblich anzusehn?
Für wen wehn kühle Winde?
Für wen ist Alles schön?

Uns giebst du ein Vermögen,
Die Schönheit einzusehn,
Uns Menschen, deinen Segen
Zu fühlen, zu verstehn!
Uns sollte all' die Wonne
Ein Ruf der Liebe sein,
Mit jeder Morgen=Sonne
Dir unser Herz zu weihn.

Nun sieh', o Gott, wir weihen
Ein Herz voll Dankbarkeit
Dir, der uns liebt, und freuen
Uns deiner Gütigkeit.
Du hauchtest nicht vergebens
Ein fühlend Herz uns ein;
Ein Vorhof jenes Lebens
Soll uns die Erde sein.

Gleim.

Digitized by Google

36. Herbstlied.

Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rothe Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind.

Wie die volle Traube
Aus dem Rebenlaube
Purpurfarbig strahlt!
Am Gelände reifen
Pfirsiche mit Streifen
Roth und weiß bemalt.

Sieh', wie hier die Dirne
Emsig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt,
Dort mit leichten Schritten
Jene gold'nen Quitten
In den Landhof trägt!

Flinke Träger springen,
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh.
Bunte Bänder schweben
Zwischen hohen Reben
Auf dem Hut von Stroh.

Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröthe
Und im Mondenglanz;
Und die Winzerinnen
Jubeln, und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

Salis.

37. Herbstlied.

Der Sommer flieht,
Und mit ihm zieht
Ein Chor von sanften Freuden.
Wie blumenleer
Ist's um mich her,
Wie schmucklos Thal und Weiden!
Kein Wettgesang,
Kein Saitenklang
Belebt die öden Wälder;
Ein rauher Wind,
Des Wetters Kind,
Weht über nackte Felder.
Der süße Schall
Der Nachtigall
Ist längst im Hain erstorben;
Und Baum und Strauch
Scheint durch den Hauch
Des kalten Nords verdorben.
Die Freud' ist todt;
Kein Abendroth
Malt Bilder zum Vergnügen.
Nichts ist mehr schön;
Kein Vögelchen
Läßt sich auf Zweigen wiegen.
Durchschlumm're nur,
Beraubte Flur,
Des Winters bange Länge!
Wenn Frühlingspracht
Auf dir erwacht,
Dann preisen dich Gesänge
Und loben den,
Der wieder schön
Mit neuem Reiz dich schmücket,
Den Herrn der Flur
Und der Natur,
Der Menschen gern beglücket.

Hölty.

38. Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein gold'ner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost, mit frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Digitized by Google

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leicht beschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
Da schüttelt er die Wipfel;
Gesegnet sei er alle Zeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Uhland.

39. Die Kartoffelernte.

Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Ueberschwang!
Ob wir voll bis oben schütten
Alle Mulden, Körb' und Bütten,
Noch ist immer kein Vergang.

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut', wie voll es lebt und webt!
O die schön gekerbten Knollen,
Weiß und roth und dick geschwollen,
Immer mehr, je mehr man gräbt!

Nicht umsonst in bunter Schau
Blüht' es röthlich, weiß und blau,
Ward gejätet, ward gehäufet:
Kindlein, Gottes Segen reifet!
Rief ich oft und traf's genau.

Einst vom Himmel schaute Gott
Auf der Armen bitt're Noth;
Nahe ging's ihm; und was that er
Uns zum Trost, der gute Vater?
Regnet' er uns Mannabrot?

Nein, ein Mann ward ausgesandt,
Der die neue Welt erfand.
Reiche nennen's Land des Goldes;
Doch der Arme nennt's sein holdes,
Nährendes Kartoffelland.

Nur ein Knöllchen eingesteckt
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott sein Wesen:
Kaum sind Händ' genug zum Lesen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was ist nun für Sorge noch?
Klar im ird'nen Napf und hoch
Dampft Kartoffelschmaus für Alle!
Uns're Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil und brummt am Trog!

Aber, Kindlein, hört! ihr sollt
Nicht verschmäh'n das liebe Gold!
Habt ihr Gold, ihr könnt bei Haufen
Schöne Saatkartoffeln kaufen,
Grad' aus Holland, wenn ihr wollt!

Voß.

40. Lob des Flachses.

Wohl hat Sommer sich zum Kranze
Manche Blüthe zart gewoben;
Aber Flachs, dich mild'ste Pflanze,
Muß ich doch vor allen loben.

Blauen Himmel ausgestreuet
Hast du über dunkle Auen,
Deine milde Schönheit freuet
Die gleich zartgeschaffnen Frauen.

Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüthe trägt des Himmels Helle,
Leis', vom Westhauch angerühret,
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Digitized by Google

Ist die Blüthe dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden;
Darfst nicht mehr im Westhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden.

Und die Hand geschäft'ger Frauen
Rührt dich unter muntern Scherzen;
Klar, wie Mondschein, anzuschauen,
Bist du, theuer ihrem Herzen.

In dem blanken Mädchenzimmer,
Leis' berührt vom zarten Munde,
Schön verklärt von Sternenschimmer,
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmann's Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel munt'rer Mägdlein Mitte,
Bist du bei Gesang und Scherze.

D'raußen brausen Sturm, Gespenster;
Wand'rer wird der Sorg' entladen,
Sieht er hinter hellem Fenster
Heimisch deinen gold'nen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst, ein segnend Kreuz, gebreitet
Schimmernd über dunk'ler Bahre.

Bist des Säugling's erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder;
Bleich in dich gehüllt und stille,
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

Kerner.

41. Das Habermuß.

Kinder, das Habermuß ist fertig, so kommt nun und esset!
Betet: Aller Augen — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß am rußigen Napfe keinem das Aermelchen schwarz wird.

Esset denn, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Wohl hat der Vater die Haberkörnchen mit fleißigen Händen
Zwischen die Furchen gesä't und sie untergeeggt in dem Frühjahr —
Daß sie gewachsen sind und reif geworden, dafür kann
Euer Vater nichts, — das thut der Vater im Himmel.
Denket nur, ihr Kinder, es schläft im mehligen Körnlein
Klein, und zart, ein Keimchen; nicht regt noch rührt sich das Keimchen;
Nein, es schläft und spricht kein Wort und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis man es in die Furchen legt, in den lockeren Boden.
Aber in den Furchen und in der feuchtigen Wärme
Wacht es heimlich auf aus seinem verschwiegenen Schläfchen,
Regt die zarten Gliedchen und sauget am saftigen Körnchen,
Wie ein Mutter-Kind; man wundert sich, daß es nicht weinet.
Unterdessen wird's größer und heimlich schöner und stärker,
Und schlüpft aus den Windeln; es streckt eine Wurzel hinab nun,
Tiefer hinab in den Grund, sich Nahrung suchend und findend.
Ja, und der Vorwitz quält's: es möchte nun auch nur wissen,
Wie's wohl weiter oben sei. Gar heimlich und furchtsam
Lugt es aus dem Boden — o Himmel, ja, es gefällt ihm!
Unser lieber Herrgott, der schickt ein Engelein nieder:
„Bring' ihm ein Tröpfchen Thau, und sag' ihm freundliche Grüße!"
Und es trinkt, und es schmeckt ihm wohl, und es streckt sich gar sehr nun.
Unterdessen kämmt sich die Sonn', und, gekämmt und gewaschen,

Digitized by Google

Kommt sie mit dem Strickzeug hervor aus den waldigen Bergen,
Wandelt ihren Weg hoch an der himmlischen Landstraß',
Strickt und schau't herab, wie eine freundliche Mutter
Nach den Kindlein schau't. Sie lächelt dem Keimchen entgegen,
Und es thut ihm wohl bis tief hinab in die Wurzel.
„So eine schöne Frau und doch so gütig und freundlich!“
Aber was strickt sie? Nun, Gewölk aus himmlischen Düften!
Es tröpfelt schon, nun regnet es sanft, und nun stärker und stärker.
Da trinkt das Keimchen sich satt; d'rauf wehet ein Lüftchen und trocknet's,
Und es sagt: „Nun geh' ich nicht wieder unter den Boden,
Um keinen Preis! Hier bleib' ich und harre, wie mir's noch ergehet.“

Esset, Kinder, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Herbe Zeiten warten des Keimchens. Wolken an Wolken
Stehn am Himmel Tag und Nacht, und die Sonne verbirgt sich.
Auf den Bergen schneit's, und weiter hinunter fällt Hagel.
Hu! wie jetzt mein Keimchen zittert, und wie es jetzt weinet!
Und der Boden ist zu, und es hat gar ärmliche Nahrung.
„Ist denn die Sonne gestorben,“ sagt es, „weil sie versteckt bleibt?
Oder fürchtet den Frost sie? Ach, wär' ich doch geblieben,
Wo ich gewesen, still und klein im mehligen Körnlein
Und daheim im Boden und in der feuchtigen Wärme!“ —
Sehet, Kinder, so geht's! ihr werdet auch noch so sagen,
Wenn ihr hinaus kommt und unter fremden Leuten dann mühsam
Arbeiten müßt und euch rühren und Brot und Kleidung verdienen:
„Wär' ich doch daheim bei'm Mütterchen, hinter dem Ofen! —“
Tröst' euch Gott! Es endet auch und wird vielleicht besser,
Wie's dem Keimchen ergangen ist. Am heiteren Maitag
Weht es so lau, und die Sonne steigt so kräftig am Berg' auf,
Und sie schau't, was das Keimchen macht, und giebt ihm ein Küßchen,
Und nun ist ihm wohl, und es weiß nicht zu bleiben vor Freude.

Allgemach prangen die Matten mit Gras und farbigen Blumen;
Allgemach rüstet die Kirschenblüth' und grünet der Pflaumbaum.
Allgemach wird der Roggen buschig, Weizen und Gerste,
Und mein Häberchen sagt: „da bleib' ich ja nicht zurück, ich!“
Nein, es breitet die Blättchen aus — wer mocht' sie ihm weben?
Und jetzt schießt der Halm — wer treibt in den vielfachen Röhren
Aus den Wurzeln das Wasser bis in die saftige Spitze?
Endlich schlüpft eine Aehre heraus und schwankt in den Lüften. —
Sage mir nur ein Mensch, wer hat an seidene Fäden
Da und dort ein Knöspchen gehängt mit künstlichen Händen?
Nun, die Engel! wer sonst? sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab, von Halm zu Halm, und arbeiten emsig.
Jetzt hängt Blüth' an Blüth' an der zarten schwankenden Aehre,
Und mein Haber stehet, wie ein Bräutchen im Kirchstuhl.
Nun sind zarte Körnchen d'rin und wachsen im Stillen,
Und mein Haber beginnt nun zu merken, was es will werden.
Kommt das Käferchen und die Fliege, sie machen Besuch ihm,

Digitized by Google

Sehen, was er macht, und singen: Eia Popeia!
Und das Leuchtwürmchen kommt — o Wunder! — mit dem Laternchen
Nachts um Neun auf Besuch noch, wenn Fliege und Käferlein schlafen.

Esset, Kinder, und segn' es euch Gott und wachst und gedeihet!
Allgemach machte man Heu und pflückte die Kirschen nach Pfingsten;
Allgemach pflückte man nun die Pfläumchen hinter dem Garten;
Allgemach schnitt man auch den Roggen, Weizen und Gerste,
Und die armen Kinder lasen baarfuß zwischen den Stoppeln
Die gefallenen Aehren; das Mäuschen half ihnen treulich.
D'rauf bleicht' endlich auch der Haber. Voll mehliger Körner
Schwankt' er und sagte: „Nun will mir's allmälich nicht mehr behagen,
„Und ich fühl's, meine Zeit ist aus — was soll ich allein hier,
„Zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Erdäpfel-Kraute?“
D'rauf ging die Mutter hinaus mit Eferstnli und Plunni,
Kalt war es schon und man fror an den Fingern Morgens und Abends.
Endlich kam er nach Haus, und in der staubigen Scheune
Wurde gedroschen von früh um zwei bis Abends um vier Uhr;
D'rauf kam des Müllers Esel und trug ihn hinüber zur Mühle,
Und dann bracht' er ihn wieder, zu kleinen Körnchen zermahlen;
Und mit fetter Milch vom jungen, fleckichten Kühchen
Kocht ihn die Mutter im Topf — nicht wahr, er schmeckte euch köstlich?
Wischet die Löffel ab; Eins bete: danket dem Herren —
Und nun geht in die Schule; der Büchersack hangt dort am Fenster!
Falle mir Keines, gebt Acht und lernet, was man euch aufgiebt.
Wann ihr wieder heimkehrt, bekommt ihr getrocknete Pflaumen.

Nach Hebel.

42. Winterlied.

Das Feld ist weiß, so blank und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein;
Die blaue Luft ist stille;
Hell, wie Krystall,
Blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstrahl spaltet sich im Eis,
Er flimmert blau und roth und weiß,
Und wechselt seine Farbe.
Aus Schnee heraus
Ragt, nackt und kraus,
Des Dorngebüsches Garbe.

Von Reifenduft befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstrahl bewegen.
Dort stäubt vom Baum
Der Flocken Flaum,
Wie leichter Blüthenregen.

Tief sinkt der braune Tannenast
Und drohet mit des Schnees Last
Den Wand'rer zu beschütten;
Vom Frost der Nacht
Gehärtet, kracht
Der Weg von seinen Tritten.

Das Bächlein schleicht, von Eis geengt;
Voll lauter blauer Zacken hängt
Das Dach; es stockt die Quelle;
Im Sturze harrt,
Zu Glas erstarrt,
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise pipet laut;
Der munt're Sperling pickt vertraut

Digitized by Google

Er blickt mich an — es geht ihm nah:
Er ist gewiß bald wieder da.“

„Und unter mir, in Berg und Thal,
Wie blitzt und glänzt es überall!
Nichts ist, als Schnee und Schnee zu seh'n;
Ja, mir zur Ehr' ist das gescheh'n.
Wohin ich geh' im weiten Feld,
Sind Bahn und Brücken wohlbestellt.“

Er sagt: „Ich bin ein frischer Mann!
Ich hab' ein luft'ges Jäckchen an
Und rothe Wangen, Augen klar,
Und Duft im schöngelockten Haar,
Nicht Kopfschmerz und nicht Gliederweh,
Und wo ich schreite, kracht der Schnee.“

„Ich bin kein ungeschickter Mann!
Sieh, wie ich überzuckern kann!
Ich hauch', und das Gebüsch umrankt's,
Und an den zarten Birken schwankt's;
Das bringt des Zuckerbäckers Hand
Mit Geld und Gut wohl nie zu Stand.“

„Sieh jetzt auch deine Scheiben an,
Und wie ich Bilder zeichnen kann.
Da hast du Blumen! sind sie schön?
Da ist ein ganzer Wald zu seh'n!
So kunstreich macht's der Frühling nicht,
Nicht Alles thut der Farben Licht.“

Er sagt: „Ich bin ein starker Mann!
Wer ist's, der mich bezwingen kann?
Starr wird der Jäger auf der Jagd,
Der Brunn'=Trog springt, der Eichbaum kracht;
Frau Sonne hat sich auch versteckt,
Ihr Antlitz ist vom Duft bedeckt.“

Wahr ist's, man weiß nicht, was sie treibt,
Und wo sie alle Morgen bleibt.
Wie lang' die Nacht auch dauern mag,
Sie schlummert bis zum vollen Tag;
Und währte bis um Zehn die Nacht,
Ihr säht sie nicht vor Eilf erwacht.

Hat sie's gehört? Dort ist sie ja!
Man glaubt, es brenne fern und nah!
Sie steht in kalter Morgenluft,
Sie schwimmt in rothem Nebelduft.

Digitized by Google

Das Fenster hauch' ein wenig an,
Damit man besser sehen kann.

Der Nebel wogt in Massen dicht;
Die Sonne kämpft, und weichet nicht.
Ihr ist der Sieg nun. Weit und breit
Strahlt ihre Pracht und Herrlichkeit.
O sieh, wie sie die Fenster schmückt
Und durch das Kirchenfenster blickt.

Der Jenner stemmt die Arme ein,
Er rückt am Hut, sieht zornig d'rein
Und sagt: „Ich fürchte Nichts von dir!
Komm nur und messe dich mit mir!
Du hältst es hier nicht lange aus
Und rühmst des Sieg's dich nicht zu Haus."

Ja, so lebt's hübsch und lieblich sich,
Die warme Stub' erfreuet dich;
Doch manche Frau in Noth und Harm,
Sie trägt ihr nacktes Kind im Arm;
Sie wärmt's und kost's und küst's zur Ruh',
Und deckt's mit ihrer Schürze zu.

Sie hat kein Holz und hat kein Brot,
Sie sitzt und klagt's dem lieben Gott;
Friert Alles auch — doch schmelzt der Schmerz
Zu Thränen noch das Mutterherz.
Der Jenner ist ein rauher Mann,
Er nimmt sich nicht der Armen an.

Geht, bringt der armen Fischer-Lies'
Ein Hemd und Mehl und das und dies;
Auch tragt ein wenig Holz zu ihr
Und saget, morgen backten wir,
Da läg' ein Brot für sie bereit.
Nun deckt den Tisch — denn es ist Zeit.

Nach Hebel.

46. Freuden des Winters.

Freunde, laßt uns fröhlich sein!
Bricht jetzt gleich der Winter ein;
Möcht' er auch noch ärger wüthen,
Trotz kann ich und du ihm bieten;
Uns're Rüstung macht uns stolz,
Denn Gott gab uns Pelz und Holz.

Wollt ihr Floren's Reize seh'n?
Laßt uns an die Fenster gehn.
Ohne seiner viel zu warten,
Seht ihr hier den schönsten Garten,
Blumen, die ihr minder kennt,
Als selbst die aus Orient.

Digitized by Google

Blickt nach jenem Tannenwald!
Welche prächtige Gestalt!
Kronenleuchter mit Juwelen
Hat noch nie auf unsern Sälen
Je der Reichthum ausgeschmückt,
Als ihr hier in Meng' erblickt.

In ein silbernes Gewand
Hüllet sich das ganze Land.
Kleine Federbüsche decken
Die kandirten Sträuch' und Hecken,
Und ein glänzender Krystall
Bauet Brücken überall.

Auf! hinab auf jenen Teich!
Welche Freuden beut er euch!
Unter flügelschnellen Schritten
Fliegt der Boden weg, und Schlitten
Eilen mit euch, wie der Nord,
Ueber helle Spiegel fort.

Aber seine Pfeile gehn
Euch zu scharf zum Wiederstehn?
Fort! zurück in eure Zimmer!
Seht, der angenehme Schimmer
Vom wohlthätigen Kamin
Lockt euch wärmend zu sich hin.

O, ein guter Vater harrt
Hier auf eure Gegenwart,
Um in süßen Abend-Mähren
Und Geschichten euch zu lehren;
Und die Mutter von dem Haus
Theilt gebrat'ne Aepfel aus.

Bald gesellen sich noch mehr
Kleine Freunde um euch her.
Singt ein Kinderliedchen! singet!
Macht ein Tänzchen, hüpft und springet!
Fehlt Musik? wer trällern kann,
Stimm' ein lustig Stückchen an!

Weiße.

47. Der arme Baum.

1.

Als der holde Frühling wieder,
Schwebend auf der Sonne Strahl,
Zu der Erde Berg und Thal
Lächelnd, segnend kam hernieder, —

Wie sich da die Bäume schmückten
Neu mit schönem grünen Kleid
Und in sel'ger Heiterkeit
Grüßend ihm entgegenblickten!

Wie sie würzig dann ergossen
Ihrer Blüthen süßen Duft,
Und die weite Himmelsluft
War von Wohlgeruch durchflossen!

Und die frohen Menschen kamen
Eilend her zum grünen Wald,
Jauchzten Alle, jung und Alt,
Nannten jeden Baum mit Namen.

Lobten jetzt des Laubes Weiche,
Jetzt den saftig frischen Glanz,
Baten, daß zu buntem Kranz
Blüthe, Blatt er ihnen reiche.

Aber seitwärts ungesehen
Stehet still ein dunkler Baum;
Und die Frohen merken kaum,
Wie sie d'ran vorübergehen.

Doch durch seine Wipfel rauschet
Windeswehen, leis' und hohl;
Sanfter Klage gleicht es wohl,
Wenn sie fern das Ohr belauschet.

Recht, als rief aus allen Zweigen
Eine Stimme trauernd her:
Wenn auch ich so schön doch wär',
Könnte mich auch liebend neigen!

Aber düster muß ich tragen
Stets mein rauhes Winterkleid,
Und es wird mir nicht erneut
In den milden Frühlingstagen.

Digitized by Google

Und ihr eilt an mir vorüber,
Und das thut mir, ach, so weh;
Daß ich immer ernster steh',
Immer trauriger und trüber.

2.

Als dann Herbst herab sich senkte
Und aus seiner vollen Hand
Rings umher dem ganzen Land
Süßer Gaben Fülle schenkte, —

Da im Garten auf den Zweigen
Glänzten Früchte mannichfalt,
Daß die schweren Bäume bald
Sich herab zur Erde neigen.

Und die frohen Menschen gingen
Alle, jung und alt, hinaus,
Trugen wohlgemuth nach Haus,
Was sie jeden Tag empfingen.

Und zu jedem Baume sehen
Sie mit hellem Blick hinan;
Jeder giebt, wie viel er kann,
Keiner lässet leer sie gehen.

Und auch jedem Baume sagen
Sie ein freundlich dankend Wort,
Wünschen, daß er fort und fort
Jedes Jahr so reich soll tragen.

Aber von der Seite stehet
Ernst ein hoher Baum herein,
Stehet immer so allein,
Weil der Menschen Fuß ihn fliehet,

Sieht des Herbstes milde Gaben
Auf den Aesten rings umher. —
Seine Früchte hart und schwer
Können keine Zunge laben.

Und durch seine Wipfel sauset,
Wie im Zorn, ein hohler Wind;
Und zur Mutter flieht das Kind,
Weil ihm vor dem Baume grauset.

Kind, du brauchst ihn nicht zu scheuen;
Seine Armuth thut ihm leid,
Daß er nicht zu dieser Zeit
Kann mit Früchten dich erfreuen.

Und er brächte doch so gerne
Dir das Allerbeste dar;
Darum tönet immerdar
Seine Klage in die Ferne.

3.

Und der Herbst auch zog von hinnen;
Winter kam, so rauh und kalt,
Trieb die Leute mit Gewalt
Zu dem warmen Herde d'rinnen.

Und in immer wildern Stürmen
Lärmt's um Fenster her und Dach;
Sorglich sieht der Vater nach,
Ob noch Thür und Riegel schirmen.

Und die Kinder sitzen bange,
Eingeengt im dunkeln Haus,
Möchten, ach so gern, heraus, —
Und der Winter währt so lange! —

Sehen düst'rer stets die Tage,
Länger stets die kalte Nacht,
Und des lieben Gottes Pracht
Gar verkehrt in Leid und Plage.

Aber in des Winters Mitte
Kommt die frohe Weihnachtszeit:
Vater, mache dich bereit
Zu des Festes frommer Sitte!

Und er tritt hinaus in's Freie;
Doch die Bäume stehen leer,
Nirgend blüht ein Zweiglein mehr,
Daß er es dem Christkind weihe.

Horch, da rauscht's von d'raußen wieder!
Fröhlich blickt sein Auge hin:
Sieh, da neigt mit mildem Sinn
Hoher Baum sich zu ihm nieder.

Siehst du grünen meine Wipfel?
Heute kann ich dich erfreu'n;

Digitized by Google

Nimm, es soll mich nicht gereu'n,
Wähle dir den schönsten Gipfel!

D'rinnen, schön geschmückt mit Lichtern,
Von der Gaben Pracht umkränzt,
Steht er; — Lust und Wonne glänzt,
Rings auf allen Angesichtern.

Und die frohen Kinder kennen,
Wie er schön ist, erst ihn kaum,
Bis den guten Tannenbaum
Sie mit Dank und Liebe nennen.

Wilhelm Hey.

48. Am Weihnachtsabende.

Es strahlt ein Baum von bunten Kerzen
Und ruft die Wundernacht zurück,
Als allen glücksbedürft'gen Herzen
Erschien des Himmels schönstes Glück.

Das Glück der Eintracht und der Liebe,
Der reinen Herzen Heiterkeit,
Und wenn uns Nichts hienieden bliebe,
Einst hohe Himmelsseligkeit.

Wir fühlen es: das schönste Leben
Enthüllt sich in der Liebe nur;
D'rum laßt uns lieben, laßt uns geben!
So zeigt sich uns der Gottheit Spur.

49. Den Eltern am Weihnachtsabende.

Kein Blümchen blüht im Garten mehr,
Das unser Aug' erfreuet;
Verstummt ist längst der Vögel Heer,
Das Feld ringsum beschneiet.

Doch bringt der rauhe Wintersmann
Auch manche schöne Freude;
Und wer es nur erwarten kann,
Dem brennt ein Bäumchen heute.

So mag's denn d'raußen frieren, schnei'n;
Im Stübchen hier ist Frieden,
Und reiche Gaben, groß und klein,
Hat Liebe mir beschieden.

D'rum klopft vor Freude mir das Herz
Und dankt für eure Liebe;
Entfernt von euch sei jeder Schmerz,
Und euer Blick nie trübe!

Digitized by Google

Und that ich oft mit leichtem Sinn
Nicht immer, was ich sollte,
So nehmt den guten Willen hin,
Der nie euch kränken wollte!

Anschütz.

50. Der Nachtwächter.

Hu! welch ein gräßlich Wetter heut'!
Wie saust's mir um die Ohren!
So hat's dies Jahr noch nicht geschneit,
So grimmig nicht gefroren!
Doch — eben schlug's im Thurme neun:
Hast du ein Amt, so warte sein!

Wohl bin ich ein geplagter Mann!
Vom Abend bis zum Morgen!
Wenn Alles ruh'n und schlafen kann,
So muß ich wachend sorgen.
Auch wach' ich gern bei Sommerluft
Im süßen Lindenblüthenduft.

Doch wenn es friert, daß überall
Das Wasser starrt im Borne,
Und wenn ich blasen will, der Schall
Zu Eise wird im Horne,
Schneewasser mir den Rücken wäscht,
Und die Laterne mir verlöscht:

Dann ist es Kunst, bei seiner Pflicht
Sich muthlos nicht zu härmen.
Hätt' ich die kurze Pfeife nicht,
Die Nase d'ran zu wärmen,
Ja dann, so wahr ich ehrlich bin,
Wär' auch die Nase längst dahin.

Der Frost ist nicht mein einz'ger Feind.
Wenn ich das Dorf durchschweife,
Tönt öfters, wenn kein Mondlicht scheint,
Hell eine Diebespfeife;
Doch hab' ich's Herz am rechten Ort,
Und droh' ich, — husch! ist Alles fort.

Der Bauer schnarcht indeß in Ruh'
Bei meines Hornes Schalle;
Behaglich liegen Pferd und Kuh
In ihrem warmen Stalle,
Im Neste Gans und Taubenflucht,
Ja selbst der Hofhund in der Bucht.

Digitized by Google

Nur ich verdien' in kalter Nacht
Mein Brot mit Müh' und Kummer;
Doch schläft gewiß, wer so viel wacht,
Im Tod' einst sanften Schlummer:
Bis heller, als mein Horn jetzt schallt,
Des Weltgerichts Posaune hallt.

F. W. A. Schmid.

51. Der Wechsel der Jahreszeiten.

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wiedererwachten Natur;
Es grünen die Blätter, die Reben,
Die Saaten, die Wiesen, die Flur.

Der Sommer mit heißeren Tagen
Reift, was ihm der Frühling gebar,
Und bringt, wenn ermattet wir klagen,
Sanft kühlende Früchte uns dar.

Den letzten erfreulichen Segen
Gewährt uns die herbstliche Zeit:
Dann reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu entzücken bereit.

Und schüttelt von kaltem Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur,
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder,
Sein Eislauf ergötzet uns nur.

D'rum lieb' ich den Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Lieberkühn.

52. Die Jahreszeiten.

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel
Und setzten sich im Sonnenschein
Mit fröhlichem Gewimmel
All' an des Baumes Aeste
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sei'n.

Sie schaukelten in Lüften lau
Auf ihren schlanken Zweigen;
Sie aßen Licht und tranken Thau
Und wollten auch nicht schweigen.
Sie sangen leise, leise
Auf ihre stille Weise
Von Sonnenschein und Himmels Blau.

Digitized by Google

Wenn Mitternacht auf Wolken saß,
So schwirrten sie erschrocken.
Sie wurden von dem Regen naß
Und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.

Da kam am Tag der scharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu sengen,
Und mächtig kam der Frost einmal,
Mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vöglein froren;
Ihr Frohsinn war verloren;
Ihr grünes Kleid war bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum,
Hub stark ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
Mit Schauer zu durchrütteln;
Die bunten Vöglein girrten
Und ihrem Baum entschwirrten: —
Wohin sie kamen, weiß man kaum.

Fr. Rückert.

53. Die beiden Fensterchen.

Es sind zwei kleine Fensterlein
In einem großen Haus,
Da schaut die ganze Welt hinein,
Da schaut die ganze Welt heraus.

Ein Maler sitzet immer dort,
Kennt seine Kunst genau.
Malt alle Dinge fort und fort
Weiß, schwarz, roth, grün und blau.

Dies malt er eckig, Jenes rund,
Lang, kurz, wie's ihm beliebt;
Wer kennet all' die Farben und
Die Formen, die er giebt?

Ein Zaub'rer ist's, das sag' ich kühn!
Was faßt der Erde Schooß,
Das malt er auf ein Fleckchen hin,
Wie eine Erbse groß.

Auch, was der Hausherr denkt und fleht,
Malt er an's Fenster an,
Daß Jeder, der vorübergeh',
Es deutlich sehen kann.

Und freut der Herr im Hause sich,
Und nimmt der Schmerz ihn ein,
Dann zeigen öfters Perlen sich
An beiden Fensterlein.

Ist's schönes Wetter, gute Zeit,
Da sind sie hell und lieb;
Wenn's aber fröstelt, stürmt und schneit',
Dann werden sie gar trüb'.

Und geht des Hauses Herr zur Ruh',
Nicht braucht er dann ein Licht, —
Dann schlägt der Tod die Laden zu,
Und, ach! das Fenster bricht.

Castelli.

54. Ermunterung.

Zu des Lebens Freuden
Schuf Gott die Natur;
Aber Gram und Leiden
Schaffen wir uns nur.

Kümmern uns und haben
Uns're große Noth;
Und doch giebt den Raben
Gott ihr täglich Brot.

Nur durch seinen Segen
Keimt und reift die Saat;
Er giebt Sonn' und Regen,
Hilft uns früh und spat.

Digitized by Google

Kleidet auf dem Felde
Seine Lilien an;
Was mit allem Gelde
Doch kein König kann!

Und wir sollten sorgen?
Klagen sollten wir?
„Ach! vielleicht schon morgen
Sind wir nicht mehr hier.“

Fort mit solchen Sorgen,
Fort mit Grillen weit!
Lebet nicht für morgen,
Lebet nur für heut'!

Fr. v. Köpken.

55. Zufriedenheit.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin?
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn.
Und sing' mit dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So Mancher schwimmt im Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld;
Und ist doch immer voll Verdruß,
Und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und dünkt mich doch so schön,
Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
Läßt Keinen leer ausgeh'n.
Das Käferlein, das Vögelein
Darf sich ja auch des Maien freun.

Und uns zu Liebe schmücken ja,
Sich Wiese, Berg und Wald,
Und Vöglein singen fern und nah,
Daß Alles wiederhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei süßer Ruh.

Und wenn die gold'ne Sonn' aufgeht,
Und golden wird die Welt,
Und Alles in der Blüthe steht,
Und Aehren trägt das Feld:
Dann denk' ich: „alle diese Pracht
Hat Gott zu deiner Lust gemacht!“

Dann preis' ich laut und lobe Gott
Und schweb' in hohem Muth,
Und denk': „es ist ein lieber Gott,

Digitized by Google

Meint's mit den Menschen gut!"
D'rum will ich immer dankbar sein
Und mich der Güte Gottes freu'n. Miller.

56. Ueb' immer Treu' und Redlichkeit.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab:
Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durch's Pilgerleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Antlitz sehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du bei'm Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue, was er thu';
Der Teufel treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht,
Und wünscht sich Nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Raum
Im Grabe keine Ruh'.

Sohn, übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen d'rauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf.
Hölty.

57. Gottes Ruf.

Wo hör' ich Gottes Ruf?
Hörst du des Donners Allgewalt
Das weite Himmelsfeld entlang
Und wieder mit geschwindem Gang
Noch mächtiger aus Thal und Wald?
Hörst du den Sturmwind, wie er saust,
Daß dir's im Herzen bangt und graust?
Das ist ein Ruf vom lieben Gott:
"Ihr Menschen macht mich nicht zum Spott,
An meinem Drohen hört's und Schelten,
Ich bin der Herr, ich kann vergelten."

Wo hör' ich Gottes Ruf?
Gedenkst du an den Frühlingshauch,
Wie er durch alle Fluren gehet,
Daß Feld und Wiese lauschend stehet
Und jeder Baum und jeder Strauch?
Das ist ein Ruf von Gott, dem Herrn,
Sie Alle hören ihn so gern,
Verstehen freudig, was er spricht:
"Ihr Knospen, Blüthen, kommt an's Licht!
Der Winter darf euch nicht mehr drücken,
Ihr sollt mit Lust die Erde schmücken."

Wo hör' ich Gottes Ruf?
Einmal aus deinem Morgentraum,
Noch war nicht Tag, noch Licht zu sehen,
Vernahmst du wohl ein flüsternd Wehen;
Die zarten Blätter rührt' es kaum,
Doch all' der kleinen Vögel Schaar
Hat es verstanden wunderbar.
Des Vaters Ruf ist: „Auf! erwacht!
Vorüber ist die Schlummernacht."
Da schütteln froh sie das Gefieder
Und jauchzen ihre Morgenlieder.

Wo hör' ich Gottes Ruf?
Kind, siehest du die Bibel dort?
Das ist ein heilig erntes Buch,
Da stehet Segen d'rin und Fluch,
Daraus ruft Gottes wahres Wort,
Giebt jetzt ein heiliges Gebot —
Bewahr's und flieh den ew'gen Tod! —
Jetzt tröstet's dich mit Liebesmund
Und macht dir sein Erbarmen kund,
Und sagt: „Er selbst will dich erlösen,
Der treue Hirt, von allem Bösen."

Wo hör' ich Gottes Ruf?
O rufe du nur selbst ihn an
Mit frommem Flehen und Gebet!
Antworten wird er früh und spät,
Ob's auch kein And'rer hören kann.
Doch du in deiner stillen Brust
Vernimmst sein Vaterwort mit Lust,
Wie treu es warnt, zum Guten weist,
Wie mild es tröstet und verheißt,
Und ruft: „O komm, ich will dir Leben
Auf Erden und im Himmel geben!"

W. Hey.

58. Das Lied vom Vater.

Der Vater, der im Himmel wohnt,
Hat diese weite Welt
Für uns gebaut und Sonn' und Mond
Gar herrlich aufgestellt.

Hat grüne Felder angelegt
Und weislich hingesä't,
Was Obst und Korn und Blumen trägt,
Und was die Sense mäht.

Er sieht herunter Nacht und Tag
Auf seine Kinder all';
Er warnt und lockt im Donnerschlag
Und in der Nachtigall.

Er schuf durch seinen Liebeshauch,
Nach seinem Ebenbild,
Auf Erden gute Väter auch,
Im Herzen fromm und mild.

Die bau'n im großen Gotteshaus
Sich ihre Hütte an
Und schmücken sie den Kindern aus,
So gut ein jeder kann.

Digitized by Google

Die ziehen Bäum' und Blumen auf,
Umzäunen grünes Feld
Und tragen mancherlei zu Hauf'
In ihre kleine Welt.

Denn nimmer ist der Väter Brust
Von treuen Sorgen leer;
Das Sorgen wird zu lauter Lust
Und kommt von oben her.

Gott, dessen Licht auf Meer und Land
Uns Allen fröhlich scheint,
Der hat durch solch ein Herzensband
Uns allzumal vereint.

Der gab den Vaternamen sich,
Daß uns von seiner Treu'
Der Namen schönster ewiglich
Ein heilig Zeugniß sei.

Jacobi.

59. Gott ist die Liebe.

Du bist die Liebe, guter Gott!
Das sagt mir, was ich schau':
Der Morgenstern, das Abendroth,
Das holde Himmelsblau.

Der Vogel singt, von dir genährt,
Voll Lust auf grünem Ast;
Sein frohes Lied uns Menschen lehrt,
Wie du so lieb uns hast.

Der Blumen hundertfarb'ne Pracht
Im Thale weit und breit,
Die du, o lieber Gott, gemacht,
Zeigt deine Freundlichkeit.

Durch Gras und Blumen fließt der Quell
Mit sanfter Silberfluth
Und zeigt, ein Spiegel klar und hell,
Wie du so lieb und gut.

Die Wolke, die das weite Land
Mit reichem Segen tränkt,
Auch sie verkündet jene Hand,
Die alles Gute schenkt.

Der Regenbogen, der so bunt,
So mild und lieblich strahlt,
Er machet uns die Liebe kund,
Die ihn so schön gemalt.

Du bist es, der die gold'ne Saat,
Dies Meer, von Aehren reich,
So wunderbar gesegnet hat;
Wer ist an Huld dir gleich?

Auch in der Sonne hellem Glanz
Strahlt deine Liebe mir;
Sie ist in ihrem Strahlenkranz
Ein Fünklein nur von ihr.

In Mitte dieser schönen Welt,
Die deine Liebe schuf,
Hast du den Menschen hingestellt
Was ist nun sein Beruf?

Er soll an all' der Herrlichkeit
Nicht kalt vorübergehn,
Soll deine Liebe, hocherfreut,
In deinen Werken sehn.

Er soll sein Herz, o Gott, nur dir
Voll frommen Dankes weih'n,
Soll Zeuge auch auf Erden hier
Von deiner Liebe sein.

Er sei zu helfen stets bemüht,
Sei gütig, freundlich, mild
Und, ganz von deiner Lieb' durchglüht
Von dir das schönste Bild.

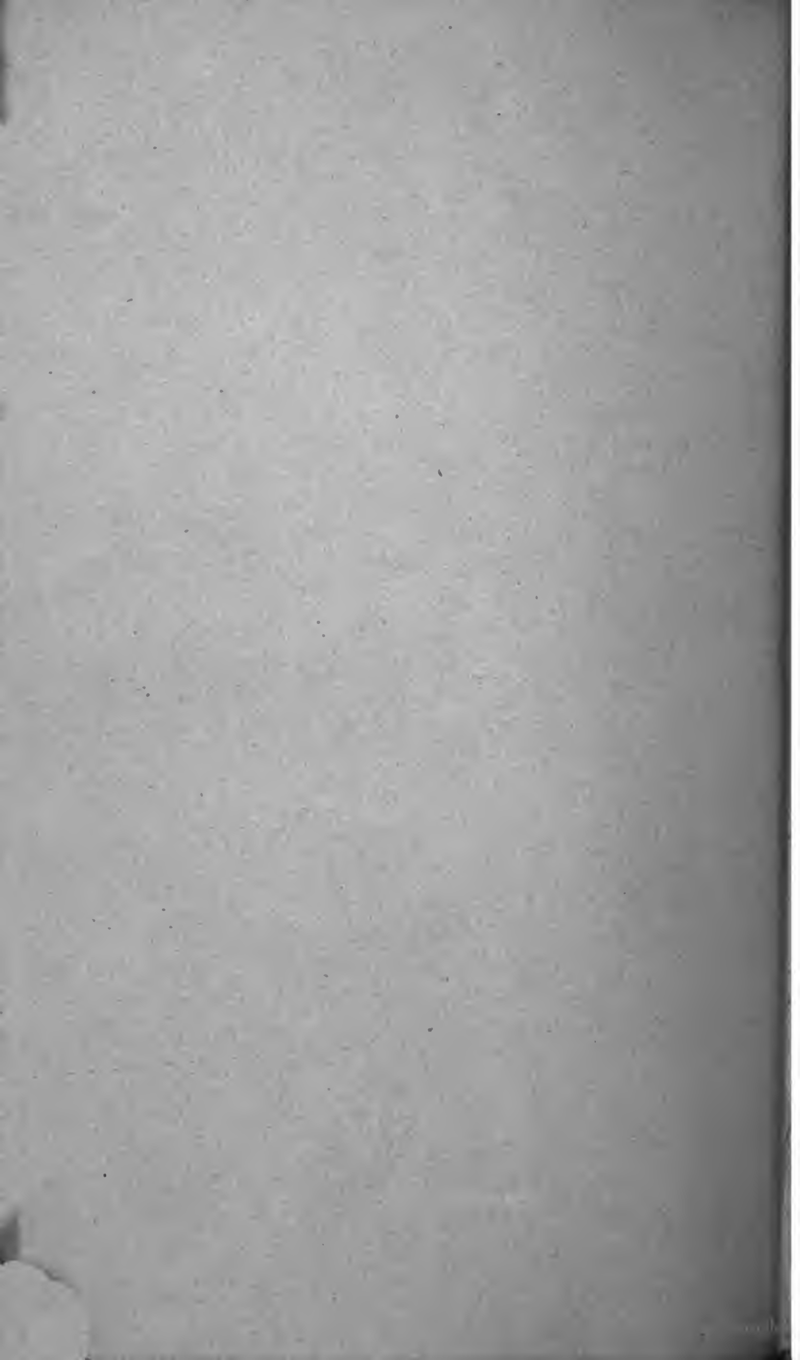
Chr. Schmid.

Digitized by Google

Gedruckt bei Hermann Heuer in Peine.

Digitized by Google





Vol. 1







Digitized by Google